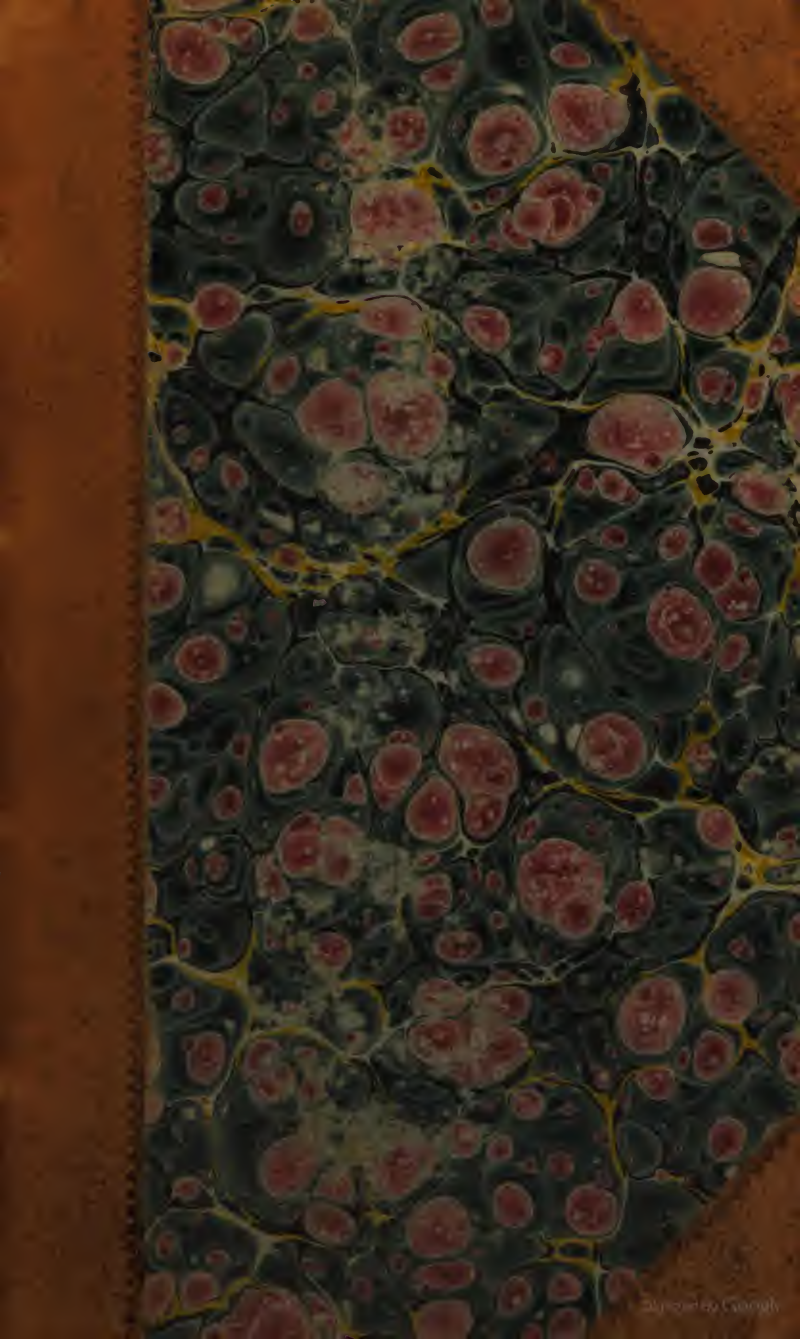

Soc. 3974 e. 159
1837(1)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

DREISSIGSTER JAHRGANG.

ERSTE HÄLFTE.

Januar bis Juni.

HEIDELBERG.

In der Universitäts-Buchhandlung von C. F. Winter.

1837.

Digitized by Google

Digitized by Google

Archives ou Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau. Recueil publié avec autorisation de S. M. le roi, par Mr G. Groen van Prinsterer, Chevalier de l'ordre du Lion Belgique, Sécrétaire du Cabinet de S. M. Conseiller d'état. Première Série. Tom. I. Année 1552—1565. 296 S. Tom. II. Année 1565. 516 S. Tom. III. Année 1567—1572. 520 S. Leyde, Luchtmanns 1835. 8.

Mehrere Holländer versicherten neulich dem Referenten, der daran zweifelte, dafs ganz im Stillen in Holland die historischen Studien von angesehenen Männern mit Liebe und Interesse getrieben würden, und dafs ein van Kampen und Andere, deren Originalarbeiten oder Uebersetzungen Ref. bisher zu Gesicht gekommen sind, des Beifalls des eigentlichen Kerns der Nation eben so wenig geniefsen, als ähnliche für den Buchhändler oder für den Effect arbeitende Schriftsteller unter uns des Beifalls der Bessern alles Lärmens in Journalen und Zeitungen ungeachtet je genossen haben. Dafs dies in der That der Fall sey, sieht er aus dem anzuzeigenden Werk und aus des Baron von Reverberg neuester Geschichte des Königreichs Holland. Was das letzte, hauptsächlich gegen Nothomb gerichtete Buch angeht, so wird Ref. nächstens eine kurze Anzeige davon machen, jedoch das politische Feld, dem es angehört, so viel als möglich meiden. Das Buch macht aber unstreitig dem Verfasser und dem Könige, dessen edle Bemühungen darin gepriesen werden, um so mehr Ehre, je geschickter Herr von Nothomb alles zusammengestellt hatte, was für seine Landsleute und für ihr Beginnen sprechen konnte.

Hr. Groen van Prinsterer ist, wenn sich Ref. nicht täuscht, dem gelehrten Publikum schon als Kenner des klassischen Alterthums durch eine treffliche Probeschrift bekannt, und wird sich durch diese Bekanntmachung der Urkunden aus einer Zeit, in welcher sein Vaterland unter den Helden des Hauses Nassau zur Hauptmacht von Europa geworden war, ein unsterbliches Verdienst erwerben. Man vergleiche einmal Alles, was die Franzosen bekannt gemacht haben, und besonders die Einleitungen und Noten der Herausgeber mit dem, was hier geleistet ist! Die Einleitungen, Noten, Inhaltsanzeigen der einzelnen Briefe bilden ein

Digitized by Google

eignes sehr schätzbares historisches Werk; der Druck und das Papier sind der Leydener Presse, aus der es hervorgegangen ist, würdig.

Ref. glaubt dem deutschen Publikum einen Dienst zu thun, wenn er dieses Werk sehr genau und ausführlich anzeigt, damit Kenner und Forscher und auch die Freunde historischer Lectüre sehen können, was sie darin zu suchen haben. Er wird sich dabei soviel möglich an die Worte des Herausgebers halten, um zu zeigen, wie vortrefflich dieser den Gebrauch der Materialien, die er bekannt macht, andeutet. Nur hie und da will Ref. den Bericht des Vfs ergänzen, wäre es auch nur, um ihm zu beweisen, mit welcher Aufmerksamkeit er diese Briefe durchgesehen hat.

Wenn Ref. in Rücksicht des Charakters Wilhelms I. nicht ganz mit Herrn Groen van Prinsterer übereinstimmen sollte, so geschieht dies nicht, weil er mit einem deutschen Beurtheiler, den Herr Groen van Prinsterer am Ende der Einleitung zum dritten Theil mit vieler Artigkeit und Höflichkeit widerlegt, sich des Herzogs von Alba und Philipps II. als der legitimen Macht gegen einen Rebellen annehmen wollte, dazu hat er weder Beruf noch historische Gründe; ebenso wenig als er wie die Leute, die der Herausgeber der Briefe Vol. II. pag. XVI hart anfährt, dem Helden den caractère assez commun assez ignoble, d'intrigant politique giebt, da er seine historische Ueberzeugung keinen reminiscences appartenantes à un autre ordre et d'hommes et de revolutions verdankt. Ref. hält dafür, dafs es genug seyn sollte, zu beweisen, Wilhelm war ein grofser, kluger, unsterblich um die Menschheit verdienter Mann, seine politischen Tugenden überstiegen bei weitem seine moralischen Fehler — weiter führen Ref. diese neuen Documente nicht, und so urtheilte er auch vorher. Wir übrigen Menschen, in der Stille des einfachen Privatlebens oder der blofsen ganz gewöhnlichen und unbedeutenden Beschäftigung mit den Studien begraben, haben den Trost, dafs Genialität und Gröfse mit der bürgerlichen oder, wenn man will, christlich apostolischen (nicht byzantinischen) Moralität fast nie vereinigt gefunden werden. Man denke an alle grofse Männer von Alcibiades und Cäsar bis auf Peter den Grofsen, Bonaparte und Wellington; man studiere Göthe's und Anderer Leben, oder lese nur die Lobschrift, die Herr Körte neulich Wolfs des Philologen Leben genannt hat.

Herr Groen van Prinsterer sagt in der Vorerinnerung zum 1. Theil zuerst im Allgemeinen Folgendes über sein Buch:

Digitized by Google

Der König hat mir erlaubt, einen Theil seines Hausarchivs bekannt zu machen. Der Reichthum dieses unschätzbaren Vorraths besteht besonders in Privatbriefen. Die Sammlung, welche S. M. mir zu veranstalten erlaubt, wird daher besonders und sogar fast ausschliefsend nur solche Briefe enthalten, die nicht eigentlich officiell sind, und man weifs, dafs gerade diese Art Nachrichten oder Urkunden am brauchbarsten ist, um die eigentlichen Ursachen der Begebenheiten, die geheimen Beweggründe der Handlungen, oft sogar die Falten des Herzens zu ergründen, und Dinge aufzuschliefsen, die ganz eigentlich historisch, aber mehrentheils den mühsamen Forschungen der Geschichtschreiber unzugänglich sind.

Keine Dynastie war reicher an merkwürdigen, an grofsen Männern, als die nassauische; und beinahe Alles, was wir hier abdrucken lassen wollen, ist entweder von diesen Personen selbst, oder von Fürsten und Privatpersonen, die sie mit ihrem Vertrauen beehrten, geschrieben worden. Die Geschichte der vereinigten Niederlande, welche so innig mit der Geschichte des Hauses Oranien-Nassau zusammenhängt, wird durch diese Sammlung bedeutende Aufklärungen erhalten.

Diese Familie, die mit fast allen Dynastien von Europa zusammenhing und an der Spitze einer Republik stand, welche auf das ganze europäische Staatensystem grofsen Einflufs übte, hatte immer sehr viele Verbindungen in fremden Ländern. Viele Fürstenhäuser werden in dieser Sammlung wichtige Nachrichten über Charakter und Handlungen ihrer Vorfahren finden, und man wird aus derselben viele Lücken der Geschichte mancher Staaten füllen und viele Urtheile über Personen und Sachen bedeutend berichtigen können. Man wird mit diesen Briefen in der Hand das Labyrinth der verschiedenen Verwicklungen leichter durchlaufen, wenn man von dem Faden geleitet wird, den die feste und gewandte Hand des Stadhouders einst gehalten hat.

Die Geschichte dieser Familie hängt ferner mit der Geschichte der Reformation aufs engste zusammen, und ihre Geschichte zeigt, was eigentlich die wahrhafte Kraft eines christlichen Helden und eines christlichen Volks ausmacht. Diese Geschichte bietet überall Beweise von derjenigen Wahrheit, welche die beste Lehre ist, die man überhaupt aus der Geschichte ziehen kann, dafs nicht die Menschen, sondern Gott die Welt regiert, und dafs jede Gewalt an dem Felsen der christlichen Kirche scheitern wird.

Digitized by Google

Ref. will noch einige Seiten der Einleitung, soweit sie mit dem Inhalt in unmittelbarer Verbindung steht, auch schon aus dem Grunde übersetzen, weil man daraus am besten sehen wird, welcher Unterschied zwischen dem Herausgeber der Papiere des französischen Archivs und dem der holländischen Sammlung statt findet. Der Eine macht windige Phrasen und leere Sophismen, der Andere deutet ganz einfach dasjenige an, worauf es allein ankommt — die Thatsachen und ihren Zusammenhang. Er läfst, wie billig, ganz unentschieden, was nothwendig, was zufällig war, denn das weifs nur Gott und die Philosophen und Theologen zu entscheiden. Es heifst hier:

Die erste Reihe von Bänden wird die Zeiten Wilhelms des Ersten in sich fassen; also einen Zeitraum, der in jeder Beziehung von grofser Bedeutung ist. Die Archive enthalten eine sehr bedeutende Zahl von Documenten, welche sich darauf beziehen, die wichtigsten derselben sollen in diese Sammlung aufgenommen werden. Sie beziehen sich gröfstentheils auf den Kampf, den der Prinz bestehen mufste, ein Kampf, der grofse und glückliche Folgen hatte. Dieser Kampf war ein europäischer, er ging von der Religion aus. Spanien, überwiegend durch Reichthümer, durch die Macht seiner Beherrscher, durch den Einflufs seiner Literatur und die Unerschrockenheit seiner Soldaten, war damals in mancher Beziehung dasselbe, was später Frankreich ward. Der Krieg mit den vereinigten Niederlanden erschöpfte Spanien und veränderte das bisherige Verhältnifs der Staaten unter einander; dem unaufhörlichen Fortschreiten des Hauses Habsburg ward eine Schranke gesetzt; allein der damalige Kampf galt noch aus einem andern und viel wichtigern Grunde nicht blos dem Schicksal der vereinigten Niederlande. Es mufste dabei entschieden werden, ob es gelingen werde, durch Vertilgung aller bürgerlichen und politischen Freiheit auch alle Gewissensfreiheit zu unterdrücken; es galt dem Siege des Evangeliums über Aberglauben und Unglauben. Dies war eine Sache der ganzen christlichen Welt, welche an Allgemeinheit noch diejenige übertraf, deren Held ein Jahrhundert später Wilhelm III. war. Wir übergehen die folgende Seite, wo der Verf. seine sehr richtige Ansicht des Wesens der ersten Kämpfe in den Niederlanden entwickelt, und führen nur dasjenige an, was sich unmittelbar auf die bekannt gemachten Aktenstücke bezieht. Der Briefwechsel Wilhelms I., den wir hier bekannt machen, fährt er fort, wird ein neues Licht über seinen Charakter verbreiten. Man wird

Digitized by Google

sehen, dafs er weder ein Freund republikanischer Einrichtungen, noch Haupt eines Aufstandes war, oder unter der Hand Empörung vorbereitete. Er war kein egoistischer Staatsmann, der seine Pflichten verletzte und die Ruhe und das Blut der Nationen seinen ehrgeizigen wohlberechneten Planen opferte u. s. w.

Der Verf. giebt hernach noch folgende kurze Notiz in Beziehung auf den ersten Band:

Die hundert und drei und zwanzig Briefe, welche dieser erste Theil enthält, sind alle in den Jahren 1552 bis 1565 geschrieben. Der gröfste Theil (acht und neunzig) derselben gehört in die Jahre 1561 — 1565. In Deutschland hatte der Religionsfriede, so wenig er in vielen Beziehungen genügte, wenigstens die Gemüther einigermafsen beruhigt. In England setzte die Königin Elisabeth seit 1558 die Reformation fort; in Frankreich veranlafsten (1562) die Verfolgungen der Huguenotten einen bürgerlichen Krieg; in Spanien erstickte man den Protestantismus in der Geburt. Was die Niederlande angeht, so entwickelte sich dort der Keim der Unruhen mit einer wachsenden Schnelligkeit. Man bemerkt dabei zuerst, bis zur Abreise des Cardinals Granvella im März 1564, die Bemühungen, diesen, durch seine Talente, seinen Einfluſs, seine Plane furchtbaren Mann, zu entfernen; dann bemerkt man bis zum Ende des Jahres 1565 die Bestrebungen, vom Könige Gewissensfreiheit zu erlangen. Die Weigerung, Duldung zu gewähren, führte die furchtbare Krisis herbei, deren endliches Resultat indessen der Sturz des Fanatismus und der Triumph der Grundsätze des Christenthums war.

Der Herausgeber zeigt übrigens grofse Bekanntschaft mit der neuern deutschen historischen Literatur; er hat alles gelesen, was in Deutschland in Beziehung auf die Zeiten, denen die von ihm bekannt gemachten Briefe angehören, geschrieben ist, sowohl die allgemeinen Geschichten, als die Documente, welche die Herren Arnoldi und von Rommel haben drucken lassen. Dabei möchte Ref. dem Herrn Groen van Prinsterer fast vorwerfen, dafs er, mit dem Alterthum innig bekannt, das Bedeutende und Unbedeutende zu wenig zu unterscheiden wisse; vielleicht ist das aber nur Bescheidenheit und Höflichkeit. Ref. will einiges Einzelne aus den drei Bänden der Sammlung anführen, um das Verdienst des Herausgebers anschaulich zu machen. Von Kritik kann nicht die Rede seyn, sondern ganz allein von der Beziehung, worin diese neuen Urkunden zu dem schon Bekannten stehen.

Digitized by Google

Herr Groen van Prinsterer eröffnet den ersten Band der Sammlung mit einer Bemerkung über Mémoires de Guillaume I., welche dieser selbst verfafst haben soll und die der Graf d'Estrades sich rühmt, im Cabinet seines Sohnes aus besonderer Gunst gelesen zu haben. Die Bemerkung des H. G. v. P. geht dahin, zu beweisen, dafs der Graf aufgeschnitten hat, und dafs dergleichen Denkwürdigkeit weder jetzt in einem Archive gefunden werden, noch auch jemals vorhanden gewesen sind. Der Verf. gebraucht freilich nicht das harte Wort von d'Estrades Nachricht, dessen sich Ref. bedient hat, sondern er sucht die Wahrhaftigkeit des Grafen auf eine Weise zu retten, die uns so wenig einleuchten will, dafs wir lieber gerade heraus sagen, es ist ein Irrthum, eine Lüge, als zu einer so wunderlichen Fiction, wie die S. XIX ist, unsere Zuflucht nehmen. Am Ende, was lernten wir aus den Memoires? Dafs Wilhelm Meister seiner Feder ist, das lernen wir auch aus den Briefen.

Unter den 21 ersten Briefen des ersten Bandes, welche Wilhelm I., damals wenig über einundzwanzig Jahre alt, und dennoch Oberbefehlshaber von Carls V. Truppen, an seine Gemahlin schrieb, sind uns besonders Lettre XVII. und Lettre XIX, pag. 21 und 23 aufgefallen. Wir bewundern zugleich den richtigen Takt, mit welchem der Herausgeber, durch eine einzige Zeile, die historische Beziehung der beiden Briefe hervorgehoben hat. Ueber No. XVII würden wir uns anders ausdrücken als Herr Groen van Prinsterer. Wir würden sagen, man sehe daraus, wie freundlich und herzlich Wilhelm schreiben und reden konnte, wenn er Herzen gewinnen oder sich alte Freunde erhalten wollte. No. XIX dagegen zeigt, wie sehr sich alle Verhältnisse in den Niederlanden unter Philipp II. schon vor dem Tode Carls V. und vor der Schlacht bei Sct. Quintin geändert hatten. Ref. ergreift die Gelegenheit, um anzudeuten, dafs ein rüstiger Schriftsteller für Romanleser aus diesen Bänden sehr leicht eine Anzahl unterhaltender und belehrender Stücke für das grofse zum Zeitvertreib lesende Publikum, das jetzt mit Briefsammlungen aller Art überschwemmt wird, sammeln und dem Geschmack dieses Publikums anpassen könnte; er will deshalb einen Brief ganz übersetzen. Er wählt No. XVII; doch darf er nicht verhehlen, dafs man Wilhelms Grofsmuth in Geldsachen dabei nicht hoch anschlagen darf. Diese erste Gemahlin brachte nämlich dem Prinzen von Oranien, ausser Geld und andern bedeutenden Gütern, die Markisate Breda und Diest. Er schreibt:

Digitized by Google

Liebe Frau (ma femme). Ich hatte dich in zwei Briefen gebeten, Du möchtest Dich meiner Geldangelegenheiten wie der Deinigen annehmen, wie ich Dir ebenfalls geschrieben habe, dafs alles Meinige auch Dein sey, weshalb ich mich Dir auch ganz überlassen hatte, besonders auch aus dem Grunde, weil mir hier so viel durch den Kopf geht (j'e issi tant de rompemens de teste), dafs ich mich um meine eigene Angelegenheiten gar nicht bekümmern kann. Uebrigens, liebe Frau, wenn Du mir in Deinem letzten Briefe schreibst, dafs Du sehr betrübt (en paine) bist, dafs ich Dir so lange nicht geschrieben habe, und nicht weifst, ob das nur zufällig sich ereignet, oder ob ich Dir böse sey (que je serois courousé à vous), so hätte ich doch gedacht, die Freundschaft unter uns wäre so gut, dafs dergleichen Argwohn gar nicht Statt finden könnte (ces suspicions seriont amvoié). Ich dächte auch, Du hättest mich für zu verständig gehalten, als dafs ich ohne alle Ursache zürnen sollte. Wenn ich Dir so lange nicht schrieb, so geschah das nur, weil ich gern wollte melden können, was denn König Philipp eigentlich mit dem Lager und Heer vorhabe. Ich kann Dir versichern, dafs ich nichts so sehr wünsche, als dafs ich von Dir eben so sehr geliebt werden möge, als ich Dich liebe. Nächst Gott bist Du, denke ich, am mehrsten von mir geliebt, und wäre ich nicht in mir so fest überzeugt, dafs Du mich liebst, ich wäre nicht so gutes Muths, als ich gegenwärtig bin; das weifs der Schöpfer, zu dem ich bete, dafs er uns die Gnade gewähre, dafs wir unser ganzes Leben hindurch in unverstellter Freundschaft leben könnten, und ich empfehle mich ganz aufrichtig Deiner Gewogenheit.« Wir müssen leider dem Herrn Groen van Prinsterer sagen, dafs dieser Brief, wie vieles Andere, dem Kopfe Wilhelms mehr Ehre macht als seinem Herzen; Wilhelm hatte gerade damals die Gemahlin in den Armen anderer Weiber ganz vergessen, und Philipp von Hessen, dessen Enkelin Anna er nach dem Tode der ersten Gemahlin (März 1558) um 1661 zur Ehe suchte, schreibt, sich der Ehe widersetzend, an Kurfürst August von Sachsen, dessen Bruders (Moritz) Tochter Anna war: Vonn der tugennt des prinzen von Vranien lassenn wir inen einen weldt thugent samen mann sein. So er aber bej dieser unser dochter dochter sein ehe haltenn wirt, wie bei der vorigen, so wirt es Ir beschwerlich genug sein. Die Heirath ward dennoch geschlossen, und Philipps Voraussagung, die wir aus den von Herrn von Rommel bekannt gemachten Urkunden entlehnen, traf wörtlich ein. Da wir auf die

Digitized by Google

Geschichte der unglücklichen Anna, die von Kurfürst August, der gar zu viel mit der lutherischen Orthodoxie und der Concordienformel zu thun hatte, um sich der Erziehung seiner Nichte anzunehmen, schlecht erzogen ward, der hernach Wilhelm nach dem Tode seiner Gemahlin in ihrem 16ten Jahre den Kopf verdrehte, oft zurückkommen müssen, so bemerken wir gleich, dafs Herr Groen van Prinsterer in einiger Verlegenheit ist, seinen Helden in dieser Beziehung zu rechtfertigen. In politischer Rücksicht ist das leicht möglich, auch hat Wilhelm bei weitem mehr Behutsamkeit angewendet, als die leichtsinnige Anna anwenden konnte. Dem Herrn Groen van Prinsterer ist übrigens nichts dahin Gehöriges entgangen. Er führt in der Einleitung zum dritten Theil auch das an, was der Herr Böttiger neulich in v. Raumers Taschenbuche darüber gesagt hat, und in der Note auch Weisse's Museum für sächsische Geschichte. Bekanntlich findet man viele hieher gehörige Urkunden in Arnoldi's historischen Denkwürdigkeiten (Leipzig 1817) S. 103—117 und in von Rommels Geschichte von Hessen. Herr Groen van Prinsterer citirt übrigens von Rommels Biographie Philipps des Grofsmüthigen S. 31 nicht ganz richtig auf die Weise, als wenn sie aus drei Theilen bestände: Ir S. 586—590. IIr 656—661. IIIr 314—330. Ref. bemerkt die Kleinigkeit nur, weil sie einen deutschen Leser in Verlegenheit setzen könnte. Der Verf. hätte citiren sollen, Philipp der Grofsmüthige, Landgraf von Hessen u. s. w. oder Geschichte von Hessen dritten Theils zweite Abtheilung S. 586—590. Anmerkungen S. 656—666. Urkundenbuch S. 314—330. Was Arnoldi angeht, so sagt Herr Groen van Prinsterer zum siebenundzwanzigsten Briefe: Dieser Brief steht in Arnoldi's historischen Denkwürdigkeiten S. 112. In diesem Buche findet man 65 Briefe, welche aus dem Archive des Hauses Oranien-Nassau gezogen sind. Von diesen 65 Briefen gehört die gröfsere Zahl der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts an, doch sind darunter mehrere, die sich auf Wilhelm I. beziehen. Wir haben einige derselben wieder abdrucken lassen, nicht blos, weil das Buch, worin sie stehen, nicht sehr verbreitet ist, sondern auch, weil dort oft Stellen weggelassen sind, die nach unserer Meinung hätten beibehalten werden müssen. Wir setzen hinzu, dafs das Letztere besonders von No. XXVIII gilt. Dies ist nämlich das Schreiben des Landgrafen Philipp an Wilhelm, worin er die Gründe der Verweigerung seiner Einwilligung zur Heirath seiner Enkelin angiebt. Arnoldi hat es nicht vollständig mitgetheilt,

Digitized by Google

sein Abdruck ist daher nicht so passend zur anziehenden Vergleichung mit dem Briefe Philipps an Kurfürst August über dieselbe Angelegenheit, der sich bei v. Rommel im Urkundenbuche No. 81 findet, als der, den H. G. v. P. giebt. Wenn bei Gelegenheit von No. XXX, einem Briefe des jungen Grafen Ludwig von Nassau, die beiden Historiker, Arnoldi und unser Verfasser als begünstigte Diener des Hauses Nassau und jedes Wort vorsichtig wägend, welches der hohen Herrschaft könnte hinterbracht werden, über Schiller erbost sind, dafs er Ludwig mit seinem wahren Namen nennt, so ist das ganz in der Ordnung; auch weifs Ref. recht gut, dafs Schiller als Dichter oft mit der Geschichte umgeht, wie Walter Scott; aber Hr. Groen van Prinsterer thut doch Schiller zu viel Unrecht. Er sagt S. 45: En général on doit se défier d'un historien poëte, — damit stimmt Ref. vollkommen überein, besonders in Beziehung auf Schiller und Herder; was aber jetzt folgt, ist eben so ungerecht, als unwahr. Er sagt nämlich, Schiller sey trop imbu des opinions et des préjugés (Schiller und Vorurtheile!!) d'un siècle soidisant philosophique pour apprécier à leur juste valeur les hommes et les evenemens *éminemment chrétiens*. Schiller wäre also nicht im Stande, das Christliche zu würdigen? Er, der den historischen Gustav Adolph christlich idealisirt? So giebt es denn also auch in Holland wie in Deutschland exclusive Christen, Orthodoxe und Eiferer, die jeden steinigen, der ihnen nicht aufs Wort glaubt, oder der noch einen Funken Menschenverstand übrig behalten will! Möchte doch Gott geben, dafs jedermann nur Chrétien und niemand éminément Chrétien seyn wollte!! Uebrigens folgert Herr Groen van Prinsterer aus der von ihm angeführten Stelle des Van Reyd viel zu viel. Es hat niemand geleugnet, dafs Ludwig onverdroten war, om te arbeiden het zij met zinnen of ligchaam, bovenal God vrezende. Das pafst ja vortrefflich zum Charakter eines abentheuernden Ritters — und so nur nennt ihn Schiller! Ja, van Reyd sagt sogar, Ludwig würde ein ausgezeichneter Kriegsmann geworden seyn, wenn er u. s. w. Er giebt ihm aber ausdrücklich die Eigenschaft eines irrenden Ritters, wenn er hinzusetzt, er hätte schier alteveel stoutheid in het vechten gehabt. — Dies mag dienen, um anzudeuten, dafs man aus den vom Verf. selbst angeführten Worten eines nassauischen Getreuen (van Reyd) leicht beweisen könnte, dafs Herr Groen van Prinsterer entweder Schiller nicht verstanden oder ihm Unrecht gethan hat.

Digitized by Google

Von den unmittelbar auf No. XXX folgenden Briefen übergehen wir viele, theils weil sie sich immer noch auf die Heirath mit Anna von Sachsen beziehen, theils weil sie aus Arnoldi bekannt sind. Auch unter den Briefen bis zur Zeit der Entfernung des Cardinals Granvella wollen wir keinen besonders erwähnen, weil man diejenigen, welche für deutsche Geschichte wichtig sind, aus Arnoldi oder v. Rommel kennt. Aus den mehrsten lassen sich nicht unbedeutende Züge zur Schilderung der Zeiten kurz vor dem Ausbruche der niederländischen Unruhen hernehmen. Im Vorbeigehen will Ref. bemerken, dafs ihm bei dem Tode von Wilhelms erster Gemahlin sehr aufgefallen ist, dafs Wilhelm I, der sich rühmt, dafs er in der Augsburgischen Confession auferzogen war, und beim Tode seiner Gemahlin 1558 seinem Vater (S. 26—27) zwei rührende deutsche Briefe, voll biblischer Salbung und ganz im Geiste und Sinne der Reformation schreibt, im Briefe an den Pabst d. h. im XXXIXsten (der auch bei Arnoldi zu finden ist) gar nicht merken läfst, dafs er kein gehorsamer Diener des Pabstes sey. Er war und blieb Katholik und schreibt dort: Interim tamen, quemadmodum dixi, nihil intermittam operae, quin faciam ea, quae *mearum partium et Catholici principis* propria futura esse arbitror. Diesem gemäfs handelt er auch. Dies hat übrigens der Herausgeber dieser Briefe auch in der beigefügten Note bemerkt, und hat sogar, aller Vorliebe für Nassau ungeachtet, zum 51ste Briefe die Verschwendung erwähnt, deren sich die Herren dieses Hauses und ihre Freunde in Brüssel schuldig machten. Schade, dafs er nicht das Register der einzelnen Ausgaben, das er im Archiv gefunden, hat abdrucken lassen. Er sagt zwar, es sey unleserlich, da er aber sogar den Talleyrand der Zeiten Karls des Fünften, den Granvella (von dem Landgraf Wilhelm von Hessen dem Prinzen schreibt: Es mag sich die K. M. in Spanien wol fürsehen, dafs nicht gemeldeter Cardinal derselben in iren Erblanden ein spiell anrichte, wie er ihrer K. M. Vater Kayser Carolo seligen vor Zeiten einen Lärm im reich angerichtet hat) zu retten versucht, weil er ein monarchischer Minister war, so glauben wir fast, dafs das Register wohl lesbar war, aber nicht zum Zwecke diente. Dies scheint uns um so wahrscheinlicher, als Hr. Groen van Prinsterer aus dem 68sten Briefe, der auch aus Arnoldi bekannt ist, beweisen will, dafs sein Prinz nicht zu denen gehört habe, von denen Strada sage: Aliis ad tuendam dignitatem, profusis jam domesticis opibus, turbata republica opus erat. Uebrigens sind

Digitized by Google

die Bemerkungen und Noten, die der Herausgeber beigefügt, gelehrt, geschmackvoll, passend, kurz, und erhöhen den Werth der Sammlung ganz ungemein. Vergleicht man sie mit den Phrasen des Herausgebers der französ. Sammlung, so wird man erkennen duo cum faciunt idem, non est idem.

Der 76ste Brief, August Kurfürst von Sachsen an den Prinzen von Oranien, wie er hier abgedruckt ist (S. 153), ergänzt, was man bei Arnoldi S. 277 findet, auf eine anziehende Weise. Am angeführten Orte fehlte das Wesentlichste. Uebrigens macht es der Klugheit Wilhelms mehr Ehre, als seinem Herzen, dafs er, während Ludwig und Johann von Nassau sich in ihren Briefen so besorgt zeigen um das Seelenheil des 14jährigen Bruders Heintz, der in Löwen studierte, er darüber ganz ruhig bleibt, und während er mit den deutschen Fürsten politisch-protestantisch correspondirt, doch immer gut päbstlich verharrt. Kurfürst August ist deshalb auch viel zu klug, sich für das protestantische Fürstenthum Oranien, welches für Wilhelm der protestantische Gaspard Pape, Herr von Sct. Alban, vertheidigte, dem der Vicomte von Usez es zu vertheidigen überlassen hatte, sehr zu interessiren, ausserdem waren dort ja nur Calvinisten! Wir wollen eine Stelle aus dem Briefe des Kurfürsten anführen, woraus man sehen wird, dafs wir nicht Unrecht haben, wenn wir behaupten, dafs August, vom Lutherthum und lutherischen Dogmatikern und Concordienformeln schmiedenden eiteln und herrschsüchtigen Professoren geblendet und zur grausamen Verfolgung der Calvinisten und Kryptocalvinisten getrieben, eben so heftig gegen den Pabst ist, als gleichgültig über das Schicksal der unterdrückten Reformirten in Frankreich. Er antwortet, fein genug, S. 155—156:

Wir haben auch vernommen was der Babst an E. L. geschriebenn, und siehett uns der handel fast dafür an, dasz diesz Spiel E. L. durch den schwartzen Pfaffen überzwerch zugeschoben werde; wollten auch E. L. Irer bitt nach, gern unsern Rath und bedencken darinnen mittheilen, weil wir aber nichtt wissen, wasz fur veraenderung inn der religion oder andern von E. L. und den Irem zun Uranien vorgenommen, wer der Sanct-Albanus sey, und was der Bapst für iurisdiction oder rechtmässigkeit über die Stadt Uranien habe, so konnen wir hirzu fuglich nicht kommen. Wir achtten aber dafur, wo sich E. L. sonst gegenn der Kön. Würde zu Hispanien so vorhalten, das sie mitt derselben zufrieden sein, der Bapst werde es auch bei einem

Digitized by Google

gleichenn bleibenn lassenn und derhalben irer Koenigl. Würde keinen einfal inn die Niedererblände und derselben incorporirte fürstenthumb thun. Dieses war im März 1564. Wilhelm suchte indessen, da die Sachen in den Niederlanden immer bedenklicher wurden, den Kurfürsten, wenn es immer möglich sey, in seine Angelegenheiten zu ziehen, und läfst ihm deshalb im April, lettre t. XXXII S. 169 antworten: Und ist nemblich ahndeme das bemeltes fürstenthumb Uranien mein aigen frey gutt ist, und von niemandt, weder dem Bapst, Hispanien, noch Frankreich zum lehen herruert, dahero auch klarlich erscheinet das die jurisdiction und was dero anhaenget, mir als dem Oberherrn und Landtsfürsten allein und sunsten niemandt zugehoert — — — — — — — — Ob ich nuhn wohl vom Bapst seidhero dem ersten kein weider schreiben entpfangen und verhoffen er werde es also darbey beruhen lassen, so bith ich gleichwohl noch wie zuvorn, dieweill dem anders nit als obbemelt E. Churf. Gn. wollen mir iren trewen rath mittheilen, weszen ich mich gehalten solte, da mir der Bapst über mein versehens und verschulden nach auszweissunge seines schreibens zusetzen würde.

Bei Gelegenheit des Danksagungsschreibens des Erzbischoff von Uetrecht, Friedrich Schenk von Tautenburg an den Prinzen scheint der evangelisch fromme Herausgeber sogar diesem gelehrten katholischen Geistlichen einen Vorwurf darüber zu machen, dafs er in den lateinischen Dichtern belesener scheine, als in der heiligen Schrift. In Deutschland macht man jetzt ja gerade der vornehmen, oberflächlichen Welt, wie vorher den Pfaffen ihre Entfernung von allem mühsam zu erstrebenden Wissen, aller klassischen Bildung, und ihre kecke Verachtung alles dessen, was wir studia humanitatis nennen, zum grofsen Vorwurf. Das erwähnte Schreiben (Lettre XC) ist ausserdem ein bloses artiges Danksagungsbillet; wäre es schicklich gewesen, dieses im Styl des A. T. oder einer Predigt abzufassen? Diese Bemerkung bezieht sich auf die kurze Note zum 90sten Brief, welche lautet: Cette lettre fort respectueuse, semble indiquer un homme moins versé dans les saintes Ecritures que dans les poëtes Latins.

Weiter unten folgt eine Anzahl Briefe über die Abendmahlslehre oder vielmehr über die Zänkerei über das Abendmahl, die einem Manne, der in jeder Beziehung so grofse Aehnlichkeit mit Carl V. hatte, als Wilhelm I. höchst lächerlich vorkommen mufste. Der Prinz hatte damals ganz etwas andres zu thun, als an die Gegenwart Christi im Abendmahl zu denken. Man hatte gerade

Digitized by Google

um die Zeit (1565) die Absendung des Grafen Egmont nach Spanien beschlossen.

Bei dieser Gelegenheit erklärt sich Hr. Groen van Prinsterer zum 101ten Briefe über das, was er für wahres Christenthum hält, und Ref. will, weil er gewifs weifs, dafs Hr. G. v. P. diese Blätter zu Gesicht bekommen wird, gerade weil er ihn sehr achtet, ganz freimüthig seine Meinung sagen. Er hält ihn für gebildet genug, um Offenherzigkeit nicht übel zu nehmen, und für edel genug, um eine andere Ansicht göttlicher und menschlicher Dinge als die seinige zu dulden, wenn er sie auch nicht billigen kann. Hr. G. v. P. schliefst sich nämlich förmlich an die Exclusiven und Ueberschwänglichen an, die jetzt in Deutschland besonders unter preufsischem Schutz gedeihen, und nicht eher lernen werden, wie sehr sie sich und Andere täuschen, bis sich der Abgrund aufthut, der ihre verkehrte Kirche, aber leider zugleich auch alle Sittlichkeit verschlingen wird. Dies bezieht sich darauf, dafs S. 222 eine lange Stelle aus der ausserhalb Preufsen sehr berüchtigten Berliner Kirchenzeitung angeführt wird, und dann triumphirend ausgerufen: qui (die Kirchenzeitung) a fait déja tant de bien, en exposant franchement la verité. Wir wollen es dem Holländer zugute halten, dafs er nicht weifs, welches Unheil diese dogmatischen Zeloten anrichten, wie sehr sie der Religion schaden, indem sie nur Extreme übrig lassen und die aus Furcht und aus Klugheit einstweilen schweigenden sehr zahlreichen Zweifler erbittern. Wir hoffen übrigens, dafs es nicht in Holland wie in Deutschland ist, wo man mit der Frömmigkeit nach Gunst, Besoldung, Stellen und Orden jagt, oder in England, wo ein Lyndhurst und andere durch Immoralität berüchtigte Grofse sich stellen, als wenn sie von dem zelo domus dei entbrannt wären, und niemanden täuschen, als wer gern getäuscht seyn will. Ref. hält für genug, sich einmal ganz bestimmt über diese Sache erklärt zu haben; er wird künftig Alles, was sich auf die Religion bezieht, ganz übergehen.

Merkwürdig sind die Briefe Wilhelms an Ludwig, ganz besonders aber No. CVI. CVII. CVIII. Schreiben des Herrn von Brederede an Ludwig von Nassau und an den Prinzen von Oranien, dessen Schlauheit, Verstecktheit, Vorsicht auch in diesem heimlichen Briefwechsel nicht zu verkennen ist. Er bittet daher auch in einem der vorhergehenden Briefe, sein Bruder möge doch bei seinem Verkehr mit dem Landgrafen von Hessen mehr Behutsamkeit anwenden und diesem anempfehlen. Er schreibt

Digitized by Google

S. 243: — — parquoy me sembleroit que deussiez écrire au dit Lantgrave, le priant que vos lettres fussiont tenues secrètes, ou pour le moings, si les vouldroit communiquer à des aultres, que se fusse sur un aultre nom, pour plusieurs respects trop longues à écrire.

Ungerecht ist Hr. Groen van Prinsterer gegen die unglückliche Anna von Sachsen, der Wilhelm, als sie noch nicht siebzehn Jahre alt war, den Kopf so voll Eitelkeit gesetzt hatte, dafs sie darauf bestand, ihn zu heirathen, obgleich ihr Grofsvater Philipp Alles aufbot, um zu hindern, dafs das leichtfertige Mädchen so jung unter die ausschweifende und schwelgerische belgische Aristokratie geriethe. Als ihm Kurfürst August schrieb, die Prinzessin bestehe auf der Heirath und der Prinz sey reich und habe ein grofses Gouvernement, so antwortete er: Ist uns wie vorgemelt seltzam zu horen, das ein sollich Jung Kint von 16 Jahren solt macht haben, sich zu verloben ohne der eltern wissen. Was das Andere angeht, sagt Philipp spöttisch, so glaube er Alles gern, denn der Prinz habe neulich ein Banket gegeben, wobei Tischtücher und Twelen und Alles andere von Zucker gewesen, und da er schon etliche seiner Herrschaften erblich verkauft, so werde, wie man sage, die Heimführung wahrscheinlich von den Katzenellenbogenschen Abstandsgeldern bezahlt werden. Ist es wohl recht, dafs der Herausgeber der Briefe Wilhelms, der schon vier Jahre nach seiner Vermählung mit der kaum 21-jährigen Gemahlin in bitterm Zwist lebt, alle Schuld von ihm ab auf die unglückliche Anna wälzt? Der 110te Brief nämlich betrifft den Ehezwist, und Herr Groen van Prinsterer schickt folgende sonderbare Bemerkung voraus: Il seroit facile de produire de preuves nombreuses de l'inconduite (ist das ein gutes Wort?) d'Anne de Saxe, qui ne tarda pas à se livrer à son humeur acariâtre et à ses mauvais penchans. Dabei macht es seiner Treue gegen das Haus Oranien und seiner Ergebenheit allerdings Ehre, nicht aber seinem Eifer für reine historische Wahrheit, wenn er hinzusetzt: *Nous n'en comptons guère faire usage* (von vorgefundenen Briefen der Anna), *que lorsqu'elles prouvent en méme tems le bon droit, la modération et la patience de son epoux.*

Der Ehezwist war damals schon so weit gekommen, dafs Junii 1665 Hans Looser, marescallus ducis Saxoniae, wie er hier genannt wird, nach Brüssel hatte geschickt werden müssen. Wilhelm schreibt indessen ganz in seiner feinen und schlauen Art seinem Bruder folgendermafsen:

Digitized by Google

Lieber Bruder. Da ich sowohl Morgens als Nachmittags verhindert bin, und mit dem Cavalier des Herzogs von Sachsen nicht reden kann, so scheint es mir, Du würdest wohl thun, ihn rufen zu lassen und ihm zu sagen, dafs meine Gemahlin die Versicherung gegeben hat, dafs sie sich künftig in Allem gehorsam gegen mich betragen wolle, und dafs sie auch das Vergangene bereue, gleichwohl damit es nicht scheine, als wäre alles, was ich und auch Du ihm gesagt hast, von uns erfunden, wünschte ich, dafs er die Haushofmeister verhörte, den van der Eike und wen er sonst wolle, selbst ihre Kammerfrau, die kleine Deutsche. Auf diese Weise wird er erfahren, wie und auf welche Weise sie sich aufführt. Wenn er hernach Alles gehört hat, kann er desto besser auf Mittel denken, dem Uebel abzuhelfen; denn was meine Gemahlin ihm gesagt hat, das hat sie hundertmal auch mir und Andern gesagt, ich fürchte daher, dafs, sobald er weg seyn wird, die alte Geschichte wieder beginnt. Sollte sich aber gegenwärtig kein Mittel finden lassen, so wird die von ihm eingezogene officielle Nachricht dem Herrn Kurfürsten dienen können, damit er desto besser irgend ein Mittel ausfinden und meiner Gemahlin darüber schreiben könne.

Sehr verständig schreibt hernach Landgraf Wilhelm von Hessen, Lettre CXIV S. 270, unter vielen andern Dingen auch über diese Sache. Wilhelm schreibt erst, Kurfürst August habe ihn von Hans Lofers Sendung benachrichtigt, und er habe seiner Muhme geschrieben, sie solle sich künftig besser gegen Wilhelm betragen; dann fügt er hinzu: dan ich wol auch in gutem vertrauwen nit verhalten, dasz man in der Pfalz, im Wirtemberg, Elsas und dem ganzen oberland da ich itzo kürzlich gewesen, mher als zuviel von diesem unwillen so zwischen baiden iren liebten sein soll, waisz zu plappern, nit ohne grosze bekummernus alles derer, so es baiderseits gut mainen. Dann fügt er hinzu, er hoffe, seine und des Kurfürsten Ermahnungen würden bei Anna fruchten, sie würde das Versprechen halten, welches sie, wie Wilhelm schreibe, gegeben habe, endlich aber fügt er bieder und wahr hinzu: So ist auch ihre Liebden (Anna) noch ein jung mensch und dero Landssitten vilaicht nit gewönt, darumb musz man i. L. auch etwas zu gute halten: bit und erman euch derhalben als mainen insbesonders gelipten und vertrauten freund, Ir wollet an euch nichts lassen erwinden, so zu ablegung allerhand misverstands und erhaltung gutes, freundlichen willens zwischen baiderseits iren Libten, immer mag dienstlich erfunden werden.

Digitized by Google

Uebrigens ist es sehr anziehend, zu bemerken, mit welcher Klugheit Wilhelm sich in eben dem Mafse, als er einen völligen Bruch mit Spanien immer mehr ahndet, den Protestanten nähert und sich auf eine solche Weise erklärt, dafs er nur noch einen Schritt zu thun braucht, um als Protestant zu erscheinen. Diesen Schritt verzögert er absichtlich.

Im 119ten Briefe S. 283 schreibt Wilhelm seinem Bruder allerhand Neuigkeiten. Aus der Nachricht von Philipps Sohn, Don Carlos, wird man gelegentlich sehen können, wie man schon damals von diesem Prinzen dachte, der zwei Jahre später bekanntlich auf eine ganz eigene Weise wahnwitzig ward, ohne gerade den Verstand zu verlieren. Etwas Aehnliches ist bekanntlich dem Erben eines nordischen Königreichs in unserer Zeit auch begegnet. Es soll auch, schreibt er, hochgedachter Prinz von Hispanien, gleich wie vorhin 16 Pfund Obst also itzunder 4 Pf. Trauben geszen und darauf zween wasser trunck gethan haben, daraus er in schwachheit gefallen und krank worden seye.

Den Schlufs des ersten Bandes machen 6 lithographirte Facsimile's, unter denen auch die Handschrift des unglücklichen Grafen von Egmont und des Lazarus Schwendi sich findet.

Der zweite, an Seitenzahl stärkere, Band enthält nur Briefe eines einzigen Jahres; aber es ist das für die Geschichte der Niederlande so wichtige Jahr 1566. Der Verf. hätte sich also nicht entschuldigen dürfen, dafs er so viele Briefe eines einzigen Jahres bekannt gemacht hat; die Wissenschaft und Jeder, der aus dem Studium des Menschen ein Geschäft macht, wird ihm vielmehr sehr dankbar seyn, dafs er diesen Schatz ans Licht gebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Groen van Prinsterer: Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau.

(*Fortsetzung.*)

Ref. mufs des Zweckes dieser Blätter wegen sich bei dem 2ten und 3ten Bande kürzer zu fassen suchen, als bei dem ersten, weil sonst seine Anzeige einen zu grofsen Raum einnehmen würde; er verweilt daher etwas länger bei der Einleitung, welche Herr Groen van Prinsterer vorgesetzt hat, damit die Leser der Jahrbücher urtheilen können, was sie hier zu suchen haben und von wie grofser Bedeutung das Buch für die allgemeine Geschichte von Europa während des 16ten Jahrhunderts ist. Er sagt zuerst, dafs er sich entschuldigen müsse, dafs der 2te Band nur Briefe eines einzigen Jahres begreife, dann fährt er fort:

In der That entwickelten in diesem Jahre unvorhergesehene Umstände plötzlich, was der Gang der Dinge schon lange vorbereitet hatte. Seit einem halben Jahrhundert war durch den Protestantismus ganz Europa in Bewegung gebracht. Carls V. Macht und politischer Berechnung zum Trotz herrschte er in vielen Gegenden von Deutschland, auch hatten die nordischen Königreiche Schweden, Dänemark, Norwegen die Reformation eingeführt. Sie siegte nach manchen Abwechslungen endlich in England, auch in Schottland war sie durch eine kräftige Bestrebung der Nation durchgesetzt. Frankreich wurde durch Zwistigkeiten und innere Kriege zerrissen, welche dadurch erzeugt waren, dafs man die entstehende Kirche durch blutige Verfolgung zu unterdrücken suchte. — — Auch in den Niederlanden hatte sich die Zahl der Bekenner der neuen Lehre bedeutend vermehrt; das merkte man aber dort nur allein aus Verfolgungsdecreten und aus grausamen Bestrafungen. In den letzten Zeiten von 1561—1565 hatten sich Klagen erhoben; aber was hatten sie gefruchtet? Die Ritter des goldnen Fliefses hatten sich einigemal versammelt, dadurch war nichts ausgerichtet; es hatten sich stürmische Debatten im Staatsrathe erhoben, man hatte dem Könige Philipp Vorstellungen gethan, dadurch war nur eine Verdoppelung der Strenge herbeigeführt worden.

Im Jahre 1566 hörte dieser Zustand auf. Es galt in diesem Jahre nicht mehr blos dem Evangelium und den frommen Mär-

Digitized by Google

tyrern desselben, ein grofser Theil des Adels erkannte, dafs die bisherige Verfassung bedroht werde; man fürchtete eine königliche Macht, welche sich auf die Inquisition stütze und eine nach spanischer Weise furchtbare Unterdrückung übe. Ein bedeutender Theil des Adels schlofs daher eine Verbindung und erklärte sich offen gegen die Verfolgungsmafsregeln des Königs. Dieser Schritt ward entscheidender, als selbst die Verbündeten vielleicht geahndet hatten. Die Protestanten, die sich bisher verborgen gehalten und schon sehr zahlreich waren, kamen hervor, überall traten Prediger auf; das Volk erhob sich, so zu sagen, in Masse, um Gottes Wort zu hören u. s. w. — — Aber ein unvorsichtiger Feuereifer und unbedachtsame Handlungen schadeten dem glücklichen Fortgange der Sache.

Viele Katholiken, welche die Verfolgung nicht billigten, waren gleichwohl sehr erbittert über die Unordnungen, die ihnen gottloser Frevel schienen; die Bande, welche die Verbündeten zusammenhielten, löseten sich; der König, der anfangs schwankte, rührte sich; die deutschen Fürsten mifstrauten einer Sache, die so viele Excesse veranlafste. Die Verfolgung, die einen Augenblick aufgehört hatte, begann aufs neue; viele Protestanten nahmen, als sie sich verlassen sahen, ihre Zuflucht zu dem Mittel, welches den Verzweifelten allein übrig bleibt, zu den Waffen. Sie können fortan nur grausame Strafe von einem Monarchen erwarten, der sich zum Rächer der Gottheit aufzuwerfen berufen fühlt u. s. w.

Dies sind die Ereignisse, welche sich in diesem kurzen aber merkwürdigen Zeitraume zusammendrängen. Man findet in den hier abgedruckten Briefen eine fast ununterbrochene Erzählung der Ereignisse. Dann geht der Verf. mehr auf das Einzelne ein, wir wollen aber nur noch wenige Sätze ausheben, da wir ihm weder in der Apologie von Wilhelms moralischem Charakter, noch in der Lobrede auf die verschiedenen Glieder des Hauses, dem er dient, folgen können. Was das Erste angeht, so ist es uns genug, dafs Wilhelm ein grofser Mann war, wie Carl V., der ihn so sehr hervorzog, und dafs er, wie auch v. Rommel sehr richtig gesehen und geurtheilt hat, sich durch italienische Macchiavellistische Politik der ähnlichen Schlauheit der Jesuiten und Spanier überlegen zeigte. Was das Andere betrifft, so mag man darüber nachlesen, was Herr Groen van Prinsterer aus den Briefen anführt. Uebrigens bleibt Hr. G. v. P. ganz auf dem historischen Wege, er giebt keine Orakel, er macht keine Sophismen,

Digitized by Google

er setzt uns nicht dadurch in Verlegenheit, dafs, sobald wir nur in einem Punkte von ihm abweichen, wir nicht mehr folgen, seinem Urtheile nicht mehr trauen können. Nein, er führt die Stellen an an, worauf er sein Urtheil stützt, er stellt seine Ansicht einfach und ohne Machtspruch ganz unbefangen auf, und überläfst es dem Andersdenkenden, die gegebenen Elemente seines Urtheils in ganz andere Verbindung zu bringen. Ref. erwähnt dies, weil die in Frankreich und in Deutschland herrschende Methode eine ganz andere ist und ein Absprechen Mode wird, dessen man bisher nur in der speculativen Philosophie und in Recensionen der Philologen gewohnt war.

Herr Groen van Prinsterer führt S. IX u. X einige bedeutende Fürsten und Herren an, die man aus ihren eigenen Briefen hier näher kennen lerne, und zwar unter den deutschen Fürsten besonders Kurfürst August von Sachsen und seine lächerliche und verderbliche Wuth gegen Calvin und Calvinistische Meinungen, Wilhelm von Hessen und seine edle und verständige Toleranz, auch der alte Philipp, noch auf dem Todesbette dem Prinzen in der Sache rathend, für welche er sein Lebelang gekämpft hatte. Unter den Niederländern, heifst es S. IX, wird man hier näher kennen lernen: zuerst den tapfern aber unglücklichen Grafen von Egmont, der mehr für den Krieg als für bürgerliche Bewegungen geboren war. Er war grofs in Schlachten, zeigte aber wenig Scharfsichtigkeit, wenn es darauf ankam, politische Ereignisse vorherzusehen. Er bedachte sich, wenn er hätte handeln sollen, und Bernard von Merode meldet in einem Briefe, den man S. 424 dieses Bandes findet, »que non obstant toutes les fascheries que l'on lui faict, ne se résoudrat si non au grand besoigne et extrémité.« Dann den Grafen von Brederode, dessen Briefe überall verrathen, dafs er ohne Sitten und ohne Grundsätze ist, und sich auch in seinem lobenswürdigsten Beginnen von einem unüberlegten und heftigen Eifer treiben läfst, der mit jenem ruhigen Muthe, an welchem sich alle stürmischen Wogen brechen, ohne ihm zu schaden, nichts gemein hat. Den Herrn Bernard von Merode, der, wie so viele Belgier jener Zeit, bereit ist, Alles zu thun, Alles zu opfern, um Religion, Rechte des Landes und wahre Freiheit zu vertheidigen. Den Grafen von Hoogstraten, den der Prinz, der das Verdienst so gut zu schätzen wufste, ungemein werth hielt; den Baron von Montigny, den seine Treue gegen den König und seine Anhänglichkeit an die katholische Religion, von der man S. 359—361 dieses Bandes die

Digitized by Google

Beweise findet, von einem gewaltsamen Tode nach kläglicher Gefangenschaft nicht retten konnten. — — Was hernach Herr Groen van Prinsterer von dem Nassauer Hause sagt, übergehen wir, um noch zu bemerken, dafs man aus den von uns anzuführenden Worten sehen wird, wie gut Hr. G. v. P. einsieht, dafs sein Wilhelm I. ebensogut als Ludwig Philipp verstand, bald den Katholiken, bald den Protestanten, bald den Monarchisten, bald den Republikaner zu spielen. Freilich ist dabei der grofse Unterschied, dafs Wilhelm seine Geschicklichkeit fürs Vaterland, Ludwig Philipp für sich gebrauchte.

Herr G. v. P. sagt S. XV: Besonders anziehend ist es, in diesen Briefen das Benehmen des Prinzen von Oranien in dieser Zeit zu verfolgen. Man wird in seiner Art zu handeln Dinge finden, welche dem Anschein nach widersprechend sind. Die Verbindung der Herren mifsfällt ihm nach S. 158; er ist nicht damit zufrieden, dafs öffentlich gepredigt wird nach S. 145 u. 158; er mifsbilligt die Heftigkeit der Bilderstürmer, und läfst die Urheber des Bildersturms bestrafen. Er versucht die Ordnung und den Gehorsam gegen die Obrigkeit wieder herzustellen und verlangt unbedingte (complète) Unterwerfung unter dem Könige als natürlichen und rechtmäfsigen Herrn. Auf der andern Seite knüpft er immer neue Verbindungen mit den deutschen Fürsten an und nimmt geheimen, jedoch sehr thätigen Antheil an allen Schritten, welche gethan werden, um zu jeder Zeit über eine bedeutende Anzahl Soldaten schalten zu können. Wie, fragt er, soll man dieses widersprechende Benehmen reimen? Er vereinigt es hernach auf seine Weise und gebraucht dabei die Briefe, die er hier herausgiebt, auf eine Weise, diese liefsen sich aber sehr leicht auch auf eine andere gebrauchen.

Ref. findet keinen Beruf in sich, einen grofsen Mann, der das Gröfste geleistet und mit dem Leben bezahlt hat, was der Mensch auf Erden leisten kann — nämlich die Gewalt der Waffen, des Geldes und der Macht mit dem Verstande und ausdauernden Willen zu bekämpfen — von der Schattenseite zu zeigen; es soll ihn freuen, wenn Hr. G. v. P. jedermann überzeugt; doch mufs er ihn bitten etwas vorsichtiger im Urtheilen zu seyn. Er scheint gar nicht daran zu glauben, dafs auch der gröfste Mensch dennoch Mensch bleibe, dafs der Menschheit daran liege, dafs dies historisch bewiesen werde, dafs der stille Forscher, der unbekümmert um den Beifall der Menge oder der vornehmen Lese-

Digitized by Google

welt, die gern nur von Helden und Göttern und Zwergen und Teufeln lieset, die Schattenseite der Dinge andeutet, darum nicht gerade ein boshafter, ein gallsüchtiger, ein neidischer, ein beschränkter Mensch, oder gar ein Jakobiner oder Radikaler, wie man jetzt schimpft, zu seyn brauche. Wir nehmen es ihm daher sehr übel, dafs er sagt: C'est ainsi que dans un tems de philosophie incrédule (so sind die Frommen) on a cru préconiser Guillaume de Nassau en lui assignant le caractère assez commun, assez ignoble, d'intrigant politique.

Am Ende der Einleitung giebt Herr Groen van Prinsterer noch folgende Notiz: Wir haben, sagt er, geglaubt, den Briefen einige Abhandlungen oder Denkschriften beifügen zu müssen, welche ausserdem gewissermafsen wesentlich zu den Briefen gehören und viele anziehende einzelne Nachrichten enthalten, z. B. über die Unternehmungen der Verbündeten S. 57—64, die Berathungen des Prinzen von Oranien mit dem Grafen von Egmont No. 215 a, mit den deutschen Fürsten No. 206 a, 227 a, die Werbung der Truppen No. 193, den Zustand von Antwerpen als Mittelpunkt des damaligen Welthandels No. 216 a, die Lage des Landes im Allgemeinen No. 236 a.

Zu der von dem Verf. selbst gegebenen Andeutung der bedeutendsten Stücke in diesem Bande will Ref. nur Weniges hinzufügen, was ihm für deutsche Forscher wichtig darin scheint, ausser dem, was der Verf. schon bemerkt hatte (das Verhältnifs der deutschen Fürsten zu Wilhelm von Oranien). Zuerst bemerkt er noch im Vorbeigehen, dafs er einen ihm noch unbekannten Brief von Theodor Beza hier gefunden hat. Dies bemerkt Ref., weil er zuerst in seinem Leben Beza's einige in Gotha handschriftlich aufbewahrte Briefe dieses Reformators und hernach Herr Generalsuperintendent Bretschneider die übrigen hat drucken lassen. Dieser Brief (hier der hundert ein und neunzigste) ist an einen Prediger geschrieben und handelt von der Abendmahlslehre, also von einem Punkte, durch dessen unvorsichtige Berührung und durch den declamatorischen Ausdruck über die Meinungsverschiedenheit der Lutheraner und Calvinisten Beza wenige Jahre vorher auf dem Religionsgespräche zu Poissy Urheber vieles Unglücks geworden war. Da der Brief den Prinzen und sein Haus nichts angeht, so vermuthet Ref., dafs er sich darum hier findet, weil August von Sachsen darauf drang und Wilhelm von Hessen dazu rieth, dafs die Niederländer durch Annahme der Augsburgischen Confession sich an die Lutheraner anschliefsen sollten. Die

Digitized by Google

Spanier und Jesuiten erkannten wohl, dafs das Letztere nie geschehen werde, sie hatten daher sehr fein dem fanatisch lutherischen Kurfürsten August und den Geistlichen wie den theologischen Juristen, die ihn leiteten, in den Kopf gesetzt, wenn nur der radikale und bilderstürmende Calvinismus aufhöre und der Tübinger symbolische Bücher angenommen würden, dann werde Spanien Duldung proclamiren. Darauf bezieht sich, was August durch einen seiner Juristen, über die sich der wackere Philipp von Hessen, der seine Briefe selbst schrieb, oft so heftig beschwerte, im September 1566 schreiben liefs. Lettre CCVII. p. 293:

— — — — wir wollen aber hoffenn, Gott werde Gnade verleihenn, das es zu keinem weitteren aufstandt oder thetlichen Handlung gerathe, sonderlich weill es mitt bewilligung der kœn. Würde und der Guvernantin dahin gerichtet seyn soll, das die Augsburgische Confession mit fernerm rath un zuthun der Landstende freigelassen und gute policeyordnung angerichtet werden solle. Welcher ordentlicher wege auch wohl der sicherste und beste ist und wann die Augsburgische confession also angenommen würdet, so kann alsdann der neben einreifsenden Secten halben von der Christlichen Obrigkeit inn einer jeden stadt und gebiet auch gebürliches einsehen geschehen. Er erklärt hernach ganz fromm: Er halte dafür, alle die gegen seinen Glauben in Rücksicht des Katechismus und der Theologie kämpften, wären des Satans Werkzeuge zu seinem Wüthen gegen den Sohn Gottes, und verdienten daher ausgerottet zu werden. Dann ermahnt er zur Ruhe u. s. w. und schliefst den Brief mit erneuter Erwähnung der Augsburgischen Confession. Es heifst: (Es wird von) E. L. und andern Ordensherrn dahin zu sehenn seyn das es weitter zu keinem auffstandt der underthanen wieder die obrigkeit gerathe. Wann solchs geschiehett und die underthanen die Augsburgische Confession annehmen, und sich derselben durchaus gemefz halten, so haltten wir dafür die Kœn. Würde solte es auch bei dem Religionfrieden beruhen lassen. Zu bewundern ist daher, mit welcher Klugheit in der Instruction No. CCVIII, die Wilhelm dem Grafen Ludwig von Witgenstein ertheilt, gerade dieser Punkt umgangen wird. Wilhelm schickt den Grafen an Kurfürst August, um in ihn zu dringen, dafs er seine Glaubensgenossen für die Niederlande in Bewegung bringe; doch verhehlt er ihm nicht, dafs es dort zwar Anhänger der Augsburgischen Confession, aber auch Calvinisten

Digitized by Google

gebe, und auch zu besorgenn stünde der wiederhauff würde auch mit der zeit mit unterlauffen. Während aller dieser Unterhandlungen hatte sich Wilhelm noch gar nicht für den Protestantismus ausgesprochen, weil er immer noch mit der Herzogin von Parma gut stand und noch nicht sah, dafs es zum Aeussersten kommen werde; als aber die Herzogin selbst ihm die nahe Ankunft einiger (wie sie sich ausdrückt) spanischen Truppen ankündigte und er erkannte, man werde mit Philipp II. brechen müssen, liefs er sich durch Landgraf Wilhelm von Hessen ein Gutachten aus Deutschland kommen, ob er die Augsburgische Confession annehmen solle. Dies Gutachten findet man hier No. CCXVI a p. 338. Dieses Schreiben so wie ein anderes des Grafen Johann an Ludwig von Nassau, No. CCXVIII, welches sehr lang ist, hat es nur mit der politischen Seite der Frage zu thun. Das letzte warnt den Prinzen und seine Freunde sehr, sich für den in Deutschland verhafsten Zwinglianismus zu erklären. Der Dr. Meixner, der dies Bedenken aufgesetzt hatte, wurde, wie der Herausgeber in einer Note bemerkt, hernach vom Grafen Johann und vom Prinzen in vielen Sachen gebraucht. Dieser Nassauer (das Gutachten ist datirt Dillenburg October 1566) mag ein guter theologischer Jurist gewesen seyn, denn er sagt, vor dem Calvinismus warnend: Nebenn deme zum achten wirdt auch hiebey erwogen, das gleichwol im religionsfrieden Anno 55 zu Augspurg uffgericht, nicht allein die Zwinglischen, Calvinische und dergleichen lähren ausdrücklich verboten und vom Religionsfrieden ausgeschlossen worden u. s. w. Das lange Memorial über den Zug seiner spanischen Truppen in die Niederlande, welches Philipp an Christoph von Würtemberg und Wilhelm von Hessen durch die Herzogin von Parma ergehen liefs, findet man hier Lettre CCXXV. Man lernt freilich aus dergleichen diplomatischem Gerede gar nichts, die Hauptsache hat schon Strada angegeben. Wichtig ist aber der Nachdruck, mit dem auch Wilhelm von Hessen, der wie sein Vater von dem Lutherischen Fanatismus sehr entfernt ist, doch darauf dringt, die Niederländer müfsten dem Calvinismus entsagen und das Lutherthum annehmen. Darauf bezieht sich der ganze Brief No. CCXXVII, wo es unter andern S. 392 heifst: — — das sie auch sämtlich sich zue der Augsburgischen Confession erclertt und derselben gemefz beid in Lher und Ceremonien sich verhieltenn, deszen auch ein oeffentliche Confession ausgehen lieszen, so trugen wir keinen zweifel — der König von Spanien werde die Verfolgung einstellen, die Deut-

Digitized by Google

schen werden sich mit vorschrifft, vorbitt und anderen guetten beförderungen der Niederländer annehmen. Uebrigens geht aus des Grafen von Wittgenstein Bericht an den Prinzen, der ihn nach Hessen und Sachsen geschickt hatte, deutlich hervor (No. XXXIV), dafs der Kanzler Craco, der hernach durch die Lutherischen Zeloten so grausam verfolgt und nebst allen Schülern Melanchthons wegen Cryptocalvinismus als Staatsverbrecher behandelt ward, damals noch einen so bedeutenden Einfluſs übte, dafs man die niederländischen Calvinisten wenigstens nicht ganz von sich stiefs. Wie wenig aber dem Prinzen an der ganzen Religionssache, die ihm durchaus Nebensache war, gelegen seyn mochte, bewies er dadurch, dafs er sich gar nicht öffentlich über Religion erklärte, sondern nach wie vor die Messe besuchte; er spricht es aber auch ausserdem in dem langen Briefe an Wilhelm von Hessen (No. CCXXXVII.) ganz bestimmt aus. Hier heifst es in Beziehung auf die armseligen Streitigkeiten der protestantischen Theologen S. 452: Was uns den E. L. der Praedikanten halben vorgeschlagen, das befinden wir woll und treulich gerathen, und wolten, das wir dahien befördern und brengen könnthen. Es beruffen sich aber die Predicanten uff die erste Augspurgische Confeszion, die weilendt Kaiser Karolus dem fünfften von den Chur und Fürsten zun Augsburg in originali ist überantwordt worden und berühmen sich das sie dieselbig lauter und rein dociren und bekhennen und wollen dabei und denn Prophetischen und Apostolischen schrifften nach dem Symbolo Athanasii und was ferners in denn ersten vieren Conciliis nach eynander bestettigt worden ist, stehen und pleiben und mit kheiner weittern Apologien oder erklerungen zuthun haben. Sie wollen auch keine Ceremonien noch den nahmen der Augspurgischen Confeszion gebrauchen, auch die Apologiam, so der Augspurgischen Confeszion angehefftet, nit ahnemen, noch sich nach derselben richten. Das wir besorgen, dieweil wir uns hiebevhor hiemit mehrmals bemühet haben und nichts erhalten koennen, sie werden nachmals von solcher opinion schwerlich zu bringen sein. Und ist laider zu erbarmen, dasz diesze hehrliche und schöne Laender umb solicher Ursachen willent so jämmerlich überzogen und verderbet werden sollen. Dann folgen viele Seiten, wo er immer nur von politischen Gründen redet, und andeutet, dafs ihm, obgleich er Christ sey, doch Alles Andere ziemlich gleichgültig, hauptsächlich aber meint er pag. 454: — — Ob wir uns nun gleich zur Augspurgischen Con-

Digitized by Google

fession erklaerten, so würde uns doch nit glaubt werden, sondern müssten gleichwoll den Calvinischen nahmen behalten, und würde uns sovil desto steiffer zugelegt werden, das wir alles diszes handels ein ursacher und stiffter geweszen weren, und stünde also zu besorgen das uns und diszen länden durch solche unsere erklerung, vil mehr unraths und gefhar als hails und gutts endstehen möchte. Dennoch wiederholt der Landgraf im folgenden Briefe, Lettre CCXXXIX, seinen Rath und unterstützt ihn mit neuen politischen Gründen; da hier überall von theologischen gar nicht die Rede seyn kann, weil Wilhelm wiederholt erklärt, dafs er diese Streitigkeiten ganz richtig für Lappalien halte, die höchstens auf den Katheder oder die Kanzel gehören. Die Theologen bewiesen sich dort und damals, wie überall und zu allen Zeiten. Baptiste Vogelsang, den Ludwig von Nassau nach Breda geschickt hatte, um zwischen den Zänkern Frieden zu stiften, fand die Lutheraner ganz taub. Er schreibt Lettre CCXL: »Ceulx de la religion permise par provision ne désirent aultre chose et se présentent tousjours voluntaires, mais ceulx de la confession n'oyent goutte, quoique je leur ay sceu dire. Als indessen mit König Philipp II. nichts mehr anzufangen war, als die Noth drängte, als Kurfürst August mit Calvinisten, die er des Feuers würdig hält und gern der spanischen Inquisition preisgiebt, durchaus nichts zu thun haben wollte, als Wilhelm von Hessen in allen den zahlreichen Briefen, die wir hier von ihm finden, dringend und wohlmeinend zur Annahme der Augsburgischen Confession räth, so schreibt endlich im November 1566 der Prinz von Oranien im 47sten Briefe p. 496 an Wilhelm und an Kurfürst August:

Wiewoll uns auch sehr beschwärlich fält uns der religion halben öffentlich zu erkleren, wie E. L. desfals etliche unser bedenken in unserm schreiben unterm fünfften hujus, gesehen, nichts desto weniger, dieweil wir vor unser person, auch unser geliebte gemahl wegen (hier mufs also auch Anna bei ihren Verwandten ein Motiv werden) eben so tieff bey der Koenigl. Mat. in Verdacht stecken, als wan wir uns erklert hetten, so weren wir woll bedacht uns kegent der Kön. Mat. in einem gehaimbten schreiben zu erkleren, und ire Majt. underthenigklich zu bitten, wie wir das mit allerhandt bewegniszen und umbstenden ahm besten fügen koennen, nachdem mahl wir in der Augspurgischen Confession geboren und ufferzogen, auch dieselbig in unserm herzen je und allwege getragen undt

Digitized by Google

bekendt haben, das ihre Mat. uns und unsern underthanen dieselbig Confession frey und sicher zulassen wollen.

Darüber ist denn August hocherfreut und drückt in allen möglichen theologischen Floskeln seine Freude über den Triumph seines lutherischen Zions aus; wir wollen nur eine kurze Probe aus dem zweihundert und fünfzigsten Briefe S. 509 anführen: Das I. L. sich bedacht sich zu der Augspurgischen Confession öffentlich zu bekennen, thun wir uns kegen E. L. freundlich bedanken und wüntschen von Got dem Almechtigen das ehr E. L. in solchem Christlichen vorhaben durch seinen Heiligen Geist (von dem schreibt Wilhelm nie etwas) sterke, leithe und fhüre, wie dan das wahre erkenntnüs des Herrn Christi und seines allein seligmachenden worts, von Got alleine zu erbitten und zu erlangen, und gar nicht menschenwerk ist.

Auch diesem Theile sind wieder 4 Platten mit eilf Facsimile's angehängt.

Der dritte Theil begreift die Briefe der Jahre 1567—1572, und Herr Groen van Prinsterer hat diesem Bande zum grofsen Vortheil der Freunde gründlicher historischer Forschung eine Einleitung von neunzig Seiten vorgesetzt, worin die Resultate, welche für die Geschichte aus diesen Briefen hervorgehen, klar und vollständig hervorgehoben werden. Ref. darf, da er selbst noch von seiner Seite auf einige in diesem Bande enthaltene Briefe besonders aufmerksam machen möchte, nur einige Stellen der Einleitung übersetzen, um zu zeigen, wie vortrefflich der Herausgeber das Bedeutende vom Unbedeutenden unterscheidet, und wie weit er von der herrschenden Sucht, Phrasen zu machen, entfernt ist. Ref. hat schon oben erklärt, dafs er mit der Art, wie Hr. G. v. P. Wilhelms von Nassau Tugendhaftigkeit demonstrirt und alle hohe Anverwandten desselben in Schutz nimmt, nichts zu thun hat; er hält es aber gerade deshalb für Pflicht, aus einigen Stellen einleuchtend zu machen, wie gut der Herausgeber die Sache seiner Clienten führt, und wie er durchaus keine Sophismen der neuen Schule gebraucht.

Man schreibt gemeiniglich, sagt Hr. G. v. P. pag. VII, den geheimen Aufhetzungen Wilhelms die Unternehmungen zu, welche in den ersten Monaten des Jahres 1567 auf eine so traurige Weise scheiterten. Wir haben in den Documenten gar nichts gefunden, was diese Vermuthung rechtfertigen könnte, man kann sie sogar schwerlich mit dem Zustande der Dinge vereinigen. Der Prinz fand ja weder in dem Grafen von Egmont eine Stütze,

Digitized by Google

da dieser Alles aufbot, um sich mit dem Hofe auszusöhnen; eben so wenig in den Verbündeten, von denen die mehrsten entweder feige oder verwegen waren; noch weniger in den Ständen oder den städtischen Magistraten, die im Allgemeinen gegen die Reformation sehr eingenommen waren; auch nicht in der Masse des Volks, dessen unruhige (demokratische??) Bewegungen er gar nicht gern sah. Weiter unten sucht der Verf. diese Sätze aus Stellen der Briefe zu beweisen; da aber die Briefe alle hier abgedruckt sind, so wird nicht nöthig seyn, dafs Ref. seine entgegengesetzte Ansicht durch Stellen belege, jeder Forscher mag selbst zusehen; den Andern ist es heilsamer, die Behauptung des Herrn G. v. P. anzunehmen, als das Gegentheil. Herr G. v. P. fährt S. VIII fort:

Wenn hernach der Prinz dennoch aus dem Lande geht, so geschieht das keineswegs, um es ganz zu verlassen. Er geht nach S. 57 nach Deutschland »pour prendre conseil de ses seigneurs et amis«. Wenn er aber auch in demselben Briefe sagt: Soviel ich voraussehen kann, so ist es um diese Provinzen geschehen, weil in den jämmerlichen Niedermetzelungen tausende guter und frommer Christen ihr Leben und ihre Güter verlieren werden, so setzt er unmittelbar darauf hinzu: Es sey denn, dafs der allmächtige Gott dies Unglück abwenden wolle und dafs die deutschen Fürsten und Kurfürsten das Land vor so schrecklichen Verwüstungen retten. Der Herzog von Alba erscheint. Mit den Worten Ketzerei und Empörung scheint ihm Alles rechtmäfsig, Einkerkerung, Verbannung und Aechtung, Verletzung der Privilegien, Vernichtung der Rechte und Freiheiten, Beraubungen, Tortur und Todesstrafen. Man klagt den Prinzen an, man zieht seine Güter ein, man entführt seinen Sohn. Er ist durch die Stellen, die er vorher bekleidet hat, durch die Güter seiner Familie, durch seine Talente, durch seine bekannten Gesinnungen, durch seine Hülfsmittel und Verbindungen der bedeutendste und geachtetste Mann in Belgien. An ihn wenden sich daher die Unterdrückten, damit er sich der Freiheiten annehme, die er zu schützen gehalten ist; sie rufen ihn an im Namen des Königs, den die Spanier mifsbrauchen und verrathen; im Namen der heiligen Sache, welche er, wie man weifs, aufrichtig liebt. Man bittet ihn, man ermuntert ihn, man beschwört ihn, er möge doch nicht zugeben, dafs die Provinzen ohne Widerstand zu Grunde gerichtet, die Bewohner niedergemacht werden. Darum sagt er dann endlich (in dem Entwurfe, den der Herausgeber

Digitized by Google

No. CCCIV aus einem von dem Prinzen eigenhändig aufgesetzten und corrigirten aber nicht vollendeten Aufsatze mit der Ueberschrift: Cesi est la déclaration que faict le Prince d'Orange sur l'instante réquisition qui lui ast esté faict de la part de la plus grande partie des inhabitans des Pays Bas maintenant par tant de fassons opprimés, S. 205 bekannt gemacht hat): »Der Prinz hat sich endlich entschlossen, der Bitte eines getreuen Volks Gehör zu geben, welches gegenwärtig ganz sich selbst überlassen ist; und zwar um soviel eher, als er gewifs weifs, dafs, wenn die Sachen bleiben, wie sie gegenwärtig sind, dies nicht blos der Ruin des Landes, sondern höchster Nachtheil des Königs seyn wird.« Ref. bemerkt noch einmal, dafs Alles dieses Worte des Herrn Groen van Prinsterer, nicht aber die seinigen sind. Ref. will noch die folgenden Bemerkungen beifügen S. X:

Ein grofser Theil der in diesem Bande enthaltenen Aktenstücke betrifft die kriegerischen Unternehmungen in den Jahren 1568 und 1572, und man wird künftig unter den Beweisen der strategischen Talente des Prinzen die Rathschläge aufzählen können, die er dem Grafen Ludwig giebt. Diesem wird darin die Niederlage bei Jemmingen, wenn er nicht die Belagerung von Gröningen aufgiebt, ganz bestimmt vorausgesagt, denn in dem auf Wilhelms Befehl geschriebenen Aufsatze No. CCCXIV a S. 208 heifst es: Surtout faut avoir esgard que là où ils seroyent forcés de se retirer ils sont asseurés ne le pouvoir faire, ayant l'ennemy à doz, sans être ou deffaits ou grefvement endommagé.

Die Archive, heifst es weiter, enthalten wenig über die Jahre 1569, 1570, 1571, weil der Prinz diese entweder in Frankreich zubrachte, wohin er mit einem kleinen Heer den Huguenotten zu Hülfe zog, oder in Deutschland, wo er mit Unterhandlungen und Vorbereitungen beschäftigt war u. s. w. Was dann von der Familie des Prinzen bis S. XVII aus den Documenten beigebracht wird, wollen wir den Lesern überlassen in dem Buche selbst aufzusuchen, und nur noch Einiges über einige andere Personen jener merkwürdigen Periode anführen. Unter diesen sagt der Herausgeber von Brederode, er sey 1568 gestorben und es sey ihm für das Andenken desselben lieb, dafs er keine Briefe von ihm gefunden habe. Der Graf Hoogstraten, der hier S. 170 Nachricht von seinem Tode giebt, und der in demselben Jahre umkam, zeigt sich S. 310 voll Theilnahme am traurigen Schicksale des Vaterlandes und voll Eifer, es zu befreien. Die Denkschrift über die Hülfe, die man Ludwig von Nassau schicken solle,

Digitized by Google

No. CCCX b, ist ein neuer Beweis, dafs der Prinz ihn um seine Rathschläge ersuchte. Man wird hier mehrere Beispiele seines lebhaften und naiven Styls finden. Er schreibt p. 241: La conscience de cestus Nero d'Alve le juge, qui vault mille temoings. J'ai en advertence que sommes — — — estés banniz à jamais — — — mais espère pour n'y avoir fondement, que monstreront de brief que nous en soulcions peu et que ce bon dieu nous en fera quelque jour la raison. Oder pag. 281: Je sui journellement entendant à faire exerciter mes gens à tirer aux butes puisque ne s'offrit encoires occasion à le faire sur les ennemis. Wir wollen die andern weniger bekannten Männer übergehen, und statt dessen einige vortreffliche historische Bemerkungen, welche Herr Groen van Prinsterer mit Stellen aus den Briefen dieses Bandes belegt, anführen. Es heifst S. XVIII: Die niederländischen Herren, welche, nachdem sie kürzere oder längere Zeit angestanden, nachdem sie ein ziemlich offnes Bestreben, Widerstand zu leisten, gezeigt hatten, sich endlich ganz unbedingt auch in die willkührlichsten Befehle des Regenten ergaben, waren bei Alba's Ankunft in einer sehr traurigen und falschen Stellung. Dieser Band giebt merkwürdige Urkunden ihrer Kleinmüthigkeit. Die Grafen Egmont und Mansfeld wagen nicht, einem Nachtessen beizuwohnen, zu dem sie der Gesandte Maximilians II. einladet, weil sie fürchten, sie möchten dort die Abgeordneten der deutschen Fürsten finden, die sich für die Protestanten verwenden sollten (pag. 97). Sobald der Herzog von Alba nur über die Grenze kommt, so drängt man sich und stürzt ihm entgegen; S. 125 heifst es: Viele Herren und Cavaliere sind ihm entgegen gegangen, unter andern der Herr Admiral. Seite 115 fgg.: Herr von Meghem kam Nachts in Antwerpen an, schon am frühen Morgen nahm er Post und fuhr dem Herzog von Alba entgegen — — — Der Herzog von Aerschot suchte den Herzog auf, und der Herr von Egmont ist mit etwa vierzig Cavalieren abgefahren, um ebenfalls dem Herzog seine Aufwartung zu machen, so dafs Madame jetzt hier ganz allein ist, ohne einen einzigen Ritter vom Fliefse. Der Graf Megen erhält (p. 253) vor Gröningen einen sehr merkwürdigen Brief von dem Grafen Ludwig von Nassau und von Hoogstraten, worin diese ihn ermahnen, dafs er und die Uebrigen, welche verbunden seyen dem Vaterlande zu dienen, doch nicht dem besondern Ehrgeiz einer Nation, die aller Gerechtigkeit, Vernunft, Staatsklugheit fremd und feindlich ist, dienstbar seyn mögen. Er antwortet (p. 254): Meine Herren, ich habe

Digitized by Google

Ihren Brief empfangen, und da ..... der Herzog mir verbot, Ihnen auf einen frühern, den ich von Ihnen erhalten habe, zu erwiedern, so wage ich auch auf diesen nicht zu antworten und habe ihn Sr. Excellenz übersendet.

Vom Herzog von Alba sind zwar keine Briefe da, doch finden sich in den andern Briefen einige Züge, die wir für unsere Leser herausheben wollen. Zuerst die Art, wie er den Sohn des Prinzen empfängt. Es heifst S. 121: »Der Graf von Büren wurde vom Herrn Herzog sehr gut empfangen und sehr geliebkoset. Er erklärte ihm, dafs, wenn sich die Gelegenheit darbieten sollte, ihm einen Dienst zu leisten, er sie mit Freuden ergreifen würde. — — Den 22sten nahm der Herr von Büren Abschied; der Herzog umarmte ihn, und that ihm aufs neue dieselben und ähnliche Anerbietungen. Man hatte damals die Grafen von Egmont und Hoorn verhaftet, ein grofser Theil der Bürger von Brüssel begiebt sich zum Herzoge und wünscht die Ursache ihrer Verhaftung zu erfahren. Darauf läfst dieser ihnen sagen (pag. 126): Ich bin eben beschäftigt meine Truppen zu vereinigen, spanische, italienische, deutsche; bin ich damit fertig, so will ich euch Antwort geben. Er betheuert zugleich (p. 127), dafs er so aufrichtig wünsche, dafs die Grafen sich rechtfertigen könnten, als wenn die Sache seinen eignen Vater anginge. — — — Ueber den Anfang der Grausamkeiten ist hier pag. 239 sqq. das Zeugnifs eines Augenzeugen: »Enthauptet wurden die beiden Herren von Battenburgh, Cock, die Herren von Dhu und Villers. Die andern Namen, sagt dieser Augenzeuge, habe er nicht behalten, weil sein Herz nicht ausgehalten habe, es ferner anzusehen — — C'estoit, wird in der naiven Sprache der Zeit hinzugefügt, une chose de l'autre monde les crys, lamentation et juste compassion qu'avioni ceux de Bruxelles, nobles et ignobles, pour ceste barbare tyrannie — — — Was König Philipp II. angeht, so findet man hier wenig über ihn. Einige Angaben (sagt Hr. Groen van Prinsterer) über die Gefangenschaft des Prinzen Don Carlos scheinen zu beweisen, dafs der König in Beziehung auf diese traurige Geschichte zu hart beurtheilt worden. Da der Verf. blos auf die hieher gehörigen Briefe verweiset, vielen Lesern der Jahrbücher, denen das Buch nicht zur Hand ist, aber vielleicht gerade diese Notizen anziehend seyn könnten, so will Ref. die hauptsächlichsten kurz angeben. Die Sache wird übrigens nicht weiter gebracht, als sie vorher schon war, weil auch hier die zwei bekannten verschiedenen Angaben sich zusammen finden.

Digitized by Google

Landgraf Wilhelm von Hessen nämlich schreibt hier No. CCCII p. 188 u. f. an den Prinzen von Oranien, er habe den Spanier de Luis, der jetzt bei ihm sey, gefragt, ob Philipp seinen einzigen Sohn wirklich habe verhaften lassen, wie die Königin Elisabeth an ihre Mutter nach Frankreich geschrieben. Dieser habe es bejaht, die Ursache aber nicht gewufst. Es wären drei Gerüchte darüber, etzliche sagen, der Printz sey Calvinisch und man habe in seine cahmmer Calvinische Bücher funden — andere sagten, er habe wollen in die Niederlande gehen, andere, er habe seinem Vater nach dem Leben getrachtet. Er habe sich krank gestellt, in der Erwartung, dafs ihn sein Vater, wie gewöhnlich, besuchen werde, dieser sey aber gewarnt worden, denn sein sohn der Printz hette zwo gespanter feuerbüchsen under seinem hauptküszen liegen; es sey aber die Koenigl. Würde gleichwoll zu ihm, dem Printzen, in sein chammer gangen, ihnen angesprochen und gefragt, wie es ihm gehe; hab der Printz geantwortett, er were gahr schwach, daruff die Koenigl. Würde ihn bey der Hand genohmen und gesagtt, er soltt uffstehen, er wehr nicht so gahr schwach wie er sich annehme, het auch alspalt das hauptküszen under dem Printzen abgeworffen und die zwo gespante Büchsen darunder funden und den Printzen gefragt, was er damit vorgehaptt und gemeint und was ihn dartzu verursacht; hab der Printz geantwort, er hette über zwantzig uhrsachen, die ihnen dartzu bewegt; daruff der König zu ihm gesagt, so hett er über dreiszig uhrsachen derwegen er ihnen hart straffen woltte, unndt also den Printzen alspalt dem Conte de Feria zu custodiren bevolhen. Es wird auch geschrieben, das bis in die achtzehn groszer und vornehmer Spanischer herren solcher Conspiration halben, auch gefenglich eingezogen sein sollen. Das wichtigste Actenstück ist Lettre CCCIV pag. 194. Wilhelm von Hessen an den Prinzen von Oranien über Don Carlos. Wir wollen den Brief ganz hier einrücken, die Sache wird dadurch nicht weiter gebracht, doch ist Ref. immer noch der Meinung, die er schon oben geäussert hat, welche auch Herr v. Raumer in einer hier angeführten Stelle als die seinige angiebt. Wilhelm schreibt: — — Es hatt uns jetze (den 23. März 1568) Hertzogh Heinrich zu Braunschweigk Copien zugefertigt was der Koenig zu Hispanien seines Sohnes Caroli gefenglicher intziehung halb an S. L. geschrieben, wie E. L. aus hiebey verwartter abschrift freundlich und vertrewlich zu sehen. Nachdem nuhn in solchen der Koenigl. Würde schreiben die worte stehen: »Das solcher

Digitized by Google

unser väterlicher ernst nicht der uhrsach erfolgt, noch wir diesen eussersten weg gegen S. L. darumb fürgenohmen, das wir von derselben so hoch und schwerlich beleidigt sein oder sie sich so weit und strafflich gegen uns vergeszen noch auch sonst ichtes anders dergleichen ungepürlichs solle begangen haben. Item am ende solchs schreiben: Was wir hierin aus Christlichem und vatterlichen eiffer thun und fürnhemen soll tzuvorderst seiner Goettlichem Allmacht tzu ehren und dan unsern Königreichen, Fürstenthumben, Länden und Leuthen, auch ingemein der gantzen Christenheit tzu ruhe und wolfarth gereichen.« Koennen wir, setzt der Landgraf hinzu, daraus anders nicht abnhemen dan das der Koen. Würde zun Hispanien sohn ettwa durch die Inquisition der Religion halben ingezogen sey. Da auch solchs also wehre, trugen wir mit berürtem Printzen ein freundliches und Christliches mitleiden.

Weiter unten in der Einleitung hat Herr Groen van Prinsterer einzeln hervorgehoben, welche deutsche Herren und auf welche Weise sie sich der Niederländer annahmen, wir dürfen ihm aber in dem Einzelnen nicht folgen, da uns der Raum mangelt. Im Allgemeinen erscheint August, wie immer, vor lauter Eifer für das Lutherthum, um die Pflichten der Menschheit ganz unbekümmert, Wilhelm von Hessen und Christoph von Würtemberg edel und hülfreich, die Reformirten und ganz besonders der edle, wahrhaftig fromme Friedrich von der Pfalz voll Eifer den Leidenden zu helfen, Freiheit und Recht gegen Despotismus und Willkühr, Religion gegen Aberglauben und pfäffischen Wortglauben in Schutz zu nehmen. Zwei Stellen müssen wir jedoch ausheben, weil darin zuerst von Lutheranern die Rede ist, welche Reformirten helfen, dann aber, was weit mehr ist, von Kaufleuten, die ihren Geldvortheil der Theilnahme an einem Kampfe für Menschenrechte opfern. Graf Ludwig von Nassau schreibt nämlich, als er bei Gröningen liegt, zuerst S. 233: Die benachbarten Grafen und Herren sind sehr wohlwollend für unsere Sache gestimmt, namentlich die Grafen von Embden, Oldenburg, Bentem; und S. 234: Auch die Bürger von Bremen und andern Seestädten sind uns sehr gewogen.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Groen van Prinsterer: Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau.

(Beschluſs.)

Ja, man findet hier Lettre CCCLXXXIV pag. 493 sqq. einen Brief des Herzogs Adolph von Holstein, worin er dem Herzoge von Alba (1572) den traurigen Stand der spanischen Sache, die er verfechten hilft, schildert, und unter andern S. 495 schreibt: Wir wollen auch E. L. freundtlich unverhalten sein lassen das wir uff die zehen tausend thaler, darauf Caspar (Schetz) sich obligirt nicht mehr den viertehalb tausendt thaler in Hamburgk bekommen können, und haben uns selbst dafür obligiren müssen; dem in den stetten Hamburgk und Bremen sint die kauffleute und der gemeine man den rebellen dermassen zugethan, das sie wieder dieselbige, so hoch und guet sie auch versichert werden mügen, kein Geld ausleihen wollen. Ref. übergeht das Uebrige, was der Herausgeber der Briefe in der Einleitung anführt, um seinerseits noch einen und den andern Punkt hervorzuheben. Zuerst muſs er noch einmal auf Anna von Sachsen zurückkommen, weil Herr Groen van Prinsterer der Apologie seines Helden in Beziehung auf sein Betragen gegen diese zweite Gemahlin die Seiten XLIV — LI, also sechs Seiten, sowie dem Beweise, daſs sein Held aufrichtig fromm gewesen sey, einige folgende Seiten widmet. Ueber den letzten Punkt hat Ref. wiederholt seine Meinung ausgesprochen, und er bleibt dabei, auch nachdem er Alles gelesen, was Hr. G. v. P. gesagt und angeführt. In Beziehung auf Anna von Sachsen scheint der Herausgeber der Briefe, besonders in Beziehung auf einen Aufsatz Böttigers in v. Raumers historischem Taschenbuche immer noch gesonnen zu seyn, alle Schuld allein auf die unglückliche Prinzessin zu schieben. Daſs die Prinzessin unleidlich war, daſs sie zuletzt alle Schaam und Scheu verlor und nothwendig in Haft gehalten werden muſste, wird niemand leugnen; nach Allem, was der Herausgeber als Defensor des Prinzen vorbringt, kann man aber immer noch fragen: warum lieſs man es so weit kommen? wo und wie lebte der Prinz, während seine Gemahlin allein war?

Digitized by Google

Ref. hält indessen dafür, dafs dieser Streit von gar keiner historischen Bedeutung ist. Er glaubt, dergleichen Dinge gehören zu den Curiositäten, die Untersuchung giebt eine angenehme Unterhaltung, eine Uebung des Scharfsinns u. s. w. Es möchte nach den Akten zu urtheilen, Wilhelm seiner schlechten zweiten Gemahlin wohl nicht mehr Aufmerksamkeit und Treue bewiesen haben, als er der vortrefflichen ersten erwiesen hatte, und doch opferte, wie aus den von Herrn G. v. P. selbst angeführten Stellen hervorgeht, die leichtfertige Anna ihm noch später das Ihrige!!

Wir wollen weiter unten das Nähere andeuten, und bemerken im Allgemeinen zuerst, dafs wir in diesem Theile unsere deutschen Fürsten gerade so finden, wie überall, sie geben Rath, sie lassen lange Briefe schreiben und schicken Gesandte, ohne irgendwo Nachdruck zu beweisen oder auch nur vernünftiger Weise erwarten zu können, dafs die Spanier oder Catharina von Medicis, an welche sie ebenfalls Gesandte schicken, die mindeste Rücksicht auf Vorstellungen ohne Nachdruck oder Anstalten, im Nothfall den Unterdrückten zu helfen, nehmen werden. August bleibt sich in Rücksicht des Lutherthums getreu. Man kann es aber dem Zeloten nicht verdenken, wenn er die scheinbare Indifferenz des Prinzen von Oranien anders deutet, als Hr. G. v. P., da man sieht, wie der Prinz sich bald für die Augsburgische Confession erklären will, bald wieder einmal nicht. Friedrich II. von Dänemark schreibt No. CCLXXIX im Juli 1667 einen sehr herzlichen Brief an den Prinzen, um ihn einzuladen, nach Dänemark zu kommen, wo er mit ihm theilen möge, so gut er es habe. Wilhelm, der damals in Dillenburg lebte, dankt ihm pag. 111 sehr verbindlich und höflich, und schreibt in Beziehung auf seine Entfernung aus den Niederlanden: — — ob ich schon itzo aus den Niederländen gezogen bin und mich noch ein Zeitlang derselben enthalten muesz. Darzu mich under andern fürnemblich bewogen hatt, das man die Kön. Mat. nit allain die lehr des hailigen Evangelii der örten underdrücken und in derselben iren länden underdrücken, vertilgen und die armen Cristen hien und wieder jaemerlich vervolgen und umb leib und guett bringen lassen, sondern mir auch ein newen und ungewönlichen aidt uffdringen wollen, damit ich mich verpflichten solte das ich die Bäbstische relligion erhalten helfen und ire Mat. wieder menniglich, niemand ausgenommen dhienen solte, neben dem das auch die frau Regentinn aus sondern gefasten mistrauwen unversehener

Digitized by Google

sachen hinder mir und ohne mein wissen fremdes Kriegsvolk in meine gouvernementen füren und dieselbigen hat einnehmen lassen u. s. w.

Bei Gelegenheit des Entwurfs zu einem Traktat, welchen der Prinz von Condé und der Admiral Coligny mit dem Prinzen abschliefsen wollen, um Gewissensfreiheit in Frankreich und in den Niederlanden zu erhalten, sucht der Herausgeber dieser Briefe in einer langen Note den Prinzen von Condé durch einzelne Stellen aus Schriften jener Zeit von allem Ehrgeiz freizusprechen; das ist keine gute historische Methode — Die Thatsachen vergleichen, das ist das einzige Mittel, über Motive abzusprechen; anzuführen, der urtheilt so über den Mann, jener anders, das führt nicht weit. Ueber Coligny stimmen wir ihm bei. Was Anna betrifft, so ist zwar Wilhelms Brief No. CCCXXX ganz vortrefflich und rührend, wir würden aber eben darum keinen Beweis für sein Betragen gegen seine Gemahlin daraus herleiten. Er ist überdies für eine Person, wie Anna war, viel zu verständig geschrieben, das konnte nur geschehen, um ostensible Briefe zu schreiben, deren Copien hernach, wie aus dem Folgenden hervorgeht, an Kurfürst August und an Wilhelm von Hessen geschickt wurden; bei der Prinzessin war damit nichts auszurichten. Der Prinz hatte verlangt, seine Gemahlin solle zu ihm nach Dillenburg kommen, sie (wahrscheinlich fürchtend, was auch hernach geschah, man möchte sie in Deutschland einsperren) hatte ihm geschrieben, sie habe ein Gelübde gethan, nie ins Nassauische zu gehen; er solle mit ihr nach Frankreich oder England reisen; darauf antwortet er, und sagt ihr, er wünsche sie zu sehen, um ihren Rath zu hören, es sey ihm ein Trost, sie bei sich zu haben, sie nur wenige Tage zu sehen u. s. w. Wer kann das glauben? obgleich Anna, bei allem ihren Leichtsinn, doch die Worte sehr schmeichelhaft finden mochte. Wie studiert der Brief war, kann man daraus sehen, dafs er ganz französisch geschrieben ist, und dafs gleichwohl hier noch der Anfang desselben deutsch sich findet, also zweimal und zwar von der eignen Hand des Prinzen. Auch ist darin eine offenbare Unwahrheit (man sehe den oben angeführten Brief Friedrichs von Dänemark). Es heifst: car tant en viles que républiques je pense qu'ils le penseront plus de deux fois avant que me recevoir; comme je pense aussi que la Royne d'Angleterre, *Roy de Danemark*, Roy de Poloni et bien de Princes d'Alemaigne feront le même. Uebrigens ist der Brief in schriftstellerischer Rücksicht meister-

Digitized by Google

haft. So versichert er in dem deutschen Aufsatz desselben seine Gemahlin, dasz in der gefahr und elent, worin er itzunder sey, kain grösserer trost zu finden sey, dan wan ain man befindt und sieht das seine hausfraw beweiset das sie mit gedult ires herrn creutz, das Gott im hat zugeschickt gern wil mitt helffen dragen, sunderlich, wan es im darumb kompt, da er hatt gemaint Gottes ehr zu befördern und seines vaterlands freiheit zu suchen. Auf diesen Brief vom Dec. antwortet sie im Febr., und schreibt: in sein Nassauer Land wolle sie nicht kommen, wohl aber nach Leipzig oder nach Braubach, wo der Landgraf hause: Ich weisz keine bessere und bequemere oerter als in meiner zwei vettern landt, und dar mich dünkt, Ir wol sicher werdet sein. Diesen Brief hat Wilhelm eigenhändig copirt, wahrscheinlich weil er das Original wie sein Schreiben den Verwandten der Prinzessin mittheilte. Diese stand allerdings blos aus den Briefen sehr im Schatten. Den weitern Gang der Sache findet man bei v. Rommel; hier hat man noch einen Brief der Anna aus Köln No. CCXLI, wo sie sagt: Was angehet das ir schreibet (warum sind nicht auch die Briefe hier abgedruckt?) das ir nicht mittel habt mihr gelt zu schicken, ich habe es bisz daher wol befunden, das ir nicht grossen willen habt gehabt, mir zu helffen, ob es an der macht hat gebrochen wist ir besser. Sie schliefst diesen Brief: und will euch hiemitt in Gottes schutz bevelen, den ich bitt er besser ahn Euer selbst wolt thun, dan Ir ahn mir habt gethan. In einem Briefe des Prinzen vom Mai 1570 No. CCCXLV ist er wieder sehr zärtlich, versichert sie, sein Bruder werde sie in Siegen, wohin sie jetzt sehr gern gehen will, aufs beste aufnehmen. Die weiter unten folgenden Briefe der Prinzessin beweisen dann freilich, dafs sie sich ganz allein überlassen, heftig und sinnlich, wie sie war, ganz heruntersank. Wilhelm heirathete hernach zum drittenmal — und zwar politisch. Die Prinzessin, als sie, des Ehebruchs überführt, sich Lettre CCCLII an Wilhelms Bruder wendet, Alles eingesteht, bittet, man möge die Sache nicht an den Kurfürsten bringen, erinnert mit Recht daran, dafs ihr als sechzehnjährigem Mädchen von dem Meister aller höfischen Feinheit der Kopf verrückt sey, und fleht: und das man will meine ehre sauveren — — — das ich nicht ursach mag haben mich vor dem letzten gericht Gottes zu beiklagen, dasz das heiradt, so ich zu dem Printzen von Uranien gethan habe, mihr ursach sein gewest von verlust guttes, ehre, leibes und der sele.

Digitized by Google

Ref. mufs hier abbrechen, weil er, um die Wichtigkeit der übrigen in diesem Bande enthaltenen Documente, die grofse Sorgfalt und den historischen Fleifs, den der Herausgeber auf die trefflichen Noten und Bemerkungen gewendet hat, anschaulich zu machen, zu tief in das Einzelne der Geschichte der Gueusen und der französischen Protestanten eingehen müfste. Ref. bemerkt nur noch, dafs auch diesem dritten Theil 4 Platten mit 17 Fac Simile's beigefügt sind. Die erste Platte enthält das Fac Simile eines Billets der Anna von Sachsen, unter den andern sind die Signatur Friedrichs von Dänemark, die Handschrift von Wilhelms Schwester u. s. w.

Schlosser.

Monumenta Germaniae historica. Tom. III. (sive legum T. I.) Edidit G. H. Pertz. Hannoverae, impensis bibliopolii aulici Hahniani. MDCCCXXXV. Fol.

Endlich ist der dritte Band der Monumente erschienen. Die Hindernisse, die dessen frühere Herausgabe verzögerten, sind also gehoben. Gewifs wird nun künftig, da auf Verwendung des deutschen Bundestages die hohen Regierungen Deutschlands diesem wahrhaften Nationalwerke eine bestimmte und bedeutende Unterstützung zugesichert haben, wohl keine andere Unterbrechung desselben mehr Statt finden, als die durch den Druck selbst bedingte.

Vielleicht hatte man aber erwartet, dafs von den Geschichtschreibern die Fortsetzung, oder dafs von den Legionen der Urkunden einige geliefert werden würden, und doch enthält dieser Band nichts von beiden. Gleichwohl giebt er eben so Werthvolles und Willkommenes, als Unerwartetes, nämlich Gesetze. Bei der grofsen Menge des höchst Wichtigen, Neuen, und vielfach Verbesserten, was hier dargeboten werden konnte, ist es mit Dank anzuerkennen, dafs dieses nicht länger zurückgehalten und vielmehr eine neue Abtheilung der Monumente damit angefangen wurde. Statt der Urkunden können ja einstweilen die vortrefflichen Regestenwerke des Herrn Dr. Böhmer mit Nutzen gebraucht werden; die Fortsetzung der Geschichtschreiber hingegen dürfte doch bald zu erwarten seyn.

Was enthält nun dieser neue Foliant? Er enthält die sogenannten capitularischen Gesetze der merovingischen und karolingischen Regenten, von 554 — 921; jedoch nicht blos die eigent-

Digitized by Google

lichen Capitularien, sondern auch manches zu ihrer Erklärung wichtige Document, damit uns die Art und Weise, wie damals die Gesetze zu Stande kamen, veröffentlicht und vollzogen wurden, so wie deren Geist, Umfang und Einfluſs, möglichst deutlich und anschaulich werde. Daſs in diesem Bande der Freund der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, daſs der Kirchenhistoriker und Canonist eine reiche Fundgrube für sich entdecken werden, braucht kaum angedeutet zu werden. So muſs es z. B. klar werden, daſs und warum in der Blüthezeit der Karolinger christlicher Staat und christliche Kirche keine Gegensätze bildeten und die Priester es noch nicht wagen konnten, sich allein für die christliche Kirche zu erklären. Hieraus läſst sich ferner die Frage beantworten, ob Karl d. G. wegen seiner Feindschaft gegen die Verehrung der Bilder und der neuen Heiligen, und wegen seiner Ueberzeugung, daſs man Gott nicht in einer bestimmten, sondern in jeder Sprache verehren dürfe, für einen Ketzer zu erklären sey, oder nicht. Auch wird es sich deutlich machen lassen, wie es kam und kommen muſste, daſs unter seinen Nachfolgern die Geistlichen sich zu erheben und unter dem Namen der Kirche sich vom Staate unabhängig zu machen suchten, und wie dann ihr wahres und verfälschtes canonisches Recht sammt den verfälschten Capitularien auf die Gesetzgebung des Staates, vorzüglich hinsichtlich der Ehe, einen überwiegenden Einfluſs erhielt. Doch die Fortsetzung dieser und ähnlicher Andeutungen würde zu weit führen, deshalb gehen wir gleich über zu der Angabe der Verschiedenheit dieser Capitularienausgabe von den früheren. Sie unterscheidet sich von ihnen durch das, was sie weniger, mehr und besser enthält, als sie.

Vergebens wird man das bei Baluze aufgeführte Capitular von 744 ex concilio regum etc. suchen und eben so erfolglos folgende: von 799 die Capitularien über verbrecherische Presbyter, über die Chorbischöfe und über die dem römischen Stuhle zu beweisende Hochachtung; von 803 das erste Capitular nebst denen, die de purgatione sacerdotum handeln; das achte Capitular von 803; das fünfte von 805; daſs zweite und dritte von Ludwig und Karl d. G. aus ungewisser Zeit und das ingelheimische von 826 de rapinis. Warum diese Stücke hier fehlen, darüber giebt theils die Vorrede einigen Aufschluſs, theils wird der hoffentlich noch in diesem Jahre erscheinende zweite Band der Gesetze das Weitere lehren. Es sind nämlich diese Capitularien aus äusseren und inneren Gründen unächt. Die meisten finden sich

Digitized by Google

nur in der Sammlung verfälschter Capitularien des mainzischen Diaconus Benedict und sind entweder von Goldast, Sirmond und Baluze aus dieser excerpirt, oder waren, so viel sich deren in Handschriften finden, am Ende des neunten Jahrhunderts, oder später, aus ihr genommen. Es kommen auch in diesen Karl dem Grofsen angedichteten Gesetzen Stellen aus den Briefen des Erzbischofs Bonifacius von Mainz und der 836 zu Achen gehaltenen Synode vor, was allein hinreichend ist, sie aus dem Kreise der ächten Capitularien zu verbannen und sie mit dem Werke des Benedict und anderen falschen Gesetzen in den Anhang des folgenden Bandes zu verweisen. Dort wird auch der Unterzeichnete in der Einleitung zum Benedict zeigen, worauf es bei der Betrachtung dieser Machwerke ankommt. — Um indefs eine vollständige Säuberung vorzunehmen und alles Verdächtige und Ungewisse aus der Gesellschaft des Zuverlässigen wegzuweisen, hätten die S. 191 fg. zum ersten Male mitgetheilten langobardischen Capitel entweder gleichfalls in den Anhang des zweiten Bandes gesetzt, oder, um Mifsverständnisse zu verhüten, mit der Bezeichnung versehen werden müssen, dafs sie nur verschiedene Auszüge wären. Sie finden sich ja nicht in alten und gleichzeitigen, sondern nur in späteren Handschriften; Karl dem G. können sie aber deshalb nicht zugeschrieben werden, weil Cap. 6 (S. 192) von ihm als einer dritten Person geredet wird. Ist aber auch das eine oder das andere Capitel später aus seinen Gesetzen entlehnt, so sind doch andere aus anderen Quellen geflossen, z. B. Cap. 3. S. 192 und Cap. 2. S. 191. Bei dem letzten ist zu bemerken, dafs es sich nicht auf die in der Einleitung dazu von Blume angegebenen Quellen beziehe; vielmehr ist es wörtlich aus einem, dem alarichschen Breviar angehängten, falschen Gesetze geschöpft, das Sirmond als das 20ste seines Anhanges zum theodosianischen Codex bekannt gemacht hat. (Operum Tom. I.) Ohne die Vergleichung dieser Quelle ist das Capitel durchaus unverständlich, weil der Epitomator, oder auch der Schreiber der Handschrift, viele Wörter ausliefs, andere aber entstellte. Ausser diesen Capitularien wird man noch das dritte von 813 vermissen; allein dieses, das sich als ein Lokalrecht Xanthens ergeben hat, konnte deshalb nicht hier, sondern mufs mit den Volksrechten erscheinen.

Grofs ist die Zahl der Veränderungen und Verbesserungen, die den schon bekannten ächten Capitularien zu Theil geworden sind. So ist Karlmanns Gesetz von 742, das durch den Text des

Digitized by Google

Benedict (I, 2) Einwirkungen erfahren hatte, mit Hülfe der Handschriften rein und in seiner ursprünglichen Gestalt hergestellt. Nicht weniger berichtigt erscheint das vernensische Capitular Pipins von 755. Von dem aus ungewisser Zeit herstammenden Gesetze eben dieses Königs sind auf Auctorität der Handschriften Cap. 4 und 5 ausgelassen, weil sie sich aus Benedict (I, 13, 14) eingeschlichen hatten. Das langobardische Gesetz des italischen Königs Pipin von 782 und Karls admonitio generalis von 802, deren erste Hälfte früher dem ersten Capitular dieses Jahres angehängt war, sind gleichfalls vervollständigt. Mancherlei Berichtigungen erfuhren die Decrete Childeberts I. von 554, Childeberts II. von 595 und 596, Karls d. G. von 794 zu Frankfurt und 801 zu Tessino, Ludwigs I. von 822 zu Attigny, Lothars I. von 823 zu Olona, Ludwigs II. von 850 zu Tessino. Ganz vorzügliche Sorgfalt ist indefs auf die Herausgabe der ansegisischen Capitulariensammlung verwendet. Diejenigen Capitel derselben, die man mit oder ohne Hülfe einer Handschrift eingeschaltet hatte, sind auf die Auctorität der meisten und besten Codices wieder entfernt worden. Demnach enthält jetzt das zweite Buch nicht 48, sondern 46 Capitel, weil die beiden nach Cap. 32 eingeschobenen Stücke weggelassen sind. Aus dem dritten Buche ist aus demselben Grunde Cap. 91, und aus dem vierten Cap. 15, 26 und 27 verbannt. Dadurch hat dieses Werk des fleifsigen und redlichen Abtes seine ursprüngliche Gestalt wieder gewonnen. In den Vorbemerkungen zu demselben werden die Appendices mit Recht dem Ansegis selbst zugeschrieben, denn er schreibt sie sich ja selbst zu; dann wird auf die zweifache Ausgabe dieser Sammlung aufmerksam gemacht. Die zweite, in welcher die Dedication den Namen Lothars neben Ludwig dem Frommen wegläfst, konnte erst um 830 entstehen, denn damals wurde in Folge der Zwistigkeiten zwischen Vater und Sohne auch in den Urkunden der Name Lothars nicht gesetzt, was Erzbischof Agobard von Lyon in seinen Schriften heftig tadelt.

Bisher redete man auch von einer Capitulariensammlung Lothars II.; von nun an mufs dieses aufhören. Dieselbe Handschrift, welche zu dieser Meinung Veranlassung gegeben hatte, wurde jetzt wieder benutzt. Sie enthält aber keine solche Sammlung, sondern nur einen Auszug oder eine kurze Wiederholung früherer, wichtiger Gesetze, die Lothar seinen Unterthanen als vorzüglich zu beachtende und noch immer zu befolgende darlegte;

Digitized by Google

ihnen hat dann der Schreiber der Handschrift noch einige andere Stücke hinzugefügt (S. 360 ff.).

Die langobardischen Capitularien, unter denen beinahe gar keine Ordnung herrschte und die mit den fast gleichlautenden fränkischen gewöhnlich verwechselt wurden, sind erst jetzt recht zu gebrauchen, weil man weifs, wenn und von wem sie abgefafst wurden und in welches Verhältnifs zu den ähnlichen fränkischen Gesetzen sie gebracht werden müssen (S. 46, 70, 103, 109, 153, 157, 248). Anderen Capitularien ist eine richtigere Zeitbestimmung gegeben, z. B. Pipins von 753 zu Worms erlassener Verordnung; jener Karls von 811 de exercitu promovendo, jetzt 803; dem baierschen Gesetze von 806, jetzt 803; dem wichtigen Decrete Ludwigs aus Achen von 823, jetzt 825.

In Rücksicht der hier zum ersten Male gedruckten Stücke mufs zuvor bemerkt werden, dafs zwar einige derselben keine Capitularien, aber dennoch wichtig sind für das genauere Verständnifs dieser Gesetzgebung. Dahin gehört das leider nicht vollständig erhaltene, an die Suffraganbischöfe gerichtete Umlaufschreiben des Erzbischofs Riculf von Mainz aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts, worin er ihnen die nach dem Willen des Kaisers zu feiernden Fasttage anzeigt. Hierher sind auch zu rechnen die S. 77 ff. mitgetheilten, unter dem Erzbischofe Arno von Salzburg am Ende des achten Jahrhunderts auf den Synoden zu Rispach, Freising und Salzburg abgefafsten Synodalcanonen. Auf diesen Synoden wurde nicht nur die von Karl d. G. eingeführte dionysio-hadrianische Canonensammlung gebraucht, sondern es wurden auch die Beschlüsse ganz dem Geiste der karolischen Gesetzgebung gemäfs abgefafst, während man später den Vorschriften der Capitularien sich zu entziehen suchte. S. 410 ff. sind die Canonen einer grofsen, unter dem Erzbischofe Rhaban zu Mainz im Jahre 851 oder 852 gehaltenen Synode bekannt gemacht. Sie wiederholen zwar viele Bestimmungen früherer mainzer Kirchenversammlungen, allein sie enthalten doch auch manches Neue, was einiges Licht auf den damaligen Zustand der deutschen Kirche wirft. Uebrigens war der von dem anstöfsigen Leben der Presbyter handelnde Canon schon bekannt, nur wufste man die Zeit und den Ort seiner Abfassung nicht. Canisius fand ihn, als ex concilio magno sub Ludovico rege genommen, einem alten Pönitenzialbuche angehängt, mit welchem er ihn herausgab. (Lectt. antiqq. Tom. II. part. 2. pag. 129.) Merkwürdig sind, ausser diesen, noch folgende neue Stücke: das mantuasche Capitular von 781,

Digitized by Google

das achensche von 802 und 805; das über die Räuber von 804, über kirchliche Angelegenheiten von 804; die Instruction für einen kaiserlichen Sendgrafen S. 135 und 136; das langobardische Gesetz von 808; über das Münzwesen S. 159; wegen der Juden S. 194 (cf. legg. Wisigothorum XII, 15.); über Freie und Vasallen S. 196; der Bericht der Bischöfe an Ludwig von 824 S. 238; Lothars I. Verordnung aus Marengo von 825 S. 241; eben so das S. 362, 434, 437, 439, 523, 568 Mitgetheilte. Aufmerksame Erwägung verdient endlich der aus einer wolfenbüttelschen Handschrift bekannt gemachte Bericht (S. 331 ff.), den die Bischöfe 829 zu Worms dem Kaiser über die Beschlüsse der kurz vorher gehaltenen Synoden abstatteten. Ludwig der Fromme hatte nämlich an vier Orten seines Reichs die Geistlichen zu Synoden zusammenberufen, damit sie sich über gewisse, von ihm bezeichnete Gegenstände berathen, den Grund mehrer Uebel und die Mittel, diesen abzuhelfen, aufsuchen und ihm angeben sollten.

Nach Beendigung dieser Kirchenversammlungen begaben sie sich auf den Reichstag nach Worms, um dem Kaiser das Ergebnifs ihrer Berathungen mitzutheilen und ihm die Beschlüsse der Synoden zur Bestätigung vorzulegen. Sie fanden aber für gut, ihren hierauf bezüglichen Bericht ganz in dem Sinne und selbst zum gröfsten Theile mit den Worten der Synodalacten abzufassen, die auf einer dieser vier Kirchenversammlungen, auf der zu Paris, aufgenommen waren. Allein auf dem Reichstage wurden, weil wahrscheinlich die weltlichen Grofsen widersprachen, nur wenige Sätze dieser Relation allgemein gebilligt und in das wormsische Capitular aufgenommen. Die Bischöfe suchten indefs diese Grundsätze weiter zu verbreiten und geltend zu machen. Der Bischof Jonas von Orleans, der auf der pariser Synode gegenwärtig und bei der Abfassung ihrer Synodalacten thätig gewesen war, schrieb seine beiden Werke de institutione regia und de institutione laicali fast ganz mit ihren Worten und ganz in ihrem Geiste. Die im Jahre 836 zu Achen versammelten Geistlichen nahmen unter ihre Canonen ebenfalls viele aus jener Synode wieder auf. Dem Erzbischofe Otgar von Mainz und seinem Diaconus Benedict war auch viel an ihrer Verbreitung gelegen. Obwohl sie ihnen, wie ihre falsche Capitularsammlung beweist, noch zu gemäfsigt waren, so verschmäheten sie es doch nicht, die wichtigsten Stellen derselben und der daraus geflossenen Werke aufzunehmen. So benutzte Benedict die Pariser Synode, die Relation der Bischöfe, die Werke des Jonas und das Concilium von

Digitized by Google

Achen für seine Capitularsammlung, in der er alle diese Grundsätze für wirkliche Capitularien ausgiebt; ja seine zweite Addition entnahm er ganz der gedachten Relation. Dadurch aber wird betrüglich etwas für ein allgemein angenommenes und allgemein zu befolgendes Gesetz aufgestellt, was nie Gültigkeit gehabt hatte und nur die Ansichten und Wünsche einzelner Bischöfe oder der Geistlichkeit enthielt.

Es wäre überflüssig, über diese neue, mit Hülfe von mehr denn hundert Handschriften veranstaltete Ausgabe der Capitularien, die nach ihrer Beendigung alle bisherigen Ausgaben völlig antiquiren wird, noch mehr hier anzuführen; nur folgende Bemerkungen mögen schliefslich noch Raum finden.

In den capitulis excerptis Ingelheimensibus von 826 ist der Druckfehler »constitutionis Juliani imperatoris septimae« zu verbessern in »constitutionis Juliani antecessoris septimae«, denn es ist hier nichts Anderes gemeint, als die Novellensammlung in der lateinischen Bearbeitung des Julian, eines Rechtsgelehrten.

Die unter dem achenschen Capitular von 789 angeführten Beweisstellen sind eigentlich überflüssig. Das Capitular giebt aus dem Codex der Canonen und Decretalen, den Karl d. G. von Hadrian I. erhielt, die wichtigsten und gelten sollenden kurz an; wer sie aber im Zusammenhange lesen wollte, müfste die erwähnte Canonensammlung, die allgemein verbreitet wurde, selbst nachschlagen. Allein die unter dem Gesetze angeführten Canonen sind gar nicht aus dieser Sammlung, sondern aus jener entlehnt, welche zuerst Quesnel bekannt machte und worin die griechischen Synoden in einer anderen, älteren Uebersetzung sich vorfinden. Die gedachten Canonen rühren also, falls sie sich wirklich in einer Handschrift finden sollten, nicht von der Redaction des Capitulars her, sondern von irgend einem klösterlichen Abschreiber desselben.

Die Freunde der altdeutschen Sprache werden das S. 67 am Ende des achenschen Capitulars von 789 zum ersten Male gedruckte alte Gebet und die S. 261 mitgetheilte verbesserte alte Uebersetzung von Ansegis IV, 18. willkommen heifsen.

Frankfurt a. M.

F. H. Knust.

Digitized by Google

Handbuch der historisch-kritischen Einleitung in das Alte Testament, von H. A. Ch. Hävernick, der Theologie Licentiaten und Privatdocenten an der Universität Rostock. Erster Theil, erste Abtheilung. Erlangen, Verlag von Carl Heyder. 1836. *VIII und* 312 *S.* 8.

Herr Hävernick, ein Theologe von der strengen Observanz, hat schon in der Auslegung Daniels seine dogmatische Überzeugung walten lassen; dieselbe durchdringt diesen Anfang einer Einleitung allenthalben, aber nicht zum Vortheile des allerdings fleifsig gearbeiteten und gelehrten Buches. Vergebens bemüht sich der Verf., seinen Standpunkt als wissenschaftlich zu rechtfertigen, und sich gegen die Andersdenkenden in Vortheil zu setzen. Er meint S. 3, die Betrachtung der biblischen Urkunden nach religiöser Ansicht zu verwerfen, wie de Wette gethan habe, sey eine irreligiöse Betrachtung, und somit eine partheiische, während sie doch als unpartheiisch dastehn wolle. Nun hat aber de Wette die Betrachtung nach religiöser Ansicht nicht verworfen, sondern sie für die Einleitungswissenschaft nur in die nöthigen Schranken gewiesen; und weifs denn Hrn. Hävernicks Logik nicht, dafs zwischen nicht religiös und irreligiös ein Unterschied besteht? Der Verf. gibt S. 4 zu, die Einleitung wolle und müsse historisch seyn. »Geschichte ist aber ohne sichere und feste zu »Grund liegende Principien keine Wissenschaft: nicht eine ge»priesene, aber in der Praxis unmöglich zu Stande kommende »Unpartheilichkeit verleiht der historischen Forschung ihren Werth, »sondern allein die wahre und allein haltbare ihr zur Basis die»nende Überzeugung.« Meint Herr H., es sey überhaupt nicht möglich, je unpartheiisch zu seyn, so spricht er sich sein eignes Urtheil; sagt er aber, eine vollkommene Unpartheilichkeit sey nicht zu erreichen, so fragen wir, soll man sie etwa darum nicht anstreben? Soll der Mensch, weil Sündlosigkeit in praxi hienieden unmöglich zu Stande kommt, die Sünde nicht ernstlich meiden? Auch glaube uns der Vf., eine zu Grunde liegende Überzeugung, wie er sie wünscht, gibt nicht der Geschichtforschung, sondern der Geschichtschreibung einen Werth, wenn sie anders die wahre ist. Aber da liegt es eben. Was nennt Herr H. die wahre Überzeugung, welche der Geschichtforschung zur Basis dienen soll? Schwerlich etwas anderes, als das feste zum Voraus Fürwahrhalten von Sätzen, welche doch erst das Resultat der Forschung und Prüfung seyn sollten. Des Vfs Forschung weifs also theilweise und gerade in den Hauptsachen zum Voraus, was sie herauszubringen hat; sie kennt das Ziel, bei welchem sie an-

Digitized by Google

kommen muſs, und richtet sich darnach ein, es um jeden Preis zu erreichen. Ist ein solches Verfahren kritisch? Herr H. sagt ferner: »die Einleitung will und muſs aber auch kritisch seyn. »Wahres von falschem, ächtes vom unächten, lauteres von un»lauterem zu unterscheiden ist unmöglich ohne Prüfstein, ohne »das richtige Princip, welches das Vorurtheil abhält und der »Willkühr steuert. In beiden Rücksichten ist es also (!) die »Dogmatik, die wahre dogmatische Überzeugung, welche in höch»ster Instanz als Schiedsrichterin auftritt u. s. w.« Man ist Hrn. H. für die Offenheit, mit welcher er seine Grundansicht ausspricht, zu Dank verpflichtet. Mit Consequenz auf seiner einmal eingeschlagenen Bahn vorwärts strebend, dringt er bis zum Adytum des Irrthums selber vor, und erspart uns die Mühe, ihn ad absurdum zu führen. Der Prüfstein des Einzelnen ist das Allgemeine, dessen Anschauung aus der Kenntniſs des Einzelnen emportaucht; und das Einzelne im gegebenen Falle an diesen Prüfstein hält die prüfende Vernunft. Wäre die Dogmatik der Prüfstein, so würde sie wohl das Urtheil abhalten und der Freiheit steuern. Der Verf. sagt aber nicht blos: die Dogmatik, sondern setzt hinzu: die wahre dogmatische Überzeugung. Meint er etwa, es könne nur eine wahre Dogmatik geben? Nicht doch! Thatsächlich existiren neben einander widersprechende dogmatische Überzeugungen; und S. 12 findet Herr H., es sey unwissenschaftlich, von vorgefaſsten dogmatischen Meinungen auszugehn. Also greift auch hier eine Sonderung des Wahren vom Falschen Platz; auch die Dogmatik unterliegt der Kritik; und natürlich kann sie, das zu prüfende Objekt, nicht sein eigener Prüfstein seyn, an welchen es gehalten werde. Hr. H. aber statuirt nicht nur dies, indem er eine von vorn wahre Dogmatik, nämlich die seinige postulirt, sondern will sogar, wie er deſs gar kein Hehl hat, die Dogmatik zum Prüfstein erheben, dessen die Kritik sich bedienen solle!

Die vorliegende erste Abtheilung der allgemeinen Einleitung handelt in drei Capiteln von der Geschichte des Canons, von der Geschichte der Grundsprachen des A. Test., von der Geschichte des Textes.

Einem Irrthum huldigend, den mit dem Verf. die meisten Zeitgenossen theilen, geht er für die Sammlung des A. Test. von dem Begriffe einer regula veritatis aus, was für das Neue Test. ganz in der Ordnung seyn mag. Man vergiſst, daſs im A. Test. die sämmtlichen Überreste der Literatur eines Volkes bis zum

Digitized by Google

Aussterben seiner Sprache enthalten sind, während das N. T. aus den heiligen Büchern einer religiösen Sekte besteht; und man setzt unbedenklich beide Sammlungen auf gleiche Linie. Ja Hr. H. glaubt sogar aus der frühzeitigen Sammlung des Corans auf eine baldige des A. Test. schliefsen zu dürfen (S. 12), während doch der Coran gleich dem Neuen Test. das Gesetzbuch einer Religionspartei bildet, ferner das Werk ist Einer Zeit und Eines Mannes, so dafs er nicht einmal für den Pentateuch eine vollkommene Analogie beut, und endlich neben ihm noch eine höchst bedeutende, auch religiöse Literatur besteht, welche bisher nicht gesammelt worden. Was die ältern Kirchenväter und jüdische Gelehrte lange nach der Sammlung der alttestamentlichen Schriften von derselben sich vorstellten, wird ohne weiters adoptirt, und der unerläfsliche Beweis, dafs die Sammler des A. Test. eine regula veritatis sammeln gewollt, unterlassen. So legt denn auch Herr H. dem Gerede des Josephus gegen Apion I, §. 8. ein besonderes Gewicht bei. Zwar findet er, es enthalte theils Privatmeinungen des Josephus, theils allgemeines Urtheil seiner Zeitgenossen; nichts destoweniger erklärt er es S. 35 für das nachdrücklichste Zeugnifs, dafs bald nach dem babylonischen Exil der Canon abgeschlossen sey. Auf dieses Resultat nämlich mufs der Verfasser, welcher den Daniel für authentisch ansieht, hinsteuern; dies zu erhärten, gibt er sich alle erdenkliche Mühe. Die Periode des Esra und Nehemia soll schon in sich selbst betrachtet als die passendste für jenes Geschäft erscheinen S. 28. — O ja! wenn damals die hebräische Sprache ausstarb. — In der Periode nach Esra und Nehemia finde man überall den Canon im Ganzen als eine heilige Urkunde behandelt, und mit der tiefsten Ehrfurcht angesehn. — Die ältesten Stellen, welche Herr H. §. 10 beibringt, lassen eine Lücke von ein Paar Jahrhunderten, und sagen nur vom Pentateuch und den Propheten etwas aus. Der Pentateuch galt noch viel früher für göttlich; von ihm handelt es sich noch weniger, als von den Propheten; die Frage dreht sich um die Hagiographen. Das weifs Herr H. sehr wohl; also fragt er S. 30: wie kam es, dafs das ursprünglich hebräisch geschriebene Buch Sirach, welches mit grofsen Ansprüchen auftritt, nicht in den Canon aufgenommen wurde? Die Antwort könne nur die seyn, dafs nur eine fest und sicher gestellte Autorität des Canons allein im Stande war, dies zu verhindern. — Eine positive und doch auf Schrauben stehende Äusserung! Sogleich nachher sagt Herr H., Sirach sey nur dem Anschein und

Digitized by Google

den Ansprüchen nach der Aufnahme in den Canon würdig gewesen. Also mufste das Buch, auch wenn der Canon später erst geschlossen wurde, dennoch draussen bleiben; und nun argumentirt Herr H. aus seiner Ausschliefsung auf einen frühern Abschlufs des Canons. Wie dann aber, wenn wir sagen, der hebräische Text war bei Sammlung der Hagiographen bereits verloren, und somit konnte das Buch in eine Sammlung hebräischer Schriften natürlich nicht aufgenommen werden? Was kann Herr H. erwiedern? Er beruft sich freilich auf Sirach selbst C. 44, 5. 3. Allein wenn dieser neben den Weissagungen noch ἔπη ἐν γραφῇ kennt, so beweist dies eben nicht ihre Sammlung in ein corpus, sondern lediglich ihr Vorhandenseyn zu Sirachs Zeiten; aber nicht einmal, welche, oder dafs alle, die jetzt im Canon der K'tubim stehn, vorhanden waren, sondern nur, dafs überhaupt welche existirten, lernen wir aus jener Stelle Sirachs, d. h. wir lernen daraus, was wir längst gewufst und niemals bestritten haben. Auch der Prolog des Übersetzers hilft um keinen Schritt weiter. Herr H. steift sich trotz Allem, was längst gesagt worden ist, wieder auf die Worte τὰ ἄλλα πάτρια βιβλία und τὰ λοιπὰ τῶν βιβλίων. So und ähnlich, sagt er, seyen die K'tubim auch bei Philo, Josephus und im N. Test. bezeichnet. — Ist erstens theils nicht wahr, und würde zweitens, wenns wahr wäre, nichts beweisen. Dafs zu Philo's Zeit der Canon geschlossen war, wissen wir schon sonst; und also, wie der Prolog thut, konnte man vor und nach der Sammlung von den K'tubim sprechen, weil man damit nicht einmal negativ, geschweige positiv etwas Bestimmtes über die Sammlung aussagt. — Der Ausdruck sey auch keineswegs ein vager; es heifse ja nicht etwa »andere« oder »einige übrige Schriften«, sondern »die andern«, »die noch übrigen«. — Hierauf erwiedern wir Herrn Hävernick: der Ausdruck könnte allerdings noch vager seyn, als er ist. Da der Übersetzer den Artikel braucht, so redet er offenbar von bestimmten, ihm bekannten Schriften, nicht von solchen, von deren Zahl, Namen, Inhalt er nichts wüfste; und dafs er die zu seiner Zeit vorhandenen Hagiographen alle, oder viele von ihnen, gekannt habe, ist noch nicht bezweifelt worden. Dafs aber der Ausdruck »die andern Bücher« die Vereinigung »der andern Bücher« in Ein corpus aussage und beweise, ist eine so grelle Behauptung, dafs Ref. kein Wort weiter dagegen verlieren mag. Wolle Herr H. in Zukunft seinen Matthiä zu eigenem Gebrauche nachschlagen, und nebenbei auch lernen, dafs die Wahrheit hebräisch *emèt* heifst,

Digitized by Google

und nicht *émet*, wie die Schüler aussprechen, und S. 173 Herr H. geschrieben hat.

Die Annahme so frühe geschehener Abschliefsung des Canons macht ein gleich frühes Aussterben der hebräischen Volkssprache wünschenswerth; allein wir vermissen S. 240 ff. den S. 26 verheifsenen ausführlichen Beweis. Die Argumentation läuft im Grunde darauf hinaus: weil man nach dem Exil noch hebräisch schrieb, so war das Hebräische also noch Schriftsprache, ergo war es nicht mehr lebendige Volkssprache. Herr H. beruft sich wieder auf das mindestens höchst zweifelhafte מפרש Neh. 8, 8; selbst das bekannte Glossem Jer. 10, 11., das jedes Zusammenhanges spottet, wird nicht verschmäht. Er meint S. 242, es sey, wofern das Chaldäische nicht die Volkssprache war, unerklärbar, wie die chaldäischen Abschnitte in Esra und Daniel Eingang finden konnten. Wie aber, wenn der gelehrte Esra zu seiner Muttersprache auch das Aramäische erlernt hatte? Und glaubt Herr H. nicht auch selber, dafs das Aussterben des Hebräischen in der verhängnifsvollen Periode von Antiochus Epiphanes bis Herodes den Grofsen wenigstens eben so passend gedacht werde, als in der viel kürzern des Exils, wo die Juden beisammen wohnten, ihre eigenen Ältesten und Richter hatten, und weitere Angriffe auf ihre Nationalität gar nicht versucht worden sind?

Wo der Verf. seinen dogmatischen Prüfstein der Kritik zu befragen unterläfst, da nimmt seine Forschung sofort einen wissenschaftlichen Charakter an. Zeuge dessen ist das Capitel von den Grundsprachen des A. T. an vielen Stellen. Doch ist dasselbe für den Zweck der Einleitung zu breit angelegt, und theilweise in eine Geschichte der Literatur ausgeartet. Namentlich ist von der arabischen Sprache und Schriftstellerei ausführlicher die Rede, als nöthig war, um auf die wirklichen Grundsprachen des A. T. vom verwandten Arabismus aus das hinreichende Licht zu werfen. Wenn der Verf. dagegen S. 145 f. das Hebräische gern für die Ursprache der Menschheit erklären, oder es wenigstens in ein besonderes inniges Verhältnifs zur Ursprache treten läfst, so kommt auch dies wieder auf Rechnung seiner Unfreiheit; und es wäre allzu langweilig, mit ihm darüber zu streiten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Hävernick: Einleitung in das Alte Testament.

(Beschluſs.)

Mit S. 155 beginnt eine allgemeine Charakteristik der hebräischen Sprache als Schriftsprache: ein Abschnitt, welcher vieles Brauchbare aufweist, z. B. S. 162—164 die Beiträge zur Synonymik, neben Vielem, was zweifelhaft oder verfehlt, z. B. wenn er 5 Mos. 33, 2. die Punktation אש דת für richtig hält, für פרדס Hoh. L. 4, 13. eine semitische Etymologie sucht, und sich gegen den griechischen Ursprung des Wortes פסנתרין Dan. 3, 5. 7. noch jetzt wehren mag. Die meiste Veranlassung aber zu Ausstellungen bieten die §§. 31—34, in welchen die verschiedenen Perioden der hebräischen Sprache bis zur Zeit des Exils abgehandelt werden. Dem Vf. gebeut bekanntlich seine Dogmatik, vor den augenscheinlichsten Resultaten der neuern Kritik die Augen zu verschlieſsen; zum Voraus gläubig, nimmt er den ganzen Pentateuch für mosaisch, hält für uralt nicht nur Hiob, sondern auch das Buch Josua, und kämpft für die Authentie des ganzen Buches Jesaja. Sein Kampf für das Deuteronomium lehrt deutlich, daſs ihm ebenso sehr, als seinen Gegnern, Jeremia's Wirksamkeit und schriftstellerischer Charakter unerkannt geblieben; und in der Vertheidigung des zweiten Theils des Jesaja läſst er sich in dem Maaſse von der blinden Leidenschaft übermannen, daſs er poltert, sich auffallende Versehen zu Schulden kommen läſst, und sogar untreuen Bericht erstattet. Wir heben Einiges aus. In der Auslegung Jesaja's soll S. 273 Ref. behauptet haben, זנה heiſse bei Spätern geradezu Verkehr treiben. Ref. aber sagte, dies sey C. 23, 17. der Sinn des Wortes; die Bedeutung buhlen wird in der Übersetzung ausgedrückt. »Die Form מְכַסֶּה«, wirft er ferner ein, »soll nicht vor dem Exil gebildet seyn, und doch kennt sie schon der Pentateuch.« Ref. aber schrieb: »vor dem Exil wurde das Wort als Substantiv nicht gebildet vgl. zu C. 49, 7.,« wo gesagt wird, es sey ein Verbalsubstantiv, von Piel abgeleitet. Vgl. Ewald kl. Gr. §. 339 am Schluſs. Diese Verbalsubstantive aber verwechselt Herr H., wie auch zu Daniel S. 385 sein Gerede über משמם verräth, ächt empirisch mit dem

Participium, welches freilich auch 3 Mos. 9, 19. (vgl. 2 Mos. 29, 13.) vorkommt. Was Ref. ferner S. 395 zu Jesaj. 34. Begr. d. Kr. S. 76 f. gesagt hat, wird von Herrn H. gänzlich untreu und schief referirt. Ganz vergeblich verweist Herr H. den Ref. weiter für חפץ יגדיל Jes. 42, 21. auf die erst in der Zwischenzeit erschienene zweite Ausgabe von Ewalds Grammatik S. 331, wo auch aus der reinsten hebr. Prosa durchaus ähnliche Fälle citirt seyen. Kein einziger ist wirklich analog, aber am Tage liegt, dafs Herr H. in diesem Punkte wenigstens weder die hebräische, noch die arabische Syntax versteht. Wenn ausserdem Herr H. S. 222 glauben kann, Jes. 54, 15. stehe מאותי der Pausa wegen für מֵאִתִּי; wenn er die Stelle Jes. 47, 11., nachdem das Richtige gezeigt worden, und zugleich auch Joel 2, 2. gröblich mifsversteht, so verlangt er damit offenbar zuviel, dafs wir ihm auf sein Wort glauben sollen, חָצִיר Jes. 34, 13., Gehöfte, sey nicht das gleichlautende arabische حَصِير = Gehöfte, sondern ein sonst nirgends als solches vorkommendes Adjectiv von Herrn Hävernicks Fabrik. Eine ansehnliche Zahl noch anderer Machtsprüche und Flausen, welche sich überall breit machen, übergeht man am besten mit Schweigen.

Das dritte Capitel: von der Geschichte des Textes des A. T. ist von allen dreien wohl das unbedeutendste, und hat die wenigsten gelungenen Parthieen. Um die Fragen nach dem Alter der Buchstabenschrift bei den Semiten, nach dem Schreibematerial, nach der Genesis der Quadratschrift u. s. w. genügend zu beantworten, scheint der Vf. nicht hinreichend ausgestattet zu seyn, und auch nicht immer gewufst zu haben, worauf es eigentlich ankomme. Wir verweilen deshalb auch nur kürzere Zeit bei demselben.

Der Verf. entscheidet sich dafür, dafs die Buchstabenschrift zu den Hebräern, wie zu den Griechen übergegangen sey von den Phöniciern (S. 268), welche er auch für die Schrifterfinder selbst zu halten scheint. Die Aramäer, heifst es S. 263, als Schrifterfinder zu denken, sey eine Hypothese, welche leicht zu machen, aber auch eben so leicht zu widerlegen sey. Versuche es doch Herr H. einmal, ob er auch nur den Schein einer Widerlegung zu produciren vermöge! Aber die Beweisführung müfste sorgfältiger geschehen, als sie von S. 265 an sich entwickelt. Was für Cadmus und die Phönicier gilt, wird hier ganz

Digitized by Google

in der Stille auf die Vorderasiaten überhaupt und somit auch auf die Hebräer ausgedehnt; und weil die Phönicier die Schrift weiterhin nach Griechenland verbreiteten, »so dürfen wir bei den »stammverwandten Hebräern ihre Verbreitung mit Fug und Recht »voraussetzen.« Q. E. D. Und zwar noch vor Mose. Bei diesem Punkte gebehrdet sich der Verf. gewaltig kritisch. Da die mosaische Abfassung des Pentateuchs kritisch angefochten ist, so will er sich nicht auf diese berufen, jedenfalls aber »müssen wir von dem mosaischen Zeitalter ausgehen, als von demjenigen, in welchem uns die ersten schriftlichen Urkunden der Hebräer dargeboten werden.« Wenn wir sie annehmen! Dafs schriftliche Urkunden bis in Mosis Zeit hinaufreichen, wird ja von der Kritik gleichfalls beanstandet; und die Frage hängt mit der nach der Mosaischen Abfassung des Pentateuches enge zusammen. Des Vfs ganze Entwickelung bis S. 277 ist demnach vollkommen vergeblich.

In dem Abschnitte vom Schreibematerial herrscht arge Verwirrung. Das nothwendigste Hülfsmittel, die bekannte treffliche Abhandlung von Hug in der Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg, ist Herrn H. entgangen. Also glaubt er, die Hebräer hätten sich zu allen Zeiten nur Eines Materials, des Pergamentes, bedient, und zwar auf solches mit dem Griffel (Ps. 45, 2.) geschrieben, welchen man ohne Zweifel in Tinte (Jer. 36, 18.) getaucht hat!

Möchte Herrn Hävernick eine ruhige, klare Erwägung dessen, was er thut, möglich werden! Möchte er mit demselben Maafse von Fleifs und Eifer, demselben Vorrathe mannigfaltigen Wissens einst der Wissenschaft dienen, mit welchem er sie jetzt noch zu Gunsten *seiner* Dogmatik zu untergraben sucht! Schwer wird es auch ihm werden, wider den Stachel zu lecken.

Zürich. *Hitzig.*

Solemnia Natalitia regis augustissimi et serenissimi Friderici VI. die XXVIII mensis Januarii anni MDCCCXXXVI hora XII in auditorio majore rite celebranda academiae Christianae Albertinae rector et senatus indicunt per Justum Olshausen LL. OO. P. P. Ord. (Insunt observationes criticae ad vetus testamentum.) Kiliae, ex officina Christiani Friderici Mohr.

Herr Prof. Olshausen, welcher einer der Ersten die Gebrechen erkannt hat, an denen unsere Kritik und Exegese des A. T. kränkelte und noch kränkelt, gibt in diesem sehr lesenswerthen

Digitized by Google

Programme einige Textverbesserungen zum Besten, als Proben aus einem zu erwartenden kritischen Commentar. Herr Dr. Olshausen beabsichtigt ihn zunächst zum Nutzen der Studirenden; doch ist ein solcher überhaupt ein Bedürfniſs geworden auch für die Gelehrten und Lehrer, und Ref., der dasselbe längst lebhaft fühlt, hofft, Herr O. werde sich der verdienstlichen Arbeit in ausgedehnterem Maafse unterziehn. Zugleich möchten wir dem verehrten Manne den Wunsch ausdrücken, des Guten doch nicht zuviel zu thun, sondern den Werth seines Buches durch jene vorsichtige Mäſsigung zu erhöhen, welche in dem Schriftchen vom Begriffe der Kritik dessen Verfasser jetzt vermiſst.

Hitzig.

---

1) *Die Logik, insbesondere die Analytik, vorgestellt von A. D. Ch. Twesten. Schleswig, im K. Taubstummeninstitut.* 1825.

2) *System der Logik. Ein Handbuch zum Selbststudium von Dr. C. Fr. Bachmann. Leipzig, bei Brockhaus.* 1828.

3) *Logik. Die Wissenschaft des Denkens und Kritik aller Erkenntniſs, von Dr. Troxler. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta.* 1828.

4) *Lehrbuch der Logik, als Kunstlehre des Denkens, von Dr. F. E. Beneeke. Berlin, bei Mittler.* 1832.

5) *Denklehre, zum Gebrauch bei Vorlesungen von F. J. Zimmermann. Freiburg, bei Groos.* 1831.

(Zweiter Artikel.)

(s. Jahrg. 1836. Nr. 56.)

Ein zweiter Hauptpunkt der Logik, welcher gänzlicher Revision bedarf, ist die Eintheilung der Urtheile.

Und hier ist es denn billig, weil sie allgemein recipirt oder, bei Abweichungen im Einzelnen, wenigstens zu Grunde gelegt wird, von der Kantischen (in der Kritik der reinen Vernunft vorgetragenen) Eintheilung auszugehen und sie einer desto strengeren Kritik zu unterwerfen, je unbefangener sie wiederholt wird, ungeachtet sie ein ganzes Nest von logischen Verstöſsen einschlieſst und zu einem Specimen fast aller gegen die logischen Regeln der Eintheilung möglichen Fehler dienen kann.

Nach Kant kann die Function des Urtheilens unter vier Titel: Quantität, Qualität, Relation und Modalität, gebracht werden, deren jeder wieder drei Momente unter sich enthält. Unter dem vagen Ausdruck: Titel mit drei Momenten, der in der Terminologie der Eintheilung gar nicht vorkommt, versteckt sich der

Digitized by Google

schwankende und unausgetragene Grundgedanke der Kantischen Eintheilung, und es wird namentlich unentschieden gelassen, ob jene vier Titel ebenso viele Hauptarten oder aber vier Eintheilungsprincipien der Urtheile bezeichnen sollen. Im ersteren Falle wären die je dreigliedrigen Momente Unterarten, im letzteren Falle dagegen wären erst sie die unterschiedenen Arten des Urtheils. Diese schwankende Haltung konnte Bachmann verleiten, die Kantische Eintheilung nach der Voraussetzung zu beurtheilen, als ob sie durch jene vier Titel vier Hauptarten des Urtheils hätte bezeichnen wollen; was freilich ein ganz unverzeihlicher Verstofs wäre, da jene vier Titel einander nicht ausschliefsen, wie Arten es sollen, nach der logischen Regel: membra sint disjuncta, sondern vielmehr in jedem Urtheile nothwendig zusammen vorkommen. Allein die vage Haltung des Kantischen Ausdrucks läfst freie Hand, jene vier Titel in einem richtigen Sinne zu fassen: als die vier Hauptgesichtspunkte oder Seiten, wonach die Urtheile eingetheilt werden können, kurz als die vier Eintheilungsprincipien des Urtheils. Jede Classe von Gegenständen läfst sich nämlich von mehr als einer Seite eintheilen, so z. B. die Hüte in weifs und schwarze nach der Farbe, in Filz- und Seidenhüte nach dem Stoff, in runde und spitze nach der Form. Hiebei schliefsen sich immer nur die nach einer und derselben Seite unterschiedenen Arten aus, können sich dagegen mit sämmtlichen nach andern Seiten unterschiedenen Arten combiniren.

Die Eintheilungsprincipien den unterschiedenen Arten voranzustellen, war nun ganz in der Ordnung und getreu der logischen Regel: divisio ne careat fundamento. Allein die Begriffe der unterschiedenen Eintheilungsprincipien hätten etwas deutlicher und bestimmter angegeben werden sollen, als durch die unbestimmten und unverständlichen Titel geschehen ist. Nach allen Andeutungen versteht Kant unter Quantität den Umfang des Subjects, in welchem ihm das Prädicat beigelegt wird; unter Qualität die Beschaffenheit der Aussage, also der Copula; unter Relation das Verhältnifs der zwei Urtheilsglieder zu einander, und endlich unter Modalität den Grad der Uberzeugung, mit welchem das Urtheil gefällt wird.

Nach jedem dieser Gesichtspunkte sollen die Urtheile in drei verschiedene Arten zerfallen; so dafs es also am Ende zwölf verschiedene Formen des Urtheils gäbe, die aber, da sie verschiedenen Seiten angehören, nicht alle aussereinander fallen, sondern

Digitized by Google

nur je zu drei einander ausschliefsen, dagegen mit sämmtlichen Gegensätzen aller übrigen Seiten sich combiniren können.

Eine solche mehrseitige Eintheilung des Urtheils vorerst zugegeben, vermifst man freilich den Beweis: warum das Urtheil gerade vier Seiten zum Behuf der Eintheilung darbieten soll und nicht mehr; so wie auf der andern Seite die durchgängige Dreigliedrigkeit gar zu nett ist, als dafs sie nicht fast zum Voraus Verdacht erweckte. Doch betrachten wir erst die Eintheilung im Einzelnen:

1. Der Quantität nach zerfällt Kant die Urtheile in allgemeine, besondere und einzelne, je nachdem das Urtheil von allen, oder von mehreren, oder von einem einzelnen Dinge einer Classe gelte. Gleich diese Eintheilung, so scheinbar sie klingen mag, hat einen (indefs ziemlich allgemein gerügten) Fehler, den Kant selbst, indem er ihn fühlte; nur mit Mühe verdecken kann. Bei der Quantität eines Urtheils handelt es sich nämlich nicht von dem Umfang des Subjekts an sich, sondern von dem Umfang, in welchem es genommen wird; mit andern Worten: es handelt sich nicht darum, ob der Subjektbegriff weit oder eng ist, sondern wie weit von ihm die Rede ist. Nun ist ein individuelles Subjekt zwar die möglichst kleinste Begriffssphäre; allein diese Beschränktheit der Individualsphäre kommt bei der Quantität des Urtheils eben so wenig in Betracht, als die Beschränktheit einer Artsphäre gegenüber von der Gattung. Auch fragt sich wirklich bei einer Individualsphäre, so klein sie auch seyn mag, immer noch, wie weit sie genommen werde, namentlich aber, ob ganz oder blos theilweise? Denn es giebt, wie allgemeine Individualurtheile, z. B. Cajus ist ein Genie, so auch partikuläre Aussagen von Individuen, z. B. Cajus ist theilweise ein Narr; — was nun freilich Kant, ohne wie es scheint, sich lange zu besinnen, läugnet. Kant fiel mit Aufzählung des individuellen Urtheils aus dem Eintheilungsprincip, in dem er ungefähr folgendermafsen aufzählt: Der Subjektbegriff wird entweder ganz oder theilweise genommen, oder aber ist er ein Individuum.

2. Nach der Qualität oder nach der Beschaffenheit der Aussage zerfallen, wie Kant richtig aufzählt, die Urtheile in bejahende und verneinende; ganz verfehlt dagegen ist die Aufzählung der dritten Art, welche er bald unendliche, bald limitirende nennt. Es werden hierunter die Urtheile verstanden, wo die Negation nicht zur Copula, sondern zum Prädikate gehört, z. B. die Seele ist unsterblich, du bist nicht-klug u. dgl. Unendlich

Digitized by Google

nennt Kant diese Urtheile, weil er sich vermöge des herrschenden vagen Begriffs vom negativen Gegensatze einbildet, das Subjekt werde dadurch in die weite, unendliche Welt ausser dem negirten Prädikate hinausgesetzt. Allein in Wahrheit erhält durch solche negative Prädikate das Subjekt seine ganz bestimmte Stelle, so die Seele in obigem Beispiele im Gebiete der Dauer auf der dem Sterblichen entgegengesetzten Seite, der Unkluge auf der der Klugheit entgegengesetzten Seite der Intelligenz; und es ist somit ein solches Urtheil, da das Subjekt in eine bestimmte Prädikatssphäre versetzt und wirklich etwas von ihm ausgesagt wird, in Wahrheit positiv, nämlich Beilegung des negativen Gegensatzes. Wenn man im Kantischen Sinne von einem unendlichen Urtheile reden will, so ist es das negative. — Merkwürdiger Weise gesteht Kant selbst die Positivität seines unendlichen Urtheils zu, führt es aber doch, der Trilogie zu lieb, als dritte Art auf.

Dem Zusammenhange nach hat der Ausdruck limitirendes Urtheil bei Kant ungefähr den gleichen Sinn, nämlich Freistellung aller möglichen Prädikate bis auf eines. In einem andern Sinne könnte man unter dem Titel des limitirenden Urtheils wirklich eine dritte, der Bejahung und Verneinung coordinirte Art der Aussage aufzählen, nämlich eine solche, die weder ja noch nein sagt, sondern durch allerlei Limitationen, z. B. so zu sagen, ziemlich, gewissermafsen u. dgl. die Aussage unbestimmt halten will.

Das eigentliche Nest von Fehlern, welche denn auch bis jetzt noch nicht gerügt worden sind, sitzt jedoch in der Eintheilung der Urtheile

3. nach der Relation. Hierunter ist, nach Vergleichung der Kategorientafel, das Verhältnifs der zwei Glieder des Urtheils zu einander zu verstehen. Je nach Verschiedenheit diesess Verhältnisses sollen nun die Urtheile entweder kategorisch, oder hypothetisch, oder disjunctiv seyn. Das kategorische Urtheil soll das Verhältnifs von Subjekt und Prädikat, das hypothetische das von Grund und Folge aussprechen; es werden wenigstens nach der Kategorientafel unter jener Urtheilsform die Begriffe von Substanz und Accidens, unter dieser der von Ursache und Wirkung gefunden. Das disjunctive Urtheil endlich soll das Verhältnifs des Subjekts zu den verschiedenen Eintheilungsgliedern der Sphäre des Prädikatbegriffes angeben.

Zwei verschiedene Arten des Urtheils sind, abgesehen von den falschen Titeln, das kategorische und das hypothetische, und zwar besteht ihre Verschiedenheit darin, dafs in beiden ein ganz verschiedenes inneres Verhältnifs der zwei Urtheilsglieder ausgesprochen wird: in dem kategorischen ein Verhältnifs der Identität, in dem hypothetischen dagegen ein Verhältnifs der Causalität.

Das disjunctive Urtheil hingegen ist den beiden übrigen nicht coordinirt; denn die Disjunction oder die Aufzählung der Eintheilungsglieder statt des Gattungsbegriffes kommt in den beiden Urtheilsformen, der hypothetischen wie der kategorischen, vor; wobei sich denn der weitere Fehler zeigt, dafs Kant unter dem Titel des disjunctiven Urtheils blos die kategorische Disjunction berücksichtigt hat. Es giebt nämlich 1) ein kategorisch-disjunctives Urtheil, z. B. die Thiere sind (was ihr Geschlecht anbelangt) entweder Männchen oder Weibchen. Hier werden dem Subjecte, anstatt des Gattungsbegriffes des Prädikats, die Artbegriffe desselben beigelegt; und es liegt dem Urtheile ganz dasselbe Verhältnifs wie bei dem einfachen kategorischen Urtheile zu Grunde, nämlich das von Subjekt und Prädikat. Allein es giebt nun 2) auch ein hypothetisch-disjunctives Urtheil, wenn die verschiedenen möglichen Gründe oder die verschiedenen möglichen Folgen aufgezählt werden, so dafs also im hypothetischen Urtheile sogar eine gedoppelte Disjunction vorkommt, von Seiten des Grundes wie von Seiten der Folge, z. B. man mufs hungern oder borgen, wenn man zu viel ausgiebt oder zu wenig einnimmt. Die Disjunction ändert auch hier an dem Grundverhältnisse nichts.

Die Disjunction wird, da sie sich mit den beiden Formen der Relation verträgt, eine anderswohin gehörige Abänderung des Urtheils seyn. Sie ist eine Zusammensetzung des Urtheils, deren es noch eine ganze Reihe giebt, welche aber von der bisherigen Logik kaum rhapsodisch sind aufgezählt worden.

Der schlimmste Fehler der Kantischen Eintheilung der Relationen des Urtheils liegt jedoch in den verfehlten Titeln kategorisch und hypothetisch, welche auf eine mangelhafte Unterscheidung des Eintheilungsprincips der Relation von dem folgenden der Modalität, welchem jene Namen eigentlich angehören, deutet. Denn kategorisch heifst eine bestimmte, der Gewifsheit correspondirende Aussage, und besagt auf Griechisch nichts anderes als das lateinische assertorisch; hypothetisch ist dagegen nur eine besondere Modifikation des Problematischen, nämlich eine von einer Bedingung abhängige Möglichkeit. Indem so die

Digitized by Google

Kantische Unterscheidung des kategorischen und hypothetischen Urtheils in zwei ganz verschiedene Eintheilungsprincipien hineinschwankte, der Sache nach ein Verhältnifs der Urtheilsglieder meinte, dem Worte nach aber einen Überzeugungsgrad sagte, haben sich bei Kant und seinen Nachfolgern sub titulo der Relation die wunderlichsten Wechselbälge schillernder und schwankender Begriffe erzeugt.

Eine Folge des unklaren Begriffs von hypothetischem Urtheil war gleich: dafs, während es doch die Aussage des Causalverhältnisses seyn sollte, seine Ausdrucksform auf die Conjunction, wenn — so, beschränkt wurde; ungeachtet in jeder Grammatik nachgesehen werden kann, dafs es, ausser wenn — so, noch eine ganze Reihe causaler Conjunctionen giebt. Daher ferner die Hereinziehung des unmittelbaren Schlusses, und selbst des disjunktiven Urtheils, welche nicht selten die Conjunction wenn — so annehmen, unter dem Titel des hypothetischen Urtheils.

Um wirklich verschiedene Arten der Relation oder des Verhältnisses zwischen den zwei Urtheilsgliedern zu bezeichnen, müfste man die Aussage des Verhältnisses zwischen Subjekt und Prädikat das prädikative, die Aussage des Verhältnisses zwischen Ursache und Wirkung dagegen das causale Urtheil nennen.

4. Von Seiten der Modalität oder des Überzeugungsgrades ist endlich die Trilogie der Eintheilung richtig, indem das Urtheil wirklich hienach in das problematische, assertorische und apodiktische zerfällt. Dagegen aber schlich sich wieder ein Fehler in die Specification dieser drei Abtheilungen ein, wie Kant in der Kategorientafel als correspondirend dem problematischen Urtheile die Begriffe der Möglichkeit und Unmöglichkeit, correspondirend dem assertorischen die Begriffe der Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit, und endlich correspondirend dem apodiktischen Urtheile die Begriffe der Nothwendigkeit und Zufälligkeit aufführt. Es ist zwar ganz richtig, dafs das assertorische oder, wie man es ebensogut nennen könnte, das kategorische Urtheil das Verhältnifs der Urtheilsglieder als ein wirkliches oder nichtwirkliches aussagt; ganz falsch ist dagegen, wenn gemeint wird, das problematische Urtheil spreche die Zusammengehörigkeit der Urtheilsglieder auch als unmöglich aus, indem die Aussage der Unmöglichkeit vielmehr dem apodiktischen Urtheile angehört, wogegen das problematische Urtheil die Negation wie die Bejahung blos als möglich darstellt. Die Ausdrucksform der problematischen Negation ist nun auch nicht: es kann nicht, sondern: viel-

Digitized by Google

leicht nicht u. dgl., wenn nicht jener Ausdrucksform durch eine ganz besondere Betonung ein blos problematischer Sinn gegeben wird. Ebenso verfehlt war es, unter dem Titel des apodiktischen Urtheils oder der nothwendigen Überzeugung die Aussage des zufälligen Verhältnisses aufzuführen, denn dieses wird vielmehr assertorisch, als eine bloſse Wirklichkeit ausgesprochen.

Die Kantische Eintheilung hat nun aber nicht blos die mannigfachen, gerügten Fehler im Einzelnen, sondern ist nun auch noch im Ganzen als Eintheilung des Urtheils oder als Aufzählung seiner Arten verfehlt. Es ist eine Eintheilung, wie wenn man, um die verschiedenen Arten des Reisens anzugeben, untereinander aufzählen wollte: langsam oder schnell; zu Fuſs, zu Pferd, zu Wagen, zu Schiff; bequem oder unbequem. Der Fehler, den die Kantische Eintheilung nur in minder auffallender Weise begeht, springt hier in die Augen: nemlich daſs neben den wirklichen Arten des Reisens, welche in den verschiedenen Weisen des Fortkommens bestehen, ganz untergeordnete Abänderungen in gleicher Reihe aufgezählt werden. Ein Fehler, welcher auf mangelhafter Unterscheidung des wesentlichen und der unwesentlichen Eintheilungsprincipien beruht.

Sollte man nun im Unklaren seyn, welches das wesentliche Eintheilungsprincip der Urtheile seyn möchte, so gibt es ein sehr sicheres Mittel, darüber ins Reine zu kommen: es ist, wie bei jeder einzutheilenden Classe von Gegenständen, so lange sie wenigstens in rein wissenschaftlicher Absicht betrachtet werden, ihr Gattungsbegriff; nur bei einem speciellen Zwecke der Betrachtung kann eine andere, untergeordnete Seite als die wesentliche hervortreten. Da nun der Gattungsbegriff des Urtheils einstimmig dahin angenommen werden wird: daſs es die Aussage des inneren Verhältnisses zweier Vorstellungen sey, so kann das wesentliche Eintheilungsprincip der Urtheile kein anderes seyn, als die Relation. An dieser allein zerfallen die Urtheile in ihre wirklichen Arten, die übrigen Sorten des Urtheils mögen dagegen blos zu Unterabtheilungen dienen, um innerhalb der Hauptarten die verschiedenen Abänderungen des Urtheils zu unterscheiden.

Ein dritter Hauptpunkt der Logik, welcher dringend einer Revision bedarf, ist die bisherige, ebenfalls wieder, und zwar noch ausnahmsloser als bei dem Urtheil, Kant nachgeschriebene Eintheilung der Schlüsse; daher wir wiederum Kant zum stellvertretenden Gegenstande unserer Kritik der bisherigen Logik nehmen können.

Digitized by Google

Die bisherige Eintheilung und Aufzählung der Schlüsse ist unvollständig und mangelhaft, indem gerade die wichtigsten und fruchtbarsten Schlüsse, nämlich die auf den Verhältnissen der Urtheile beruhenden, noch gar nicht beachtet und dargestellt sind; wogegen die Logiker die einfacheren und unergiebigeren Elementarschlüsse mit desto gröfserer Breite ausgesponnen haben und müfsigen Hirngespinsten, wie den Soriten, und ähnlichen, dem wirklichen menschlichen Denken gänzlich fremden Künsteleien nachgegangen sind mit ungemeinem Aufwand von Spitzfindigkeit.

Die bisherige Eintheilung der Schlüsse in unmittelbare und mittelbare ist übrigens, abgesehen von ihrer Unvollständigkeit, richtig. Unmittelbare Schlüsse sind solche, welche durch bloſse Veränderung eines Urtheils entstehen, wobei sonach nur mit zwei Hauptbegriffen operirt wird, z. B. wenn alle specifisch schwereren Körper im Wasser untersinken, so wird dies auch bei diesen und jenen eintreten. — Mittelbar nennt man dagegen den Schluſs, wo das Schlufsurtheil durch Zwischenurtheile vermittelt wird, z. B. das Gold sinkt im Wasser unter, weil es ein specifisch schwererer Körper ist, diese aber im Wasser sinken. Die zwei letzteren Urtheile treten gleichsam zwischen das Subjekt und Prädikat des ersteren vermittelnd ein; sie entstehen durch einen Mittelbegriff, welcher in dem einen mit dem Subjekte, in dem andern mit dem Prädikate in Verhältnifs gesetzt wird und so das zu erschliefsende Verhältnifs zwischen diesen beiden vermittelt. In diesen mittelbaren Schlüssen wird mit drei Begriffen operirt, nämlich mit dem Subjekt und Prädikat des Schlufssatzes und dem Mittelbegriffe. Diese Zusammensetzung des mittelbaren Schlusses aus drei Hauptbegriffen, sowie die vermittelnde Stellung des Mittelbegriffs leuchtet am deutlichsten ein in der compendiösen Ausdrucksform des täglichen Lebens, so in unserem Beispiele: das Gold sinkt, als specifisch schwererer Körper, im Wasser unter.

Indem wir den Unterschied der unmittelbaren und mittelbaren Schlüsse, welcher durch die einfache Abzählung der Hauptbegriffe, mit denen operirt wird, fixirt werden kann, anerkennen, können wir aber nun auf der andern Seite diesem Unterschied nicht die Wichtigkeit geben, wie manche Logiker nach dem Vorgange Kants, dafs wir die unmittelbaren Schlüsse Verstandes-, die mittelbaren dagegen Vernunftschlüsse nennen und somit ein gedoppeltes Denkvermögen für beide unterscheiden möchten. Denn der mittelbare Schluſs ist wesentlich dieselbe Denkoperation, nur mit einer kleinen Complikation vermittelst des Mittelbegriffs;

Digitized by Google

so dafs er denn auch im täglichen Leben meist in der Form des unmittelbaren ausgesprochen wird.

Der unmittelbare Schlufs ist in der bisherigen Logik richtig eingetheilt; er entsteht durch die Veränderungen, welche an einem gegebenen Urtheile oder an dem gegebenen Verhältnisse zweier Hauptvorstellungen vorgenommen werden können; diese aber sind so vielfach als das Urtheil Seiten hat, an welchen dieselben angebracht werden können. Es giebt demnach unmittelbare Schlüsse durch veränderte Quantität, Qualität und Modalität. Was die Relation anbelangt, so kann kein Urtheil aus einem gegebenen prädikativen Verhältnisse in ein causales verwandelt werden, oder umgekehrt; es ist demnach kein Schlufs möglich von einer Art der Relation auf die andere, wodurch sich die Relation wiederum als das wesentlichere Eintheilungsprincip erweist. Wohl aber kann bei dem prädikativen Urtheile durch Conversion und Contraposition aus dem gegebenen Verhältnisse des Subjekts zum Prädikate auf ein Verhältnifs des Prädikats als Subjekt zum Subjekte als Prädikat geschlossen werden; weil diese Urtheilsglieder in Identitätsverhältnifs stehen und somit bei verschiedener Ansicht ihre Rollen tauschen können, was bei Ursache und Wirkung nicht der Fall ist.

Ausser den genannten vier Arten von unmittelbaren Schlüssen, welche alle Veränderungen umfassen, welche mit dem gegebenen Verhältnisse zweier Hauptvorstellungen vorgenommen werden können, findet man in der bisherigen Logik zu den unmittelbaren Schlüssen noch ferner gerechnet: die Gleichheitsschlüsse und die Schlüsse durch den Gegensatz. Letztere werden an die Schlüsse durch veränderte Qualität eines gegebenen Urtheils angeknüpft; erstere dagegen als eine eigene Art aufgeführt, welche gemeiniglich die Reihe der unmittelbaren Schlüsse eröffnet. Man hätte schon an dem umfassenden Fortschritte des Denkens, welcher in diesen beiden Schlufsweisen liegt, abnehmen können, dafs sie nicht zu der einfachen, fest auf der Stelle des gegebenen Urtheils verweilenden, nnmittelbaren Schlufsweise gehören. Denn selbst die Gleichheitsschlüsse bilden einen sehr bedeutenden und ungemein häufig gebrauchten Fortschritt des Denkens: wenn z. B. ein und derselbe Gedanke, dadurch dafs er verschieden gewendet wird, sich von immer neuen Seiten aufschliefst und sich gleichsam eben so oft für die Erkenntnifs verdoppelt. Sodann war es, was die Schlüsse durch den Gegensatz anbelangt, nicht ohne Zwang möglich, sämmtliche Abänderungen

Digitized by Google

derselben bei dem unmittelbaren Schlusse durch veränderte Qualität einzureihen. Dieser läfst sich zwar als Schlufs durch den contradiktorischen Gegensatz der Copula oder der Abfolge darstellen. Allein nun giebt es auch noch Schlüsse durch den contradiktorischen und endlich Schlüsse durch den conträren Gegensatz der Prädikate und Wirkungen, welche auf keinerlei Weise unter die blofse Veränderung der Qualität eingereiht werden können.

Diese beiden Schlufsweisen durch die Gleichheit und den Gegensatz gehören offenbar in die von der bisherigen Logik noch gar nicht dargestellte Abtheilung der Verhältnifsschlüsse.

Der mittelbare Schlufs, welcher durch einen dritten, zwischen die Glieder des Schlufssatzes vermittelnd eintretenden, Begriff entsteht, correspondirt der Zusammensetzung des Urtheils, wie die unmittelbaren Schlüsse den möglichen Abänderungen eines einfachen Urtheils correspondiren; wie denn auch im täglichen Leben die mittelbaren Schlüsse durchweg als zusammengesetzte Urtheile ausgesprochen werden, z. B. Cajus, als Mensch, ist sterblich.

Der Gewinn an Fortschritt oder Begründung der Erkenntnifs durch den mittelbaren Schlufs ist ziemlich unbedeutend und verlohnt kaum die ungemeine Breite und Sorgfalt der Ausführung, welche diesem Theile der Logik noch jetzt gegeben wird. Indessen hat diese Parthie der Logik auf der andern Seite wieder das Interessante, dafs sie, wenigstens was den sogenannten kategorischen Schlufs anbelangt, absolut im Reinen und abgeschlossen ist, und zwar gröfstentheils schon seit Aristoteles. Die Lehre vom kategorischen Schlufs darf sich, an Präcision und Nothwendigkeit der Darstellung, mit jeder Parthie der Mathematik messen; denn nur Logiker, welche sich nicht die Mühe nehmen sie zu studiren oder muthwillig revolutioniren, werden versuchen, zu einer Darstellung, wie sie z. B. Twesten gegeben, noch ein Titelchen davon oder dazu zu thun

Die Eintheilung der mittelbaren Schlüsse, welche wiederum die Kantische geblieben ist, überbietet an Fehlern noch die Eintheilung der Urtheile.

Als die drei Arten der mittelbaren Schlüsse werden aufgezählt: der kategorische, hypothetische und disjunktive.

Das Eintheilungsprincip, wovon hiebei ausgegangen wird, ist die Relation. Schon hieran hätten die Logiker rückwärts abnehmen können, dafs dieselbe auch das Haupteintheilungsprincip der

Digitized by Google

Urtheile seyn muſs, indem bei der Verwandtschaft der Urtheile und Schlüsse offenbar ein und derselbe Hauptunterschied durch beide gehen muſs; welchen die Logiker nur beim Schlusse weniger verkennen konnten, als bei den Urtheilen, indem je verwickelter die Formen werden, desto mehr die Nebenunterschiede in den Hintergrund treten und die Hauptunterschiede durchgreifen.

Dagegen machen die Logiker nun den groſsen Fehler, nur auf die Relation des Obersatzes zu sehen, während sie auf die durch den ganzen Schluſs hindurchgehende Relation hätten reflectiren und fragen sollen: welches Verhältniſs zwischen den zwei Gliedern des Schlussatzes wird durch den Mittelbegriff vermittelt?

Wenn schon dieser Fehler nichts Gutes von der gebräuchlichen Eintheilung der Schlüsse erwarten läſst, so wird dieses vorläufige Miſstrauen noch verstärkt durch einen Rückblick auf die Eintheilung der Urtheile. Nach Analogie der letztern werden wir vermuthen dürfen, einmal daſs die Titel der drei Schlussarten verfehlt und unpassend seyn werden, sodann aber, daſs es der Hauptarten des mittelbaren Schlusses nicht drei, sondern nur zwei geben wird, nämlich einen prädikativen und einen causalen. Die disjunktive Form wird wohl eben so wenig eine dritte Hauptart des Schlusses seyn, als sie eine dritte Hauptart des Urtheils war.

Beginnen wir mit einer Untersuchung der letzteren Vermuthung: der angeblich disjunktive Mittelschluſs besteht darin, daſs von einer Alternative, welche im Obersatze von dem Subjekte prädicirt wird, im Untersatze das eine Glied gesetzt und somit im Schlussatze das andere geläugnet, oder aber im Untersatze das eine geläugnet und somit im Schlussatze das andere gesetzt wird. Haben wir z. B. die Alternative: dieser Körper ist entweder fest oder flüssig, so läſst sich der gedoppelte Schluſs bilden: nun ist er fest, also nicht flüssig, oder nun ist er nicht flüssig, also fest.

Diese disjunktive Schlussweise kann schon darum keine besondere Art des mittelbaren Schlusses seyn, weil kein Mittelbegriff vorhanden ist, sondern blos mit zwei Hauptbegriffen operirt wird, indem die Alternative des Obersatzes, welche nur für Einen Begriff, nämlich für den Gattungsbegriff ihrer Glieder, zählt, sich nur in veränderter Form im Unter- und Schlussatze wiederholt. Eine nähere Betrachtung zeigt denn auch: daſs der disjunktive Schluſs bereits, nur noch etwas richtiger, unter den unmittelbaren Schlüssen abgehandelt ist und somit von der bisherigen Logik, welche sich durch die verschiedene Ausdrucks-

Digitized by Google

form täuschen liefs, doppelt aufgeführt wird. Er ist nämlich nichts anderes als eine, überflüssiger Weise durch den Obersatz vermehrte, Darstellung des unmittelbaren Schlusses vermittelst veränderter Qualität, wie solcher gemeiniglich zum Schlusse vermittelst des Gegensatzes erweitert wird. Der modus ponens oder ponendo tollens ist die Folgerung aus der Wahrheit des einen von zwei entgegengesetzten Urtheilen auf die Falschheit des andern; der modus tollens oder tollendo ponens dagegen ist der Schlufs von der Falschheit des einen Gegensatzes auf die Wahrheit des andern. Letzterer Schlufs geht, was die Logiker bei dem disjunktiven Schlusse anzumerken vergessen, nicht bei allen Gegensätzen an, nämlich nicht zwischen zwei universellen.

Der Darstellung der einen Hauptart des mittelbaren Schlusses, des prädikativen, wenngleich unter dem falschen Titel des kategorischen, haben wir bereits die verdiente Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er selbst zerfällt wieder nach der Stellung oder Relation des Mittelbegriffs zu den beiden Schlufsbegriffen in die vier Figuren oder Unterarten; und diese nach den Abänderungen der Quantität und Qualität in verschiedene modos oder Modifikationen, wobei sich die verschiedene Dignität dieser Eintheilungsprincipien noch einmal schlagend herausstellt.

Die gewöhnliche Darstellung der andern Hauptart des mittelbaren Schlusses, des causalen, unter dem schiefen Titel des hypothetischen, ist dagegen leider wieder verfehlt und zwar wiederum eine, wir möchten fast sagen gedankenlose, Wiederholung bereits abgehandelter, unmittelbarer Schlüsse.

Der sogenannte hypothetische Vernunftschlufs hat zwei Abänderungen, 1) den modus ponens, wo von der Existenz der Ursache auf den Eintritt der Wirkung, und 2) den modus tollens, wo von dem Nichteintritt der Wirkung auf die Nichtexistenz der Ursache geschlossen wird; beidemal vorausgesetzt, dafs ein nothwendiger und allgemein gültiger Causalzusammenhang vorhanden ist, der nun freilich nur in seltenen Fällen mit Sicherheit statuirt werden kann.

Das Schema der schulgerechten Darstellungsform des modus ponens ist: wenn A ist, so ist auch B: nun ist A, also ist auch B; z. B. wenn die Sonne scheint, so wird es warm: nun aber scheint die Sonne, also wird es auch warm werden (wenn anders keine störenden Umstände dazwischen treten). Wenn dem oberflächlichen Anschein nach hier ein Ober-, Unter- und Schlufssatz und somit ein mittelbarer Schlufs vorzuliegen scheint, so wird

Digitized by Google

diese Illusion doch sogleich schwinden, wenn man auf die Zahl der Hauptbegriffe reflektirt: denn deren sind es in der That nur zwei, A und B, Sonnenschein und Wärme. Wir haben somit nur einen unmittelbaren Schluſs vor uns, der auch als solcher vor Augen gestellt werden kann, wenn wir nur die für den Logiker ganz gleichgültige Ausdrucksform verändern: da, wenn die Sonne scheint, es allgemein und nothwendig warm wird, so wird diese Wirkung auch im vorliegenden Falle eintreten. Zugleich springt nach dieser die Gedankenverbindung nicht ändernden Veränderung, die Denkform hervor, unter welcher der modus ponens anderweitig schon abgehandelt ist, nämlich als unmittelbarer Schluſs durch Veränderung der Quantität oder Modalität. Denn der modus ponens ist nichts, als ein Schluſs von dem Allgemeinen auf das Besondere oder, wie er auch betrachtet werden kann, von der Nothwendigkeit auf die Wirklichkeit.

Nach dieser Entdeckung wird sich zum voraus, der Analogie nach, vermuthen lassen, daſs der modus tollens auf einem unmittelbaren Schlusse durch veränderte Qualität oder vermittelst des negativen Gegensatzes beruhen wird, und so ist es denn auch in der That. Sein Schema ist: Wenn A ist, so ist auch B: nun ist B nicht, also existirt auch A nicht; z. B. so lange die Sonne über dem Horizonte ist, ist es Tag: nun ist's aber nicht mehr Tag, also ist auch die Sonne nicht mehr über dem Horizonte (wenn anders keine totale Sonnenfinsterniſs oder eine ganz ausserordentliche Wolkenbedeckung oder ein Londner Nebel eintritt). Der nervus probandi dieses Schusses liegt in dem Widerspruche, welcher zwischen der Position und Negation derselben Wirkung bei der Position der gleichen Ursache stattfinden würde.

Übrigens giebt es nun wirklich einen mittelbaren causalen Schluſs, an welchen denn auch schon hin und wieder einige Logiker, z. B. Bachmann, gedacht haben, ohne ihm jedoch zu seinem Rechte als alleinigem Gegensatze des prädikativen Mittelschlusses zu verhelfen. Er entsteht durch Angabe einer Mittelursache, ist übrigens wegen der unveränderlichen Relation der letzteren ganz einfacher Art oder Figur: z. B. wenn der Hund geschlagen wird, so schreit er, weil es ihm wehe thut, was leicht in einen Schluſs in Barbara wird auseinandergelegt werden können.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Logik von Twesten, Bachmann, Troxler, Benecke und Zimmermann.

(Beschluſs.)

Was nun die dritte, von den Logikern bis jetzt noch nicht dargestellte, Classe von Schlüssen, die Verhältnifsschlüsse, anbelangt, so ist es hier nicht der Ort dieselben zu entwickeln, und wir begnügen uns mit einer bloſsen Aufzählung derselben.

Die Urtheile stehen mit einander in verschiedenen, von der bisherigen Logik übrigens wiederum mangelhaft dargestellten, Verhältnissen. Vermittelst dieser Verhältnisse kann der schliessende Fortgang des Denkens von einem Urtheile auf ein anderes übergehen, während er in dem mittelbaren wie in dem unmittelbaren Schlusse sich nur innerhalb des Umfangs Eines gegebenen Urtheils bewegt, dort nämlich in bloſsen Abänderungen, hier in einer Vermittlung desselben besteht. Durch diesen Übergang von einem Urtheil auf das andere macht das Denken wesentlich gröſsere und fruchtbarere Fortschritte; wie denn auch in dem Räsonnement des täglichen Lebens und dem wissenschaftlichen Gedankengange der schlieſsende Fortschritt im Groſsen jenen Verhältnissen der Urtheile untereinander nachgeht, und nur bei der Durcharbeitung im Kleinen, wenn er gleichsam stille steht um sich umzusehen und seine gemachten Fortschritte zu begründen, jene Elementarschlüsse innerhalb einzelner, meist schon gefällter, Urtheile macht.

Die Verhältnisse der Urtheile untereinander sind theils Inhalts- theils Umfangs-Verhältnisse. In jener Beziehung sind die Urtheile entweder gleich, oder verschieden, oder schlieſsen sie einander ein, wie das Ganze den Theil; die verschiedenen Urtheile aber zerfallen wieder in die absolut verschiedenen oder einstimmigen und in die verwandten oder entgegengesetzten. Die Schlüsse durch Gleichheit wie durch den Gegensatz der Urtheile sind in der bisherigen Logik bereits dargestellt; dagegen fehlen von den auf Inhaltsverhältnissen gegründeten die Einstimmigkeits- und die Einschlieſsungsschlüsse; nur letztere werden hin und wieder unter den Gleichheitsschlüssen beispielsweise aufgeführt. Dahin gehört z. B. folgendes von Bachmann zur Erläuterung des

Digitized by Google

Gleichheitsschlusses gebrauchte Beispiel: Der Mensch ist endlich, also beschränkt in seinen Erkenntnissen und Handlungen; also mannigfachem Irrthum blosgestellt u. s. w. Die Einstimmigkeitsschlüsse gehen auf die Möglichkeit des Zusammenbestehens verschiedener Urtheile und Sätze.

Dem Umfange nach stehen die Urtheile in Subordinations- und Coordinationsverhältnissen. Hiervon hat die bisherige Logik blos das Subordinationsverhältnifs in Betracht genommen, ohngeachtet die Coordinationsverhältnisse der Urtheile gar nicht ohne logisches Moment sind; auch hat sie blos die Subordination der Subjekte ins Auge gefafst, während es ebensogut auch eine Subordination der Prädikate, ja eine Subordination ganzer Urtheile gibt.

Coordinirt sind Urtheile, welche sich zu einander verhalten wie Arten desselben Gattungsurtheils, in welches sie denn auch müssen zusammengefafst und wieder daraus abgeleitet werden können. Dieses kann nun aber auf dreifache Weise der Fall seyn und es findet also ein dreifaches Coordinationsverhältnifs zwischen Urtheilen statt, nämlich entweder zwischen den Urtheilen im Ganzen, oder blos zwischen ihren Vordergliedern oder blos zwischen ihren Hintergliedern. Die coordinirten Urtheile können, ungeachtet sie Gegensätze bilden, nicht nur nebeneinander bestehen, sondern setzen auch einander voraus als nothwendige Ergänzungsglieder des gemeinsamen Gattungsurtheils, und es dient demnach das eine zur Auffindung, ja zur Erzeugung und Beleuchtung des andern.

Das Subordinationsverhältnifs der Urtheile gestattet den doppelten Schlufsgang: von dem Gattungsurtheile vorwärts auf die Arturtheile und von diesen wieder rückwärts auf das Gattungsurtheil; indem dieses dem Inhalte nach in jenen, dieselben aber wieder dem Umfange nach unter ihm begriffen sind.

Durch Gleichheit und Gegensatz, wie durch Entwicklung des Eingeschlossenen, namentlich aber durch Subordination und Coordination gliedert sich jeder geordnete Gedankengang im Grofsen; der schliefsende Fortgang nach diesen sich von selbst vollziehenden Verhältnissen ist die bewegende Seele alles Gedankenfortschritts, die immanente Methode alles wissenschaftlichen Denkens. Möchte demnach die Logik, statt der nutzlosen Fortspinnung der Soriten, sich bald mit Entwicklung dieser wichtigsten aller Schlufsformen, der Verhältnifsschlüsse, befassen.

Fischer in Basel.

Digitized by Google

1) *Scipion Pinel, Traité complet du régime sanitaire des aliénés ou Manuel des établissemens, qui leur sont consacrés. Avec des planches explicatives, exécutées sur le modèle des constructions que l'administration des hôpitaux a fait élever a la Salpétrière, d'après les plans de M. Huvé. A Paris chez Mauprivez, éditeur, et chez Béchet, libraire.* 1836. *gr.* 4. *VI und* 322 *Seiten.*

2) *Aloys Nowak, Notizen über die Prager k. k. Irrenanstalt und die Veränderungen in derselben seit dem Jahr* 1830, *nebst* 2 *Übersichtstabellen und einigen Krankheitsgeschichten. Prag* 1835. 8. 79 *Seiten.*

3) *Friedrich Engelken, die Privatirrenanstalt zu Oberneuland bei Bremen. Mit* 2 *Steindrucktafeln. Bremen* 1835 *bei J. G. Heyse.* 8. 38 *S.*

Dafs abermals drei Schriften über Irrenanstalten erschienen sind, nachdem in kurzer Frist sieben solcher in diesen Jahrbüchern angezeigt worden waren, zeugt, ganz abgesehen von dem sehr verschiedenen Werth der einzelnen Schriften, von einem grofsen, weitverbreiteten Interesse, das sich glücklicherweise nicht nur in Büchern, sondern in den humansten Einrichtungen und Vorkehrungen kund gibt.

Der Verf. von No. 1, médecin surveillant an der Irrenabtheilung der Salpetriere und Sohn, aber nicht geistiger Erbe des hochverdienten Ph. Pinel, sagt selbst von seinem Buche: »l'ordre des matières et le titre des chapitres suffisent pour indiquer qu'un tel ouvrage peut être également consulté par le médecin, le magistrat, le juré et par les familles qui ont besoin d'un guide pour cette affligeante infirmité.« Jeder Sachverständige wird schon wegen einer solchen vielseitigen Bestimmung eines und desselben Buches bedenklich werden. Einer höchst unvollständigen, zum Theil aus Ferrus entlehnten geschichtlichen Notiz über die Verbesserung der französischen Irrenanstalten entlehnen wir nur den Umstand, dafs die ersten neuen Gebäude in der Salpetriere 1820 aufgeführt wurden. Esquirols Ausspruch, dafs die Irrenanstalt selbst schon ein Heilmittel wäre, wird von dem Vf. dahin amendirt, dafs ohne zweckmäfsige Baueinrichtungen (constructions) und Vertheilung der Kranken die Behandlung der Seelenstörung unmöglich wäre. [Hierin geht der Verf. offenbar zu weit. Geisteskranke können ebensowohl in Privathäusern genesen als in gut organisirten, wenn auch nicht neu erbauten, Irrenanstalten, obwohl in der Regel die Behandlung in einer Anstalt der in einem Privathause vorzuziehen ist und obwohl eine eigens zu ihrem Zweck erbaute Anstalt ceteris paribus günstigere Resultate liefern und auch nicht viel kostspieliger seyn wird, als eine, zu der ein altes Schlofs oder Kloster akkommodirt werden mufste.] — Ohne

Digitized by Google

weitere Erörterung gibt der Verf. in der Einleitung als Grundbestimmung einer Irrenanstalt an, dafs sie heilbare und unheilbare Kranke, höchstens 3—400 aufnehmen und in sechs, weiter unten anzuführende, Unterabtheilungen zerfallen soll. Die Gründe, warum die heilbaren nicht gänzlich von den unheilbaren getrennt werden sollen — ein Punkt, der jetzt zu den wichtigsten gehört — sind nirgends angegeben.

Erster Abschnitt. Über Lage und Bau. Die Zahl der beiden Geschlechter nimmt der Vf. gleich, jedes zu 150 an, [wodurch freilich manche Schwierigkeit beseitigt ist; in den allermeisten deutschen Anstalten würde aber dadurch auf der Frauenseite viel disponibler Raum entstehen. Auch in England, Belgien, Italien, Spanien und Sicilien, welche der Verf. als Beleg für seine Meinung anführt, möchte das Verhältnifs nicht so gleich seyn.] Für die Lage der Anstalt wird die Nähe einer grofsen Stadt, eine leichte, gegen Norden durch einen Hügel geschützte Anhöhe, sodann Wasser und endlich Sandboden gefordert, der nicht feucht sey und einen soliden Baugrund darbiete. Die Gebäude sollen gegen Osten gerichtet seyn, unter Anderm auch defswegen, weil alsdann der Scorbut [diese Schmach der französischen Irrenanstalten] seltener vorkomme. Für 300 Kranke werden mindestens 25 Morgen Land gefordert [wohl zu wenig]. Die zweckmäfsige Vertheilung der Kranken, wie sie von seinem Vater empfohlen worden, hätten zwar alle Ärzte anerkannt, aber keiner ausgeführt. Die Desportes'sche Eintheilung wird von dem Verf. sehr gerühmt und mit Vereinfachungen angenommen. Gegen die Strahlenform des Ferrus'schen und mancher andern Projekte bemerkt der Verf. sehr richtig, dafs die damit bezweckte Aufsicht von einem Punkte aus eben so unausführbar als unnütz wäre. Gegen den Esquirol'schen, dem Verf. aus Löwenhayn's Schrift bekannt gewordenen, Plan führt er die allzu zahlreichen Unterabtheilungen an, sodann die Quadratform, wodurch die Kranken allzu isolirt würden und die Luft nicht frei genug durchstreichen könne, und endlich den wegen durchgehends einstöckiger Gebäude erforderlichen enormen Kostenaufwand. Des Verfs eigener Plan ist dem von Desportes, wie er ihn in seinem Programme und sodann in den einzelnen Neubauten der Salpetriere und des Bicetre dargelegt hat, entnommen und durch Zeichnungen erläutert. Zwischen den parallel laufenden Gebäuden für die beiden Geschlechter befinden sich die für die gemeinschaftlichen Raumbedürfnisse, zuerst die Kapelle. Gottesdienst hält

Digitized by Google

der Verf., wenn die Kranken nach dem ärztlichen Ermessen zugelassen würden, für heilsam. Zu beiden Seiten ist eine Pförtnerswohnung; folgt sodann nach der Seite zu der Saal der Aufnahme für jedes Geschlecht. Noch weiter seitlich, auf jeder der beiden vordern Ecken, ist eine Wohnung für den Chefs- und eine für den Hülfsarzt. Hinter der Kapelle ist das Verwaltungsgebäude mit Bureau, Magazinen, Wohnungen für Angestellte, Ansprachszimmer; hinter diesem ein Pavillon, im untern Stock mit gemeinschaftlichen Speisezimmern für das Wärterpersonale; im obern mit einem Saal, der für Lektüre, Musik, Tanz und Unterhaltung der Kranken höherer Stände bestimmt ist. Oben im Belvedere befindet sich der elève de garde. Folgt hierauf nach hinten die Küche und Pharmacie in einem Gebäude; hinter diesem das für Bäder, sodann das für die Lingerie und endlich das für die Waschanstalt und die Meierei, wovon die erste den weiblichen, die andere den männlichen Reconvalescenten zur Beschäftigung bestimmt ist. Alle diese in der Mitte befindlichen Gebäude sind zwei- und dreistöckig. Rechts und links von diesen Gebäuden befinden sich auf jeder Seite 6 Abtheilungen. Die erste, die Infirmerie, besteht aus zwei Sälen, jeder zu 6 Betten. Für Unreinliche schlägt der Verf. Betten mit einem konkaven Boden von Zink vor und erwähnt einer in der Salpetriere eingeführten Vorrichtung, wornach das aus Stroh bestehende Mittelstück der Matratze gewechselt wird. Die zweite Abtheilung ist für die Reconvalescenten, die dritte für die ruhigen Heilbaren und die 4te für die ruhigen Unheilbaren bestimmt. Die fünfte, für die unruhigen Unheilbaren, hat eine besondere Unterabtheilung für die Epileptischen. Diese Kranken schlafen sämmtlich in Sälen. Jeder der beiden Säle einer Abtheilung faſst 14 Betten. Auf der einen Seite ist der Versammlungs- und Arbeits-, auf der andern der Speisesaal. Die sechste Abtheilung enthält für die Tobsüchtigen einzelne Logen, deren hölzerne Zwischenwände auf steinernem Grunde ruhen. Die Fuſsböden, unter dem hölzernen ein steinerner, sind abhängig. Die Fenster sollen durch Gitter und Läden verwahrt seyn, aber keine Glasscheiben besitzen. Die Logen bilden nur eine Reihe. Zu jeder Abtheilung gehört ein kleiner, etwas entfernt stehender Pavillon mit einigen Zellen zur schnellen Unterbringung ruhestörender Kranker. Ganz zuletzt befindet sich mit einem eigenen Ausgang nach aussen der Saal für die Todten und die Sectionen. Abtritte im Innern der Logen verwirft der Verf. Statt deren will er für die Nacht Leibstühle und zum Gebrauch am Tag Abtritte in der

Digitized by Google

Mitte der Höfe [also im Freien], die durch das Wasser der ebendaselbst befindlichen Brunnen gereinigt werden. Die einzelnen Gebäude sind durch bedeckte Gallerieen verbunden. Für Luftheizung gibt er eine von Mauprivez verbesserte Methode an, wozu Zeichnungen auf der ersten Tafel gehören. Die Gebäude für die Irren sind durchgehends einstöckig. Unter denselben sind keine Keller, sondern nur Luftzüge angenommen. Die Kosten der Ausführung sollen 1 Million, nach Desportes nur 600,000 Franken betragen.

Zweiter Abschnitt. **Beamte, Leitung, Hausordnung.** Für den ärztlichen Dienst will der Verf. einen dirigirenden Arzt, einen Hülfsarzt, 2 interne und 4 externe Eleven, 3 Personen für die Apotheke. Er dringt auf uneingeschränkte Stellung des Arztes, besonders auch der Verwaltung gegenüber, will aber den agent comptable, welcher die obere Behörde in der Anstalt repräsentiren soll, dem Arzte nicht untergeordnet wissen, sondern dafs beide sich wegen Vorschlägen zu neuen Anstellungen berathen. [Gewifs ein höchst unpraktischer Vorschlag.] Den Oberaufsehern räumt der Verf. sehr grofse Befugnisse, selbst die der Entlassung des untern Wärterpersonals ein. Jeder der 6 Männer-Abtheilungen soll ein Oberaufseher, jeder Weiberabtheilung eine Oberaufseherin vorstehen, und ausser den garicons und filles de services sollen noch drei Unteraufseher für jedes Geschlecht bestimmt seyn. Zur obern Leitung will der Verf. eine nicht ärztliche, dem conseil général der Pariser Spitäler ähnliche Behörde. Dieser sehr verdienstvollen Stelle ist auch das vorliegende Buch zugeeignet. In einem sehr dürftigen Überblick über die in der innern Leitung dieser Anstalten stattgehabten Verbesserungen ist nur die nähere, von dem jüngern Pinel übrigens bereits anderswo mitgetheilte, Angabe der Umstände interessant, welche 1792 vorfielen, als der ältere Pinel im Bicetre die Ketten so vieler Unglücklichen löste. Es verdient gelesen zu werden, mit welchem Muthe und welcher Ausdauer dieser edle Menschenfreund sein in der damaligen Schreckenszeit nicht ungefährliches Vorhaben durchführte, und wie gerade einer der von den Ketten befreiten Irren ihm später das Leben rettete, als eine Horde Unsinniger den menschenfreundlichen Arzt zur Laterne schleppen wollte. Dafs übrigens Ketten und andere Mifsbräuche noch jetzt in französischen Irrenanstalten fortbestehen, gibt der Verf. nach Ferrus an. In dem Kapitel über die Nahrungsmittel wird des ältern Pinel grofse Sorgfalt zur Verbesserung der Kost im Bicetre, wie sie

Digitized by Google

dieser selbst erzählt, mitgetheilt. Dem unter den Irren der Salpetriere verabreichten Wein wird das Aufhören des Skorbutes zugeschrieben. Nach der dortigen, von dem Verf. für seine Musteranstalt angenommenen, äusserst wunderlichen Speiseordnung erhalten die Kranken des Morgens um 7 Uhr Brod, um 9 Uhr Suppe, um 10½ Fleisch, Brod und Wein, um 2 Suppe, um 4 Bohnen, Linsen, Pflaumen oder Käse. Eine ernste Rüge aber verdient die ebenfalls in der Salpetriere bestehende und vom Vf. empfohlene Einrichtung, wornach sich die Kranken im Winter um 5, im Sommer um 7 Uhr schlafen legen, und um 6 Uhr im Winter, im Sommer um 5½ Uhr aufstehen, sie also im Winter 13, sage dreizehn, im Sommer 10½ Stunden im Bette zubringen!! Eſsgeschirr und Löffel will der Verf. von Holz und nur für die bettlägerigen Kranken und die Reconvalescenten von Zinn. Zur Austheilung des Nachts soll sowohl Brod als die gewöhnliche Tisane vorhanden seyn. Zum Lob der Beschäftigung citirt der Vf. abermals eine Stelle seines Vaters. 36 Jahre aber waren nöthig, bis es von Worten zu Thaten kam, da erst im J. 1835 ein Pachtgut für die genesenden Kranken des Bicetre angekauft ward. Belehrt durch den dortigen günstigen Erfolg will der Vf. ein hinreichend grofses Gebiet zur Beschäftigung für alle Klassen, selbst die Idioten, die empörend genug noch überall [ein französisches überall] einer stupiden Unthätigkeit überlassen wären. Von den Zwangsmitteln will der Verf. nur die Zwangsjacke, und diese nur auf kurze Zeit, gelten lassen. Den gröfsten Werth legt er auf die Mittel, welche die Hausordnung darbietet, auf Isolirung, zweckmäfsige Behandlung, Milde, sodann auf die Douche. Alle andere Mittel, wie Sturzbäder, Drehrad, Drehstuhl, Drehbett, das Zwangliegen (l'emboitement) und der Zwangstuhl heifst der Vf. Folterinstrumente, würdig des 13ten [nach Löwenhayn des 16ten] Jahrhunderts, qui placent ceux, qui ont encore le courage de s'en servir au dessous des insensés, qu'ils prétendent guérir ainsi. [Ref. glaubt, dafs solche Aussprüche mehr einer leichtfertigen Unwissenheit als einer groben Unverschämtheit zuzuschreiben sind.] In der Aufzählung der einzelnen Heilmittel folgt er gröfstentheils seinem Vater; so namentlich im Urtheil über die Aderlässe, die er übrigens nicht unbedingt verwirft. Um dasselbe mit der pathologischen Ansicht von Gehirnreiz oder Entzündung in Einklang zu bringen, adoptirt er die Hypothese, dafs nicht der färbende, sondern der seröse Theil des Blutes das wirkliche Element der Reizung abgäbe. Parisets Methode, Melancholischen mit Blutandrang gegen den

Digitized by Google

Kopf zwei Blutegel in die Nasenlöcher zu setzen, wird rühmend erwähnt. Bäder werden gebührend gewürdigt, zumal in Verbindung mit der Douche, welche letztere man erst gegen das Ende des Bades und nur einige Minuten, nie aber während der Abnahme der Krankheit, anwenden soll. Beachtung verdient die zu oft vernachlässigte Bestimmung, dafs die Douche nur in Gegenwart des Arztes angewandt werden dürfe. Von ihrem ungeeigneten Gebrauche können der Kopf sehr heftig, sympathisch auch der Magen, und zumal die Lungen afficirt werden, wie aus Esquirols an sich selbst angestellten Versuchen bekannt ist. Nie soll man die Douche als Mittel zur Furcht gebrauchen. Vortrefflich sollen die von Pariset nach den Bädern angewandten trockenen Friktionen wirken. Äussere Ableitungsmittel werden im Anfang der Manie nicht gutgeheifsen. Ganz vorzüglich wird das Haarseil im Nacken beim Beginn der allgemeinen Lähmung [wohl mit Recht] gerühmt. Das Glüheisen soll besonders dann indicirt seyn, wenn nach den Anfällen der Manie oder Monomanie ein ungewisser Zustand mit leichten Verstandesverwirrungen, Vernachlässigung der Reinlichkeit eintrete, sodann in den mit Hallucinationen, namentlich des Gehörs, verbundenen Seelenstörungen, wo es in 13 Fällen 11mal vollkommen geholfen haben soll. Die Gehörstäuschungen sollen von einer besondern Neurose der Gehörwerkzeuge herrühren. Zu den allgemeinen Vorschriften rechnet der Verf. die Isolirung der Kranken, die Art der Beschränkung, zweckmäfsige Ernährung und Sorge für Reinhaltung der ersten Wege, frische Luft und den ganzen Tag über möglichst freie Bewegung, säuerliche, schleimige und erschlaffende Getränke, die Benutzung jedes freien Augenblicks, um die Kranken zu ermuthigen oder zu beruhigen, die Entfernung schädlicher Eindrücke, die Unterdrückung etwaiger Aufwallungen, ein leichtes Beruhigungsmittel bei Schlaflosigkeit, alle 2 Tage ein laues Bad. Des Verfs werthvollste Vorschriften bestehen darin, dafs man von Zeit zu Zeit mit den Arzneimitteln aussetzen und der Heilkraft der Natur vertrauen soll »devant le constant et merveilleux privilége de l'organisme, l'observateur a le courage de savoir ne rien faire.« Bei Melancholischen, wo durch einen Schwächezustand die Verirrung unterhalten wird, räth er China und Opium; in der Verstopfung und Empfindlichkeit des Darmkanals, welche der periodischen Manie vorangehen, reichliche Getränke von einer Cichorienabkochung mit einem Salz. Diese und andere schleimige, oder säuerliche oder mit Zucker versetzte

Digitized by Google

Getränke, eine Gerstenabkochung, Molken, Limonade etc. hält er für sehr wichtig, zumal weil dadurch die Wirkung der Bäder unterstützt werde. Die Anwendung so vieler Arzneimittel wird getadelt. Am Schlusse spricht er als von zwei wesentlichen Punkten: 1) von den kritischen Bewegungen des Organismus in der Seelenstörung, die viel sichtbarer als in andern Krankheiten wären und die auf die mannigfaltigste Weise, besonders aber als stinkende Schweifse, schaumichter Speichelfluſs, als Hautausschläge, Abscesse und Diarrhöen aufträten, wozu er bemerkt, daſs nach einer auf solche Weise erfolgten Heilung kein Recidiv mehr einträte; 2) von den in dieser Krankheit stattfindenden Veränderungen, welche zuerst von Foville und Pinel-Grandchamps und dann von Calmeil und ihm selbst einer nähern Beobachtung unterworfen worden wären. Die rothe Färbung des Gehirns entspricht den Symptomen von Tobsucht. Im Blödsinn sind nur einzelne marmorirte Flecken auf demselben zu sehen; die graue Substanz ist entfärbt, wird weifs; das Gehirn hart. Die merkwürdigste Erscheinung bei der Manie oder Tobsucht ist die rothe und violette Färbung der mittlern Lage der grauen Substanz. Mit der Fortdauer der Krankheit wird sie weich, verliert ihre Farbe, verwandelt sich in einen Brei oder wird hart. In dieser Lage ist der Sitz der intellektuellen Exaltationen. Die Marksubstanz wird livid, braun, bisweilen gelb, erhält schwarze Flecken, Ekchymosen. Häufig sind bei Gehirnreizung die Markfibern zerstört. Je nach dem verschiedenen Grade der Reizung gibt es eine cérébrie (so nennt der Verf. die Seelenstörung zum Unterschied von cérébrite) aigué, sur-aigué und sous-aigué. Immer ist es eine blutige Injektion der Kapillargefäfse im Gehirn, welche die Symptome der Tobsucht bedingt. Der akute Blödsinn entsteht von Serosität oder Ödem des Gehirns und wird am besten durch Drastika in grofsen Gaben und durch Diuretika geheilt. Den Übergang zu den chronischen Seelenstörungen bildet die periodische Manie, die in Beziehung auf die ihr zu Grund liegende Gehirnverletzung und auf ihre Behandlung der akuten Manie analog ist. Zu den chronischen Übeln dieser Art gehört der Blödsinn, die Imbecillität, die allgemeine Lähmung und der Idiotism. Hier finden sich die bedeutendsten Gehirnverletzungen. — In dem Kapitel über régime moral wird als erster und heilsamster Eindruck der Anblick und die innere Einrichtung der Anstalt genannt. Der Verf. schildert hier die wohlthätigen Folgen der Isolirung, der uneingeschränkten Gewalt des Arztes und der Klas-

Digitized by Google

sificirung der Irren. Bekannt ist gleichfalls, meist aus seines Vaters Buch, das über moralische Behandlung und Hausordnung Gesagte. — In einem weitern Kapitel spricht er von Privatanstalten, beklagt es, dafs, wie keine öffentliche, so auch keine Privatanstalt zu ihrem Zweck neu erbaut worden wäre [wobei es nur schwer abzusehen ist, warum der Verf. die Esquirol'sche nicht dafür gelten lassen will; denn der Vorwurf, dafs diese nach einem allzu engen Plan ausgeführt wäre und die nöthigen Unterabtheilungen nicht gestatte, scheint wohl unbegründet, stöfst jedenfalls die Thatsache nicht um, dafs jenes Privatinstitut zu seinem Zwecke fast ganz neu errichtet worden ist und am wenigsten sollte sich ein solcher homuncio berufen fühlen, das Werk eines Meisters zu bekriteln.] Bei dieser Gelegenheit erwähnt der Verf. der übrigen Pariser Privat-Irrenanstalten, der von Falret und Voisin bei Vanves, deren Gebäude alt, allzu nah bei einander und deren Höfe eng wären; der maison de Montmartre, die reine Luft, eine herrliche Aussicht, aber keine Gärten besitze und keine Abtheilungen zulasse; der des D. Pressat im Faubourg St. Antoine und der des D. Belhomme, rue de Charonne. Rücksichtlich der Lage macht der Vf. dieselben Forderungen, wie für seine grofse Anstalt; ebenso mutatis mutandis rücksichtlich der Stellung der einzelnen Gebäude; sie soll für 70 heilbare und unheilbare Kranke beiderlei Geschlechts bestimmt seyn.

Dritter Abschnitt. Psychisch gerichtliche Medicin. Die Zeichen des Wahnsinns und seiner Formen gibt der Verf. nach Chambeyron an, den Idiotism theilt er ein in abrutissement, stupidité, bétise. In der ersten Form stehen die Geisteskräfte unter denen einer Auster; in der letzten findet sich die Fähigkeit der Sprache; hierauf folgt die imbécillité, sodann die démence. Diese 5 Klassen sind unheilbar. In die sechste gehört die Monomanie und zwar die eigentliche, sodann die mit Neigung zum Selbst- oder Menschenmord. Die ebenfalls hierher zu rechnenden Hallucinationen zerfallen in Täuschungen äusserer und innerer Wahrnehmungen. Die siebente Form ist die Manie, Wuth, allgemeines Delirium. Als achte führt der Verf. déraisonnement auf, einen Mittelzustand zwischen Wahnsinn und Vernunft, wo die Tausende von Ideen, die durch den Kopf gehen, nicht zurückgehalten werden, z. B. im Rausch. Unter No. 9 steht merkwürdigerweise die Vernunft! — Zu den Ursachen des vorübergehenden Wahnsinns rechnet der Verf. die Trunkenheit, gewisse Arzneimittel, plötzliche Leidenschaften und, wie in der meningitis

Digitized by Google

und Epilepsie, eine krankhafte Reizung der Peripherie des Gehirns. Ein ausführlich aus der Gazette des tribunaux mitgetheilter Fall, zum Beleg für die heftigen Wirkungen der Liebe als Leidenschaft, ist besonders defswegen merkwürdig, weil hier in einem wirklich zweifelhaften Falle Freisprechung erfolgte, während sonst in Frankreich Seelengestörte, über deren Unzurechnungsfähigkeit kein Zweifel obwalten konnte, zum Tode verurtheilt wurden. Auch wird hier von den Zwischenzuständen zwischen Schlaf und Wachen, vom Somnambulismus gesprochen und in all den hier angeführten Zuständen die Unzurechnungsfähigkeit als erwiesen angenommen, aber nirgends deren nähere Merkmale angegeben. Nur darauf macht der Verf. sehr aufmerksam, ob diese Zustände wahr oder nur vorgeschützt seyen, und kömmt bei dieser Gelegenheit auch auf den simulirten, verborgen gehaltenen oder angeschuldigten Wahnsinn zu reden. Nach Marc gibt er hiefür folgende Verhaltungsregeln: man forsche nach den Motiven einer in Untersuchung gekommenen Handlung; man ermittle, zu welcher Form von Seelenstörung die vorhandenen Zeichen gehören; ob die körperlichen Erscheinungen der geistigen Störung entsprechen; wann die Seelenstörung begonnen hat; man wende bei solchen Untersuchungen Milde an. Am meisten spricht für vorhandene Geisteskrankheit die Anlage der Erblichkeit und des Temperaments, die Lebensweise, die Erziehung, der Einfluss des Klima. Vorzugsweise sind die Umstände zu beachten, welche dem Verlust der Vernunft vorausgingen oder ihn begleiteten. Bei dem simulirten Wahnsinn fehlen die Vorläufer. Zur Erkenntniss der Monomanie homicide ist eine sehr lange Einschliefsung des Subjektes und eine von ihm nicht bemerkte Beobachtung nöthig. [Unter vielem Spreu zwei werthvolle Bemerkungen.] Ist diese Krankheit wirklich vorhanden, so bemerke man eine ausserordentliche Aufregung [die übrigens mit der unten erwähnten Ruhe nicht recht harmoniren will], Röthe im Gesicht, funkelnde Augen und vielleicht auch, wie beim Selbstmord, erhöhte Temperatur in den Hypochondrien. Frauen seyen diesem Uebel mehr unterworfen, hauptsächlich während der Menses und der Schwangerschaft. Endlich sollen die Beweggründe maafsgebend seyn. Bei dem Verbrecher sey immer ein persönliches Interesse mit im Spiel. Wo der Mord von Diebstahl begleitet sey, fehle der Wahnsinn. Hier ist noch von wahrer und falscher Nostalgie, Ekstase und Dämonomanie die Rede; vom Simuliren der Stummheit und der Convulsionen. Der Blödsinn soll nie periodische Anfälle bilden. Rich-

Digitized by Google

tiger scheint dem Ref. die Vorsichtsmafsregel, dafs man sich in Beurtheilung der Geisteskräfte durch Taubheit, Stottern und Gliederzucken nicht soll täuschen lassen. — In einem zweiten, »Strafbarkeit und Unvernunft« überschriebenen Kapitel gibt der Verf. auf 35 Quartseiten die von Georget erzählten Processe des Leger und Papavoine. Nach Esquirol nimmt er von der Monomanie homicide zwei Formen an. In der einen liegt dem Mord eine tiefbegründete, falsche Vorstellung, ein bestimmtes aber falsches Räsonnement zu Grund; in dem andern folgt er aus einem blinden Instinkte. Der Verf. eifert gegen die Verurtheilung solcher Kranken, und glaubt, sie würde nicht vorkommen, wenn man wüfste, dafs das Gehirn der Sitz des Erkenntnifsvermögens und der Neigungen (intelligence et penchans) ist und dafs jedes dieser Vermögen unabhängig vom andern erkranken kann. Man müsse eine Art monom. homicide anerkennen, in der sich durchaus keine Unordnung in den Ideen wahrnehmen lasse, wo der Mörder durch einen fremden Impuls hingerissen werde und ihn gegen seinen Willen handeln liefse. Verschieden hiervon sey ein gewisser habitueller Mordtrieb, ein wahrer Blutdurst. Solche Menschenfresser, von denen einige, glücklicherweise seltene, Beispiele erzählt werden, sollen lebenslänglich eingeschlossen aber nicht hingerichtet werden. Merkmale der monom. homicide seyen, dafs Mitschuldige fehlten, dafs der Mord gerade an den theuersten Personen begangen würde, dafs nach demselben der Thäter ruhig sey, den Folgen nicht zu entgehen suche. Der Verf. will die Wirkung einer Leidenschaft oder einer idée délirante von der monomanie homicide geschieden wissen, und stimmt Georgets Urtheil bei, dafs Feldtmann nicht wahnsinnig gewesen sey, doch will er gewisse Leidenschaften als Milderungsgründe angesehen wissen. Die Schlufssätze der 60 Quartseiten grofsen Abhandlung sind: es gibt Neigungen zum Mord, Diebstahl und Feuereinlegen, welche wahre Seelenstörungen sind; es gibt andere, welche aus einer angeblichen Verirrung, aus einem leidenschaftlichen Delirium entstanden sind, welche nur als Milderungs- und nicht als Rechtfertigungsgründe angesehen werden dürfen. Im ersten Fall ist lebenslängliche Einsperrung im Irrenhause, im zweiten dieselbe in einer Strafanstalt nöthig. Als Amendement für den Art. 64 des code pénal, nach welchem nur démence Straflosigkeit begründet, schlägt der Verf. vor, dafs auch die monomanie daselbst aufgeführt werde. Die Art der Festnehmung dieser Kranken und ihres Transportes wird nach Ferrus angegeben; von den bezüglich

Digitized by Google

der Isolirung dieser Kranken bestehenden und mangelnden Gesetzen Georgets und Calmeils Ansicht angeführt. Von den Irren in Charenton mufs der dirigirende Arzt ein Jahr nach ihrer Aufnahme ein Certifikat über den Krankheitszustand ausstellen. Wird dieser für unheilbar erklärt, so wird der Staatsanwalt ersucht, die Entmündigung einzuleiten. Erfolgt diese nicht 18 Monate nach der Aufnahme, so wird der Kranke entlassen. Wo nach dem ersten Jahre noch Hoffnung zur Heilung vorhanden ist, wird ein zweites abgewartet. Zur Abwendung von Mifsbräuchen werden in Paris die Privatirrenanstalten vom Polizeipräfekten und Staatsanwalt, und die öffentlichen überdies von dem Hospital-Administrations-Conseil beaufsichtigt. Der code civil läfst unter den Formen, welche die Entmündigung nöthig machen, die habituell gewordene imbécillité, démence und fureur gelten, selbst wenn freie Zwischenzeiten vorhanden sind, während im code pénal nur die démence aufgeführt ist. Mit Recht wird die mündliche Vernehmung vor dem Richter, welche der Entmündigung vorausgehen mufs, als unsicher verworfen. Auch Zeugenaussagen reichen hier nicht aus; es wird das Zeugnifs sachverständiger Ärzte verlangt. Der Verf. hält die Entscheidung bei der Melancholie für die schwierigste. Zu den entschieden unheilbaren Formen rechnet er ausser dem Idiotism, der Epilepsie, der Imbecillität, dem Blödsinn, der allgemeinen und partiellen Lähmung, merkwürdigerweise auch die Monomanie von Aberglauben und Gröfse und die Melancholie. Die Geistesverwirrung, welche häufig den apoplektischen Anfällen vorhergeht, bildet, ebenso wie die Altersschwäche, einen Grund zur Entmündigung. Der Verf. will nach den verschiedenen Graden der Seelenstörung eine vollständige oder beschränkte, jährlich sich erneuernde Entmündigung. — In dem letzten, »principes de législation pour les aliénés«, überschriebenen Kapitel dringt er darauf, dafs die Rechte der mit jeder bedeutenden geistigen Entwicklung zunehmenden Zahl von Geisteskranken gewahrt und ihre Mitmenschen sicher vor ihnen gestellt würden. Er verlangt zur Aufnahme in eine Anstalt das Zeugnifs zweier Ärzte und die Ermächtigung der Polizeistelle, wie dies bereits in Paris der Fall ist. Eine authentische Krankheitserklärung soll auch die Entmündigung in sich schliefsen und diese mit der Heilung und Entlassung wieder aufhören. [Ref. hat, um die mit der Entmündigung der Irren verbundene odiöse Publicität zu umgehen, einen ähnlichen Vorschlag vorbereitet.] Die ersten Spuren einer Seelenstörung sollen der Polizeistelle angezeigt und von dieser zwei

Digitized by Google

Arzte zur Untersuchung abgeschickt werden. Wird der Kranke als wahnsinnig erklärt, so müsse seine Abführung in die Irrenanstalt erfolgen, es sey denn, dafs die Familie ihn zu Hause behalten wolle und dazu das geeignete Lokale besitze. [Bemerkungen, die wohl gutgemeint sind, aber allzusehr in die Rechte der Familien eingreifen möchten.] Dem von Breton entworfenen, von Ferrus mitgetheilten Gesetzesentwurf über Entmündigung und Entmündigte läfst der Verf. die für öffentliche und Privatanstalten von Staatswegen zu treffenden Mafsregeln folgen, woraus Ref. nur den seltsamen Vorschlag hervorhebt, dafs Ärzte nie Eigenthümer der letztern seyn dürften, weil ihnen dadurch zu viel Gewalt eingeräumt würde. Zur Beschränkung der Zahl der Geisteskranken macht er folgenden [bei unsern Juristen schwerlich Beifall erndtenden] Gesetzesvorschlag: Pendant 60 ans à partir des présentes nul individu ne pourra contracter mariage s'il est sujet à l'aliénation mentale ou à l'épilepsie: le mariage sera nul, s'il est né de parens dont l'aliénation mentale ou l'épilepsie pourront être constatées.« Er motivirt denselben mit den Gefahren der Erblichkeit dieser Krankheit und der grofsen Irrenzahl der jetzigen Zeit. Die Julirevolution allein habe, nur was er wisse, mehr als 350 Menschen verrückt gemacht. England sey das eigentliche Land des Wahnsinns, doch hält er Foderé's Angabe von 32000 Irren in Frankreich nicht für übertrieben. Weniger und mehr nur religiöser und verliebter Wahnsinn komme in Italien vor; in den Gegenden des Nordens [wozu die Franzosen bekanntlich auch Deutschland zählen] entstünden aus der Unwissenheit des Mittelalters vielfache Dämonomanieen, der Vampirism und jede Art von Aberglauben.

Ref. hat sich die Mühe nicht verdriefsen lassen, das Wesentliche, wofern solches vorhanden war, aus diesem voluminösen Buche hervorzuheben. Am schwierigsten war dies in dem Abschnitt über die Zurechnungsfähigkeit, in welchem der Mangel aller logischen Ordnung nur von der Oberflächlichkeit der Bearbeitung übertroffen wurde. Erleichtert war dem Ref. diese Arbeit freilich dadurch, dafs so vieles schon aus andern Schriften bekannt ist. Mit kindlicher Ehrfurcht schreibt der Verf. seines Vaters Buch zu einem guten Drittheile ab, aber dieselbe Pietät übt er auch gegen andere Schriftsteller aus. Von Deutschland und deutscher Literatur läuft nur das unter, was ihm aus Löwenhayns Machwerk bekannt geworden ist. Ausgesöhnt wird man etwas durch den vielfach hindurchblickenden guten Willen und

Digitized by Google

durch die Wärme, mit welchen der Verf. mehrere für das Irrenwohl wichtige Punkte geltend zu machen sucht und womit er, wie Ref. wünscht und hofft, auch manchen Nutzen stiften wird. Dafs aber aus der sogenannten Hauptstadt der Civilisation kurz hintereinander zwei Werke erscheinen, die wie das vorliegende und das von Ferrus (vgl. das 3te Heft Jahrg. 1836 dieser Jahrbb.) den billigsten Anforderungen so wenig entsprechen, veranlafst vielleicht Esquirol, die Ehre seiner Landsleute zu retten und die Erwartungen endlich zu befriedigen, die er durch seine bisherigen Mittheilungen rege gemacht hat.

Der Verf. von No. 2, zweiter Arzt der Prager Irrenanstalt, gibt hier eine Fortsetzung der vor 5 Jahren erschienenen Schrift von Dr. Riedel: »Prags Irrenanstalt und ihre Leistungen in den Jahren 1827, 1828 u. 1829. Prag 1830.« Die hier vorliegende ist dem verdienstvollen Primärarzte dieser Anstalt, D. Rilke, dedicirt. Die im Eingang befindliche Bemerkung des Vfs, dafs Prags Irrenanstalt den jetzigen Anforderungen an solche Institute, die er übrigens mit Amelung zu hoch gestellt findet, nicht wohl entsprechen könne, weil sie keine neue zu ihrem Zwecke besonders erbaute und eingerichtete Anstalt ist, veranlafste einen Rec. im letzten Märzhefte der Allg. med. Zeitung, Birds würdigen Zögling, wenn es dieser Meister nicht selber ist, gegen den Neubau von Irrenanstalten und gegen die Ärzte zu eifern, welche ihre Bücher mit pallastähnlichen, idealen Aufrissen ausschmückten, wofür kein deutscher Staat Geld besitze etc., von welchem Allem, beiläufig gesagt, nichts wahr ist, weil solche Bücher — in Deutschland wenigstens — gar nicht existiren und weil es in deutschen Staaten, in kleinen wie in grofsen, wirklich weder am Geld noch am guten Willen für diese wichtige Angelegenheit fehlt. Alles wohl erwogen, kommt der Neubau nicht viel höher, ja oft nicht einmal so hoch zu stehen, als die Herrichtung alter Gebäude, wie niedrig hier auch die ersten Kostenüberschläge lauten. Wer sich hierin Erfahrung erwerben konnte, weifs, dafs man in den alten Häusern nie mit den Verbesserungen, wohl aber mit grofsen Summen fertig wird. Man frage einmal, was z. B. auf die Siegburger und die erst vor wenig Jahren errichtete Winnenthaler Anstalt schon verwendet worden ist, was man künftig noch darauf verwenden möchte und welche Nachtheile auch dann noch übrig bleiben, schon wegen so mancher unabänderlicher Lokalverhältnisse, und man wird nicht ferner versucht seyn, die Wohlfeilheit dieser Hergänge allzu

Digitized by Google

sehr anzupreisen. Von dem segenvollen Wirken der beiden genannten Anstalten ist übrigens Niemand inniger überzeugt als Ref., der sie beide aus mehrmaliger Anschauung kennt und mehr als einmal empfohlen hat. Wenn aber die beiden dortigen Ärzte unter beengten Verhältnissen schon so Treffliches leisten, was liefse sich von ihren Bemühungen in einer neuen und zweckmäfsigen Irrenanstalt erwarten! Dafs der vorhin erwähnte Recensent alten Gebäuden darum den Vorzug gibt, weil die Neubaue oft mifsriethen, war dem Ref. nur um defswillen interessant, weil derselbe Unsinn von einem andern Recensenten in Schmidts Jahrbb. schon einmal ausgesprochen worden ist. Immer ist es eine unerfreuliche Erscheinung, wenn Ärzte mit Hintansetzung ihrer natürlichen Pflicht die Errichtung neuer Irrenanstalten für überflüssig erklären, während sie gewifs den Bau anderer Spitäler als preiswürdig anerkennen und aus den da und dort sich erhebenden neuen Kasernen, Schauspielhäusern, Gemäldegallerieen etc. doch wohl folgern dürfen, dafs es an Geld zu edlern Zwecken nicht fehlen könne. In allen menschlich fühlenden Gemüthern nimmt die Sorge für Irren, je hülfsbedürftiger sie sind, eine um so höhere Stelle ein, und gerade die deutschen Staaten lassen sich, wie in mancher andern, so auch in dieser Pflicht edler Menschlichkeit, von keinem Reiche der Welt überbieten. Neu gebaut wurde schon eine Irrenanstalt, die Sachsenberger unter Dr. Flemming, in Mecklenburg-Schwerin und eine andere, die Marsberger unter Dr. Ruer, in der preufsischen Provinz Westphalen; neu gebaut wird eben jetzt eine dritte im bayrischen Rezatkreise bei Erlangen, eine vierte, wie Ref. versichert worden ist, in der preufsischen Provinz Sachsen, und eine fünfte endlich im Grofsherzogthum Baden, bei Achern, eine für mehr als 400 Kranke bestimmte, vereinigte Heil- und Pflegeanstalt, welche durch die herrliche Gegend und durch die mit vieler Sorgfalt entworfenen Plane bereits überall die lebendigste Theilnahme erregt hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Schriften über Irrenanstalten von Pinel, Nowak u. Engelken.

(Beschluſs.)

Auf eine zweckmäſsige Weise wurde, wie der Verf. berichtet, der Raum der Prager Irrenanstalt erweitert durch Zimmer für Kranke aus höhern Ständen, für Genesende, durch ein Gesellschaftszimmer mit einem Billard und einer Hausbibliothek, durch ein eigenes Arbeitszimmer. Mehrere der mit Ziegeln gepflasterten Corridore wurden mit Quadersteinen ausgelegt; mehrere Gärten acquirirt, so daſs die Anstalt deren jetzt sechs zählt, einer mit schönen Anlagen und einem Sommerhaus ausgestattet, und der Plan dazu sowie die Ausführung von Geisteskranken besorgt. Die der Anstalt gehörigen seither nur zur Hälfte von Geisteskranken bestellten Felder werden nun ganz von ihnen bearbeitet. Die pünktliche Handhabung der Hausordnung wird hauptsächlich durch Strenge gegen das Dienstpersonale und durch milde Behandlung der Kranken erreicht. Hier stehen die Kranken des Sommers um halb 5 Uhr, des Winters um 6 Uhr auf und legen sich auch im Winter erst um 9 Uhr zu Bett, was Ref. für einen groſsen Vorzug der Prager vor vielen öffentlichen Irrenanstalten hält. Morgen- und Tischgebete werden gesprochen, den meisten Kranken gewöhnliche Bestecke verabreicht. Vor und nach dem Abendessen und zumal an Sonn- und Feiertagen wird die Zeit mit Musik ausgefüllt, an den letzten Tagen auch die Erlaubniſs zu Besuchen bei den Kranken ertheilt, kleine Feste gehalten. Die Anwendung der Zwangsmittel wird immer seltener. Schläge bleiben, trotz Amelungs neuerlicher Empfehlung, verbannt. [Dies gewiſs mit Recht; nur kann es Ref., obwohl er selbst einen kleinen Apparat von Zwangsmitteln möglichst selten gebraucht, für keinen Vorzug erklären, daſs der Zwangstuhl nie in Anwendung kommen soll, durch welchen die Anwendung so mancher anderer Mittel erst möglich gemacht und ein so mächtiger und heilsamer Eindruck hervorgerufen wird. Viel wird in der Prager Irrenanstalt, trotz der Abmahnung unverständiger Ärzte, auf Beschäftigung gehalten und der in Gärten und Feld die erste Stelle eingeräumt. Überdies ist verschiedenen Handwerkern, wie Schustern, Schneidern, Tischlern, Zimmerleuten und Maurern Gelegenheit zur Ar-

Digitized by Google

beit gegeben; andere werden durch verschiedene häusliche Arbeiten, durch das Kleinmachen des Brennholzes, das Umzupfen der Matratzen, Gebildete durch Musik, Lektüre, manchfache Verstandesübungen, durch Zeichnen, die Frauen überdies mit Nähen, Stricken etc. beschäftigt. Mit Erfolg werden Geldbelohnungen ausgetheilt. »Wo Beschäftigung bei Seelengestörten nicht Mittel zur Heilung, zur vollkommenen Genesung ist, da schafft dieselbe doch häufig Linderung und Zerstreuung.«

Im zweiten Abschnitt werden tabellarische Übersichten über das Verhältnifs der Geschlechter, über den ledigen und verheiratheten Stand, über das Alter, über Genesung, Besserung, Sterblichkeit und sonstigen Abgang, sodann über den frühern Stand und das Gewerbe der Kranken mitgetheilt. Die männl. Kranken verhalten sich in der dortigen Anstalt zu den weibl. wie 3 zu 2; geheilt und gebessert wurden zwischen $^2/_3$ und $^3/_4$; vollkommen genesen sind zwischen $^1/_3$ und $^9/_{20}$, [welches Verhältnifs in einer vereinigten Heil- und Versorgungsanstalt, um glaubwürdig zu bleiben, kaum günstiger seyn dürfte. Unzweckmäfsig aber scheint dem Ref. die Anordnung dieser Tabellen zu seyn. Unter der ersten Rubrik »Zahl der Aufgenommenen« versteht der Verf. die im Laufe des Jahres Hinzugekommenen, obwohl man wegen ihrer grofsen Zahl fast irre werden könnte. Dadurch erfährt man nicht, wieviel am Anfang und Ende eines Jahres (das Ende von 1834 ausgenommen) zugleich in der Anstalt waren oder wieviel in einem Jahre überhaupt genesen und gestorben sind. Die Irrenzahl belief sich übrigens zur Zeit, als Ref. diese Blätter schrieb, auf 190.]

Die erste der im dritten Abschnitt erzählten fünf Krankheitsgeschichten betrifft ein 17jähr. Mädchen, das nicht menstruirt war und 1 Jahr lang oder länger alle 4 Wochen von einem Anfall mit unwiderstehlichem Trieb zu lügen und zu stehlen heimgesucht war und vor Eintritt der Menses, die übrigens noch in der Anstalt erfolgten, davon befreit wurde. Auch die vier weitern rationell behandelten und erläuterten Fälle verliefen glücklich. Wenn sich Ref. eine Bemerkung erlauben darf, so ist es die, dafs Blutentziehungen hie und da, namentlich die allgemeinen, im zweiten Falle wenigstens theilweise hätten unterbleiben können.

Die ganze Schrift ist eine recht willkommene Erscheinung. In prunkloser Darstellung gibt der Verf. Nachricht von einer der bessern deutschen Irrenanstalten, in welcher die Ärzte, fern von einseitiger Betrachtungs- und Handlungsweise das wahre Beste

Digitized by Google

dieser Kranken mit einfachen Mitteln zu fördern suchen und, wie Alles zeigt, auch wirklich fördern. Unter den wenigen Schriftstellern, welche der Verf. citirte, hätte der Plagiarius Löwenhayn wohl wegbleiben können, Bird dagegen bei den manchfachen Gelegenheiten etwas derber, als geschehen, abgefertigt werden sollen, dagegen war nach den verdeckten Angriffen dieses unsaubern Geistes auf Jacobi die ihm vom Verf. an verschiedenen Stellen gezollte Anerkennung recht an ihrem Platze.

Der Verf. von No. 3 ist Besitzer und Arzt der hier beschriebenen Privat-Irrenanstalt Hodenberg in Oberneuland bei Bremen und von einem andern Engelken, der in jener Gegend, zu Roekwinkel, ebenfalls einer Privat-Irrenanstalt vorsteht, zu unterscheiden. Jener hatte die Irrenbehandlung als ein Geschäft seines Vaters und Grofsvaters ererbt und mufste dasselbe, nachdem er eben seine Studien zu Heidelberg beendigt hatte, schon 1829, in welchem Jahre sein Vater starb, antreten. Die Gegend des Hodenberger Institutes wird als lieblich und angenehm beschrieben. Das Areal beträgt zwischen 8 und 9000 □ Ruthen und besteht aus Äckern, Wiesen, Gärten, Obstbaumschule und Wald. Ein Fischteich kann mit einem kleinen Nachen befahren werden. In mehreren isolirten, nahe bei einander liegenden, zum Theil neu gebauten, gröfseren und kleineren Gebäuden sind die Wohnungen der Kranken und die übrigen Raumbedürfnisse der Anstalt vertheilt, welche Einrichtung der Verf., und mit Recht, nur bei einer kleinen Anstalt für passend hält, da sonst die Einheit verletzt und die Aufsicht erschwert werden würde. Die Benützung älterer Gebäude hält er gleichfalls für einen Übelstand. Das Äussere erscheint nach dem beigegebenen Steindruck als eine freundliche ländliche Wohnung. Der Vf. spricht offen aus, dafs öffentliche ohne Privat-Irrenanstalten, aber nicht umgekehrt, bestehen könnten, hält jedoch die letzten in manchen Fällen für sehr nützlich, und wünscht nur, dafs sie bei den Verbesserungen der ersten nicht zurückbleiben und auch über sie öffentliche Mittheilungen erscheinen möchten. [Eine Beschreibung seiner Privatanstalt lieferte auch Dr. Görgen schon 1820; da sie aber seither in ein viel schöneres Lokale verlegt worden ist, so wäre wohl eine zweite Auflage erwünscht] Von 1800 bis 1814 wurden 134 Kranke aufgenommen, 37 ungeheilt, 84 geheilt, 9 gebessert entlassen, 4 starben. Von 1815 bis 1834 wurden 426 aufgenommen, 147 ungeheilt, 230 geheilt, 28 gebessert und 21 starben. [Dar-

Digitized by Google

nach sind $^2/_3$ genesen, $^1/_{15}$ wurde gebessert, im Ganzen also $^7/_{15}$ geheilt und gebessert entlassen.] Diese Anstalt ist für Kranke beiderlei Geschlechts, meist höherer Stände, bestimmt. Ausgeschlossen sind Kranke mit unreinen, schweren und unheilbaren Körperübeln; ungern werden die aufgenommen, deren Krankheit schon 2 Jahre gedauert hat und wenig Hoffnung zur Genesung übrig läfst. Zu gleicher Zeit sind meist 20 bis 25 Kranke in der Anstalt. Über das Wesen und die Behandlung dieser Krankheiten werden vom somatischen Standpunkte aus kurze Betrachtungen in deutlicher und populärer Sprache mitgetheilt. Dafs der Irre sich nie für geisteskrank halte, dafs er Störungen, die ihm durch das Gemeingefühl zugeführt werden, entweder gar nicht bemerke, oder nicht darauf achte, oder sie absichtlich verschweige, erkennt Ref. nicht als allgemeingültige Bemerkungen an. Psychische Behandlung ist gebührend gewürdigt und der Werth des Zusammenlebens des Kranken mit dem Arzte, eines Vortheiles von Privatanstalten, hervorgehoben. Sehr oft hält es der Verf. für gerathen, den Irrthum der Kranken direkt anzugreifen. Reichlich ist für Beschäftigung und Unterhaltung gesorgt; die erste, zumal die, welche körperlich ermüden soll, wird von dem Verf. bei Kranken aus höhern Ständen für sehr schwierig erklärt und durch Spaziergänge und Fahrten ersetzt, welche er mit psychischen Beschäftigungen abwechseln läfst. Auch dieser Arzt hat es erfahren, wie viel sich durch Güte, gepaart mit Geduld, ausrichten lasse. Die Honorare, von denen übrigens Abweichungen vorkommen, sind für die erste Klasse jährlich 4 bis 600 Rthlr.; für die zweite 3 bis 400; für die dritte 150 bis 250; worunter nur besondere Bedürfnisse nicht begriffen sind. Das Dienstpersonale besteht ausser dem Oberaufseher, der zugleich Apotheker ist, und der Oberaufseherin aus 15 Personen, wovon 3 männliche und 3 weibliche Wärter für den eigentlichen Krankendienst bestimmt sind.

Auch diese Schrift trägt das Gepräge einer lebendigen Anschauung an sich und gibt, wie die vorige, ein Bild von dem Leben und Treiben der jetzigen bessern Irrenanstalten in Deutschland. Es zeugen die wenigen Blätter von reicher Erfahrung und erregen den Wunsch, dafs der Verf. bald einmal als Arzt zu Ärzten reden möge.

Roller.

Digitized by Google

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

RECHTS- UND STAATSWISSENSCHAFT.

Bemerkungen über den Stand der Gesetzgebung u. Jurisprudenz in Deutschland, von Ludwig Minnigerode, GH. Hessischem quiesc. Hofgerichts-Präsid. u. GRathe, Command. 1. Klasse des GH. H. Ludwigs-Ordens. Darmstadt 1836. *J. W. Heyer's Hofbuchhandlung, G. Jonghaus.* 134 *S.* 12.

Der Verf. theilt in dieser Schrift, (wie in einer frühern in unsern Jahrbüchern schon angezeigten Schrift,) Resultate der Erfahrungen mit, welche er in einem vieljährigen Geschäftsleben zu machen Gelegenheit hatte. Die Abhandlung enthält nicht blos, wie der Titel vermuthen läfst, Bemerkungen über die Mängel und Gebrechen unserer Civil- und Criminal-Gesetzgebung und Jurisprudenz, z. B. über die Menge und Verschiedenheit unserer Rechtsquellen, über die sowohl hieraus als aus der Beschaffenheit dieser Rechtsquellen entstehenden Unsicherheit des Rechts, über den Einfluſs, welchen die wissenschaftlichen Untersuchungen der neueren und der neuesten Zeit auf die festere Praxis der Vorzeit gehabt haben. Sie verbreitet sich zugleich über einige verwandte Gegenstände, z. B. über die Besserung der Verbrecher, über die zweckmäfsige Einrichtung der Detentions- und Strafgefängnisse. Sie erörtert überdies, von S. 115 an, mehrere den Staatsdienst betreffende Aufgaben unter folgenden Aufschriften: Anstellung der Staatsdiener; Versetzen derselben; Pönitenz-Posten; Prüfung der Staatsdiener; Wiederbesetzung erledigter Stellen; Visitationen; Vorschläge bei Besetzung der öffentlichen Ämter durch Wahl der Staatsbürger oder ihrer Repräsentanten; Organisation und Centralisation. — Fast immer wird man Ursache haben, den Äusserungen des Vfs. vollkommen beizustimmen. Ref. wenigstens hat nur bei der Stelle der Schrift Anstand gefunden, in welcher sich der Verf. gegen die Rechtsregel erklärt, dafs ein in einer Strafsache gefälltes Erkenntnifs zum Vortheile des Angeschuldigten sofort rechtskräftig werde. Allerdings kann diese Regel die Folge haben, dafs der Schuldige der wohlverdienten Strafe entgeht. Allein müfste man nicht aus demselben Grunde eine jede Förmlichkeit des Strafverfahrens verwerflich finden? Liegt nicht in einem jeden Gesetze, welches die individuelle Freiheit in Schutz nimmt, zugleich die Erlaubnifs, von dieser Freiheit, so weit sie geht, auch einen Mifsbrauch zu machen?

Digitized by Google

Germanistische Rechtsfälle zum Gebrauch bei Vorlesungen und zum Privatstudium, nebst einem Repertorium für germanistische Rechtsfälle und Abhandlungen. Von Dr. C. F. L. Frhrn. v. Löw, ord. Prof. der Rechte in Zürich. Heidelberg 1836, in der akad. Buchhandlung von J. C. B. Mohr. VI und 388 S. 8.

Die Rechtsfälle, welche das vorliegende Werk (eine den Freunden des deutschen Rechts gewifs sehr willkommene Erscheinung) enthält, beziehen sich nicht blos auf das bürgerliche, sondern auch auf das Verfassungs- und Regierungsrecht. Die Fälle sind nach der Verschiedenheit ihrer Gegenstände unter gewisse Überschriften geordnet; z. B. I. Collision der Gesetze; II. Standesverhältnisse; III. Nachsteuer und Abschofs; IV. Juden. (Die Zahl dieser Rubriken ist 34.) — Ein jeder Fall wird mit musterhafter Kürze und Klarheit erzählt, mit Hinzufügung der streitigen Frage, übrigens ohne die Entscheidung der Frage. Bald ist der Fall allgemein bald speciell (mit Bezeichnung der Partheien) gefafst. Z. B.

Ein Landesherr erklärt ein uneheliches Kind für legitim. Mufs dasselbe überall für ein eheliches gehalten werden?

Nach Errichtung des Rheinbundes verordnete der Grofsherzog von Hessen am ersten August 1807: »Der Standesherrn bisherige und künftige Familienverträge, Fideicommisse und besonders ihre Successionsordnungen erfordern zu ihrer Gültigkeit Unsere Einsicht und Bestätigung. Die bereits vorhandenen Familienstatuten sind binnen drei Monaten an Unser Staatsministerium einzusenden.« Eine hessische standesherrliche Familie, in welcher durch ein Hausgesetz Primogeniturordnung und Unveräusserlichkeit der Stammgüter eingeführt war, versäumte jene Bestätigung einzuholen, und so hielt sich im J. 1813 der Besitzer der Standesherrschaft für berechtigt, einen Theil der Stammgüter zu verkaufen und in einem Testament ausdrücklich zu verordnen, dafs seine drei Söhne in seiner Erbschaft zu gleichen Theilen succediren sollten. Er starb am Ende des Jahres 1815, und es entstand nun Streit zwischen dem Erstgebornen und seinen Brüdern über die Erbfolge, sowie zwischen ihm und dem Besitzer der veräusserten Immobilien über die Gültigkeit der Veräusserung. Wie ist zu entscheiden?

Auf die Darstellung der Rechtsfälle folgt in einem Anhange: I. Ein alphabetisches Verzeichnifs der Werke, aus welchen die Fälle entlehnt sind. II. Die Nachweisung der Orte, an welchen sich die mitgetheilten Fälle abgedruckt finden. (Die Citate folgen in derselben Ordnung auf einander, wie in dem Werke die einzelnen Fälle.)

Digitized by Google

Geschichtliche Entwickelung des Staatsrechts des Grofsherzogthums Baden und der verschiedenen darauf bezüglichen öffentlichen Rechte. Nach Quellen bearbeitet und mit Urkunden belegt vom Justizamtmann E. J. J. Pfister zu Heidelberg. — Erster Theil. Äussere Staatsverhältnisse des Grofsherzogthums. Verfassung seines Regentenhauses. — Mit dem Bildnisse des Grofsherzogs Carl Friedrich. — Heidelberg, A. Oswald's Univ. Buchhandlung. 1836. VIII u. 601 S.

Das Werk, welches der Gegenstand dieser Anzeige ist, — eine geschichtliche Entwickelung des heutigen Staatsrechts des GH. Baden, — wird aus drei Theilen bestehn. — Der jetzt erschienene erste Theil enthält das auswärtige Staatsrecht des Grofsherzogthums und das Familienrecht des regierenden Hauses. (Einen Abschnitt dieses Theiles, den ersten, hatte der Verf. bereits im J. 1829 herausgegeben. Jedoch die seit diesem Jahre eingetretenen Veränderungen haben den Verf. bewogen, diesen Abschnitt mit einigen zeitgemäfsen Verbesserungen in dem vorliegenden Werke wieder abdrucken zu lassen. Der Verf. fügt hinzu, dafs er die Käufer der früheren Schrift ersuche, diese gegen seine neue Bearbeitung desselben Gegenstandes umzutauschen.) Der zweite Theil wird das innere Staatsrecht des Grofsherzogthums, das Verfassungs- und das Regierungsrecht, umfassen. In dem dritten und letzten Theile will der Vf. die das Badensche Staatsrecht betreffenden Haupturkunden abdrucken lassen.

Der vorliegende erste Theil zerfällt in zwei Abtheilungen. — Die erste dieser Abtheilungen ist überschrieben: Die Regierung Carl Friedrichs, des ersten Grofsherzogs von Baden. (1806 — 1811.) Errichtung des Grofsherzogthums Baden und seine Constituirung zu einem Rheinischen Bundesstaate. Verfassung des Grofsherzoglichen Hauses. S. 1 — 263. Die zweite Abtheilung hat die Überschrift: Die Regierung der Grofsherzoge Carl und Ludwig, nebst dem Anfange der Regierung Leopolds. (1811 bis 1836.) Constituirung des Grofsherzogthums zu einem deutschen Bundes-, Rheinschifffahrts- und Zollvereinsstaate. Weitere Ausbildung der Verfassung des grofsherzoglichen Hauses. Die eine und die andere Abtheilung zerfällt wieder in zwei Abschnitte. (Auswärtige Verhältnisse. — Verfassung des regierenden Hauses.) In den einzelnen Abschnitten befolgt der Verf. bald die chronologische bald eine von der Verschiedenheit der Gegenstände entlehnte Ordnung, so wie es der Inhalt eines jeden einzelnen Abschnittes mit sich brachte. So enthält z. B. der erste Abschnitt der ersten Abtheilung folgende Rubriken: I. Das Kurfürstenthum Baden, seine Bestandtheile und staatsrechtlichen Verhältnisse. II. Die Souveränetät des badischen Staates; ihre Ausbildung und Befestigung. III. Das GH. Baden; seine Bestandtheile und staatsrechtlichen Verhältnisse. IV. Rheinische Bundeskriege mit Preufsen und Österreich. V. Staatsverträge mit den Nachbarstaaten. VI. Grenzen des GH.; seine Enclaven. Umfang seiner äussern Staatsverhältnisse.

Digitized by Google

Man hat es dem Verf. zum Verdienst anzurechnen, dafs er seinem Werke nicht die Form eines Lehrbuchs sondern die einer geschichtlichen Entwickelung des Staatsrechts des GH. Baden gegeben hat. Ein Werk dieser Art hat auch für den Geschäftsmann ein besonderes Interesse. Denn diesem bieten sich nicht selten Fragen dar, über welche er sich nicht aus den Gesetzen, sondern nur aus der Geschichte belehren kann. Sollte sich auch der Verf. bewogen finden, in dem zweiten Theile seines Werkes, (welchem das Publikum mit Verlangen entgegensehn wird,) wegen der Beschaffenheit der diesem Theile vorbehaltenen Gegenstände, eine mehr systematische Ordnung und Darstellung zu wählen, so bitten wir ihn doch gar sehr, deswegen nicht die ursprüngliche Idee des Werkes gänzlich zu verlassen. Ja es würde gewifs Vielen willkommen seyn, wenn der Verf. an den geeigneten Stellen zugleich auf den vormaligen Rechtszustand der heutigen Bestandtheile des GH. Baden einige Rücksicht nähme.

Zachariä d. Aelt.

Dr. B. W. Pfeiffer (Kurfürstlich Hessischem Oberappellationsrathe), Praktische Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft. Mit Erkenntnissen des Oberappellationsgerichts zu Cassel. Vierter Band. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1836. 4.

Der rühmlichst bekannte Herr Verf. setzt ein Werk fort, dessen dritter Band im J. 1831 erschienen ist und, gleich den frühern Bänden, die Fortsetzung um so wünschenswerther machen mufste, als zu erwarten war, derselbe werde der Schrift: »Prüfung der neusten Einwendungen gegen die Zulässigkeit der Verwaltungsjustiz und gegen ihren Umfang. Von Carl v. Pfizer. Stuttgart 1833., welche vorzüglich gegen die 10te Abhandlung des dritten Bandes dieser Ausführungen gerichtet ist, einige Aufmerksamkeit schenken und nicht, wie in der Vorrede geschehen, sie kurz mit den Worten abfertigen: »Gegen einzelne »Ansichten, z. B. über Administrativjustiz, hat sich wohl hin und »wieder eine Stimme erhoben, deren Befangenheit sich jedoch »schon durch die Art ihres Ausdruckes selbst kund giebt.« Jeden Falles hätte durch genauere Bestimmung einzelner Grundsätze und durch Widerlegung der dagegen gemachten Einwendungen die Wissenschaft und die Legislation gewonnen, und Ref. glaubt in dieser Beziehung den Herrn Verf. bitten zu dürfen, in dem versprochenen fünften Bande noch einige Mittheilungen über des rechtliche Verhältnifs der Justiz zur Administration zu machen. Der Herr Verf. entschuldigt das späte Erscheinen dieses Bandes mit überhäuften vielfachen Dienstgeschäften, welche der Eintritt in die Ständeversammlung und die Versehung der Präsidentenstelle bei dem Oberappellationsgerichte verursacht habe.

Digitized by Google

Der vorliegende Band enthält 7 Abhandlungen des römischen und 4 des deutschen Privatrechts. Der Inhalt ist folgender: 1) Von dem Rechte, Fenster in der eigenen Wand anzulegen und das Verbauen oder Verdunkeln der schon vorhandenen dem Nachbar zu untersagen. 2) Über die Befugniſs eines Gemeinschuldners zur Erbschaftsausschlagung nach erkanntem Concurse. 3) Von den wesentlichen Bedingungen eines Stundungsvertrages zum Zwecke einer Nöthigung der Minderzahl der Gläubiger, demselben beizutreten. 4) Über die rechtliche Unwirksamkeit eines zu verbotenem Hazardspiele gegebenen Darlehens, mit besonderer Rücksicht auf das in Badeorten ausnahmsweise erlaubte Spielen. 5) Über die Zinsverbindlichkeit in Beziehung auf die bei einer Erbvertheilung zu conferirende Gegenstände. 6) Von den nothwendigen Einschränkungen des römisch-rechtlichen Verbots der Übertragung von Schuldforderungen an einen Mächtigern. 7) Von den eigenthümlichen Merkmalen einer Theilung der Eltern unter ihren Kindern. 8) Von den durch die deutsch-rechtliche Gutabtretung (Güteransatz) begründeten Rechten und Verbindlichkeiten, insonderheit von dem elterlichen Auszuge oder der Leibzucht. 9. Ueber das Vorzugsrecht der Erbgelder im Concurse der Gläubiger. 10. Von der Nothwendigkeit einer Nachweisung der Ermächtigung dessen, welcher das Indossement eines Wechsels Namens eines Andern (per procura) unterzeichnet hat, im Wechselprocesse. 11. Mehrere Rechtsfragen, die Curatel über Abwesende (Verschollene) betreffend: insonderheit über Todeserklärung.

In die Beurtheilung der einzelnen Abhandlungen und der darin ausgeführten Ansichten sowie der jede Ansicht unterstützenden Gründen einzugehen, ist hier der Ort nicht und gestattet der Zweck der Jahrbücher nicht. Nur soviel kann angeführt werden, daſs der Herr Verf. dieselbe Gelehrsamkeit, dieselbe Schärfe des Geistes, dieselbe Umsicht entwickelt und darlegt, welche aus den frühern Bänden sichtbar sind. Möge es dem Herrn Verf. gefallen, in Bälde den fünften Band nachfolgen zu lassen, der, wenn er auch den Ministerproceſs nicht enthält, doch sehr willkommen seyn wird. Die Hahn'sche Hofbuchhandlung als Verlegerin hat das Werk würdig ausgestattet.

Das Handelsgesetzbuch der Königl. Preuſsischen Rheinprovinzen, übersetzt und erläutert von C. A. Broicher und F. F. Grimm, Königl. Landgerichtsräthen. Köln 1835. 8.

Diese Schrift enthält nicht blos eine Übersetzung des französischen Handelsgesetzbuches, sondern erläutert dasselbe vorzüglich durch die in Frankreich und in den preuſsischen Rheinprovinzen ergangene Urtheile. Es sind die Rechtscontroversen kurz angegeben mit den Gründen, welche sich für eine oder andere Ansicht anführen lassen, mit Hinweisung z. B. auf Sirey Recueil général etc. Sind gleichwohl dadurch die gröſsern Schrif-

Digitized by Google

ten von Locré, Pardessus, Sirey etc. nicht überflüssig geworden, so wird durch dieses Werk dem Geschäftsmann, der oft die Zeit nicht hat, lange zu suchen, doch Gelegenheit gegeben, sich schnell zu orientiren und selbst bei dem Mangel der gröfsern Schriften ein richtiges Urtheil, wenn auch nicht vollständig motivirt, zu geben. Es verdiente diese Schrift in die Hände eines jeden praktischen Juristen zu kommen. Es ist nicht zu zweifeln, dafs die Erläuterung des französ. Civilgesetzbuches auf gleiche Weise dem Geschäftsmanne angenehm seyn würde, besonders da die Bearbeitung des Gesetzbuches von Sirey und de Villeneuve noch Manches zu wünschen übrig läfst.

Dr. Uihlein.

HÖMISCHE LITERATUR.

P. Ovidii Nasonis Metamorphoscon libri XV. Mit kritischen und erläuternden Anmerkungen von E. C. Chr. Bach, Director am Gymnasium zu Schaffhausen, wie auch Professor der lat. Sprache am dasigen Colleg. Human. und Mitgliede des Schulraths. — Zweiter Band, VIII — XV. Nebst nachträglichen Bemerkungen des Hrn Prof. Ochsner, Register über die Anmerkk. und eine Übersicht der abweichenden Lesarten in Jahn's Ausgabe. Hannover 1836. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. VIII u.* 632 *S. in gr.* 8.

Wir freuen uns, mit dem Erscheinen dieses zweiten Bandes die Vollendung dieser werthvollen und nützlichen Ausgabe anzeigen zu können, über deren ersten Band in diesen Jahrbb. (1832 pag. 702 ff.) berichtet wurde. Der längere Zwischenraum seit dem Erscheinen des ersten Bandes (mit durch gehäufte Berufsgeschäfte, aber auch durch das Streben möglichster Sorgfalt und Genauigkeit in Ausarbeitung der Noten herbeigeführt, wie, auch ohne die ausdrückliche Erklärung des Herausgebers in der Vorrede, leicht ein Blick in die Noten selbst lehren kann), ist auf diese Weise nur zum Vortheil des Ganzen ausgefallen, dessen Brauchbarkeit durch möglichst vollendete Ausarbeitung des Einzelnen nur gewinnen konnte. Die Grundsätze, nach denen der Verf. arbeitete, sind im Ganzen dieselben geblieben, so wie der Plan der Ausgabe, die zunächst Lehrer sowohl als reifere Schüler beabsichtigt und von Jenen ebensowohl mit Vortheil beim Unterricht als auch von Diesen beim Privatstudium im Allgemeinen benutzt werden kann. In der Constituirung des Textes hat sich der Verf. noch mehr als bei dem ersten Bande an die Autorität der Handschriften und ältern Ausgaben gehalten, aus Gründen, denen man schwerlich den Beifall versagen kann; er hat daher noch manche von Heinsius eingeführte Lesart beibehalten, zumal da manche angebliche Conjectur des geistreichen Mannes sich bei näherer Nachforschung als handschriftlich beglaubigt auswies und

Digitized by Google

auch aus sprachlichen und andern Rücksichten als die zweckmäfsigere und passendere Lesart erschien; überdem die Mehrzahl der Handschriften, welche die schlechtere Lesart darbieten, nicht in Vergleich kommen kann mit der Minderzahl der ältern Handschriften, die eine bessere Lesart darbieten: ein Satz, der besonders bei einem im Mittelalter so viel gelesenen, darum so häufig abgeschriebenen und auch so häufig interpolirten Dichter, wie Ovid, besonders beachtet werden sollte, so wenig dies auch früher geschehen ist. Indessen würde man sich wohl irren, wenn man in dieser Ausgabe die Mittheilung eines vollständig gesammelten, kritischen Apparates erwarten wollte; das lag nicht im Plane des Herausgebers, das konnte nicht darin liegen, wenn man Veranlassung und Bestimmung seiner Ausgabe bedenkt, wornach zunächst nur solche Varianten erwähnt werden konnten, welche auf die Gestaltung des Textes einen wesentlichen Einfluss ausüben und den Sinn der Urschrift verändern, oder welche wenigstens Veranlassung zu sprachlichen und andern Bemerkungen, oder Gelegenheit zu weitern Erörterungen, die für den Lehrer wie für den Schüler gleich ersprieſslich und dienlich ausfallen, geben konnten. Eine gleiche Rücksicht auf den Zweck und die Bestimmung der Ausgabe hat auch den Umfang, Inhalt und die Einrichtung der Noten bestimmt, die, wie bereits früher bemerkt, unter dem Text gedruckt, neben den bemerkten kritischen Angaben zugleich das Wesentlichste darbieten, zumal in sprachlicher Hinsicht, was für Verständniſs und richtige Auffassung des Dichters erforderlich ist, der bisher im Ganzen doch mehr in Absicht auf sachliche, insbesondere mythologische und antiquarische Punkte, als hinsichtlich der genaueren Kunde des Sprachgebrauchs und der davon abhängigen Auffassung des Sinns so mancher Stellen, sowie der richtigeren Würdigung und Beurtheilung so mancher Varianten, seine Erklärung gefunden hatte. Die gedrängte Kürze, die Bestimmtheit, und die vollständige Auswahl, die wir in diesen Noten auch bei diesem Bande, bei allem Reichthum derselben anerkennen müssen, erhöht den Werth und die Nützlichkeit dieser Ausgabe für die oben bemerkten Zwecke. Eine sehr schätzbare Beigabe sind die Bemerkungen des Herrn Prof. Ochsner, die am Schlusse von S. 515 bis 575 reichen und eine grofse Anzahl von Stellen kritisch und exegetisch behandeln oder durch eine feine Auswahl von Parallelstellen erläutern; dann folgt S. 576 ff. ein Verzeichniſs der vom Herausgeber benutzten kritischen und exegetischen Hülfsmittel, worin er zuerst die verschiedenen Sammlungen von Varianten nennt, die sich in der Burmannschen Ausgabe v. 1727, bei Bothe u. A. finden, dann die vollständigen Collationen der Jahn'schen Codd. und des Codex Rhenovanus (der jedoch nur bis XIII, 753 reicht) und darauf die von ihm selbst für diese Ausgabe verglichenen Handschriften, eine Dresdner, zwei Gothaer und vier Basler, zum Theil in das zwölfte Jahrhundert zurückgehend, verzeichnet und beschreibt; dann folgt ein stets mit kurzen Urtheilen über Gehalt und Werth

Digitized by Google

des Einzelnen begleitetes Verzeichnifs der Ausgaben und anderer, Kritik und Erklärung der Metamorphosen berücksichtigenden Schriften, bis auf eine bekannte deutsche Übersetzung herab, die indefs nur einzelne Partien giebt, obwohl (wie der Vf. bemerkt) »das Original leichter als die Übersetzung zu verstehen ist.« Man wird übrigens nicht wohl eine Ausgabe oder eine die Metamorphosen betreffende Schrift von einiger Erheblichkeit nennen können, die hier übersehen wäre. An diese Verzeichnisse reiht sich ein genaues Register über die Anmerkungen (denn gröfsere Wortregister lagen wohl ausser dem Plan und der Bestimmung der Ausgabe) von S. 582 — 621, und dann zum Schlufs S. 623: »Abweichende Lesarten der Jahn'schen Ausgabe von 1832«, nebst einigen Berichtigungen. Die möglichste Correctheit des Drucks und eine empfehlenswerthe typographische Ausstattung verdienen rühmliche und dankbare Anerkennung.

Ein besonderer, zunächst zum Behuf der Schulen veranstalteter, Textesabdruck erschien unter folgendem Titel:

P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon libri XV. Mit Inhaltsanzeigen und Varianten des Gierig-Jahn'schen und Bothe'schen Textes versehen von E. C. Chr. Bach, des Gymnasiums in Schaffhausen Director etc. Nebst Übersicht der abweichenden Lesarten der Jahn'schen Ausgabe vom Jahre 1832. *Hannover* 1836. *Im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. IV und* 361 *S. in* 8.

Die auf dem Titel genannte Übersicht ist am Schlufs des Textes beigefügt; unter dem Texte stehen die Varianten der auf dem Titel genannten Ausgaben, der Gierig-Jahn'schen vom Jahr 1821 und 1823, und der Bothe'schen vom J. 1818, welche aus dem Grunde beigegeben wurden, weil jene Ausgabe die durch vielfältige Abdrücke noch bis jetzt vielfach verbreitete Heinsius-Burmann'sche Textesrecension im Ganzen repräsentirt, die Bothesche Ausgabe aber manches Eigene darbietet; auf diese Weise aber eine Übersicht der Abweichungen im Texte der gangbarsten Ausgaben gewonnen ist, welche dem Lehrer manche Gelegenheit darbieten kann zu kritischen, grammatischen und sprachlichen Erörterungen. Wenn ein möglicht correcter Druck, gute Lettern und Papier eben so wie ein möglichst berichtigter Text eine Schulausgabe insbesondere empfehlen müssen, so kann dies von der vorliegenden in jeder Hinsicht gelten.

Digitized by Google

M. Tullius Cicero Φιλοπλάτων. Dispuisitio de philosophiae Ciceronianae fonte praecipuo, quam — pro gradu doctoratus summisque in philosophia theoretica et literis humanioribus, honoribus ac privilegiis, in Academia Rheno-Trajectina alteris saecularibus academiae concelebrandis more majorum consequendis, publico ac solemni examini submittit Joannes Adolphus Carolus van Heusde, Rheno Trajectinus. Trajecti ad Rhenum, ex officina J. Altheer. MDCCCXXXVI. XVI und 292 S. in gr. 8.

Diese Schrift, zunächst eine Gelegenheitsschrift, obwohl vor andern Schriften der Art sowohl durch Form wie durch den umfassenden Inhalt ausgezeichnet, umfafst in jeder Hinsicht weit mehr, als man nach dem Titel derselben erwarten sollte, indem der Vf. die ganze Bildungsgeschichte des Cicero und eine Würdigung der meisten und bedeutendsten seiner rhetorischen und philosophischen Schriften mit in den Kreis seiner Darstellung gezogen, die, unmittelbar aus den Quellen selbst entnommen und auch die neuere Literatur stets berücksichtigend, nirgends die Beweise gründlicher Bildung vermissen läfst. So erklärt sich der verhältnifsmäfsig bedeutende Umfang des Buches, das von Cicero's frühester Jugendbildung ausgehend diese weiter bis in die Jahre verfolgt, wo Cicero die öffentliche Laufbahn begann, die bald darauf durch eine Reise nach Griechenland und Asien unterbrochen, nur dazu beitrug, Cicero's Liebe für die Wissenschaft zu nähren und seinen Studien eine bestimmtere und festere Richtung zu geben, die ihn mitten unter den folgenden Stürmen des Lebens nie verliefs und in späteren Jahren, als er von öffentlicher Thätigkeit sich zurückzuziehen genöthigt sah, ganz einer wissenschaftlichen Thätigkeit zuführte. Das was Cicero als Schriftsteller in der Redekunst und in der Philosophie in dieser Periode seines Lebens geleistet hat, ist Gegenstand des gröfseren Theils dieser Schrift vom dritten Abschnitt an, indem der Verf. darin nachzuweisen sucht, wie Cicero's ganze wissenschaftliche Bildung aus Plato hervorgegangen, gegen den daher auch Cicero, wie die vom Vf. am Eingang der Schrift gesammelten Belege und Zeugnisse beweisen, eine Achtung und Liebe, ja eine Verehrung bewies, die den griechischen Philosophen fast wie ein höheres, übermenschliches Wesen betrachtete. Dies ist dann auch der Grund, warum der Verf., so ausführlich in den beiden ersten Abschnitten, freilich auch manche damit verwandte, zunächst literärhistorische Punkte berührend, die ganze Bildungsgeschichte Cicero's darzustellen sucht, dessen besondere Neigung und Vorliebe für Plato er zugleich aus der verwandten Denk- und Sinnesweise des Römers, den geistigen Anlagen und der sittlichen Richtung desselben zu erklären bemüht ist.

So lehrt uns denn der erste Abschnitt, überschrieben: *M. Tullii Ciceronis adolescentia, literarum et philosophiae studia, praeceptores, inprimis Philo, ab ineunte aetate ad annum duodetricesimum*, Cicero's ganze Erziehung kennen, seinen Unterricht und

Digitized by Google

seine Jugendbildung sowie seine Lieblingsstudien und Neigungen, namentlich auch seine Beschäftigung mit der Poesie und die daraus hervorgegangenen Versuche, die am Ende doch meistens nur Gegenstände der Übung und formeller Ausbildung waren. Der Verf. durchgeht selbst die einzelnen unter Cicero's Namen vorkommenden Dichtungen, so wenig wir auch Näheres über deren Inhalt, ja oft kaum mehr als den bloßen Namen wissen. So hält er z. B. die *Alcyone* für ein elegisches Gedicht, worin Cicero gleich andern römischen Dichtern, wie z. B. Ovid, nach dem Vorbilde der Griechen, den Mythus von Ceyx und Alcyone elegisch behandelt (p. 27 ff.), den *Glaucus* aber hält er für eine lateinische Bearbeitung eines Äschyleischen Drama's (p. 29), wie denn Cicero auch an Stücken des Sophokles und Euripides in ähnlicher Weise sich versucht. Den gleichen Zweck einer Übung und Ausbildung hatten wohl auch die Übersetzungen des *Aratus*, wobei jedoch der Verf. auch (vgl. p. 41 ff.) an Cicero's Liebe für das Landleben, Naturbetrachtung u. dgl. erinnert, um daraus den Grund abzuleiten, warum Cicero gerade diesen Gedichten sich zugewendet, ebenso wie er auch damals eine Bearbeitung des Xenophonteischen Oeconomicus unternahm, die leider so wenig wie andere Versuche aus jener Periode auf uns gekommen ist. Wir wollen bei dieser Gelegenheit auf eine Stelle des Capitolinus in Vit. Gordian. 3. aufmerksam machen, welche der Vf. S. 35 ff. kritisch behandelt, weil durch die Veränderung, welche der Verf. vorschlägt, zwei angebliche Gedichte Ciceros, über deren Inhalt man freilich auch nicht das mindeste bisher nur mit einiger Sicherheit anzugeben wußte, aus der Reihe derselben verschwinden. In jener Stelle heißt es nämlich: »Adolescens quum esset Gordianus, poemata scripsit, quae omnia exstant et cuncta illa, quae Cicero *ex Demetrio et Arato et Alcyonas et Uxorium et Nilum:* quae quidem ad hoc scripsit, ut Ciceronis poemata nimis antiqua viderentur«: eine offenbar verdorbene Stelle, an der schon Salmasius sich versuchte, der eben so wenig als Andere über den hier genannten *Demetrius* nähere Auskunft zu geben wußte. Unser Verf. schlägt daher die Verbesserung vor: »— et cuncta illa, quae Cicero *hexametris ex Arato halucinatus est, Exortum et Nixum:* quae quidem etc.« Da nämlich des Aratus Phänomena in zwei Bücher abgetheilt waren, wovon das eine die Aufschrift Ἀστροθεσία, das andere die Aufschrift Ἀνατολή führte, so seyen *Exortus* und *Nixus* die lateinischen Übersetzungen dieser Titel der beiden Bücher. Mehr Anstoß könnte vielleicht der Ausdruck *halucinatus est* erregen, welchen der Vf. auf die irrige und falsche Auffassung mancher Stellen des Aratus, auf einzelne Nachlässigkeiten der lateinischen Übersetzung bezieht. Auch über den muthmaßlichen Inhalt des *Marius*, eines epischen Gedichts, bei dem wohl die Verherrlichung seiner mit Marius gemeinsamen Vaterstadt ein Hauptgegenstand seyn mochte, verbreitet sich der Vf. S. 44 ff., desgleichen über Cicero's Vorliebe für den alten Ennius (wovon die vorhandenen Schriften

Digitized by Google

saltsam zeigen) und für den Komiker Terentius, bei welcher Gelegenheit er auch die Vermuthung ausspricht, dafs das unter Cicero's poetischen Versuchen aufgeführte Gedicht *Limon*, eine Sammlung, eine Blumenlese (— λειμών —) von einzelnen kleinern Gedichten, von Epigrammen auf einzelne, ausgezeichnete Männer, wie etwa Terentius, gewesen. Dann fällt die von A. Schott vorgeschlagene Änderung, hier *Libon* statt *Limon* zu lesen, von selbst weg. Vgl. pag. 50. 51. Das Gedicht *De Consulatu*, das Cicero zwei Jahre nach der Verwaltung des Consulats schrieb, wird hier S. 55, und wir glauben mit Recht, sorgfältig unterschieden von dem andern Gedicht *De temporibus suis*, das erst nach der Rückkehr aus dem Exil geschrieben wurde; ein anderes elegisches Gedicht, *Tamelestis*, woraus Servius Einiges anführt, wird vom Verf. muthmafsungsweise in *Tempestas* (S. 58) verwandelt, was freilich immerhin etwas gewagt ist; das Buch, das die Aufschrift führte: *liber jacularis*, wird als eine Sammlung von Epigrammen betrachtet. Nachdem so der Vf. die verschiedenen einzelnen Poesien, deren Kunde uns zugekommen, durchgangen, schliefst er mit einer Zusammenstellung der Urtheile über Cicero's Poesie und über Cicero's poetische Leistungen im Allgemeinen, wie sie bei spätern Schriftstellern Roms vorkommen, wobei er insbesondere der bekannten Stelle des Quintilian Inst. Or. XI, 1. §. 24. (*in carminibus utinam pepercisset*, quae non desierunt carpere maligni etc.) ihre richtige Deutung zu geben sucht, da sie nicht sowohl eine tadelnde Äusserung über Cicero's Poesie im Allgemeinen — denn darüber dachte Quintilian wohl anders — als vielmehr den Wunsch ausspreche, Cicero hätte doch in seinen, die Zeitereignisse berührenden Gedichten — De consulatu, De temporibus suis — die von allzugrofser Selbstgefälligkeit und Eigenlob zeugenden Stellen, die seinen Neidern und Gegnern nur neuen Stoff gaben, lieber unterdrücken und in dieser Beziehung mehr Schonung beobachten sollen. An diese Urtheile alter Kritiker und Dichter über Cicero's poetische Leistungen reihen sich einige Urtheile neuerer Kunstrichter. Wir wollen nur Voltaire's Urtheil hier anführen, dem auch unser Verf. vollkommen beipflichtet, aus der Préface zu Rome sauvée: »Ciceron était un des premiers poètes [?] d'un siècle où la belle poesie commençait à naître. Il balançait la reputation de Lucrèce [?]. I a-t-il rien de plus beau que ces vers, qui nous sont restés de son poème sur Marius et qui font regretter la perte de cet ouvrage? etc.« Ref., so günstig er auch über Cicero denkt, würde darum doch nicht wagen, dieses Urtheil, obwohl eines berühmten französischen Kunstrichters, der ja auch selbst ein Dichter war, unbedingt zu unterschreiben, da er den Werth der poetischen Leistungen Cicero's, so weit nach dem, was wir noch davon besitzen, ein Schlufs zu machen erlaubt ist, mehr in die Form, in die gefällige und anziehende, Behandlung des Gegenstandes, als in den Inhalt selber setzen zu müssen glaubt. — Nun bespricht der Verf. die in diese Zeit fallenden rhetorischen Studien Cicero's, wovon seine

Digitized by Google

damals versuchten Übersetzungen einzelner Reden des Demosthenes und Äschines zeugen, sowie seine philosophische Ausbildung in befriedigender Weise. Über Philo, den Lehrer des Cicero, und über dessen System wird S. 73 ff. 88 ff. mit Ausführlichkeit geredet und der Bekanntschaft, die Cicero damals mit der Platonischen Philosophie machte, wie man aus der Übersetzung des Platonischen Protagoras und vielleicht auch noch anderer Dialoge schliefsen kann, gedacht, sowie seiner Verhältnisse zu dem gelehrten Stoiker Diodotus: lauter Gegenstände, die wir hier nur im Allgemeinen andeuten können, um auch noch über die übrigen Theile der Schrift Einiges zu bemerken. Der nächste Abschnitt befafst die beiden nächsten für Cicero's wissenschaftliche Bildung so wichtigen und einflufsreichen Jahre: »*M. Tullii Ciceronis philosophiae studia ac praeceptores, inprimis Antiochus et Posidonius;* ab anno aetatis duodetricesimo usque ad tricesimum — *Iter in Graeciam.*« Den Mittelpunkt bildet die eben erwähnte Reise nach Griechenland und Asien, die persönliche Bekanntschaft, die Cicero mit den Häuptern griechischer Redekunst und Philosophie machte und die für seine ganze Folgezeit so wichtig geworden ist, da sie in ihm mitten unter dem Gewühl praktischer Thätigkeit und mitten unter allen politischen Stürmen die Liebe und den Sinn für die Wissenschaft erhalten hat, der ihn späterhin zu dieser, als zu einer sichern und nützlichen Zufluchtstätte des Alters, zurückgeführt hat. Dafs der Grund zu dieser Reise Cicero's in politischen Rücksichten gelegen, die ihn zu einer Entfernung von Rom veranlafst, kann der Verf. so wenig glauben, als Ref., der sich schon in der zweiten Auflage seiner Röm. Lit. Gesch. S. 490 darüber in gleichem Sinne ausgesprochen hat, mit Bezug auf die Hauptstelle in Cicero's Brutus cap. 91, die auch für unsern Verf. in dieser Hinsicht entscheidend ist. Es wird kaum noch einer besondern Bemerkung bedürfen, dafs auch in diesem Abschnitt alle einzelnen, dahin einschlägigen Punkte mit gleicher Genauigkeit behandelt und insbesondere Cicero's Verhältnisse zu den berühmten Männern, die er auf jener Reise kennen lernte, namentlich zu Posidonius und Molo, ausführlich besprochen werden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 7. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Römische Literatur.

(Beschlufs.)

Nun erst, nachdem der ganze Gang der wissenschaftlichen Bildung Cicero's, insbesondere seiner philosophischen, entwickelt worden, kommt der Verf. mit dem dritten Abschnitt, der die nächsten sechszehn Jahre seines Lebens umfafst, auf die Schriften Cicero's innerhalb der genannten Zeit, zunächst die rhetorischen, in denen sich die Spuren dieser philosophischen Bildung und die Früchte derselben bald mehr bald minder nachweisen lassen. Es werden zuerst die Bücher *De inventione rhetorica* besprochen, auch mit Rücksicht auf die *Rhetorica ad Herennium*, die der Verf. dem Rhetor Gnipho beilegt, ganz nach Schützens Vermuthung (vgl. S. 149 not.), die wir indefs aus manchen Gründen für noch nicht so sicher und ausgemacht halten; dann wird Inhalt und Tendenz der Schrift, sowie der innere Werth und Gehalt derselben, untersucht, und aus einzelnen Spuren der Beweis versucht, dafs Cicero durch seine Platonischen Studien, durch seinen Eifer und seine Vorliebe für Plato und dessen Dialoge, die in dieser Schrift überall durchblicken soll, zu Abfassung derselben überhaupt veranlafst worden. Vgl. S. 154: »Postremo vero loco animadvertimus, Ciceronem, studio Platonis imbutum, ad hujus operis scriptionem accessisse. Cujus rei vestigia non difficile est invenire (?) etc. etc.« nebst den Schlufsworten der ganzen Untersuchung S. 160: »Sic igitur, quod operae pretium est animadvertere, in his rudibus inchoatisque praestantioris disciplinae elementis, quae a Cicerone puero aut adolescentulo conflata, e commentariis exciderunt, juvenem jam statim φιλοπλάτωνα agnoscimus.« Sollte, namentlich was die erste Stelle betrifft, der Verf. hier aus natürlicher Vorliebe für das Thema seiner Schrift, nicht zu weit gegangen seyn und die Sache zu speciell aufgefafst haben? Es ist dies eine Frage, die sich uns auch im Verfolg mehrfach aufgedrängt hat, wo wir nämlich glauben, dafs einzelne Schlüsse und Folgerungen zu speciell und bestimmt genommen sind, während höchstens nur allgemeine Folgerungen zulässig waren. Der Vf. nämlich, um Cicero's Vorliebe für Plato zu erweisen, durchgeht mehrere Reden, in denen er die Belege einer philosophischen Bildung (was gewifs nicht in Abrede zu stellen ist), und zwar zunächst der platonischen Philosophie, sowie eines besonderen Einflusses derselben auf Fassung und Inhalt dieser Reden nachzuweisen versucht; so die Rede pro Roscio Amerino, die Verrinen, die Rede für die Manilische Bill, die Catilinarischen Reden, deren Lectüre uns, wie es S. 178 heifst,

Digitized by Google

einen Redner erkennen lasse, der nicht aus den Schulen der Rhetoren sondern »ex Academiae spatiis« hervorgegangen, weshalb denn auch mehrere einzelne Stellen, die der Verf. für Nachbildung Platonischer ansieht, hervorgehoben werden. Den in neueren Zeiten mehrfach erhobenen Zweifel an der Ächtheit einiger dieser Reden berührt der Verf. nicht; was wir ihm nicht auch gerade verargen wollen. Ebenso betrachtet der Verf., mit gleichen Erörterungen über Inhalt und Tendenz, die Reden für den Murena und für den Dichter Archias, in welcher Rede er ganz besonders ein Vorherrschen Platonischer Philosophie findet, sowohl in Absicht auf Form wie auf Inhalt. An der Ächtheit der Rede zweifelt der Verf. so wenig wie an ihrer Trefflichkeit, da er sie nach dem Vorgang eines Victorius und Wyttenbach mit zu den vorzüglichsten Geistesprodukten des Cicero rechnet. Einige Bemerkungen über Cicero's verlorene Schrift *De Gloria* beschliefsen diesen Abschnitt. — S. 157 hat der Verf. eine Vermuthung seines Vaters, des berühmten holländischen Philologen, über eine Stelle bei Cic. Tuscull. III, 1., wo unseres Wissens bisher Niemand angestofsen ist (wir finden auch in Mosers grofser Ausgabe Nichts darüber bemerkt), angeführt. Statt: »nunc parvu*los* nobis (natura) dedit igniculos etc.« soll gelesen werden: »nunc parvu*lis* nobis etc.

Der nächste, vierte Abschnitt: »*M. Tullii Ciceronis Dialogi inprimis de eloquentia et de republica, ab anno aetatis sexto et quadragesimo ad sexagesimum secundum*« durchgeht in ähnlicher Weise den Inhalt der Bücher De Oratore, Orator und Brutus, der Bücher De republica und De legibus, um auch in ihnen überall die Spuren und den vorherrschenden Einfluss Platonischer Philosophie im Einzelnen nachzuweisen, und in dem fünften Abschnitt, der die in die letzten Lebensjahre fallenden Schriften berücksichtigt, werden diese Untersuchungen über die verlorenen Schriften, die Consolatio und den Hortensius fortgesetzt und mit allgemeineren Bemerkungen über Cicero's Art und Weise, die Philosophie zu behandeln, beschlossen.

Der letzte Abschnitt stellt nun noch einmal im Allgemeinen die Resultate zusammen, welche der Verf. durch seine Untersuchung gewonnen zu haben glaubt, dafs nämlich Platons Philosophie eine Hauptquelle der Ciceronianischen bilde, und knüpft daran noch einige Bemerkungen über die Art und Weise, in der Cicero diese seine Quelle benutzt, namentlich auch im Vergleich und im Verhältnifs zu den Schriften anderer Philosophen, deren Werke Cicero gelesen und benutzt, und wie Cicero selbst diejenigen Dialoge Plato's, welche dialektische Fragen behandeln, z. B. einen Sophistes, oder Philebus, oder Parmenides, durchaus nicht berücksichtigt (eben aus dem natürlichen Grunde, wie wir glauben, weil sie seiner weniger spekulativen, sondern rein praktischen Natur nicht zusagen konnten und ihm für die Zwecke, zu deren Erreichung er überhaupt die philosophischen Studien betrieb, nutzlos waren), dagegen vorzugsweise an einen Phädrus

Digitized by Google

oder Gorgias, an den Phädon oder die Politia sich hält: was die ganze Geistesrichtung und Tendenz des Römers zur Genüge charakterisirt.

Indem wir unsere Anzeige einer Schrift schliefsen, die sich auch von Seiten der reinen und fliefsenden Sprache empfiehlt, können wir nicht umhin, der Pietät zu gedenken, mit welcher der dankbare Sohn und Schüler sich bei dieser Gelegenheit gegen seine Lehrer wie gegen seinen würdigen Vater ausspricht, der ihn in die Laufbahn eingeführt, die er mit so vieler Ehre betreten und auf eine so rühmliche Weise weiter zu verfolgen verspricht: und dieser Umstand veranlafst uns, auch hier mit einem Worte der trefflichen Rede zu gedenken, welche der gleichen Veranlassung, die auch die Schrift, die wir eben näher besprochen haben; ihre Entstehung verdankt:

Oratio de naturali artium et doctrinarum conjunctione, alteris celebrandis Academiae Rheno-Trajectinae saecularibus, habita d. XIII. m. Junii a. MDCCCXXXVI. Accedit Protrepticus ad filium promotionis more majorum opportunitate. Auctore Phil. Guil. van Heusde. Trajecti ad Rhenum, apud Joh. Altheer, academiae typographum. 1836. 40 *S. gr.* 8.

Die geschmackvolle Behandlung des Gegenstandes, eine schöne Sprache und ein inniges Gemüth, das sich besonders in dem Protrepticus ausspricht, lassen dieser Rede recht viele Leser wünschen; für die zahlreichen Freunde und Verehrer des berühmten holländischen Gelehrten wird es dazu auch bei uns keiner besondern Aufforderung bedürfen.

Wir verbinden damit zugleich die Anzeige einer andern älteren in Holland erschienenen Preisschrift, die eine andere Seite des römischen Alterthums in einer gefälligen und fliefsenden Sprache auf eine nicht minder befriedigende Weise behandelt:

Commentatio de Militum Praetorianorum apud Romanos historia. Auctore S. A. J. Groneman, in Acad.-Rheno-Traj. theolog. stud. Praemio ornata die XXVI m. Martii a. MDCCCXXXI. Trajecti ad Rhenum, apud Joh. Altheer, academiae typographum. 1832. 101 *S. in* 8.

Die von der philosophischen Facultät zu Utrecht gestellte Aufgabe, welche in dieser Schrift auf eine Weise gelöst wurde, der die Facultät — und mit Recht — den Preis ertheilen konnte, lautete folgendermafsen: »Sic enarretur militum Praetorianorum, ab Augusto inde ad Septimium Severum, historia, ut demonstretur simul, quam illi vim, hoc temporis spatio, in imperium Romanorum habuerint.« Dem Geist und Sinn dieser Aufgabe gemäfs giebt der Verf., nachdem er in einem Vorwort den Begriff und den Sinn des Wortes *Praetoriani* und damit die Entstehung und der Ursprung der Leibgarde, die unter diesem Namen seit Augustus vorkommt, entwickelt, einen geschichtlichen, unmittel-

Digitized by Google

bar aus den Quellen geschöpften Überblick dieses Instituts bis auf die oben in der Aufgabe selbst als Gränze bestimmte Periode, abgetheilt in zwei Abschnitte, wovon der erste bis auf Commodus reicht, der zweite die ungleich wichtigere Periode von Commodus bis Septimius Severus befafst, weil in dieser Zeit, besonders seit dem Tode der Antonine, der politische Einfluſs und die politische Wichtigkeit der Prätoriani und ihres Chefs sich eigentlich entwickelte und ausbildete. Die weitere Geschichte, die uns die furchtbare Entartung dieses Instituts und den frechen Übermuth dieser Satelliten bei jeder Gelegenheit zeigt, bis unter Constantin ihre Auflösung erfolgte, hat der Verf., als ausserhalb der Gränzen seiner Aufgabe liegend, nicht behandelt. Zur Vervollständigung und Vollendung des ganzen Bildes möchten wir wohl von seiner Hand auch die Erörterung dieser Punkte in gleich befriedigender Weise wünschen.

An die historische Darstellung schliefsen sich Betrachtungen über den Grund und die Veranlassung des Entstehens dieser Art von Leibwache unter August, dann Angaben über ihre Anzahl unter den verschiedenen Imperatoren, welche alsbald deren Macht fühlen und selbst in Abhängigkeit von denselben kommen mufsten, seit jene in frechem Übermuth über alle Schranken der Gesetze und des Lebens sich wegsetzend blos diesem Übermuth und ungestümer Willkühr sich überlassen konnten. Dafs in dieser Schilderung auch der Praefectus praetorio nicht übergangen ist, wird kaum zu bemerken nöthig seyn. Der Verf. schliefst seine Untersuchungen damit, dafs er aus der Geschichte dieser Leibwache nachzuweisen sucht, wie die durch Augustus gegründete römische Militärherrschaft nach und nach in die einer Soldateska überging, die damit den Grund des Falls und Untergangs des römischen Reichs legte oder vielmehr beförderte, wie sich dies wohl kaum wird bezweifeln lassen.

Zu der öffentlichen Prüfung und Redeübung, welche am 12. *und* 13. *Sept.* 1836 *in dem königl. Gymnasium und der Redeschule zu Duisburg gehalten werden sollen, ladet ehrerbietigst ein der Director Landfermann. Duisburg* 1836, *gedruckt bei Schmachtenberg u. Korschefsky. Inhalt:* 1. *Commentatio in Quintiliani Instit. orat. lib. X. c.* 1. §. 104. 2. *Schulnachrichten.* 44 *S. in* 4.

Die vorliegende Abhandlung hat sich zu ihrem Thema die vielbesprochene und vielgedeutete Stelle Quintilian's in der Instit. orat. X, 1. §. 104. gewählt: »Superest adhuc et exornat aetatis nostrae gloriam vir saeculorum memoria dignus, qui olim nominabitur, nunc intelligitur. Habet amatores nec imitatores; ut libertas, quamquam circumcisis, quae dixisset, ei nocuerit. Sed elatum abunde spiritum et audaces sententias deprehendas etiam in iis, quae manent.« Es ist bekannt, wie die Allgemeinheit dieser Ausserung verschiedene Deutungen und Erklärungen hervor-

Digitized by Google

rief, wer denn eigentlich hier gemeint sey, welchen Geschichtschreiber Quintilian hier vor Augen habe, ohne ihn ausdrücklich zu bezeichnen und mit seinem Namen zu nennen. Man dachte an Tacitus, was jedoch Andere bestritten, indem sie zugleich andere Namen von Geschichtschreibern, welche in Quintilians Zeit zunächst fallen und hier gemeint seyn sollten, in Umlauf brachten, ohne jedoch ihre Ansichten oder vielmehr ihre Vermuthungen auch nur einigermafsen näher durch sichere und bestimmtere Beweise begründen zu können. Ref. will seine Leser nicht mit Aufzählung der verschiedenen Namen, die man hier geltend gemacht hat, oder der verschiedenartigen Deutungen und Beziehungen dieser Stelle ermüden, zumal da er schon früher in der Röm. Lit. Gesch. §. 213. not. 2. Einiges darüber angeführt hat, was er jetzt noch mit Mehrerem Andern vermehren könnte, welches indessen auch dem Herrn Vf. dieser Abhandlung keineswegs entgangen ist, der vielmehr am Anfange seiner Untersuchung die verschiedenen Deutungsversuche und Erklärungsversuche der Stelle sorgfältig durchgeht und prüft: woraus man denn freilich bald die Überzeugung gewinnt, wie ungenügend und unbefriedigend eigentlich alle die zahlreichen bisher angewendeten Versuche sind, den wahren Sinn der Stelle auszumitteln, um dann mit mehr Glück und Sicherheit eine weitere Vermuthung wagen zu können. Der Verf. schlägt daher einen andern Weg ein, den einzig sichern gewifs, der zu einem ersprieslichen Resultate führen könnte, indem er nämlich, ehe er über die Beziehung der Stelle sich irgend eine Deutung und Vermuthung erlaubt, den wahren Sinn und die wahre Bedeutung der einzelnen Worte auf streng philologisch grammatischem Wege und mit besonderer Rücksicht auf den Sprachgebrauch und die Redeweise Quintilians, in einer sicheren und zuverlässigen Weise auszumitteln sucht, was die zahlreichen Vorgänger mehr oder minder vernachlässigt, oder woran sie vielmehr nicht gedacht hatten. So zeigt sich denn z. B. dafs gleich der erste Ausdruck *superest* nicht mit Niebuhr und Andern in dem Sinne von *superstes est:* es lebt noch, sondern in dem Sinne von *restat*, aufzählungsweise zu nehmen ist, dafs ferner die nachfolgenden, bei der weiteren Frage nach dem Sinn und der Bedeutung des Ganzen besonders in Betracht kommenden Worte: *libertas, elatus spiritus, audaces sententiae*, nicht sowohl auf den Inhalt des Vorgetragenen, als auf die Form des Vortrags, den rednerischen Ausdruck und Vortrag zu beziehen sind, keineswegs aber einen moralischen oder politischen Sinn haben, zumal da, wie S. 13 f. ganz richtig bemerkt wird, Quintilians Beurtheilung und Kritik im Allgemeinen nicht sowohl auf den Inhalt der von ihm angeführten Schriftsteller, deren Moral, politische und andere Ansichten u. dgl. sich erstreckt, sondern rein formell, auf Darstellung und Vortrag sich bezieht, in wiefern der junge Mann, der Schüler aus deren Lectüre für seine rednerische Ausbildung, die damals den Mann allein machte und immer noch das einzige Bildungsmittel war, um im Staate zu

Digitized by Google

Ehren und Würden, zu Ansehen und Einfluſs zu gelangen, Etwas gewinnen konnte. Da wir dem Vf. in seiner Beweisführung im Einzelnen nicht folgen können, so wollen wir wenigstens aus S. 21 die deutsche Übersetzung der Stelle anführen, wie sie nach den von ihm gegebenen Erörterungen und nach der Erklärung der einzelnen Worte mit Sicherheit sich herausstellt: »Noch bleibt zu erwähnen und vollendet unsers Zeitalters Ruhm ein Mann, des Andenkens der Jahrhunderte würdig, den man einst nennen wird, jetzt schon kennt. Er wird geschätzt, aber auch nicht nachgeahmt, so daſs sein freier Styl ihm sogar geschadet haben mag, obgleich er beschnitten hatte, was er gesagt hatte. Aber erhabenen Schwung und gewagte Stellen findet man auch in dem, was bleibt.«

So weit wird man mit dem Vf. gern und auch sicher gehen oder vielmehr mit ihm gehen müssen, da Alles Einzelne wohl begründet, und die gegebene Übersetzung in dem wahren Sinne der Stelle durchaus gerechtfertigt erscheint. Die nächste Frage, wer aber nun der so charakterisirte Historiker sey, läſst sich nur vermuthungsweise beantworten und wird daher immer mehr oder minder problematisch bleiben. Der Verf. nämlich stellt hier die Vermuthung auf, daſs dieser so gerühmte Historiker kein anderer gewesen, als der Kaiser Domitianus, und er weiſs auch geschickt S. 21—23 Alles das anzuführen, was für diese Vermuthung sprechen und sie einigermaſsen begründen könnte. Der Vorwurf einer wirklich übertriebenen und darum verächtlichen Schmeichelei würde dann freilich den römischen Rhetor noch in weit gröſserem Grade treffen, als wir dies bisher nach einigen in der Institutio oratoria vorkommenden Äusserungen thun zu können glaubten, zumal da diese Äusserungen aus äussern Verhältnissen, wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch einigermaſsen entschuldigt werden konnten, was indeſs bei vorliegender Stelle, wenn sie wirklich auf Domitian zu beziehen ist, schwerlich möglich wäre. — Eine klare Entwicklung des Gegenstandes, eine flieſsende und classische Sprache macht die Lectüre der Abhandlung sehr angenehm.

Index Lectionum in Academia Turicensi inde a die XXVII mensis Aprilis usque ad diem XXV mensis Septembris MDCCCXXXV habendarum. Insunt Jo. Casp. Orellii Symbolae nonnullae ad historiam philologiae, adjectis duabus Poggii epistolis. Turici, ex officina Ulrichiana MDCCCXXXV. 32 *S. in* 4.

Dieses Programm enthält interessante Mittheilungen aus den Schriften, namentlich aus den Briefen einiger ausgezeichneten Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts, auf den Fund einiger der bedeutendsten römischen Schriftsteller und deren Kritik bezüglich, begleitet von dem Herausgeber mit manchen kritischen und literärhistorischen Bemerkungen, die den Werth dieser Mit-

Digitized by Google

theilungen nicht wenig erhöhen. Zuerst Einiges aus den Briefen des Gasparinus Barzigius aus Bergamo (1370—1431), über Cicero's Bücher De oratore; dann folgt Mehreres aus den Briefen des Florentiners Poggi, dessen Anwesenheit auf dem Costnitzer Concilium bekanntlich die Veranlassung zur Auffindung des bis dahin nur stückweise bekannten Quintilianus und einiger andern römischen Classiker gab. Herr Prof. Orelli hat aus den Briefen des gelehrten Mannes die interessante Nachricht über den Fund des Quintilianus zu St. Gallen abdrucken und diesem Abdruck weitere erklärende und ergänzende Bemerkungen folgen lassen, die sich z. B. unter Anderm auch über das Schicksal der durch Poggi zu St. Gallen entdeckten und jetzt nicht mehr dort vorfindlichen Handschrift verbreiten und es wahrscheinlich machen, dafs Poggi durch welche Mittel auch immer den Codex an sich gebracht, der jetzt bekanntlich in der Laurentiana zu Florenz sich befindet, weshalb Ref. auf Bandini's Catalog II. p. 382 f. verweist. Die später nach Zürch gekommene Handschrift des Quintilian (von der uns Herr Prof. Orelli in dem andern, demnächst anzuführenden Programm S. 18. 19 Nachricht giebt, nebst einem Fac Simile) ist es in keinem Fall gewesen; sie mochte wohl dem Poggi nicht unter die Augen gekommen seyn, was bei der schlechten Verwahrung der Handschriften »in teterrimo quodam et obscuro carcere, fundo scilicet alicujus turris, quo ne capitalis quidem rei damnati detruderentur« wohl denkbar ist.

Aber auch über die anderen merkwürdigen Funde des gelehrten Florentiners, der bekanntlich so glücklich war, einen Ammianus Marcellinus, Asconius Pedianus, Calpurnius Siculus, Columella, Firmicus, Frontinus, Petronius, Valerius, Mehreres von Cicero u. s. w. aufzufinden, verbreiten sich die belehrenden Mittheilungen des Hrn. Prof. Orelli, der bei dieser Gelegenheit, veranlafst durch einige Angaben Poggi's über die von ihm gefundenen Handschriften des Plautus, seine Ansicht über die kritische Behandlung dieses Autors mittheilt, die wir um so mehr hier anführen wollen, da wir bei Gelegenheit der Ausgaben des Bacchides von Herrn Prof. Ritschl dieses Punktes mehrmals gedacht haben. Herr Prof. Orelli nämlich nimmt eine vierfache Abstufung oder Classification der Handschriften des Plautus an; vor 1429 seyen in Italien blos Handschriften der acht ersten Stücke gewesen, welche nun die erste Classe (A) bilden, zu welcher auch die Wolfenbüttler Handschrift bei Bothe gehöre. Im Jahr 1429 kam nach Rom der Codex Nicolai Treverensis mit sechszehn Stücken, indem vier Stücke (Curculio, Casina, Cistellaria, Epidicus) fehlen, deren Lesart sich auf die Autorität der ersten Classe A stützt; eine Abschrift dieser oder einer ähnlichen sey die Pfälzische (jetzt Heidelbergische) Handschrift, welche die 12 letzten Stücke enthält, und somit dieser zweiten Familie (B) angehört (ob wohl auch die andere gröfsere, noch in Rom befindliche alte Pfälzische Handschrift?); eine dritte Classe (C) bilden die nach 1429 geschriebenen Codd. und die Editt. principes, gemischt aus

Digitized by Google

den beiden andern Classen oder aus A und B. Eine vierte, eigene Classe bildet das Ambrosianische Palimpsest. Was demnach für die Kritik des Plautus nun zu thun sey, spricht der Verf. in folgenden Worten aus S. 9: »Sed nulla prorsus Plauto salus ferri potest, nisi κρίσις ejus de integro instituta erit. Ante omnia opus est, ut praestantior aliquis codex veteris Plauti (A) fideliter exprimatur, eique varietas solorum familiae A Codicum subjungatur: idem faciendum in familia B, ut si fieri potest, investigetur Cod. Treverensis postea Ursinianus vel saltem optimum aliquod ejus exemplar. Renovandus, quantum ejus condicio patietur, Codex Ambrosianus Palimpsestus idemque separatim edendus: inquirendum deinde, utrum in quattuor fabulis prioribus exstent Codd. sec. XV et Edd. vett. mixtum ex familiis A et B contextum exhibentes: tum denique in editione vere critica e trium familiarum A B D varietate (nam familiae C nulla fere est auctoritas) et e conjecturis V. V. D. D. nova recensio artis legibus satisfactura constitui poterit. Vides igitur minimum quattuor editiones diplomaticas requiri, priusquam nepotibus nostris Plauti lectione vere frui licebit.« Diese Worte können immerhin zeigen, wie viel noch für die Kritik des Plautus zu thun ist und wie wenig Ersprieſsliches im Ganzen hisher noch dafür geschehen ist, wenn man von den bereits genannten Versuchen des Hrn. Prof. Ritschl und Einigem Andern absieht. In wiefern es möglich seyn wird, den oben gestellten Anforderungen in ihrem ganzen Umfange zu genügen, mag die Zeit lehren; immerhin aber wird es gewiſs fruchtbringender und ersprieſslicher seyn, bei der Kritik des Plautus vorerst mehr auf die Handschriften und zwar auf die älteren zu sehen, als dies bisher der Fall war, und den von Hrn. Prof. Orelli bezeichneten Weg einzuschlagen, nicht aber in Vervielfältigung der bisherigen Textesabdrücke und Wiederholung der alten Ausgaben Zeit, Kräfte und Mittel zu verschwenden.

Auch über die vorgeblichen Hoffnungen des Poggius, einen ganzen Livius oder Cicero De republica oder des Plinius Werk über Deutschland und die darin geführten Kriege der Römer, zu gewinnen und irgendwo aufzufinden, erhalten wir in diesem Programm noch einige weitere Mittheilungen; den Schluſs bildet ein erneuerter Abdruck der beiden herrlichen, in ihrer Art gewiſs unübertrefflichen (darum wohl auch von Shepherd in dem Leben des Poggi p. 58 ff. der französischen Übersetzung wörtlich aufgenommenen) Briefe desselben Poggi, von denen der eine die letzten Schicksale des Hieronymus von Prag auf eine in der That erhebende, und im Ganzen, mit wenig Ausnahmen, parteilose Weise erzählt, der andere aber eine äusserst anmuthige Schilderung des Lebens in den warmen Bädern zu (Schweizerisch) Baden, des gemeinschaftlichen Badens daselbst, der dort üblichen Unterhaltung und Belustigung u. dgl. m. enthält, die zumal aus der Feder eines Italieners gewiſs recht anziehend für uns ist.

Digitized by Google

Das nächste Programm zu den Wintervorlesungen (1835—1836) enthält von demselben Verfasser und unter demselben Titel: *Index lectionum etc. etc.*

I. M. Tullii Ciceronis in P. Vatinium Interrogatio. II. Specimen Codd. Turicensium et Einsiedlensium. Turici ex offic. Ulrichiana MDCCCXXXV. 32 S. und 8 S. Facsimile's der Handschriften.

Dieses Programm läfst sich in seinem ersten Abschnitte als ein Nachtrag zu der auch in diesen Blättern (1836 pag. 903 ff.) angezeigten Ausgabe einer Auswahl von Reden des Cicero betrachten, in welche die Vatiniana nicht aufgenommen werden konnte. Dann soll aber auch dieser erneuerte und berichtigte Abdruck der genannten Rede als Probe einer neuen, minder umfangreichen, aber desto berichtigteren Ausgabe der Werke Cicero's, welche der um diesen Schriftsteller so hochverdiente Kritiker beabsichtigt, gelten. Benutzt zur Gestaltung des Textes wurden ausser den in einem Programm vom Jahr 1834 enthaltenen Bemerkungen Madvigs zu dieser Rede und den darin gleichfalls mitgetheilten Varianten einer Pariser Handschrift, eine Berner, die der Herausgeber aufs neue verglich, ferner die Erfurter und Vaticana und die Ascensiana Editio v. 1531. Unter dem so berichtigten Texte stehen die Abweichungen von Ernesti und die Lesarten der genannten Handschriften, auch wohl mit einzelnen Bemerkungen begleitet, unter denen wir nur beispielshalber auf die längere zu §. 29 über den Sinn von *Partes* d. i. Actien, aufmerksam machen wollen. Auf den Abdruck der Rede folgen Nachrichten über eine Anzahl alter und wichtiger Handschriften zu Zürich (wohin sie zum Theil von St. Gallen aus gekommen sind) und zu Einsiedlen, aus dem achten, neunten und den folgenden Jahrhunderten. Diesen Nachrichten sind auf vier grofsen Quartblättern trefflich ausgeführte Facsimile's der in diesen Nachrichten aufgeführten und beschriebenen Handschriften beigefügt.

Das dritte Programm oder der Index Lectionum für das Sommersemester 1836 enthält

Jo. Casp. Orellii Lectiones Petronianae. Turici, ex officina Ulrichiana MDCCCXXXVI. 28 S. in 4.

Es sind genaue Zusammenstellungen verschiedener Lesarten des Petronius, begleitet mit kritischen Bemerkungen und Verbesserungsvorschlägen, die bei einem Autor, für den seit der Mitte des vorigen Jahrkunderts in kritischer Hinsicht gar Nichts geschehen ist, und der in Sache wie in Sprache so manche Schwierigkeit darbietet, doppelt erfreulich seyn müssen, zumal da Herr Prof. Orelli sich nicht zur Herausgabe eines Patronius, wie wohl zu wünschen wäre, entschlossen hat.

Digitized by Google

Dem Herrn Dr. G. E. Klausen, Professor und Rector des königl. Christianeum in Altona etc., am 22. Mai 1836 gewidmet von Dr. K. L. Struve, Director des altstädtischen Gymnasium in Königsberg. Königsberg, gedruckt in der Hartung'schen Hofbuchdruckerei. 15 *S.* 8.

Als einen Nachtrag zu der durch eine gleiche Veranlassung hervorgerufenen (1836) S. 725 ff. dieser Jhrbb. angezeigten Schrift glauben wir auch dieses Programm nennen zu dürfen, das neben den persönlichen Beziehungen zugleich einen wissenschaftlichen Gehalt durch die Bemerkungen erhalten hat, die der Herr Vf. über eine Anzahl Horazischer Stellen beigefügt hat, deren Unächtheit hier mit Bezug auf die bekannte Recension Peerlkamps besprochen wird. So wird als eine solche Stelle, die bei näherer Betrachtung als unächt, mithin als untergeschoben erscheint, Od. IV, 8, 17. bezeichnet; als verdächtig werden ferner bezeichnet die Strophen IV, 4, 18—22. III, 17, 5—8. III, 11, 17—20. I, 2, 9—12 oder III, 4, 69—72; sie enthalten meist historische oder mythologische Notizen, die seit Horatius Schulautor geworden und in die Hände gelehrter Grammatiker gefallen war, leicht eingefügt werden konnten, eben darum aber auch, unbeschadet des Sinns und der Verbindung, wieder ausfallen können. Ein solches, weiteres Einschiebsel wird denn auch in Od. IV, 4, 61 — 65. erkannt.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch nachträglich auf die schöne Rede aufmerksam machen, welche derselbe Herr Verfasser am Jubelfeste der Übergabe der Augsburgischen Confession am 26. Juni 1830 gehalten und welche später als Einladungsschrift zu den Prüfungen des Altstädter Gymnasiums (Königsberg 1833. 32 S. in gr. 4.) im Druck erschienen ist. Inhalt und Form zeichnen diesen Vortrag in jeder Hinsicht aus.

Über den Strafsenzug der Peutingerschen Tafel von Vindonissa nach Samulocenis und von da nach Regino. Von August Pauly, Professor der alt. Lit. am Ober-Gymnasium zu Stuttgart, des königl. würtemb. Vereins f. Vaterlandskunde ordentl. und d. archäol. Vereins zu Rotweil corresp. Mitglied. Stuttgart, gedruckt bei d. königl. Hof- u. Kanzleibuchdruckern, Gebrüder Mäntler. In Commission der Metzler'schen Buchhandlung. 33 *S. in gr.* 4. *Nebst einer Karte.*

Der Gegenstand, den diese Schrift behandelt, gehört zu denen, welche, ihrer eigentümlichen Schwierigkeit wegen, vielfach in der neuerer Zeit die süddeutschen Alterthumsforscher beschäftigt, ohne jedoch zu einem befriedigenden und sichern Resultate bisher geführt zu haben; denn es galt hier, einen Strafsenzug, dessen Anfangs- und Ausgangspunkte allein sicher waren, eine Strecke von wohl hundert Meilen hindurch im Einzelnen nachzuweisen, während die auf jenem Strafsenzuge, wie ihn die Peutingersche Tafel angibt, verzeichneten einzelnen Orte innerhalb der beiden bemerkten Endpunkte, keineswegs in ihren Benennungen

Digitized by Google

irgend eine Ähnlichkeit mit jetzigen Orten in dieser Richtung darboten, noch weniger aber alte Denkmale der Römerzeit selbst uns von diesen Orten Kunde geben oder nur auf eine nähere und sichere Spur der auf diesem Strafsenzuge nach den einzelnen Distanzen bezeichneten Orte führen konnten. Die natürliche Folge davon war, dafs man sich durch Vermuthungen zu helfen suchte, die aber, eben weil sie der festen und sichern Basis ermangelten, meist mehr oder minder verunglückt ausfallen mufsten und den Gegenstand selber in der That fast mehr verwirrt und verdunkelt, als aufgehellt haben. Um so nöthiger war daher eine neue Prüfung und eine streng kritische Untersuchung des Gegenstandes, die auf fester und sicherer Grundlage, das Unsichere und Ungewisse ausscheidend, damit zugleich das, was nach den vorhandenen Forschungen und nach aufgefundenen Resten römischer Bauwerke als sicher und wahr sich zur Erläuterung des auf jener Tafel angegebenen Strafsenzugs herausstellt, nachweise, und die wissenschaftliche Forschung so bis auf den äussersten Punkt führe, von wo aus nur durch die Ergebnisse neuer Funde der Gegenstand weiter fortgeführt und aufgeklärt werden kann. Eine solche Untersuchung haben wir durch die vorliegende, den Gegenstand allerdings erschöpfende Schrift erhalten, insofern nicht neue Thatsachen, aus dem Schoofse der Erde hervorgerufen, neue Aufschlüsse über das bringen werden, was der Verf. nach den vorhandenen Daten als problemafisch ausscheiden und damit dem Reiche der Vermuthung überlassen mufste.

Der Verf. zeigt uns zuvörderst, wie und warum die bisherigen Versuche, jenen Strafsenzug in der jetzigen Localität auszumitteln und nachzuweisen, schon darum scheitern mufsten, weil sie von durchaus falschen Voraussetzungen ausgingen, wie dies z. B. bei Mannert der Fall war, der, gleich Andern, von dem Satze ausgehend, dafs die Donau Gränzflufs der römischen Herrschaft gewesen, diesen Strafsenzug auf der rechten Donauseite suchen wollte, und sich dadurch zu grundlosen Annahmen genöthigt sah, oder in Widersprüche sich verwickelte, die auf das gänzlich Verfehlte und Mifsglückte des Versuchs hinreichend aufmerksam machen konnten. Weit richtiger sahen die, welche diesen Strafsenzug auf der linken Seite der Donau suchen wollten: wefshalb der Verf. auch das Verdienstliche der Forschungen eines Herrn v. Stichaner, Leichtlin, mit Gebühr anerkannt hat. Des Letztern Untersuchungen waren es, die den Grund weiterer Forschung legen mufsten: denn er hatte nachgewiesen, dafs von Windisch aus die nördliche Richtung nach dem Neckarthale einzuschlagen war, über Burg bei Zurzach, Stühlingen, Hüfingen in die Nähe von Rottweil, wo die *Arae Flaviae* nun nach so reichen Entdeckungen nicht mehr zu bezweifeln sind; dann weiter zu dem von Leichtlin nur geahneten, jetzt ebenfalls urkundlich bestätigten *Samulocennis*, d. i. Rottenburg. Die weitere Strecke von da nach Regensburg ward muthmafslich bestimmt und daher auch manchen Einwürfen ausgesetzt.

Digitized by Google

Ungeachtet dieser Bestimmungen verliefs man nachher wieder diese Bahn; Herr Prof. Pauly sucht deshalb insbesondere die entgegengesetzte Ansicht Oken's zu widerlegen, die zu ähnlichen Widersprüchen und Unrichtigkeiten wie Mannert's Meinung führt, und es zeigt seine Widerlegung dieser Ansicht zur Genüge, dafs der auf der Peutingerschen Tafel angegebene Strafsenzug von Vindonissa oder Windisch nach Reginum nicht den directen Verbindungsweg zwischen beiden Orten darstellen konnte, zumal für die wirkliche Donaustrafse die Zahl der Millien zu bedeutend ist und dabei auch das auf der Tafel nicht genannte Augsburg nicht füglich umgangen werden konnte. Man mufs also einen Bogen nördlich von der Donau schlagen und der oben bezeichneten, von Leichtlin schon bestimmten Richtung bis Samulocennis folgen, dessen Existenz durch neue Funde in der Nähe des heutigen Rottenburg am Neckar ausser Zweifel gesetzt ist. Bis hierher unterliegt die Richtung des Zugs keinem weiteren Zweifel; von da aber bis Reginum oder dem diesem zunächst liegenden Iciniacum (Itzing) sind wir auf Muthmafsungen beschränkt, da von Rottenburg drei Strafsenzüge auslaufen, die sich bei Bopfingen vereinigen und weder Alterthümer, an Ort und Stelle aufgefunden, noch Ähnlichkeiten der heutigen Ortsnamen mit den auf der Tafel angegebenen, uns hier mit Sicherheit auf die wahre Strafse führen können. *Grinarione* in dem heutigen Kannstadt zu suchen, hat gewifs Manches für sich, mehr, wie wir glauben, als wenn man in die Nähe von Pforzheim zurückgehen und in den in dessen Nähe entdeckten römischen Niederlassungen den Ort suchen wollte. Nur neue Funde, die wir hoffen und wünschen, werden über diese Punkte ein befriedigendes Licht zu werfen und unsere Zweifel zu lösen im Stande seyn.

Ref. hat, indem er die Hauptresultate dieser gründlichen und darum so befriedigenden Untersuchung in der Kürze angedeutet hat, Manches Andere übergangen, was man in der Schrift selber näher und nicht ohne mannichfache Belehrung nachlesen wird. Dahin gehören auch die Bemerkungen und Ansichten des Verfs über das merkwürdige Document selber, das die Veranlassung zu der ganzen Untersuchung gegeben hat, S. 27 ff. Er hält nämlich nicht Viel auf Mannerts Gründe, wornach die Abfassung der Peutingerschen Tafel oder vielmehr des Originals, wovon diese die Copie ist, unter Alexander Severus fallen soll; er hält es überhaupt nicht leicht für möglich, das Alter der Tafel zu bestimmen, da Altes und Neues auf merkwürdige Weise zusammengetragen sey; indefs sey es ihm wahrscheinlich, dafs die Tafel einer Zeit angehöre, wo die Donau Reichsgränze gewesen: eine Ansicht, die wir, anderer Ansichten über die Zeit der Abfassung der Tafel zu geschweigen (s. meine Röm. Lit. Gesch. §. 327), mit der von Eichhorn (Deutsche Staats- u. Rechtgesch. I. p. 114 der 4. Ausg.) aufgestellten Behauptung nun zusammenhalten, dafs nämlich die Tafel die Gestalt, in der sie auf uns gekommen, nicht früher als in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts habe

Digitized by Google

erhalten können, und dafs sie in eine Zeit gehöre, wo das römische Vorland in Germanien schon aufgegeben worden. Übrigens hält Herr Pauly die Tafel nicht sowohl für eine Landkarte, als vielmehr für eine Tabelle in Form einer Landkarte, und darum hält er auch Mannerts Behauptung, dafs wir in der Tafel eine Copie der auf Befehl des Augustus durch genaue Messungen zu Stande gebrachten grofsen Reichskarte besäfsen, für unwahrscheinlich oder vielmehr für unverträglich mit der gegenwärtigen Beschaffenheit der Karte, indem aus den Aufnahmen der Römer gewifs eine bessere Landkarte, als die, welche wir jetzt besitzen, voll von manchen groben Fehlern und Irrthümern, hätte hervorgehen können. Er sagt S. 29: »Das Verfahren der Letztern ist kein, die Gegenstände verzeichnendes, sondern blos ein andeutendes. In die allerdings sinnreich angelegte, aber höchst seltsam in die Länge gezogene Länderconstruction wurden nun, so gut sichs thun liefs, Distanzen aus den vorhandenen Itinerarien eingetragen und die Orte ohne sorgfältige Vergleichung mit ihrer wirklichen Situation oder ohne Kenntnifs derselben, angesetzt.« Mannerts Annahme unterliegt allerdings manchen Bedenken, während andrerseits es sich wohl erklären läfst, wie man, nachdem schriftliche Itineraria, eine Art von Guides zu militärischem Gebrauche zunächst bestimmt, und die Entfernungen der einzelnen Stationen von einander angebend, aufgekommen waren, dann auch weiter darauf verfiel, diese Ortsverzeichnisse mit ihren Entfernungen auf eine Art von Karte einzutragen, die das Ganze noch mehr zu versinnlichen und zu veranschaulichen fähig war. Vgl. Krause in Büschings wöchentl. Nachrichten IV, 4. p. 235.

Für das beigegebene nette Kärtchen, auf dem alle alten, römischen Strafsenzüge durch Schwaben genau angegeben und alle Orte, die sicheren sowohl als die unsichern und bezweifelten (durch besondere Zeichen kenntlich) möglichst genau verzeichnet sind, hat man dem Verf. alle Ursache zu danken.

Die beiden

Karten der westlichen und östlichen Hälfte des Römischen Reichs mit beigefügten Namen der neuen Geographie, von Dr. Georg Lauteschläger, Grofsh. Hess. Hofrath. Verlag von C. W. Leske in Darmstadt.

kann Ref. als ihrem Zweck entsprechend, als nützlich und brauchbar beim Unterricht in der alten Geographie (wo solcher besonders ertheilt wird) oder zum Privatgebrauche bei der Lectüre der Alten empfehlen: wozu die jedem Orte beigefügten jetzigen Benennungen gewifs recht dienlich sind. Stich und Ausführung der Karte auf Steindruck ist sehr befriedigend ausgefallen.

Chr. B ä h r.

Digitized by Google

MATHEMATIK.

Des Apollonius von Perga zwei Bücher vom Verhältnifsschnitt (de sectione rationis). Aus dem Lateinischen des Halley übersetzt und mit Anmerkungen begleitet und einem Anhange versehen von August Richter. Mit 4 Tafeln Figuren. Elbing, Druck und Verlag von F. W. Neumann-Hartmann. 1836. 8. *XXXII u.* 143 *S.*

Die Schrift des Apollonius de sectione rationis ist nicht in der Ursprache, sondern nur in einer arabischen Übersetzung erhalten. Der codex ms., der diese Übersetzung mit mehrerem andern enthält, gehörte früher dem bekannten Gelehrten Seldenus, und kam 1659 mit den übrigen Mss. dieses Mannes durch Schenkung in die Bibliotheca Bodleiana zu Oxford. Dies ergiebt sich aus dem Catalog dieser Bibliothek (Oxonii, 1697, fol.), in dem die Handschrift S. 157, Nr. 3140 mit der Inhaltsangabe: »Apollonius de Sectione linearum secundum proportionem, cum aliis scriptis Mathematicis, Arab.« aufgeführt wird. Aus dem Umstande, dafs Seldenus den Codex besessen hat, darf man wohl rückwärts schliefsen, dafs die Handschrift eine lange Zeit in den Händen der Orientalisten war, und so ist es nicht zu verwundern, dafs die Mathematiker über den Verlust der Apollonischen Schrift klagen konnten, während sie sorgfältig aufbewahrt wurde. Unter den Mathematikern war Eduard Bernard (geb. 1638, gest. 1697) der erste, der von dem Vorhandenseyn der Handschrift Kenntnifs erhielt und zugleich die zur Benutzung nöthigen Sprachkenntnisse inne hatte. Bernard war schon im J. 1668 nach Leiden gereist, um von einer dort befindlichen arabischen Handschrift des 5ten, 6ten und 7ten Buches der Kegelschnitte des Apollonius eine lateinische Übersetzung zu verfertigen; welches Vorhaben jedoch nicht zur Ausführung kam, wohl deshalb, weil er von der Übersetzung derselben Bücher, welche Ravius in Kiel um diese Zeit drucken liefs (sie kam 1669 heraus) Nachricht erhalten hat. Desto erfreulicher mufste für ihn, nachdem er 1673 als Professor der Astronomie nach Oxford gekommen war, der Fund in der Bibl. Bodlei. seyn; er machte sich auch daran, eine lateinische Übersetzung der Schrift auszuarbeiten, liefs jedoch, nachdem er kaum den zehnten Theil übersetzt hatte, die Sache wieder fallen. Dies mufs schon vor 1684 gewesen seyn: denn schon einige Zeit vorher hatte Bernard alle Freude an der Astronomie und Mathematik verloren und der Theologie sich zugewendet; und um 1684 legte er endlich seine Professur nieder. Nach seinem Tode (1697) kamen seine Papiere in die Bibl. Bodleiana, und dadurch war die angefangene Übersetzung gerettet. Ein Fortsetzer wollte sich jedoch nicht sobald finden: denn Gregori, dem Bernards Arbeit übergeben worden, liefs es bei einigen Verbesserungen bewenden. Endlich kam jedoch Edmund Halley (geb. 1656, gest. 1742), welcher nach Wallis's Tode 1703 die Professur der Geometrie in Oxford erhalten hatte, an die Sache.

Digitized by Google

Dieser, ein rüstiger Geist, der überall mit kräftiger Hand an- und eingriff, wo er nützen konnte, liefs sich durch den Übelstand, dafs er erst das Arabische lernen mufste, und sich durch die Schwierigkeiten eines schlecht geschriebenen Codex durchzuarbeiten hatte, nicht abhalten, sondern übersetzte die noch fehlenden neun Zehntheile, verbesserte, wo im Codex Fehler, ergänzte, wo Lücken waren, und gab das Ganze 1706 heraus.

Diese Apollonius-Halley'sche Arbeit giebt Herr Richter in einer deutschen Übersetzung. Obwohl man den Gedanken, des Griechen Arbeit treu wiedergegeben zu finden, völlig aufgeben mufs, so möchte die deutsche Arbeit dennoch als eine willkommene Gabe zu begrüfsen seyn, aus der zweifachen Ursache: weil aus den Gründen, welche Halley, und nach diesem Herr Richter, für die Ächtheit des Werkes anführt, das wenigstens mit Zuversicht anzunehmen ist, dafs man das Werk des Apollonius der Hauptsache nach habe; und weil die Halley'sche Übersetzung nur sehr schwer zu bekommen ist. Es wird jetzt jedem, dem es um eine historische Ausbildung zu thun ist, leicht möglich, über den Gegenstand und die Behandlungsweise sich zu unterrichten, und dies genügt.

Wenn in einer ebenen Fläche zwei gerade Linien gegeben sind, in jeder derselben ein Punkt, und ausserhalb derselben, aber in der ebenen Fläche, noch ein dritter Punkt festgesetzt ist, und wenn durch diesen dritten Punkt eine gerade Linie angenommen wird, welche den zweien anderen begegnet, so ergeben sich in erstern zwei Linien zwei Segmente, jedes von dem festgesetzten bis zum Durchschnittspunkte gerechnet. Die Gröfse dieser Segmente ist von der Lage der dritten oder schneidenden Linie abhängig, wenn alles übrige, einmal festgesetzt, unverändert beibehalten wird. Deshalb kann eine Reihe von Aufgaben, welche bestimmte Bedingungen für die Lage der dritten Linie enthalten, aufgestellt werden, z. B.: die dritte Linie so zu ziehen, dafs das Produkt aus den zwei Segmenten, als Ausdruck für den Inhalt eines Rechtecks genommen, einem gegebenen Rechteck gleich werde; oder: die dritte Linie so zu ziehen, dafs das Verhältnifs der zwei Segmente einem gegebenen Verhältnifs gleich werde; oder: die dritte Linie so zu ziehen, dafs irgend eine (bestimmt zu nennende) Function der zwei Segmente einer gegebenen entsprechenden Gröfse gleich werde. Die zweite der hier genannten Aufgaben ist der Gegenstand der vorliegenden Schrift.

Behufs der Auflösung betrachtet Apollonius viele einzelne Fälle, deren Unterscheidung sich leicht darbietet, zugleich aber auch ein sicheres Mittel ist, um nichts zu übersehen und der Gefahr auszuweichen, allgemeinen Sätzen eine weitere Bedeutung, als logisch zulässig ist, beizulegen. Hinsichtlich der Lage der zwei gegebenen Linien sind zwei Fälle möglich: die parallele, und auch jene Lage, bei welcher ein Durchschneiden stattfindet; weiter ist rücksichtlich der zwei Punkte, welche in den Linien vorausgesetzt sind, eine Mannichfaltigkeit von Fällen unterscheid-

Digitized by Google

bar; dazu kommt noch die Möglichkeit verschiedener Stellungen des dritten Punktes, und endlich in jedem Falle die Möglichkeit mehrerer Lagen für die schneidende Linie. Die Einzelnheiten dieser grofsen Mannigfaltigkeit hält nun Apollonius dadurch fest, dafs er das Ganze in verschiedene Aufgaben vertheilt und bei jeder Aufgabe wieder die einzelnen möglichen Fälle anführt.

Ausser dem Texte hat Herr R. auch Halley's Anmerkungen in der Übersetzung mitgetheilt. Unter diesen sind besonders jene wichtig, in welchen Halley das von Apollonius behandelte Problem nochmals vornimmt und die Gesammtheit der Einzelnfälle auf drei reducirt.

Zugleich hat Herr R., der schon bei der Wiederherstellung der Apollonischen Schrift de sectione spatii seine Bekanntschaft mit der Methode der Alten dargethan hat, überall, wo es nöthig schien, eigene Bemerkungen beigefügt, theils zur Berichtigung, theils zur Ergänzung. Dafs er dabei einen interessanten Beitrag zu geben unterlassen, soll hier zwar ausgesprochen, jedoch ihm nicht zum Vorwurf gemacht, sondern nur in der Absicht erwähnt werden, damit irgend jemand vielleicht zum Versuche einer Ausführung Veranlassung nehme. Nämlich das Problem, wie es Apollonius gefafst hat, ist ein specieller Fall; allgemeiner genommen müfste es so gestellt werden: Es sind zwei gerade Linien, die nicht in einer Ebene liegen, und in jeder derselben ein Punkt gegeben; ausser den Linien ist noch ein dritter Punkt gegeben, und ein Verhältnifs: man soll durch den dritten Punkt eine Ebene legen, welche die zwei Linien so schneidet, dafs das Verhältnifs der Segmente dem gegebenen Verhältnifs gleich ist. Die Auflösung dieses Problems, rein geometrisch und einfach gehalten, ohne Calcul, würde natürlich auch die Auflösung des Apollonischen Problems enthalten, und es wäre ein höherer Vereinigungspunkt für eine grofse Masse von Einzelnheiten gefunden, anderer interessanter Gegenstände nicht zu erwähnen, die sich dabei nothwendig darbieten würden.

Müller.

Digitized by Google

N°. 8. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Religion der Römer nach den Quellen dargestellt von J. A. Hartung. Erster Theil. Erlangen, bei Palm und Enke. 1836. *XVI und* 320 *S. Zweiter Theil. Ebendas.* 1836, *mit dem Register.* 298 *S. gr.* 8.

Der Zusatz: »nach den Quellen dargestellt« enthält die Erklärung der Unabhängigkeit von den Vorarbeitern. Und wirklich sind die wenigsten Hilfsmittel auch nur erwähnt, z. B. das ältere Werk des Dallaeus de cultibus religiosis Latinorum Genf 1671. Benjamin Constant Du Polythéisme Romain Paris 1833. 2 Voll., Spangenberg de veteris Latii religionibus Göttingen 1806; Frandsen Haruspices, Berlin 1823; Thorlacius de privatis Romanorum sacris, Kopenh. 1823; Jaekel de Diis domesticis priscorum Italorum, Berlin 1830. Doch da der Verf. sich nun einmal blos an die Quellen halten wollte, so will ich darüber mit ihm nicht rechten; — wohl aber fragen, warum er doch auf diesem dunkelen Gebiete, wo jeder Lichtstrahl willkommen seyn mufs, mehrere neugewonnene Quellen grofsentheils gar nicht oder sehr sparsam zu Rathe gezogen? — wie die Werke des Fronto, die Mythographi Vaticani, die von Ph. Ed. Huschke zu Breslau 1829 zuerst edirten und trefflich erläuterten: Incerti auctoris Magistratuum et *Sacerdotiorum* expositiones; des Jo. Laurent. Lydus Bücher de magistratibus rei publicae Rom.; dessen Fragmente de ostentis; und warum er desselben Autors Büchlein de mensibus vett. Romanorum lange nicht gehörig benutzt hat, dessen ziemlich neuer Verfasser doch manche von ihm selbst angeführte ältere römische Schriftsteller, die uns abgehen, excerpirt hat.

Zu dieser beschränkteren Quellenbenutzung gehört auch die Vernachlässigung der bildlichen Denkmahle, deren Einsicht heut zu Tage doch so sehr erleichtert ist. Auf dem jetzigen Standpunkt der Alterthumswissenschaft ist es doch wohl fast allgemein anerkannt, dafs Archäologie und Mythologie untrennbar sind, und dafs eine Betrachtung altclassischer Religionen und Culte, welche die bildlichen Monumente von der Hand weiset, sich selber nicht nur der sinnlichen Anschauung, sondern auch einer Fülle von Aufklärungen beraubt, die allein von dorther zu gewinnen sind.

Digitized by Google

Doch abgesehen von diesen Beschränktheiten mufs an unserm Verfasser eine höchstlöbliche Selbstständigkeit, verbunden mit grofser Wahrheitsliebe, gepriesen werden. In Wahrheit, Herr H. ist ein Selbstdenker, und sein Forschungsgeist kennt keine Autoritäten. Nirgends wird mit Vorliebe irgend einem grofsen Namen gehuldigt, sondern eine und dieselbe Notabilität der neuern Philologie gewinnt jetzt seinen Beifall, ein andermal trifft sie sein unumwunden ausgesprochener Tadel. Eine so männliche Unabhängigkeit verdient alle Ehre, und Ref. erweiset sie ihr mit wahrer Freude; und wenn er das Verdienstliche dieses Werkes, wo nicht im Ganzen, so doch in manchen Einzelheiten gern und willig anerkennt, so fürchtet er von einem solchen Schriftsteller hinwieder auch den Verdacht oder Vorwurf der Partheilichkeit oder unreinen Absichtlichkeit nicht, wenn er sich ganz freimüthig im Voraus darüber erklärt, dafs er mit vielen Grundsätzen und Ansichten des Verfs., ja mit dem Geist und Tone seines Buches gröfstentheils sich nicht vertragen kann.

Herr H. ist ein tüchtiger Grammatiker, und hat davon in mehreren nützlichen und werthvollen Schriften bündige Beweise geliefert. Wenn er aber nun die Förderung der Mythologie und Religionsgeschichte zu sehr in blos grammatischen Forschungen sucht, so giebt dies seinem Buch eine grofse Trockenheit, die gegen die lebendige und seelenvolle Art, womit solche Gegenstände behandelt seyn wollen, sehr unangenehm absticht. Mit den Zangen der Grammatik lassen sich wohl Götter- und Heroennamen und Cultusformeln ans Licht der Welt ziehen; aber um jene Wesen nun auch zu beseelen, sie in sprechende Handlung zu versetzen, dazu gehören andere Kräfte. Solche aus Beseelung der Natur und aus den Bedürfnissen des Herzens geborne Wesen der antiken Religionen sollen vom Mythologen aus den Elementen jener Natur und aus der Denk- und Sinnesart der Vorwelt, die sie geglaubt und angebetet, aufs Neue ins Leben gerufen werden. Dazu gehört eine Gewandtheit des Geistes, ein Reproductionsvermögen, eine Assimilationskraft, wie ich sie in diesem Buche mit Bedauern vermisse. Mit dem Herüberziehen von Parthien aus den sogenannten römischen Antiquitäten und mit der äusserlichen Beschreibung von Cultushandlungen, wie sie hier, zum Theil sogar aus der Compilation des Maternus von Cilano, gegeben werden, treten uns die Personalitäten des römischen Pantheon noch nicht anschaulich gegenüber; und ist uns noch nicht geholfen, wenn wir nun auch das Walten jener italischen Junonen und

Digitized by Google

das geisterhafte Leben und Thun jener Laren und Penaten begreifen, ja, so zu sagen, mitempfinden wollen.

Dies hängt mit einer andern Beschränkung zusammen, wodurch sich der Verf. um viele Mittel einer tieferen Erkenntnifs gebracht, indem er nämlich das Latinisch-Römische Religionsgebiet von dem Etruskischen fast gänzlich abscheidet. Er gehört nämlich auch zu der in Deutschland jetzt ansehnlichen Classe der Neuerer, d. h. solcher Alterthumsforscher, welche vermeinen, nicht für originell und selbständig gehalten zu werden, wenn sie irgend einen Einflufs des Orients auf griechische Länder und Dinge, und wenn sie Verzweigungen morgenländischer Götterwesen, Mythen und Cultushandlungen mit den abendländischen anerkennen. Demgemäfs wehret auch unser Verf. jeden Gedanken an die ursprüngliche Verschmelzung ägyptischer, phönicischer, pelasgischer und hellenischer Elemente mit den italischen hartnäckig ab, — während er doch andererseits sich recht empfänglich zeigt für die Aufnahme mancher Ergebnisse der neuesten orientalischen Sprachforschungen, und verschiedentlich Latinisch-Römische Worte und Namen aus dem Sanskrit herzuleiten nicht verschmähet. Überhaupt ist eine idiosynkratische Neigung zum Etymologisiren ein recht eigentlicher Charakterzug des Verfs. — Belege dazu werden sich im Verfolg, bei Betrachtung einzelner Sätze, ergeben.

Denn genug im Allgemeinen, dessen weitere Ausführung ich absichtlich fallen lasse, einmal weil damit, wie die Sachen auf diesem Felde jetzt stehen, doch nicht viel ausgerichtet ist, und weil ich nicht schon wieder als ein Cicero pro domo zu sprechen scheinen möchte. Deswegen begnüge ich mich, Diejenigen, welche unsers Verfs. Grundsätze im Allgemeinen kennen lernen und sie mit meinen obigen Ausstellungen controliren wollen, auf folgende Stellen des ersten Theils dieses Werkes zu verweisen: I. S. 20. 123. I. 244 ff. 280. 237—240. 269. 273—277. 279. 294 ff. 312 ff.

Mit Grundansichten des Herrn H. hängt die Behauptung zusammen, dafs Symbol nicht Bild, sondern Zeichen oder Pfand sey. S. 14 sagt er (und schon in der Vorrede S. VII f. hatte er diesen Satz eingeschärft): »Doch haben sie (gewisse Gelehrte) bei aller Sorgfalt, mit der sich's Einige derselben angelegen seyn liefsen, den Begriff und die Anwendung des Bildes zu erörtern, und die Bilder der Religion von andern Bildern zu unterscheiden, nicht beachtet, was das Lexikon einen jeden lehrt,

Digitized by Google

dafs nämlich das Wort σύμβολον gar nie und nirgends Bild, sondern immer und überall nur Pfand oder Zeichen bedeutet. Der Unterschied zwischen beiden ist aber, mein' ich, sehr grofs. Denn das Bild wird durch einseitige Wahl geschaffen oder erkoren, und durch einseitige Deutung errathen, das Zeichen aber beruht auf Einverständnifs oder Übereinkunft.« Um vom Letzteren zuerst zu sprechen, so sagt Aristophanes der Byzantier von Privatgastfreunden, ἰδιόξενοι — an Herodiani Partitiones p. 286 Boisson.): »welche vermittelst Siegeln und andern Symbolen mit einander verkehren können, οἳ καὶ διὰ σφραγίδων καὶ ἄλλων συμβόλων ἀλλήλοις δύνανται ὁμιλεῖν). Nun ist doch wohl ein Siegel etwas Bildliches, es zeigt uns beim Anblick ein Bild, und doch rechnet es der scharfe Grammatiker durch den Beisatz andern zu den Symbolen. Ferner, ein Siegelbild ist doch wohl eine Sache der einseitigsten und eigensinnigsten Wahl, und doch wird es nicht blos einseitig gedeutet, sondern beiderseitig, vom Schreiber des Briefs und vom empfangenden Gastfreund, errathen und anerkannt. — Wie vertragen sich hier mit des Verfs. Definition Logik und Grammatik? Ferner heifst es, die Orphische, d. i. die alttheologische Lehrart sey symbolisch gewesen; d. h. bildlich, wie wenn die sich selbst aufnehmende Schlange als das Bild der Ewigkeit gebraucht wurde; wenn in derselben Lehrart der Begriff der sich unaufhörlich verjüngenden Zeit in verschiedenen Momenten, der Entstehung und des Bestandes, als die Geburt und das Wachsen einer Schlange mit verschiedenen aus dem Zodiakus entlehnten Thiertheilen aufgefafst wurde, so hiefs das erstere διὰ συμβόλων, das letztere διὰ μυθικῶν συμβόλων lehren. (Proclus in Theolog. Platonis I. 4. p. 9. Suidas in Ὀρφεύς und Eudocia Violar. p. 318.) Sind dies keine Bilder? ist dies keine bildliche Lehrart? — Aber, wird man einwenden, von den Pythagoreern heifst es doch, und zwar zur Unterscheidung von den Orphikern und Andern, sie hätten διὰ τῶν εἰκόνων, durch Bilder, göttliche Personen und Dinge dargestellt; wo also das Bildliche nicht mit: συμβολικῶς oder mit διὰ συμβόλων bezeichnet wird (Proclus a. a. O.). — Es wird nicht damit bezeichnet, weil hier von der mathematischen Construction im Raum die Rede ist, wodurch die Pythagoreer Begriffe und selbst theologische Begriffe anschaulich machten, z. B. die Mutter der Götter (Rhea) durch die mathematische Figur des Cubus. Wenn aber dieselben Pythagoreer die beiden Bären am Polarkreis die Hände der Rhea nannten, so bemerkt Aristoteles (apud Por-

Digitized by Google

phyr. de vit. Pythag. §. 41. p. 42. Kust.), das sey symbolisch (συμβολικῶς) — das heifst doch wohl bildlich oder sinnbildlich — gesprochen. Und wenn des Aristoteles Schüler Aristoxenus meldet, die Pythagoreer hätten durch die Bohne (κυάμῳ) einen gewissen Theil des thierischen Körpers angedeutet, so sagt der lateinische Berichterstatter (Gellius N. A. IV. 11 p. 286 Gronov.), das sey operte et *symbolice* geredet, d. h. μυστικῷ τρόπῳ συμβολικῶς (Porphyr. a. a. O.) das heifst bildlich auf verborgene Weise, indem nun noch eine weitere Belehrung dazu gehört, um einzusehen, warum jenes vegetabilische Gewächs zur Bezeichnung eines organischen Körpertheiles gewählt worden. — Ich denke, dies wird hinreichen, den Vf. von der Nichtigkeit seiner vermeinten neuen Entdeckung zu überzeugen und ihn gegen sein Lexikon mifstrauisch zu machen. Gelehrte non trepidant circa Lexica, wie J. A. Ernesti sagte, sondern sehen sich hübsch in den Autoren selber um.

Nach allgemeinen Betrachtungen über Religion, die Motive des religiösen Glaubens und der Cultusarten wird der zweite Abschnitt mit einer Erörterung der Begriffe Numen und Deus eröffnet, und wir lesen S. 31 f.: »Deus ist meistens noch lange nicht so viel als ein Heiliger: denn die Seele des Verstorbenen, wenn sie den Leib verlassen hatte, ward nach Verrichtung ähnlicher Ceremonien, wie bei der Apotheose der Kaiser, deus genannt: deus hiefs ferner der unsichtbare Geleiter jedes einzelnen Menschen, der ihm von oben beigegeben war: deus bezeichnet sowohl ein gutes als auch ein schlimmes Wesen.« — Hier wäre bei mehrerer Umsicht ein höherer Standpunkt zu gewinnen gewesen. Ich mufs jetzt auf das, was zum Porphyr. de vita Plotini p. 130 ed. Oxon, und in einer Anmerkung Symbolik I. S. 156 f. dritter Ausg. bemerkt worden, verweisen. Hier will ich den Appuleius (nicht Apuleius, wie Herr H. S. 57 und öfter schreibt, s. Ruhnken. Praefat. ad Appuleii Metam.) sprechen lassen (de deo Socrat. Tom. II. p. 153 ed. Bosscha.): — nomine Manem Deum nuncupant. Scilicet honoris gratia Dei vocabulum additum est. Quippe tantum eos Deos appellant, qui ex eodem numero iuste ac prudenter vitae curriculo gubernato, pro *numinibus* postea ab hominibus proditi fanis ac caerimoniis vulgo advertuntur: ut in Boeotia Amphiaraus, in Africa Mopsus etc., und wie der Verf. S. 57 selbst bemerkt, war ja Labeo vorzüglich der Führer des Appuleius in diesen Lehren. — Wenn Herr H. (S. 56) selbst auf diese ältere Quelle mit den Worten hinweiset: »Aus Servius (Aen.

Digitized by Google

III. 168) entnehmen wir, dafs der Rechtsgelehrte Labeo eine Schrift über die Götter, welche ihren Ursprung aus Menschenseelen haben [Ich füge aus dem Originaltext, der hier wohl hätte mitgetheilt werden sollen hinzu: sie war De Diis animalibus betitelt] verfafst, und unter denselben die Laren sowohl des Hauses (penates [?]) als auch der Strafsen (viales) verstanden hatte«, so bemerke ich, dafs aus dieser Schrift des Labeo auch ohne Zweifel die Stelle des Jo. Laur. Lydus (IV. 1. p. 172 Roether.) über den Februarius als Trauermonat entlehnt ist, denn er wird dort zwar nur im Allgemeinen als Gewährsmann genannt, die sacra dieses Monats besogen sich aber grofsentheils auf Todtendienst und Geisterwesen. Wenn der Verf. kurz darauf fortfährt: »Apulejus, welcher nach deutlichen Spuren die Schrift des Labeo vor Augen gehabt hat, überliefert uns folgendes System von Geistern der Verstorbenen: Jeder Geist eines Verstorbenen, welcher umgeht, ist ein lemur: wenn er friedlich und wohlthätig im Hause waltet und den Nachkommen Sicherheit und Seegen bereitet, so heifst er lar [Es heifst aber im Original de Deo Socratis p. 688 sq. p. 152 Bossch.: Ex hisce ergo Lemuribus, qui posterorum suorum *curam* sortitus *placato et quieto numine domum possidet* Lar dicitur *familiaris*, und von Wohlthaten und Seegen ist nicht die Rede. Seegen verleihen die Penaten, Sicherheit und Ruhe die Laren, der Familie der Lar familiaris, welches Beiwort der Verf. ganz weggelassen hat]; wird er vom Bewufstseyn seiner Übelthaten gepeinigt und rastlos umhergetrieben [vielmehr in unstätem Umherschweifen wie in einer Art von Verbannung, incerta vagatione, ceu quodam exilio] zum nichtigen Spuk für die Guten und zur Qual der Bösen, so nennt man ihn [meistens, plerique] Larva: ist er endlich indifferent [wenn es aber ungewifs ist, welches Loos einen jeden von ihnen betroffen, cum vero incertum est, quae cuique eorum sortitio evenerit], so wird er zu den Manengöttern gezählt.« Enthält diese classische Stelle ein System, wie der Verf. selbst mit Recht sagt, und sie ist ja auch, füge ich bei, vom Martianus Capella (II. 162—164, wo man jetzt die Anmerk. des Fr. U. Kopp p. 217 sq. nachsehe) aufgenommen werden, so hätte sie wohl schon an dem Anfange dieses Abschnittes, nämlich S. 43 an den Anfang des, *Manes* überschriebenen, §. 4. gehöret. — Doch über die oft sehr unsystematische Anordnung wollen wir mit dem Verf. nicht rechten. Er fährt fort: »Die Laren unterscheiden sich von den gemeinen Manen wie in der katholischen Kirche die Heiligen von

Digitized by Google

den Seligen: denn diese genieſsen ihren Zustand nur für sich, jener Verdienst ist so überschwenglich, daſs es auch auf andere überquillt.« Wie verträgt sich dies mit der obigen ersten Stelle des Apuleius, wonach das Deus dem Manis beigesetzt worden seyn soll, honoris gratia und um sie den durch Apotheose öffentlich göttlich verehrten Menschen gleichzustellen; und wie verträgt sich ein solcher Manis *Deus* mit dem obigen Satze des Vfs.: »*Deus* ist meistens noch lange nicht so viel wie ein Heiliger« —? Einen andern Satz unsers Verfs. S. 42: »Diese Annahme macht erstlich den Grund begreiflich, durch welchen Varro veranlaſst werden konnte, den Rang der Semonen so niedrig zu stellen« u. s. w. findet der ausserdem mit Herrn H. in diesen Punkte übereinstimmende Klausen (de carmine Fratrum arvalium Bonn. 1836 p. 64) bedenklich; und ich verweise den Vf. überhaupt auf dessen Äusserungen über die Herabsetzung des Varro.

Es ist oben angedeutet worden, daſs in dieser ganzen Erörterung ein Hauptpunkt verfehlt, und die Bedeutung der Penaten und der Laren nicht gehörig gesondert ist. So manches Gute und Richtige der Verf. (I. S. 60 f. vgl. S. 300 und II. 49) über die Haus- und Stadt-Laren, von den Örtlichkeiten ihrer Verehrung, vom Juppiter Hercius, von herctum, heres und herus u. s. w. vorbringt, so hat er doch meines Bedünkens sich selbst den richtigen Einblick in diese Dinge durch hartnäckiges Abweisen aller griechischen Worte und Sachen verdüstert. Daher er auch (II. 49), nachdem er doch kurz zuvor aus Festus angeführt hatte: »*Hercius* Jupiter intra conceptum domus cuiusque colebatur, quem etiam deum *penetralem* appellabant« gleich darauf in einer Anmerkung sagt: »Vielleicht hat die lat. Form ursprünglich nicht Hercius sondern Hortius geläutet, und ist erst durch Vermengung mit ἑρκεῖος in Hercius umgewandelt worden.« Hier stört ihn die juristische Formel de familia herciscunda so wenig wie andere Dinge. Es gehört die Vergleichung mit der gesammten antiken, namentlich altdorischen und jonischen Hausreligion dazu, um hier das Rechte zu treffen. Der Ζεὺς ἑρκεῖος hatte als Schutzgott neben dem schützenden Heros dem lar familiaris manchmal allerdings am ἕρκιον, an dem Zaune oder an der Ringmauer des Hauses sammt dem Hofe, seinen Altar, manchmal aber auch im Innern einer Kapelle, wie z. B. im Pandrosium. Doch hat Dionysius (A. R. I. 67. p. 169 Reisk.) die römischen Penaten richtig mit den θεοῖς ἑρκείοις der Griechen zusammengestellt; und wie die Bedeutung des Schutzgottes solchen Göttern ihren

Digitized by Google

Platz am ἕρκος, oder ἑρκίον anweiset, so mufs sie folgerichtig dem Zeus-Juppiter als Penaten auch einen Altar im Innern des heiligen Hauses anweisen; und darum nennet Festus a. a. O. den Juppiter Hercius auch Deus penetralis. Da ich hier in ausführliche Erörterung nicht eingehen kann, so verweise ich der Kürze wegen auf Stuarts Alterthümer von Athen I. p. 472. 481. 498 f. der deutsch. Übers. auf die Commentatt. Herodott. I. p. 232 sqq. und auf Raoul-Rochette Lettre à M. Panofka in den Annales de l'Institut de France III. p. 415 sqq. S. 61 heifst es: »Die lares praestites hüteten sowohl die Wohnungen als auch die Strafsen und Kreuzwege, nach dem doppelten Geschäfte aller Laren, sowohl daheim als auch ausserhalb die Angehörigen zu beschützen. An diesen zwei Laren wird man um so gröfsere Ähnlichkeit mit den Dioskuren gewahren u. s. w.« Hier hätte man nun aber auch die verschiedenen Angaben des Nigidius (beim Arnobius III. 41. p. 133 Orelli) über die Laren erwarten sollen; wo es heifst: »In diversis Nigidius scriptis modo tectorum domuumque custodes, modo Curetas illos, qui occultasse perhibentur Jovis aeribus aliquando vagitum, modo digitos Samothracios, quos quinque indicant Graeci Idaeos dactylos nuncupari.« obschon wir keineswegs diese Zusammenstellungen alle zu vertreten gesonnen sind. Von den Dioskuren aber berührt unser Verf. zwar (II. 272) die Sage von ihrer Erscheinung und darauf erfolgter Verehrung nach der Schlacht am Regillus. Dagegen läfst er sich (II. 31) so vernehmen: »Der freieren griechischen Religion genügten kaum zwei Zeussöhne mit ihrem unendlichen Reichthum von Kämpfen und Heldenthaten, wo wir die einseitige römische bei Einem Heros (dem Herkules) und Einem Mythus sich beruhigen sehen.« — Aber die Römer hatten doch auch den Cultus der Dioskuren; hätte unser Verf. die alten amykläischen und alt-samothrakischen Elemente in den latinisch-römischen Religionen ins Auge gefafst, so würde er einerseits den Grund gesehen haben, warum die Römer auf eine solche Sage verfallen konnten, andererseits sich dieser letzteren Bemerkung über Herkules enthalten haben, obschon wir gerne zugeben, dafs die Römerreligion nicht jene epische Ausbreitung wie die griechische hatte. Es ist hier nicht der Ort, über den inneren Zusammenhang der Einsetzung von zwei Consuln mit dem Cult zweier Dioskuren u. s. w. zu sprechen. Auf jeden Fall hätten die Dioskuren in einem Buche über die römische Religion ein Capitel verdient. — S. 64: »Bei derjenigen ehelichen Verbindung, welche coemptio hiefs, kam die Braut mit

Digitized by Google

drei Kaufschillingen ins Haus des Bräutigams: den einen gab sie dem Gatten, den zweiten legte sie auf den Herd der Hauslaren, den dritten auf die nächste Kreuzung der Gassen für die öffentlichen Laren, womit sie ihre Rechte symbolisch erkaufte. Nonius p. 531 Merc.« Von der juristischen Handlung der coemtio sagt Nonius kein Wort. Jene rechtliche Eheschliefsung, per aes et libram genannt, hatte einen ganz andern Hergang. Auch kaufte die Frau den Mann nicht, noch Rechte auf den Mann. Jenes Darbringen von 3 Asses war eine blos symbolische, zu den Hochzeitfeierlichkeiten (das Rechtliche gar nichts angehende) gehörige Handlung. Jene juristische coemtio war eine Form der *in manum conventio*. (Grupen de uxore Romana p. 231 sq. vgl. Gaii Institutt. Commentar. I. 110.) Auch widerspricht schon, was (II. 88) nach Plutarch (Quaest. Rom. c. 105 aus dem Varro) erzählt wird, jenem angeblichen Kaufen. — Nicht blos die Hochzeitgebräuche, sondern die altrechtlichen Formen des Eheschlusses machen aber ein bedeutendes Moment in der Religion der Römer aus, und hätten in ihren Gründen Betrachtung verdient. Das gleich folgende (nach Cato de r. r. c. 143. I. 144 Schneider) lautet im Original vollständig so: »Kalendis, Idibus, Nonis, festus dies cum erit coronam in focum indat. Per eosdem dies Lari familiari coronam in focum indat (villica)« Die Kalenden, Idus und Nonen waren der Juno, dem Juppiter und den Laren geheiligte Tage. Der Neumond (nascens luna) war aber nach dem alten Kalender identisch mit den Kalenden (s. die Ausleger p. 83 d. Schneider und Torrentius zum Horat. Odarr. III. 23. 2.) S. 65. Mit der Erwähnung der Opfer und Gebete der Arvalbrüder mufs das Gebet (II. 146) selbst verbunden werden. An beiden Stellen hätte unser Verf. aus Foggini in Verrii Flacci fastos p. 127, Marini gli Atti des fratelli arvali II. 600, Lanzi Saggio d. ling. Etrusca I. p. 142 sqq. viele Belehrung ziehen können. Jetzt findet Herr Klausen (de carmine fratrr arvall. pag. VI.) des Vfs. Erörterung ungenügend, und konnte sie wohl nicht anders finden. So ist z. B. von der Ceres einigemal die Rede (I. 47. II. 135 ff.) — aber warum ist denn von dem so bedeutenden und langbestandenen Cult und Wesen der italischen Δηώ, bei den Latinern *Dea Dia* genannt, gar nichts gesagt? worüber ich (ausser Symbolik II. 329—586. 880. 905 zweiter Ausg.) jetzt auf die Erörterungen des Herrn Klausen in der angeführten Schrift (p. 56—65) der Kürze wegen verweisen will.

Digitized by Google

S. 66: »Saturnus ist aber Herr der sämmtlichen Geister, gleichwie Jupiter Herr der Genien ist, und sein Name kommt gleich dem der Semonen von serere her. Denn auch Κρόνος bedeutet keineswegs die Zeit (χρόνος), sondern ist vielmehr von creare — karômi [?] benannt: beide Namen bezeichnen den Urheber der Existenz.« Da der Verf. in den Berichtigungen alle diese Sätze ausgelöscht wissen will, so enthalte ich mich gegen ihn zu sprechen und verweise kürzlich auf meine Erörterungen in diesen Jahrbb. 1827. Nro. 34. S. 539—541. Eben so hat der Verf. eine andere unglückliche Etymologie getilgt II. S. 173., wo wir lesen: »Die Molae des Mars (Gell. XIII. 22. 1.) haben wir im ersten Theile (p. 130) für Musen (Μῶαι) erklärt: berücksichtigen wir indefs, dafs ein dem Mars sehr nahe stehender Gott von der Mörserkeule, womit man das Getreide stampfte, benannt worden war, so scheint es uns nicht unmöglich, dafs sie mit der Mühle in Verbindung standen.« — Eine Vergleichung dieser Molae mit der Molione und den Molioniden oder Aktoriden würde diesem Satze mehr Sicherheit und Ausbreitung gegeben haben, zumal wenn benützt worden wäre was Herr Welcker und ich selbst (Symbolik II. S. 387 ff. 2ter Ausg.) über diese letzteren ausgeführt haben. Wir nehmen gleich mit, was ebendaselbst über die Gattin des Mars Nerio oder Nerina bemerkt wird. Hier ist Jo. Laur. Lydus de mens. IV. 42. von ihm angeführt, und weil dieser und Andere diesen Namen aus dem Sabinischen in der Bedeutung fortis ableiten [man füge bei Lydus de magistratibus Rom. p. 44: Καὶ Νέρων ὁ ἰσχυρὸς τῇ Σαβίνων φωνῇ], so erinnert Herr H. an das indische nri und an das griechische ἀνήρ, Mann. Ich habe nichts dagegen, hätte aber doch eine Erläuterung erwartet, ob jene Nerina mit der Minerva oder mit der Venus identisch sey. Letzteres läugnet Lydus, und thut sich auf einen Homerischen Vers, den er geltend macht, etwas zu gut, aus Unkunde samothrakischer Götterordnung. Dies hängt mit zwei andern Stellen (II. 5 und I. 165) zusammen. An letzterem Orte heifst es: »Bei ausserordentlichen Veranlassungen aber hat man sehr feierliche Kissenbreitungen (lecti sternia) für mehrere Gottheiten zugleich, deren Bilder an geweihten Plätzen (fana) paarweise auf die Polster gelagert zu werden pflegten, veranstaltet.« Hier frage ich: »paarweise« aber wie? und was kann man daraus über den Ursprung des altrömischen Cultus für Folgerungen ziehen, z. B. dafs Venus wie in der pompa circensi mit Mars und nicht mit Vulcan verbunden erschien? nämlich nach samo-

Digitized by Google

thrakischer Götterordnung. Wäre dies erwogen worden, so würde (II. 5) diese Verbindung von Mars und Venus vom Verf. nicht als unrömisch, sondern als uralt samothrakisch-römisch bezeichnet worden seyn. — Übrigens, um auf den ersten Punkt zurückzukommen, so wären noch weit mehrere gewagte Etymologien zu streichen gewesen; z. B. wer möchte wohl geneigt seyn die Ableitungen des Verrius Flaccus (Festus p. 509 Dacer.) silicernium von silentium und cernere, welches den Vorstellungen der Alten von der Unterwelt so angemessen ist, oder die des Jos. Scaliger (a. a. O.) von selucernium (ἀλυχνία, s. dessen Note) mit folgender des Herrn H. zu vertauschen (I. 48): »In silicernium ist der zweite Bestandtheil aus coesium geworden, und von coesna oder coena hergeleitet, der erste aber vielleicht aus situs unorganisch verändert.« ? —

Zu S. I. 68 und II. 162, woselbst der Verf. seine Unabhängigkeit von den Sanscritgelehrten beweiset und über die oft schwankende Quantität in den Götternamen eine beachtungswerthe Anmerkung macht, verweise ich noch auf Servius ad Aen. I. 282: »Mars quum saevit, *Gradivus* dicitur, quum tranquillus est, *Quirinus*«, womit man Martianus Capella I. 4 und I. 46 nebst den Auslegern p. 93 ed. Kopp, vergleiche; wie auch auf derselben Seite zu maniae und larvae denselben Martianus II. 162 sqq. mit p. 219 und K. O. Müllers Etrusker II. S. 101. — Ohne S. 76 der aus Dionysius Hal. (I. 68) mitgetheilten Notiz von der Vorstellung der Troischen Penaten: »immer zwei Jünglinge im kriegerischen Anzuge« geradezu widersprechen zu wollen, mufs ich doch auf eine ganz abweichende Angabe aufmerksam machen. In einem Scholion einer sehr alten Trierer Handschrift des Persius (zu Satir V. 81) fand ich: »Quia Gabino habitu cincti Penates formabantur, obvoluti toga super humero sinistro et dextro« Auch mit verschleiertem Hinterhaupte sind sie in den Bildern des Vatikanischen Codex des Virgilius und daraus in Millin's Gallerie mythol. pl. CLXXVI vorgestellt; also togati, friedlich und priesterlich oder den verborgenen Gottheiten, wie dem Kronos-Saturnus ähnlich; welche Nachweisung zum Beleg dienen mag, dafs die Religionsgeschichte der antiken Denkmahle der Bildnerei nicht entbehren kann. Zu S. 79 verweise ich, wegen der meteorologischen und astronomischen Seite, von welcher die Penaten auch betrachtet wurden, wieder auf Martian I. 41 und I. 45 wie auf K. O. Müllers Etrusker II. 81 f. Dort heifst es: »Qui Penates ferebantur Tonantis ipsius«. Nämlich nach diesem System nah-

Digitized by Google

men unter den 16 Regionen des Himmels die erste ein: post ipsum Jovem dii Consentes, *Penates*, Salus ac *Lares*, Janus, opertanei, Nocturnusque.« — Zu S. 81 oben bemerke man die Inschrift bei Muratori: »Dibus Penatibus *ob rem militarem* votum solvit T. A. Largus« vgl. des Marini fratelli Arvali p. 120.

S. 88 f. erzählt der Verf. nach Virgilius (Aen. VII. 678) die Mythen von den dii Indigetes und vom Caeculus, und macht zu den Worten: »Zu Praeneste gab es Pontifices und Dii indigetes so gut wie zu Rom. Es gab nämlich daselbst zwei Brüder, welche indigetes genannt wurden«, die Anmerkung: »Im Texte [des Servius] heist es: erant *etiam* duo fratres, qui *divi* appellabantur. Allein der Zusammenhang zeigt deutlich, dafs enim oder autem für etiam [?] und indigetes für divi geschrieben werden mufs.« Hierzu bemerke ich: La Cerda zum Virgilius l. l. wollte: digitii. Aber der Mythographus Vaticanus II. 184 hat divini und die Interpretes Virgilii l. l. ed. Ang. Mai haben: Varro a *Dipidiis* pastoribus educatum, ipsique *Dipidio* nomen fuisse et cognomentum Caeculo tradit libro, qui inscribitur Marius aut de fortuna. Hierauf wird (S. 89) aus Solinus berichtet: »Praeneste ist laut den Praenestinischen Urkunden von Caeculus gegründet, den, wie die Sage geht, die Schwestern der Digitii neben einem zufälligen Feuer gefunden haben«. [Es mufs heifsen: zufällig neben einem Feuer, denn es mufs fortuito gelesen werden s. H. Grotius zum Martianus VI. 642.] Hierauf fährt der Verf. fort: Aber was sollen hier die Digeti oder Digitii, womit die Römer die idäischen Δάκτυλοι zu übersetzen pflegen? denn von diesen ist keine Spur in der latinischen Religion [? S. oben die Stelle des Nigidius bei Arnobius III. 41.] Offenbar mufs Indigetum geschrieben werden, welches Wort auch bei Arnobius und anderwärts mit Digeti verwechselt ist. [Aber die Codd. Palatini haben *Digitorum* sorores. Dagegen wollte Salmasius in Solin. p. 46: *Igidiorum* sorores, i. e. icidiorum, *οἰκιδίων* i. e. Larum. Allein alsdann müfste es oecidiorum heifsen, da die Lateiner von *οἶκος oecus* bildeten. Ohne triftige Autorität möchte ich also Digitorum oder Digitiorum nicht ändern. Im Verfolg beschliefst dee Verf. seine Ausdeutung dieses latinischen Mythus mit den Worten: »Caeculus ist sein Name, ein Name, der ohne Zweifel aus *καίω* (caleo) gebildet ist, und dessen Bedeutung mit der Sage übereinstimmt, dafs die Flamme des Herdgottes ihn umleuchtet hatte.« Dieser Herleitung kommt, wie es scheint, Martianus zu Hilfe (a. a. O. p. 525 Kopp.): »Praeneste ab Ulyssis nepote Praeneste (conditum), licet alii ve-

Digitized by Google

lint Caeculum conditorem, quem pignus asserunt fuisse *flammarum.*« Aber in der Beschreibung des Caeculus heifst es beim Servius (a. a. O. vgl. die Mythogr. Vaticc. I. 84. II. 184. und die Interprr. Virgilii l. l.): oculis *minoribus*, quam rem efficit fumus; — also die Alten dachten beim Caeculus an caecus, und in caecultavit (beim Festus p. 60 Dacer.), wo das *l* erscheint, liegt die nähere Etymologie. Das Natürliche des genealogischen Mythus leidet darunter nicht; des Feuers Sohn ist der Rauch, und der hinkende Vulcanus hatte einen blinzelnden Sohn Caeculus ganz in der naiven Sprache der Vorwelt, welche natürliche Erscheinungen in ihrem ursachlichen Zusammenhang personificirt; und wenn die alten Pränestiner den Caeculus abgebildet haben, so haben sie ihn, in der Kunstsprache zu reden, ὄμμασι μεμυκόσι vorgestellt, wie wir auf alt-sicilischen Münzen die chthonische Demeter-Ceres vorgestellt sehen. Wer endlich diesen mythisch-genealogischen Spuren weiter nachgeht, wird in einem von Flammen umleuchteten und halbblinden Sohn des Vulcanus einen Feuerarbeiter und demzufolge auch seine Verwandtschaft mit den mythischen Digitis oder was einerlei ist Δακτύλοις nicht verkennen.

S. 94: »Nehmen wir an, dafs novensides aus nove insides zusammengezogen sey, und im Gegensatz von indigetes, den altheimischen, die neu eingebürgerten Götter bezeichne« In diesem Sate über die novensiles stimmt Kopp zum Martianus p. 94 mit Herrn H. überein, mit der Bemerkung, dafs auch K. O. Müller (Etrusker II. 84) die Neunzahl zu bezweifeln scheine, aber auch wieder mit dem Beisatz: »modo eam vocem (novensiles) Latinam putemus.« — Zu S. 96 f. über omen, ostentum, portentum, monstrum, prodigium wäre wohl das Büchlein de differentiis vocabulorum hinter den Werken des Fronto ed. Mediol. II. p. 467 sq. zu vergleichen gewesen.

S. 110 heifst es von den Auguren: »Die Macht dieser Priester war sehr grofs.« Aber die Auguren waren keine Priester. In dem Schriftchen: Incerti auctoris magistratuum et sacerdotiorum expositiones p. 4 werden von den verschiedenen römischen Priestern die Auguren abgesondert, und so bezeichnet: »Collegium augurum ordo hominum *prudentum* erat, qui prodigiis publicis praeerant; — eine Unterscheidung, welche der Herausgeber Herr Ph. Ed. Huschke p. 137 sqq. gelehrt findet und selbst sehr gelehrt beleuchtet und bestätigt hat. — Auf der folgenden Seite mufs Z. 11 Cic. Philipp. II. 32 ergänzt werden.

Digitized by Google

S. 118 heifst es: »in dessen (des Krummstabs, lituus des Augurs) Gestalt in der That die Pflugkrümme nachgeahmt zu seyn scheint.« Hätte der Verf. sich in den bildlichen Denkmahlen anderer Völker umgesehen, so würde er diese Vermuthung unterdrückt haben; auch geben uns die Alten über den Ursprung und über die Gestalt des Lituus viel natürlichere Erklärungen, die ich zu Cic. de divinat. (I. 17. p. 82—84 ed. Moser.) angeführt habe; wo besonders die Stelle aus den neuaufgefundenen Bruchstücken der Röm. Gesch. des Dionysius von Halik. zu beachten ist. Ebendaselbst (nämlich zu I. 41 p. 203 sq. Moseri und in der Symbolik II. S. 836 f. zweiter Ausg.) habe ich mich für eine Meinung erklärt, die auch, wie ich aus S. 123 f. ersehe, die des Heern H. ist: »Um jene Kunst zu lernen, und sich nicht immer mit gedungenen Etruskern behelfen zu müssen, sandten die Römer einst in ganz früher Zeit in die einzelnen etruskischen Staaten entweder sechs oder zehn der vornehmsten Jünglinge in Unterricht.« Für diesen Satz, dafs ehemals römische Jünglinge in Etruskerstädte zur Unterweisung gesendet worden, bringt der Verf. in einer Anmerkung noch mehrere sehr triftige Gründe bei. Nun aber höre man, wie sich derselbe (I. S. 242) vernehmen läfst: »Diese Nachricht (nämlich von jenen Absendungen römischer Jünglinge) ist jedoch sicherlich, wo nicht erdichtet [?], doch sehr übertrieben, da sich nicht einsehen läfst, was diese Jünglinge, ausser der Opferschau, irgend von den Tuskern hätten holen können. Denn da deren Fortschritte in Künsten und Wissenschaften nicht beneidenswerth waren, so konnte blos ihre pedantische Genauigkeit und abergläubische Scrupulosität in Beobachtung von Ceremonien den Römern, welche an demselben Fehler krankten, nachahmungswerth scheinen.« Im Verfolg wird sodann der Einfluſs jenes gegenseitigen Verkehrs auf die römische Religion als nicht so gar wichtig bezeichnet und mit den Worten geschlossen: »Kaum Erwähnung verdient endlich dafs Mifszerständnifs, dafs die alten römischen Ritualbücher ganz oder zum Theil etrurisch (Festus p. 233) wohl gar in etrurischer Sprache verfafst gewesen seyen.« Ich sage dagegen: Kaum Erwähnung verdienen solche Behauptungen, zumal heut zu Tage. Es sey also nur ganz kurz bemerkt, dafs die Bauten des ältesten Roms über und unter der Erde etruskisch waren, dafs die Römer ihre ältesten Götterbilder gröfstentheils von den Etruskern erhalten hatten, die dii fictiles, neben andern Tempelgeräthen, Insignien und Ornamenten, dafs die römischen

Digitized by Google

Schriftsteller übereinstimmend den etruskischen Einfluſs auf römischen Cult und römische Sittigung anerkennen, daſs die Etrusker ihre eigene Literatur hatten, zumal eine priesterliche, wie die Bücher des Tages u. a. beweisen, daſs, trotz der Vorherrschaft des griechischen Mythus zumal des Heroenmythus, in den Bilderdenkmahlen der Etrusker sich noch eine Menge von Eigenthümlichkeiten zeigen, die auf nationalem Mythus und Cultus beruhen; wovon sich der Verf. hätte überzeugen können, hätte er sich in den Monumenten umsehen wollen, die seit Dempster bis auf Micali, Inghirami u. A. besonders auch durch das römisch-archäologische Institut bekannt gemacht werden. — Sollte aber nun einmal die Religion der alten Römer durchaus als ganz eigen, originell und abgeschlossen vorgestellt werden, so muſsten nicht nur fast alle orientalische und griechische Verzweigungen mit ihr geleugnet, sondern es muſste auch das tiefsinnige, eigenthümlich in seiner Art durchgebildete und in Künsten erfahrene Volk der Etrusker als eine Schaar von Pedanten und peinlich-ängstlichen Kleingeistern dargestellt wurden. Durch solche Vorurtheile hat sich der Verf. eine freiere Umsicht selbst verschlossen und sich des Gewinnes beraubt, den er aus der in neuerer Zeit durch K. O. Müllers u. A. Werke gewonnenen tieferen Kunde des Etruskervolkes hätte ziehen können. — Wir haben hiermit einen Hauptfehler dieses sonst in manchem Betracht brauchbaren Buchs bezeichnet, und muſsten ihn im Interesse der Wissenschaft bezeichnen.

Bei einem solchen Urtheile, das sich mir aus der Lesung dieses Buches gebildet, konnte es nicht fehlen, daſs ich an den Rändern desselben eine Menge von Fragezeichen machen muſste, die, wollte ich sie in wirkliche Zweifel oder Einwürfe verwandeln, hinlänglichen Stoff zu einer eignen Schrift darbieten würden. Ich unterdrücke sie der Kürze wegen, und beschränke mich, das Weitere betreffend, auf einige Bemerkungen und Nachweisungen über Einzelnes:

Bei I. S. 129 und 219 habe ich die Stelle des Festus p. 96 (p. 217 Ducer.) aber auch noch eine zweite in Aemiliam gentem (p. 14 Dac.) verglichen, und mich von Bentley (Respons. ad Boyl. p. 188 Lips.) darüber belehren lassen, welcher dazu bemerkt: »Narrat enim Festus v. Aemiliam g. fuisse Pythagorae filium nomine Mamercum; quod formatum videtur e Dorico Μνάμαρχος α. Aber auch des Pythagoras Vater hatte diesen Namen. (S. meine Schrift: Zur Gemmenkunde S. 134.) — S. 130: »Einstimmig

melden die Zeugen, dafs dies die cumäische Sibylle gewesen sey, deren Namen auf Maltea zurückzuführen, dergestalt dafs er mit Martea — Martia identisch wäre, ich grofse Lust hätte.« Diese Lust würde ihm wohl vergangen seyn, hätte er den Sokrates ap. Stob. (Serm. LIV. p. 409 Gaisford), den Jo. Laur. Lydus de mens. p. 193 sqq. ed. Roether mit den Noten, und besonders Böttigers Ausführung in den Amalthea I. S. 18 einsehen wollen. Diese Synonymie der Sibylle mit Juppiters nährender Ziege Amalthea, die zum Sternbild und Vorzeichen geworden, leitet bei einer Weissagerin auf einen ganz andern Kreis von Anschauungen und Vorstellungen hin. — Bei S. 151 über die Zeiteintheilung der Römer verweise ich den Verf. auf Ph. Ed. Huschke's Abhandlung über die Stelle des Varro von den Liciniern, Heidelb. 1835 S. 59. — Zu dem ganzen §. 4 von den Priestern mufste das bereits oben angeführte Büchlein Incerti auctoris Magistratt. et Sacerdotiorum Expositiones mit Huschke's Commentar zu Rath gezogen werden. — S. 157 (vgl. I. S. 209 f. und II. S. 116): »Jede Gottheit hat ihre eigenen Priester, und alle Priester stunden unter der Aufsicht der Pontifices (Cic. Leg. II. 8.)« — Hier und dort war 1) zu zeigen, wie Religion und Staatsregierung sich bei den Römern zu einander verhielten; 2) wie der Pontifex Maximus sich zu den Magistraten verhielt (s. Incert. auct. de Magistratt. p. 3 mit den Erörterungen Huschke's p. 121 sqq. vgl. meinen Abrifs der röm. Antiqq. p. 167 sqq. 2ter Ausg.); 3) wie in der römischen Hierarchie die Aufsicht und die Gewalt des Pontif. Max. über die Vestalinnen sich gestaltet hatte. Zu I. S. 158 und II. S. 267 bemerke ich, dafs Huschke ad Incert. auctor. p. 136 sq. die Herleitung des flamen von filum, filare sehr unwahrscheinlich findet, und wohl mit Recht. — Derselbe neugefundene Schriftsteller (pag. 3 et 4) und sein Ausleger (p. 128 sqq.) hätten auch den Erörterungen (I. S. 159. II. 163 und 267 f.) über den rex sacrificulus und namentlich über seine Verhältnisse zum Pontifex M., über die Fetiales und den Pater patratus so wie über die Salier manche Erläuterungen und Berichtigungen an die Hand geben können. Bei I. S. 171 über den ludus Troiae würde der Verf. ganz andere Aufschlüsse gewonnen haben, hätte er Raoul-Rochettes Monumens inedits, im Abschnitt Orestéide, nachgesehen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 9. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Hartung, Die Religion der Römer.

(Beschluss.)

S. 207 f. Die Urtheile des Polybius (VI. 56) über die römische Religion sind eine Ausgeburt des damals unter den Aufgeklärten und Weltleuten eingerissenen Euhemerismus, welchem entgegengetreten zu seyn wenigen andern, wie einem Arrianus und Plutarchus, desto gröfsere Ehre und Achtung sichert. — S. 212. Den Handel zwischen dem Pontifex M. Aemilius Lepidus und dem Volkstribunen Cn. Tremellius (Liv. Epitom. 47) hat neulich Herr Huschke zum Incert. auctor p. 122 sq. sehr lichtvoll dargestellt. — Zu S. 213 oben von den Religionsurkunden gehörten die libri augurales im engeren Sinne nicht, wie die augures auch nicht Priester waren (s. oben). Es waren vielmehr hieratisch-wissenschaftliche Bücher, der disciplina Etrusca angehörig, und von den Römern aufgenommen. Das Fetialenrecht soll erst Ancus Martius eingeführt haben. — Zu S. 226 bemerke ich, dafs Herr Husche in der Abhandlung über posessio und possessiones (Heidelb. 1835) mit unserm Verf. in der Vergleichung der ersten röm. Könige nicht in der Etymologie der Namen übereinstimmt. Huschke sagt (S. 82): »Dem Romulus gleicht wieder Tullus Hostilius, dem Numa, Ancus Martius, welche sämmtlich auch schon durch ihre Namen bestätigen, was die Geschichte bezeugt, dafs sie alternirend vom Römer- und Quiritenstamme ausgingen. — Numa Pompilius von νόμος und pompa; Tullus Hostilius von tollere hostibus; Ancus (verwandt mit sancus, sanctus) heiligte zuerst den Krieg durch das Fetialenrecht. Sein Name zeigt aber auch, dafs mit ihm der Gegensatz beider Stämme erschöpft war, und anfing zusammenzufallen.« Ich lasse zwar auch diese Etymologien dahingestellt seyn, bemerke jedoch, dafs Herr Huschke wegen der Verwandlung des o in u auf die Analogie von νόμος (νόμισμα) und dem dorisch-sicilischen νοῦμμος, numus, hätte verweisen können (Pollux IX. 79 Bentley Resp. ad Boyl. p. 415 und Ekhel Doctr. N. V. Prolegomm. p. II.) — S. 226: »Dieser kleine Staat im Staate, oder die Familiengemeinde hatte ihre eigenen Götter.« Hier hätte zur Verhütung irriger Vorstellungen gleich bemerkt werden sollen, dafs diese Gottheiten der sacra privata keine von denen der sacra publica verschie-

Digitized by Google

dene waren; und über das Folgende (S. 227) hätte aus v. Savigny's Abhandlung über die sacra privata der Römer viel Licht gewonnen werden können.

Der siebente Abschnitt, betitelt: Geschichte der römischen Religion und schon §. 1: Charakter der röm. Relig. könnte einem Ref. reichen Stoff zu allgemeinen Betrachtungen über den Geist der röm. Religion darbieten. Da ich mich jedoch erst neulich im allgemeinen Theil der Symbolik und Mythologie (S. 120 ff.) auch mit Berücksichtigung der Vorlesungen über die Philosophie der Religionen von Hegel (II. S. 132 ff.) darüber ausgesprochen habe, so unterdrücke ich dieses im Allgemeinen, und bemerke nur nachträglich, dafs seitdem ein geistreicher und philologisch durchgebildeter Rechtsgelehrter diese Punkte berührt hat (s. Ed. Platneri Quaestiones historicae de criminum iure antiquo Romano Marburg. 1836. pag. 21 sqq.), wo auch ein Satz Hegels gehörig eingeschränkt wird. Sodann über den angenommenen grofsen Wendepunkt in der römischen Sittengeschichte (S. 219) und der religiösen Denkart seit dem zweiten punischen Kriege schliefse ich mich mehr der Meinung des Herrn Klausen (de carm. fratrr. arvall. pag. VI sq. und p. 31 sqq.) an: »Imo quamdiu exstitit quisquam, qui iure suo Romanum se diceret, religionum, quas prisci instituerant Quirites, non omnino interisse potest conscientia et intellectus.« Wie wenig der griechische Mythus und Cultus in das römische Volk im Ganzen eingedrungen war, zeigen die Fasti des Ovidius jedem Unbefangenen, ja wer sich in den Schriften des Augustinus, Lactantius, Arnobius, Minutius Felix und anderer Kirchenschriftsteller umsehen will, ja selbst noch in den Autoren des sechsten Jahrh. nach Chr. Geb., wie z. B. im Jo. Laur. Lydus, wird auf allen Blättern sehen können, wie fest der gemeine Mann in Rom und in den latinischen Orten, an den religiösen Örtlichkeiten, an den heimischen Gottheiten, Genien und Heroen und an den Gebräuchen hing, die ihm seit undenklichen Zeiten von den Altvordern überliefert worden waren. Ist doch Manches der Art bis auf den heutigen Tag in dem Sitze der katholischen Christenheit wie in Roms Umgegend aus dem Leben und den Gewohnheiten des Volks noch nicht ganz entschwunden, sondern behauptet, mit christlichen Vorstellungen und Gebräuchen vermengt, noch immer eine Art von Leben; worüber neuerlich der Engländer Blunt manche interessante Thatsachen zusammengestellt hat.

Es wäre die Aufgabe einer eigenen Schrift, wollte man in

Digitized by Google

eine Epikrise der nun folgenden Kapitel über die einzelnen Gottheiten der römischen Religion eingehen. Hier vermifst Ref. gerade am meisten jene poetische Kraft, die längst in den Hintergrund der Zeiten zurückgetretenen Personalitäten der altrömischen Culte wieder in den Vordergrund hervorzurufen und in den Bereich unserer Anschauung zu stellen; und manche Parthien, welche doch in der lebendigen Sage ihre Localfarben mit sich bringen, wie z. B. der geniale Cultus und Mythus der Anna Perenna, erschienen ihm ziemlich farblos.

II. S. 14 ff. Über die Bedeutung des Juppiter in der römischen Staatsreligion, seine irdische Repräsentation durch den König, den vorsitzenden Consul, den triumphirenden Imperator, über die religiöse Seite des Triumphs u. s. w. wird der Verf. jetzt aus dem zweiten Theil der von Herrn Sillig redigirten Kunstmythologie des sel. Böttiger manche Aufklärungen und Berichtigungen schöpfen können. — S. 59 über den Summanus verweise ich den Verf. auf Kopps Noten zum Martianus Capella II. 161. p. 216 sqq. — S. 61, wo es vom Juppiter heifst: »Im Gegensatz zu den Todesmächten war dem Fürsten des Lichts die weifse Farbe heilig u. s. w.«, hätte aus Jo. Laur. Lydus (IV. 3. p. 150 Röther.) beigefügt werden sollen, dafs in dem sogenannten processus consularis einer der Consuln auf einem weifsen Rosse zum Capitolium hinaufreiten mufste. Auch bemerken die Kunstkenner, dafs die alten Lithoglyphen die Bilder des Zeus-Juppiter vorzugsweise in weifsen Chalcedon einzugraben pflegten. — S. 103 zu §. 6: »Die Argeenopfer« vermifst man ungern die Benutzung von K. O. Müllers Abhandlung: Über die Fragmente der sacra Argeorum bei Varro de L. L. V. (IV.) 8. in Böttigers Archäologie und Kunst I. 1. S. 69—94. — Ebenso möge der Verf. (zu II. S. 155) über den Mars-Silvanus jetzt Klausen de carm. fratrr. arvall. p. 36—43 einsehen; der ihm übrigens (zu S. 258) in Betreff der Erörterung über den Mutinus (p. 64) seinen Beifall bezeigt.

Hiermit beschliefse ich meinen Bericht über ein Buch, das ich, bei manchem Verdienstlichen, das es hat, und bei dem unverkennbaren Fleifse, womit es bearbeitet worden, seinen Grundsätzen und seinem Geiste nach nicht für ein gelungenes halten kann. Ich glaube dies sine ira et studio auszusprechen, da ich mit dem achtbaren Verfasser in keinerlei Verhältnissen stehe, und mein Name in seinem Werke weder in Gutem noch im Bösen genannt ist. *Fr. Creuzer.*

Digitized by Google

C. A. D. Unterholzner, de mutata ratione Centuriatorum Comitiorum a Servio Tullio Rege institutorum. Vratislaviae 1835.

Es ist eine bekannte Sache, dafs die genaue Kenntnifs der Staatsordnung in der Periode der römischen Republik von der Lösung dieser in der neueren Zeit so oft und hier am neuesten aufgeworfenen Frage abhängt. Am auffallendsten ist es dabei, dafs die Meisten darüber einig zu seyn scheinen, dafs auch in der umgeänderten Centurienverfassung das Vermögen (die Schätzung) noch Bedeutung gehabt habe, aber Einige davon am Ende doch glauben, auf Livius I. 43. i. f. bauend, die Centurieneinrichtung sey später lediglich darin bestanden, dafs in jeder der 35 tribus eine Centurie seniorum und eine Centurie juniorum gezählt worden sey. Was soll hier die Schätzung bedeuten? Hieher gehört z. B. unter den neuesten Büchern Dahlmanns Politik S. 42. — Viel consequenter sind diejenigen, welche geradezu annehmen, auf die Schätzung sey in der späteren Zeit bei der Centurieneinrichtung Nichts mehr angekommen, und man habe von dem System der Centurien nur die Eintheilung in den ritterlichen und nichtritterlichen Stand, und den Unterschied der seniores et juniores beibehalten — die Classen seyen abgeschafft worden, und Alle von 1 Million Assen bis zu 4000 Assen seyen sich gleich gewesen. Diese Ansicht vertheidigt vorzüglich Niebuhr III. Bd. S. 382. Abgesehen davon, dafs das Wesen der Centurieneinrichtung auf die Vermögensclassen gerichtet und der Unterschied des Alters nur secundär war, welcher letztere gewifs auch leicht gefallen wäre, wenn er nicht mit dem ersteren in Verbindung gestanden: abgesehen davon, dafs die römischen Schriftsteller selbst immerhin von den classes reden, namentlich auch Cicero de republica in einer Stelle, die man gewöhnlich in das vierte Buch stellt: Quam commode ordines descripti, aetates, classes, equitatus, in quo suffragia sunt etc. — so ist der Unterschied zwischen der Abstimmung in den Tributcomitien und jener in den Centuriatcomitien gar nicht leicht zu fassen, wenn man annehmen soll, dafs die letzteren allein das voraushatten, dafs die Älteren die eine Hälfte, und die Jüngeren die andere Hälfte der Stimmen hatten. Sicherlich hätte man wegen dieser Rücksicht von einer Beibehaltung der Centuriateinrichtung nicht sprechen können. Die gröfste Schwierigkeit macht freilich der Umstand, dafs man gewifs ist, dafs der alte Maasstab der Vermögensabtheilung sich geändert hat, aber nicht weifs, welcher Maasstab an die

Digitized by Google

Stelle getreten ist. Allein auch hier kann man wohl annehmen, dafs die erste Classe einen Maasstab hatte, welcher die ganze Zahl der bemittelten Bürger umfassen konnte, was schon aus dem Verhältnisse von 80 Centurien zu 20 und 30 hervorgeht, und dafs daher von jeher der Geist der Centurieneintheilung darin zu suchen ist, — dafs die erste Classe die wirklich gut bemittelten Bürger sämmtlich umfafst, und so ein Gegensatz dieser ersten Classe zu allen andern entstanden ist. Mit Recht wurde daher von jeher gesagt, dafs, wenn die Stimmen der Centurien der ersten Classe vereinigt seyen, von den andern Classen nicht mehr die Rede seyn könne. — Unter solchen Voraussetzungen mufs auch die Hauptstelle bei Livius I. 43. ausgelegt werden, und Niebuhr hat daher nicht nur von Gegnern, wie z. B. von Schultz, sondern auch von Freunden und Anhängern, wie z. B. von Walter, Widerspruch erfahren. Auch dürfte schwerlich v. Savigny seine frühere Meinung geändert haben. Dieser berühmte Rechtgelehrte vertheidigt nämlich die in Drakenborch ad Livium I. 43. angeführte Ansicht des Antonius Augustinus oder vielmehr des Ottavio Pantagatho, wornach in jeder der 35 tribus nach Classen gefragt wurde, und folglich schon die erste Classe aus 35 Centurien seniorum und ebensoviel Centurien juniorum bestand. Abgesehen davon, ob hinsichtlich der Ritter etwas geändert wurde, in welcher Beziehung wir auf Burchardi über den Census der Römer S. 67 verweisen — ist diese Ansicht diejenige, welche sich als natürliche Fortentwickelung der Censusanstalt nach der hauptsächlich auf Regionen sich beziehenden Abtheilung der grofsen Römerstadt am meisten empfiehlt. Es hat auch nicht an solchen gefehlt, welche bei der Annahme, dafs nur 70 Centurien gewesen seyen, weil sie das Zeugnifs des Livius für unangreifbar hielten, doch eine Vermögensrücksicht damit zu verbinden wufsten, wie z. B. Zachariä in seinem L. Cornelius Sulla, welcher der Ansicht ist, dafs nach der Bedeutung der ganzen tribus in Hinsicht auf das Vermögen die zwei Centurien der tribus in eine der fünf Classen gebracht worden seyen; allein es mufs doch wohl angenommen werden, dafs in jeder tribus sowohl Reiche als Arme waren, und dafs im Geiste des Census die Einzelnen in Berücksichtigung genommen wurden, worauf auch schon die mitverbundene praefectura morum hinweist, und der Umstand, dafs die Einzelnen in die tabulae censuales eingetragen wurden. Die Meinungen von Nic. Gruchius de comitiis Romanorum, von Schulze von den Volksversammlungen der

Digitized by Google

Römer, von Frannke de tribuum, curiarum atque centuriarum ratione, von Hüllmann in seinem Staatsrechte des Alterthums, von Boner in seiner Dissert. de comitiis Romanorum centuriatis sind bekannt. Nur das Einzige ist noch zu erwähnen, dafs Schultz in seiner Grundlegung zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer von der sicherlich falschen Idee ausgeht, dafs bei der Bildung des Census nicht die einzelnen Bürger angeschlagen worden, als vielmehr eine bestimmte Vermögenssumme, so, dafs caput nicht die Person als vielmehr den Capitalstock gleichsam bedeute, welcher als Typus der Classification angenommen worden. Endlich wollen wir noch erwähnen, dafs die neueste Stimme, eine Recension über Zachariä in den gelehrten Blättern der Akademie der Wissenschaften zu München, ebenfalls der Ansicht des Ottavio Panthagatho beitritt.

Allein unser Verfasser verwirft dieselbe, und will, dafs man bei den 70 Centurien als dem Totale festhalte. Zuerst bezieht er sich auf die bekannte Stelle von Livius I. 43. und darauf, dafs Livius immer in jeder tribus nur eine Centurie juniorum und eine seniorum nach dem Namen der tribus aufführe, sodann darauf, dafs die Annahme von 350 Centurien, wozu noch die Ritter- und andere Centurien kommen, die Abstimmung in einem Tage fast unmöglich gemacht habe, endlich darauf, dafs Niemand von dem neuen Vermögensmaasstabe etwas wisse, und man bei Gelegenheit der Contributionen, z. B. im zweiten punischen Kriege, ein neues System erfunden habe, was nicht nothwendig gewesen wäre, wenn ein allgemeines Vermögenssteuersystem des Census existirt hätte, im besten Falle könne man das System der Classen nur zum Schein als beibehalten annehmen, so dafs etwa die 35 tribus in 5 Classen geordnet worden, wornach jede Classe 7 tribus umfafst habe, und wo dann die 4 tribus urbanae in der letzten Classe gestimmt hätten. Wir sind von diesen Gründen nicht überzeugt worden, denn Livius Endworte im 43. Capitel müssen mit Rücksicht auf das Vorhergegangene gedeutet werden. Hier heifst es: non enim viritim suffragium eadem vi, eodemque jure promiscue omnibus datum est: sed gradus facti, ut neque exclusus quisquam suffragio videretur, et vis omnis penes primores civitatis esset. Equites enim vocabantur primi: LXXX inde primae classis centuriae; ibi si variaret, quod raro incidebat, ut secundae classis vocarectur: nec fere unquam infra ita descenderent, ut ad infimos pervenirent. Nun kömmt unmittelbar die Stelle über die Abänderung, in welcher Nichts von dem Auf-

Digitized by Google

geben der Classen und des ganzen Systems, sondern blos von der Vertheilung der Centurien über die 35 tribus gesprochen ist. Dabei konnte Livius nur die Bildung der ersten Classe um so leichter im Auge haben, als er gerade zuvor gesagt hatte, nur sie stimme in der Regel, und zu einer weiteren Abstimmung am wenigsten in einer niederen Classe sey es je gekommen. Was Livius schon von der älteren Zeit sagt, mufs noch mehr von der späteren angenommen werden, wo gerade, wenn man nicht tributim im engern Sinne d. i. viritim stimmte, blos auf die primores dachte. Also wollen wir auch zugeben, dafs die Aufstellung des Volkes in 35o und mehr Centurien nicht leicht vorkam oder vielleicht gar nicht de facto vorkam; dies ändert aber nicht das juristisch angenommene Princip der Classenabtheilung. Auch thut es nichts zur Sache, dafs wir die Veränderungen in der Quantität des census nicht mehr kennen: noch wichtigeres wissen wir nicht mehr genau aus der mittelalterischen germanischen Geschichte, und gar leicht läfst es sich denken, dafs für einzelne Zwecke ein neues System der Vermögenssteuer erfunden werden mufste, wie in den Kriegszeiten in Deutschland zum oftesten vorgekommen ist. Am wenigsten behagt uns der Versuch des gelehrten Verfassers, doch wieder in das System der Classen zurückzukehren, weil dieser Versuch zu seinen historischen Argumenten nicht pafst, und an sich eine ganz ohne Stütze stehende Conjectur ist. Warum Unterholzner die bekannte Stelle bei Cicero Philipp. II. 33. nicht näher gewürdigt hat, ist uns ebenfalls aufgefallen; daraus geht nämlich hervor, dafs die Aufrufung der zweiten Classe als Form sicher beibehalten war, wobei aber wieder folgt, dafs der Theorie nach das wenn immerhin erschütterte alte Comitialsystem blieb. Ecce Dolabellae comitiorum dies; sortitio praerogativae: quiescit. Renuntiatur: tacet. Prima classis vocatur; renuntiatur; deinde ut assolet, suffragia; *tum secunda classis* quae omnia sunt citius facta, quam dixi. Ich weifs wohl, welche kritische Schwierigkeiten die Stelle hat; aber die Endworte sind jedenfalls gegen die Bedenklichkeiten gerichtet, welche wieder Niebuhr und Unterholzner aufgestellt haben, nämlich, dafs die Ausführung der Classenabstimmung in einem Tage unmöglich gewesen sey: denn gesetzt auch, Cicero spricht mit Rücksicht auf den concreten Fall, so kann man annehmen, dafs, wenn auch für andere Fälle die Abstimmung ein und das andremal mifsglückte, der Kalender reich genug mit dies comitiales ausgestattet war. Doch es ist hier nicht der Ort, diesen

Digitized by Google

Gegenstand weiter auszuführen, sondern unser Zweck geht lediglich dahin, auf die Versuche der neueren Zeit in diesem schwierigen und wichtigen Punkte in unsern Annalen aufmerksam zu machen und die Vermuthung zu äussern, dafs die Auctorität auch eines Niebuhr und Unteholzner schwerlich die gelehrte Welt tür die neuere Ansicht gewinnen werden. Noch sey uns erlaubt, einen ähnlich schwierigen Punkt und unsre Ansicht darüber zu berühren. Es ist dies die famöse Stelle bei Cicero de republica II. 22: Nunc rationem videtis esse talem, ut equitum centuriae cum sex suffragiis et prima classis, addita centuria, quae ad summum usum urbis fabris tignariis est data, LXXXVIIII centurias habeat; quibus ex centum quatuor centuriis (tot enim reliquae sunt) octo solae si accesserunt, confecta est vis populi universa: reliquaque multo maior multitudo sex et nonaginta centuriarum neque excluderetur suffragiis, ne superbum esset, nec valeret nimis, ne esset perniciosum. Wir wollen hier durchaus nicht auf die verschiedenen Versuche, diese Stelle mit Livius und Dionys. zu vereinigen, eingehen; sondern nur Folgendes bemerken: die centuriae equitum waren nach Livius und Dionys 12, und die 6 suffragia dazu genommen waren 18 centuriae; dieser Stand läfst sich nicht läugnen, oder die Sache sich so darstellen, als wenn 3 centur. aus Romulus Zeit und 6 suffragia aus späterer Zeit, also nur 9 centur. gewesen wären; wo würde dann der Satz *una* addita centuria Bedeutung haben? Also es waren 18 Rittercenturien und unâ addita 19. Demnach aber bleiben nach der Zählung Cicero's nur noch 70 andere Centurien. So scheint er auch die Sache angesehen, aber leider aus seiner Zeit der zweimal 35 tribus Centurien auf die alte Zeit zurückgeschlossen zu haben. Freilich wäre dann auch die ganze andere Rechnung falsch, und dies anzunehmen wird keine grofse Überwindung kosten, da Livius und Dionys übereinstimmend anders rechnen, und Cicero mehr nach dem Resultate zu streben scheint, die Übermacht der Reicheren zu zeigen, als eine historisch treue Darstellung der alten Centurieneinrichtung zu geben. War einmal der Irrthum der Berechnung der ersten Classe gemacht, so ist der darauf gegründete Zahlencalcul, da Cicero das Totale der 193 Centurien im Kopfe hatte, leicht erklärlich, und wievielen ist es nicht schon begegnet, dafs, wenn sie aus zwei Zahlengröfsen Berechnungen machten und die eine falsch hatten, sie sich durch gewagte und falsche Annahmen zu helfen suchten, sich und andere täuschend! Eine mir erst, nachdem ich diese Zeilen schon

Digitized by Google

hingeworfen hatte, bekannt gewordene Ausführung von Orelli in seinen in diesem Jahre herausgegebenen selectis orationibus, und zwar im Excurse ad Philipp. II. 33, ist mit uns zwar darin übereinstimmend, dafs Cicero de republ. II. 22. seine Berechnung der ersten Classe von der Abstimmung der Centurien nach der Einrichtung der Tributim geschehenen Zusammenberufung genommen habe, so dafs 12 centuriae equitum, 35 centuriae juniorum, 35 c. seniorum und die 6 suffragia die erste Classe gebildet hätten: allein er glaubt, dafs auch in der späteren Zeit wirklich die alte Zahl von 193 Centurien bestanden habe, was ihn auf Conjecturen führt, die nicht nur ohne Bestätigung sind, sondern auch in sich unverlässig scheinen. So sollen nämlich in der 2ten Classe 35, in der 3ten und 4ten ebensoviel, oder in der 2ten Classe 70 und in der 3ten 35 Centurien gestimmt, damit aber die Abstimmung beendigt gewesen seyn, ja, daher erkläre es sich, dafs wenn nach Cicero die 89 Centurien der ersten Classe einig waren, nur noch 8 der zweiten Classe dazu zu kommen brauchten. Von uns weicht also der gelehrte Herausgeber Cicero's darin ab, dafs er für die erste Classe 70 Centurien zugibt, aber die Durchführung für die übrigen Classen nach dem Maasstabe von 35 Centurien juniores und 35 Centurien seniores läugnet. Seine Ansicht wäre plausibler — wenn er annehmen würde, dafs in der 2ten bis 5ten Classe die Centurien nicht in gleicher Zahl bestanden hätten, und die vollen 70 Centurien nur in der ersten Classe hervorgetreten seyen.

Rofshirt.

---

v. Savigny, Beitrag zur Rechtsgeschichte des Adels im neuern Europa. Eine in der königl. Akademie der Wiesenschaften am 21. Januar 1836 gelesene Abhandlung.

Dem Unterzeichneten, welcher sich in seinen germanistischen Studien auf den engern Kreis des Strafrechts beschränkt, sey es erlaubt, diese durch ihre eben so gründliche als klare Darstellung ausgezeichnete Schrift in unsern Jahrbüchern anzuzeigen. Gleich will er gestehen, dafs er die Resultate des ersten und zweiten Abschnittes der Schrift über den Adel in der Urzeit und nach den Völkergesetzen nicht prüfen kann und will, wenn er auch mit dem berühmten Verfasser der Meinung ist, dafs immerhin die Grundlage der Beurtheilung unsers Gegenstandes dort gefunden

Digitized by Google

werden wird. Mit der Bildung einer festeren Ordnung, mit der Gewinnung eines neuen Anhaltspunkts für neue Gesittung durch die Herrschaft Karls des Grofsen beginnt eigentlich die Geschichte des deutschen Adels, und nur aus jener Zeit sind die einzelnen Familiengeschichten abzuleiten, von welchen wir zu einer allgemeinen Geschichte des deutschen Adels aufsteigen können. Immer war der Unterzeichnete des Dafürhaltens, dafs nur dann, wenn die Archive der Dynasten mehr noch, als bisher geschehen, geöffnet sind, wir zur rechten Einsicht ihres ursprünglichen Verhältnisses gelangen werden, und dafs die beste Kenntnifs der alten Völkergesetze nicht im Stande ist, den Bau der Brücke in die Zeit, wo wir durch die bekannten Forschungen unsrer Gelehrten fester stehen, zu vollenden. In der neuesten Zeit hat man besonders in Baiern Manches geleistet, und mehr wird durch die überall organisirten historischen Vereine daselbst noch geschehen. Das Land in Franken, Schwaben und am Rhein ist für die Geschichte des deutschen Adels das richtig gewählte Theater, ohne dafs wir dadurch die Ausdehnung der Forschungen begrenzen wollen.

I. Als Kennzeichen des Adels aus der Karolingischen Zeit sind von dem berühmten Verf. richtig angeführt: a) die Dienstfolge freier Männer (active Gefolgschaft; b) die Dienst- und Hoffolge für den König (passive Gefolgschaft). Mit Recht sagt v. Savigny S. 28: »das eine war die Fortdauer der alten Zeit, das andere hatte die neuere Zeit entweder zuerst hinzugefügt oder doch allgemeiner und wichtiger gemacht.« Das erste Kennzeichen ist das Hauptkriterium des Adels, oder des Herrenstandes durch das ganze Mittelalter in Deutschland geblieben, wie aus einer Reihe archivalischer Urkunden dargethan werden kann. Dies geht nebstdem hervor aus den Spiegeln »wir zelen dreier hande vreien der heizen eine semper freien daz sind die freien herren als fürsten und ander freien ze man hant. So heizzen die andere mitervreien, das sind die die der hohen freien man sind. Auf dieses Verhältnifs des wahren und alten Adels war man besonders im 16ten Jahrhundert noch höchst eifersüchtig, denn so steht in dem Präsenzprotocoll des Reichstags vom Jahre 1521.« Georg, Bischof zu Bamberg, aus dem Geschlechte von Limpurg semperfrei, und darneben andrep Bischöfe mit dem Prädicat »aus dem adelichen Geschlechte« was schon den Adel der neueren Zeit, den Ritterahnenadel bedeutet. Was die passive Gefolgschaft des Adels in Beziehung

Digitized by Google

auf den König angeht, so bildete sich daraus die Umgebung des Königs im Rath und Gericht, und Manches, was bis auf die späteste Zeit herunter davon abgeleitet werden mufs, z. B. die Reichsstandschaft, dafs der Reichskammerrichter vom Herrenstande seyn mufste u. s. w. Diese passive Gefolgschaft, die auch in der Versehung der Reichsämter hervortrat, und zwar in Ober- und Unterämter, wo aber auch die Unterämter nur dem Herrenstande gebührten, z. B. das Schenkamt dem obengenannten Geschlechte von Limpurg, war natürlich nach dem Standpunkte der Ministerialität nicht zu beurtheilen; ebenso wenig war Ministerialität vorhanden, wenn Fürsten blos honoris causa Ämter bei den geistlichen Fürsten übernahmen, obgleich sie deshalb Ehrenhalber aber ohne weitere Folgen um einen Schritt zurücktreten mufsten.

II. Die Entwickelung des Herrenstandes in Deutschland während des Mittelalters erfordert noch grofser vorbereitender Untersuchungen, denn wenn die Sache vor und mit den Spiegeln feststeht hinsichtlich derjenigen Geschlechter, welche damals als Fürsten anerkannt waren, so ist von der andern Seite, nämlich hinsichtlich der domini, die nicht als Fürsten anerkannt waren, Alles höchst im Trüben. Aus den Archiven in Franken läfst sich nachweisen, dafs mancher Burgmann eines Herrn später durch eine mit Einwilligung des Herrn erhaltene kaiserliche Immunität selbst zum Herrn, später zum Grafen und Fürsten geworden, ferner dafs manches Herrengeschlecht ausgestorben, der Name desselben aber von Burgleuten jenes Geschlechtes fortgeführt worden, und dafs mit einem Worte verschiedene Erscheinungen dies Gebiet so ängstlich machen, dafs die Schwierigkeiten der Geschichte des Adels nicht in den Erinnerungen aus den ältesten Zeiten, sondern vielmehr in dieser uns so nahen Zeit liegen.

III. Im Übrigen mufs man wieder mit dem gelehrten Verf. darin übereinstimmen, dafs der Ritterstand, auch wenn er wegen der Rückführung des ordo militaris in seine Ahnen eine Art von Adel in Anspruch nahm, nur zu den gemeinen Freien oder Schöffenbarfreien zu rechnen war, und der sprechendste Beweis hiefür liegt in der Bestellung der kaiserlichen Landgerichte, von welchen Eichhorn III. S. 178 der neuesten Auflage mit Recht sagt, dafs die Geschichte dieser Gerichte soviel wie noch gar nicht geschrieben sey. Wenn auch in einzelnen unmittelbar aus Archiven gearbeiteten Büchern Materialien hiefür liegen, z. B. in Lang's Baireuther Geschichte, so ist doch hier nichts ex pro-

Digitized by Google

posito dargestellt, und man darf nur die Verzeichnisse ansehen, die sich von den Gerichtspersonen in diesen Landgerichten, z. B. des Herzogthums Franken in Würzburg, des kaiserlichen dem Bischof von Bamberg überlassenen Landgerichts zu Bamberg finden, um zu erkennen, dafs die Besetzung bis in die ganz neue Zeit aus den Geschlechtern dieser freien Ritterleute vorgenommen wurde. Der Zustand der Schöffenbarfreien bildet also einen Gegensatz zum Herrenstande.

IV. Soweit sind wir mit den Resultaten des berühmten Verfs. für die neuere Zeit, die wir allein in dieser Anzeige vor Augen haben, einverstanden: dagegen scheint uns etwas nicht einmal angezeigt zu seyn, was in Beziehung auf den deutschen Adel von der gröfsten Wichtigkeit ist. Wir meinen die Berührungspunkte des Herren- und Ritterstandes, welche die Veranlassung des Unterschiedes in hohen und niederen Adel wurden, und den einen Theil offenbar dem andern näher rückten; so dafs eine strenge Grenzscheide, die fürstlichen Geschlechter abgerechnet, wenn sie auch früher vorhanden war, schon im Mittelalter gefallen ist, wie wir dies ja auch in den Ländern ausser Deutschland wahrnehmen. So sehr Ref. überzeugt ist, dafs Pütter und jetzt v. Savigny den rechten Punkt eines Fundamental-Unterschiedes des eigentlichen oder Herrenadels und des uneigentlichen oder Ritteradels getroffen haben, so kann man doch die Gestaltungen der späteren Zeit nicht ausser Betracht lassen, welche gebieten, im Leben und in der Wissenschaft bedenklicher bei Aufstellung fester Grenzen zu seyn. Wir erinnern hier nur an die Concurrenz des Herrenstandes und des Ritterahnenstandes in den Domstiftern, und die dadurch bewirkte Erleichterung des Ineinanderheirathens dieser beiden Classen des Adels, an die Erwerbung reichsfreien mit Immunitäten versehenen Guts in blos rittermäfsige Hände und an den Einfluss dieses Punktes auf das Geschlecht, an die Einigungen des Herren- und Ritterstandes zum Schutze und Trotze — später an das Zusammentreffen beider Arten des Adels im Kriegsdienste eines angesehenen Fürsten, ebenso in den Reichsgerichten, an das Erheben von einem Stande in den andern durch die kaiserliche Macht u. s. w. Das frühzeitige Ineinanderlnufen der Herren- und Rittergeschlechter sieht man am besten aus den Tafeln der Geschlechtsverwandten, die gewöhnlich bei den Grabmalen der Bischöfe und Domherren in den Domkirchen sich befinden. Gewifs aber läfst es sich nicht läugnen, dafs die an Land und Leuten mächtigen Herren, die

Digitized by Google

alten Fürstengeschlechter, ihres Herrenthums und der angestammten Rechtsgrundsätze bei allen Schritten des öffentlichen und des Familienlebens mehr eingedenk waren, als die anderen Herren, die ihrerseits mit mächtigen Rittern den Weg der Ehre und des Lebens gingen, so dafs in der That in letzterer Hinsicht die grofse Erzeugerin des Rechts, die Gewohnheit, hier Manches that, womit sich eine Rückführung in die Zeiten der alten Völkergesetze nicht verträgt. Die Welt war durch und durch eine andere geworden, und verband und schied sich nach neuen Wahlverwandschaften. Ebendeshalb werden wir für das neuere Recht neben dem Fürstenadel in Deutschland noch einen andern Adel annehmen müssen, in welchen manche Dynastengeschlechter vielleicht herabgesunken sind (obgleich die meisten sich durch die Gunst der deutschen Reichseinrichtung und selbst bei der Mediatisirung erhalten haben); wogegen einzelne rittermäfsige Geschlechter allerdings zu dem wirklichen Adel sich hinaufgehoben haben. Was den praktischen Punkt des jus connubii oder die Ebenbürtigkeit betrifft, so haben sich im Mittelalter gewifs Dynastenfamilien mit rittermäfsigen verbunden, wenn auch die Fürsten die alte Sitte wohl in Obacht nahmen. Dann ist und bleibt es eine noch nicht verhandelte Frage, wenn man hierin den Dynasten an sich keine Schwierigkeit machte, aus welchem Grunde man den fürstlichen Dynasten gegenübertreten wollte? Gerade deshalb sorgte man durch Hausgesetze, und aus diesen geht eigentlich das Fürstenrecht hervor, so dafs hierin dann Betrachtungen der älteren Sitte und des alten Volksrechts praktisch unfruchtbar werden. Im Übrigen mufs die Wissenschaft immer den Grundstein so legen, wie ihn auch hier der berühmte Rechtshistoriker gelegt hat.

Rofshirt.

Geschichte des Hellenismus von Joh. Gust. Droysen. Erster Theil. Geschichte der Nachfolger Alexanders. Hamburg 1836, *bei Friedrich Perthes. XVI und* 766 *S. gr.* 8.

Der Verfasser ist dem gelehrten Publikum schon durch seine Geschichte Alexanders des Grofsen bekannt. Dieselbe soll als die Einleitung des vorgenannten Werkes angesehen werden. Suchte Herr Droysen in der Geschichte Alexanders nachzuweisen, wie von demselben das altheimische macedonische Wesen und die Be-

Digitized by Google

schränktheit des Griechenthums überwunden und die neue Zeit vorgebildet, kurz das abendländische Leben mit dem morgenländischen verschmolzen habe, so setzt er sich in der Geschichte des Hellenismus die Aufgabe, die Entwicklungen, welche aus Alexanders Eroberungen hervorgegangen sind, in allen ihren Richtungen und Beziehungen zum frühern Griechenthum und zu der römischen Weltherrschaft, zum Christenthum und zum Islam, darzustellen. Der Verf. meint, man habe bisher in dem Hellenismus nichts als Negatives, nichts als Verschlechterung, Verworfenheit und Untergang gesehen: jedoch sey es gewifs, dafs er ausser der Schwäche auch Kraft enthalten und wäre es auch nur die des Verneinens und der Zerstörung, des Leidens und der Trägheit; von dieser Ansicht, von diesem Principe aus müsse die Geschichte des Hellenismus begriffen werden.

In dieser Beziehung unterscheidet sich des Verfs. Darstellung und Auffassung der Zeiten, welche nach Alexanders Tod folgten, wesentlich von der Behandlung derselben durch frühere Bearbeiter, und es ist daher natürlich, dafs er nicht mit Flathe (Geschichte Macedoniens und der Reiche, welche von macedonischen Königen beherrscht wurden) in der Art der Auffassung übereinstimmen konnte. Bei dem, was Flathe als macedonisch bezeichnet, findet der Verf. nichts Macedonisches als nur den Namen und einige Formen in Bezug auf das Hofleben, alle Einrichtungen, alle Sitte, Mode, Bildung, alle Verhältnisse der neuen Staaten und der alten Bevölkerung, der Unterthanen zu ihren Herrschern und der Reiche zu einander bezeichnet Herr Droysen als hellenistisch. Mit Recht erklärt er sich dagegen, dafs die höchste Aufgabe des Historikers darin bestünde, den historischen Stoff fleifsig und sorgfältig zu sammeln, mit Kritik von dem Fremdartigen zu reinigen und ihn zu einem Ganzen zusammenzufügen: ihm ist die historische Kunst ihrem Wesen nach, dafs sie den Gedanken geschichtlicher Entwicklungen erkennt und in Beziehung auf ihn den Verlauf des äusserlich Faktischen begreift und durch die rechte Vertheilung der Massen das Ganze als eine viel gegliederte Einheit darstellt, die ein Bild von dem Werden und der Gestaltung eines einigen und wesentlichen Gedankens in der Erinnerung haften läfst. Jedoch wird Herr Droysen bei dieser philosophischen Auffassung der historischen Kunst einräumen, dafs ohne Gelehrsamkeit, ohne Kritik, der Gedanke geschichtlicher Entwicklungen zwar errathen, aber nicht nachgewiesen, nicht be-

Digitized by Google

gründet werden kann, und dafs ohne diese feste Grundlage leicht ein Verlieren in die Nebelbilder philosophischen Räsonnements stattfindet.

Von dem in dem Vorworte ausgesprochenen Princip aus stellt der Verf. die Geschichte der Nachfolger Alexanders im Buche selbst dar. Sie ist ihm die Antistrophe der Geschichte Alexanders: sie entwickelt die negativen Bestimmungen, die sich an dem Werke des grofsen Eroberers herausstellen mufsten: sie stellt die blutigen Kämpfe dar, durch welche aus dem Weltreiche die Anfänge der hellenistischen Staaten sich gebildet haben. Demgemäfs theilt er den ersten Theil in vier Bücher oder Stadien, deren jedes das von Alexander gegründete Reich dem Untergange näher führt. Im ersten Buche (v. J. 323—319 vor Chr.) steht Perdikkas im Mittelpunkt der Geschichte, im zweiten (v. J. 319—315) stellt der Verf. Polysperchon und Eumenes in den Vordergrund, den einen im Abendlande, den andern im Oriente; im dritten Buche (v. J. 315—301) gruppirt sich alles um Antigonus, der das Reich Alexanders wieder herzustellen sucht, aber in der Schlacht bei Ipsus unterliegt; im vierten Buche (v. J. 301—278) verschwindet mit dem Tode des Demetrius Poliorcetes und Seleucus, indem sie dem Gedanken, Wiederhersteller des grofsen Alexanderreiches zu werden, vergeblich nachhängen, jeder ähnliche Versuch. Es ist in derselben Zeit als Pyrrhus mit den Römern kämpft und die Pest und gallische Völkerwanderung Thracien, Macedonien und Kleinasien heimsuchen.

Es ist nicht zu bestreiten, dafs für eine klare, leicht zu übersehende Darstellung wenige Zeiten des geschichtlichen Alterthums so viele Schwierigkeiten darbieten, als die der Nachfolger Alexanders, da die vielfach sich kreuzenden Verhältnisse und die Menge der handelnden Hauptpersonen in verschiedenen Reichen und Gegenden, wie auch der Mangel und die Einseitigkeit der Nachrichten verhindern ein überschauliches Bild zu liefern. Herr Droysen hat in seiner Geschichte diese Schwierigkeiten so viel als möglich glücklich überwunden, indem er die Hauptpersonen und die Hauptmotive in den Vordergrund stellt und sie mit scharfen Umrissen zeichnet. Es war freilich, was der Verf. selbst gefühlt hat, nicht zu vermeiden, dafs an den bestimmten Urtheilen, an den scharfen Zeichnungen, die strenge historische Kritik Manches könnte zu tadeln finden.

Dafs der Verf. die Quellen sorgfältig studirt und auch die

Digitized by Google

Hülfsschriften von Bedeutung benutzt hat, läfst sich aus der ganzen Bearbeitung nicht verkennen. Nach den jetzigen Anforgerungen, die man an ein historisches Werk macht, genügt es nicht mehr, die Quellen allein zu kennen, man verlangt auch, dafs der Schriftsteller die Vorarbeiten über seinen Gegenstand berücksichtigt und die Ansichten der Vorgänger über streitige Punkte, insofern sie Beifall oder Widerlegung verdienen, beleuchtet. Über den Charakter der Quellen selbst handelt der Vf. in der ersten Beilage S. 667—688. Bekanntlich sind sämmtliche gleichzeitige Quellen über die Nachfolger Alexanders verloren gegangen: wir haben über ihre Geschichte nur solche Schriftsteller, welche mehrere Jahrhunderte später gelebt haben, doch haben sie zum Theil aus gleichzeitigen Quellen geschöpft. Bei der Würdigung der jetzt noch vorhandenen Schriftsteller über die Diadochen, haben Diodor von Sicilien, Arrian, Plutarch, Justin, Pausanias als die Hauptquellen besondere Beachtung erhalten; kürzer ist über Polyän, Frontin, Appian, Cornelius Nepos, Memnon von Heraclea gesprochen: die fragmentarischen Berichte und Notizen, die sich sonst noch bei den alten Schriftstellern, Kirchenvätern etc. finden, sind zwar in dieser Beilage S. 688 nicht näher bezeichnet, jedoch zeigt der Verf. in den Noten zur Geschichtsdarstellung, dafs er mit dem Material der Geschichte bekannt ist, auch selbst mit zerstreuten, ganz kurzen Notizen. In Bezug auf die Quellen und die Zeitbestimmungen ist die zweite Beilage über die Angabe einiger Chronographen (S. 689—697) wichtig. Sie enthält vorzüglich über des Eusebius (Porphyrius), Syncellus (Dexippus) und des Ptolemäus Kanon Untersuchungen, deren Resultate in der chronologischen Tabelle (S. 726—738) von Alexanders Tod bis zum Jahr 278 vor Chr. niedergelegt sind.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 10. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Droysen: Geschichte der Nachfolger Alexanders.

(Beschlufs.)

In Betreff der Hilfsschriften und Vorarbeiten, welche Herr Droysen benutzt hat, so zählt er dieselben in der Vorrede auf. Er nennt darunter mit ganz besonderer Auszeichnung das Buch von Mannert »Geschichte der unmittelbaren Nachfolger Alexanders.« Wir verkennen keineswegs die Verdienste dieses Gelehrten um alte Geschichte und Geographie, wir bezweifeln jedoch, dafs auf ihm ein Historiker, der auf das innigste mit allen Quellen bekannt und selbständig in der Behandlung der Geschichte und seinem Urtheile ist, fufsen werde. In dieser Beziehung ist daher der Ausspruch offenbar unrichtig, den die Phrase Vorrede S. IX enthält: »Auf ihm (Mannert) fufsend konnte Schlosser, in Wahrheit ein Historiker im grofsen Styl, auch diesem Abschnitt seiner trefflichen alten Geschichte eine Füllung und eine Deutlichkeit geben, wie man sie umsonst bei den Historikern des Auslandes, namentlich bei Gillies sucht.« Wenn auch Herr Droysen mit Flathe (Geschichte Macedoniens etc.) nicht in der Art der Auffassung der Zustände der Zeit übereinstimmt, so bekennt er doch diesem Historiker, der sich in seiner Geschichte nur an die Quellen hält, ohne sich um die neuen Forschungen zu bekümmern, viele Aufklärungen streitiger Punkte zu verdanken. Das Werk von Champollion Figeac annales des Lagides ou chronologie des rois Grecs d'Egypte, fand Herr Droysen weder in den Sachen noch in den chronologischen Bestimmungen zuverlässig, bessere Hülfe leisteten ihm die Clintonschen Fasten nach der Krügerschen Revision, ferner Niebuhrs Abhandlung über den armenischen Eusebius und dessen Ansichten über die Zeit der Diadochen in Grauert's Analekten.

Einzelne wichtige Streitpunkte hat der Verf. in besondern Beilagen besprochen. Man wird seinen Gründen Beifall geben, dafs Alexander ohne Testament gestorben und erst zweihundert Jahre nach seinem Tode die Sage verbreitet wurde, dafs die Nachfolger nicht durch Gewalt der Waffen, sondern durch testamentarische Verfügung die Herrschaft erlangt hätten (Beilage III.

Digitized by Google

S. 698—704). Auch die Sage von Alexanders Vergiftung (Beilage IV. S. 705—707) verwirft er mit Recht. Was die Beilage VI. (S. 711—726) über die mittelalterlichen Sagen von Alexander und seinen Nachfolgern betrifft, so hätten diese, ungeachtet ihres historisch-literärischen Interesses, füglich in einem historischen Werke der Art wegbleiben können. Das beigefügte Register gibt nicht nur über den ersten Theil der Geschichte des Hellenismus, sondern auch über die Geschichte Alexanders Nachweisungen.

Die folgenden beiden Bände sollen die politische Geschichte des Hellenismus bis zum Untergange seiner selbständigen staatlichen Existenz enthalten. In den weitern Bänden verspricht der Verf. die religiösen und sittlichen Zustände bis auf den Sieg des Christenthums und die Reaction im Sassanidenreich und Muhammedismus, endlich die Literatur und Kunst bis zu den letzten byzantinischen Nachklängen der grofsen Vorzeit zu behandeln.

Wir wünschen dem Verf. Mufse, Kraft und Ausdauer zu der Fortsetzung. Möge derselbe durch eine gedrängtere Darstellung und eine freiere Auffassung seines Gegenstandes den Werth des Werkes noch mehr erhöhen.

Aschbach.

Fr. Ad. Römer, Die Versteinerungen des norddeutschen Oolithen-Gebirges Zweite und dritte Lieferung, enthaltend: neuen Titel, Text von S. 65 bis 68 und 75 bis 218 und Taf. I—XVI. Hannover 1836. gr. 4. (Preis des Ganzen 14 fl. 24 kr.)

Wir haben die erste Lieferung auf S. 50 d. J. angezeigt, und haben die Freude, nicht nur die Vollendung des Werkes so bald berichten, sondern auch dem wesentlichsten von uns bezeichneten Mangel desselben abgeholfen, nämlich die gespenstisch aussehenden 12 Tafeln der ersten Lieferung durch wohlgediehene, ganz neu lithographirte und bei dieser Gelegenheit in einigen Punkten berichtigte und zum Theil mit mehr Figuren versehene ersetzt zu finden. Zu diesen dankenswerthen Leistungen gesellt sich die Erweiterung des Werkes um 4 Tafeln mit Supplementen und der Umdruck einiger Seiten des Textes zum Behufe seiner Berichtigung, indem die 2 Placuna-Arten sich nun wirklich, mit unserer früher ausgesprochenen Vermuthung nahe übereinstimmend, als Klappen von Pollicipes ergeben haben, welches Genus daher bei den Cirrbopoden noch beigefügt werden mufs und das erste Auftreten dieser Familie zu bezeichnen scheint.

Digitized by Google

Von Konchiferen werden im Ganzen nun 35 Genera mit 242 Arten angegeben. Zu den früher genannten Geschlechtern kommen nämlich noch hinzu: Lima, Posidonia, Inoceramus, Perna, Gervillia, Avicula, Pinna, Mytilus, Modiola, Unio, Trigonia, Nucula, Arca, Cucullaea, Isocardia, Cardium, Venus, Astarte, Cyrena, Lucina, Corbis, Tellina, Amphidesma, Mactra, Mya, Panopaea, Pholadomya. Unter diesen sind denn natürlich manche, die keine ganz bezeichnende äussere Form besitzen, hier nur mit sehr zweifelhaften Arten versehen worden, da oft auch die Schaale mangelt und gewöhnlich auch das Schloſs nicht zu sehen gestattet war. Dies gilt insbesondere von Cardium, Venus, Corbis, Tellina, Amphidesma, Mactra, Mya, Panopaea, deren Arten oft sogar einen diesen Geschlechtern fremdartigen Habitus besitzen, doch fürerst noch nicht besser untergebracht werden können.

Die Gasteropoden mit 23 Geschlechtern und 81 Arten zerfallen auf folgende Weise in Unterordnungen: a) Cirrhobranchier mit dem Genus Dentalium; b) Cyclobranchier mit dem Geschlecht Patella, dessen 4 Arten jedoch einen befremdlichen Habitus besitzen; c) Scutibranchier mit dem Genus Emarginula, wovon die eine deutlich erhaltene Art eine überraschende Erscheinung in den Oolithen ist; d) Tectibranchier mit dem Genus Bulla, welches einige deutliche Arten liefert; e) Pectinibranchier mit 7, von Lamarck unter die Zoophagen, und mit 12 von demselben zu den Phytophagen gestellten Generibus, nämlich Buccinum, Fusus, Potamides, Cerithium, Nerinea, Pteroceras, Rostellaria, — Scalaria (deutlich!), Pleurotomaria, Trochus, Cirrus, Turbo, Turritella, Littorina, Nerita, Natica, Melania, Paludina, Helix. Bekannt ist, dafs in den sekundären Formationen: aus der Abtheilung der Zoophagen nur die flügelmundigen Geschlechter Pteroceras und Rostellaria so wie das Genus Nerinea zu den bezeichnenden gehören, die übrigen aber nur mehr zufällig oder zweifelhaft darin vorkommen. In der That liefern auch hier diese 3 Genera 9 Arten von 23; und von den übrigen 14 Arten trägt keine mit Bestimmtheit die Charaktere und den Habitus des Geschlechtes, dem sie beigezählt ist. Die thurmförmigen Gestalten schwanken zwischen Cerithium, Potamides, Melania . . . ., die übrigen gröſstentheils könnten möglicher Weise noch verstümmelte Flügelmunder seyn. Unter den aufgeführten 7 Nerinea-Arten sind N. nodosa und N. fasciata verschieden von den Voltz'schen dieses Namens und gehört die erste gar nicht zu diesem Genus. — Unter den Phytophagen-Geschlechtern würde das Auftreten von

Digitized by Google

Helix in den Oolithen überraschen; doch hat keine der drei dahin gerechneten Arten den bestimmten Charakter dieses Geschlechts.

Die Cephalopoden endlich sind durch die 4 Genera Belemnites, Nautilus, Ammonites und Rhyncholites mit 81 Arten repräsentirt, und bei Angabe der Unterabtheilungen noch manche, nicht in den Weser-Gegenden einheimisch gefundene Arten nebst ihren Diagnosen je an ihrer Stelle eingeschaltet.

Eine Krebsscheere, welche der Verf. Glyphea Meyeri nennt, eine Schildkröte Emys Menkii, und einige ? Ichthyosaurus-Zähne sind noch abgebildet, aber nicht beschrieben.

Ein Supplement enthält noch 3 Pecten-, 1 Plicatula- und 1 Unio-Art, nebst einigen geognostischen Bemerkungen über die früher mitgetheilte Gebirgs-Gliederung an der Weser, sowie die Nachweisung, dafs unter allen in diesem Werke beschriebenen Arten nur 5 sind, welche drei Formationsgliedern: dem Coralrag, Portlandkalk und Hilsthone, und nur 4 bis 7, welche je zweien derselben: dem Lias und Dogger ?, dem Dogger und Oxfordthon ?, dem Coralrag und Portlandkalk, oder dem Portlandkalk und Hilsthone gemeinschaftlich zustehen; alle übrigen sind, in jenen Gegenden wenigstens, auf nur je eines dieser Gebilde beschränkt.

Das Werk schliefst mit einer Angabe des Inhalts der Tafeln und einem Register der Genera. Was die Ausstattung desselben in seiner jetzigen Vollkommenheit betrifft, so ist solche sehr glänzend zu nennen. Nicht leicht wird es seyn ein anderes Werk zu finden, welches die so treffliche Beschreibung von mehr als 500 Arten und die oft noch mit Detail-Zeichnung versehenen schönen Abbildungen von mehr als 300 derselben um einen so billigen Preis lieferte. Der Umstand, dafs diese Versteinerungen aus einer, bis gegen die Mitte von Deutschland reichenden, und bis jetzt in Beziehung auf sie fast gar nicht untersuchten gewesenen Gegend abstammen, so dafs sie mit denen analoger Gebilde im übrigen Deutschland gewifs grofse Ähnlichkeit darbieten und viele Belehrung verschaffen können, mufs dem Werke noch eine besondere praktische Nützlichkeit geben, sowie andrerseits gewifs zu vielen neuen Forschungen anspornen.

H. G. Bronn.

Digitized by Google

Mémoires de la Société des sciences naturelles de Neuchâtel. Tom. I, 99 *pp.*, *Bulletin de* 36 *pp.*, *et XVIII pll.* 4. *Neuchâtel* 1836. (Preis 20 Francs; das Bülletin insbesondere 5 Francs, beim Secretariat der Gesellschaft.)

Wir freuen uns, den ersten Band dieser Memoiren als einen Beweis energischer Thätigkeit einer noch jugendlichen und kleinen Gesellschaft anzuzeigen, welche sich zur Aufgabe gesetzt hat, in ihrem Bereiche den Sinn für die Naturwissenschaften und deren Anwendung auf Medizin und Gewerbe mehr zu erwecken und zu verbreiten. Es ist die zweite Kantonal-Gesellschaft der Schweitz, die sich aber gleichwohl mit der allgemeinen Schweitzer-Gesellschaft in Verbindung hält. Wenn in beiden Kantonen schon eine hinreichende Grundlage wissenschaftlichen Sinnes und Strebens vorhanden war, um sich mit Naturforschern von Beruf durch deren Anstellung zu öffentlichen Lehrern der Naturgeschichte zu verbinden, nämlich in Genf mit De Candolle einem Fremden, hier mit Agassiz einem Eingebornen, so war an beiden Orten eben diese Verbindung der Vorbote gemeinschaftlich planmäfsigeren Arbeitens und öffentlichen Auftretens mit diesen Arbeiten. In der That zählte diese Gesellschaft bis zum Jänner 1835 nur 24 ordentliche, in Neuchatel ansässige, und 12 ausserordentliche Mitglieder, welche meistens Neuchateler von Geburt, theils im Kantone, theils im Auslande umher wohnen, oder sich auf Reisen befinden. Der erste Band der Gesellschafts-Schrift enthält ausser den Berichten der beiden Sekretäre über die Arbeiten der Gesellschaft im Jahre 1833 auf 1834, nämlich dem des Professors De Joannis von der physikalisch-mathematisch-ökonomischen, und den des Professors Agassiz von der naturhistorisch-medizinischen Sektion, folgende Abhandlungen. Aus dem Gebiete der Naturgeschichte finden wir einen Aufsatz von L. Coulon: Beschreibung und Abbildung von einigen seltenen Thieren des Museums in Neuchatel, nemlich von Sciurus humeralis C., Sc. Rafflesii Horsf., Sc. griseiventer Geoffr., Sc. auriventer Geoffr., und eine Varietät des Palaeornis Benghalensis Wagl. (S. 122—125, Taf. 8—13); — Beobachtungen von Allamand über die Sitten einiger Hausthiere (S. 77—92); — Beschreibung und Abbildung einiger neuen Cyprinus-Arten aus dem Neuchateler See, von Agassiz, nemlich des Leuciscus rodens, L. majalis und L. prasinus Ag., der eine allgemeine Charakteristik der Familie der Cyprinen (Cyprinus und Cobitis Lin. ohne Zähne in den Kinnladen, im Gegensatze der Cyprinodonten mit Zähnen und welche

Digitized by Google

die übrigen Cuvier'schen Genera in sich begreifen) und eine Eintheilung derselben in 13 Geschlechter nach des Verfs. eigenen Untersuchungen mit Angabe ihrer lebenden und fossilen Species vorangeht (S. 33—48, Taf. I. II.). Ferner liefert derselbe Verf. den Prodromus einer Monographie der Radiarien oder Echinodermen, welche er in drei Ordnungen sondert, in Fistuliden mit 11, in Echiniden mit 29, und in Stelleriden mit 41—44 Geschlechtern, die alle neu charakterisirt, theils neu gebildet sind durch Zerlegung der schon früher bekannten; bei jedem Geschlechte führt der Verf. alle ihm bekannte, lebende und fossile, alte und neue Arten namentlich auf, die er in der Lage war auf seinen Reisen gröfstentheils selbst zu untersuchen. Doch war er nicht bedacht, die Arten über die Gebühr zu vervielfältigen; er hat im Gegentheil solche in manchen Geschlechtern vermindern müssen, da man bei den fossilen insbesondere nicht berücksichtigt hatte, dafs in ihrer Körperhülle die Anzahl der kalkigen Täfelchen in jeder Reihe mit dem Alter zunimmt und hiedurch auch die Form sich ändert. Auch hat er die Stelle nachgewiesen, wo diese Zunahme erfolgt: bei den Echiniden nämlich da, wo um die Eileiter-Täfelchen her die radialen Täfelchen-Reihen sich mit ihren kleinsten Täfelchen endigen; bei den Stelleriden aber an der (der vorigen Stelle entsprechenden) seitlichen Basis der Arme, und nicht am Ende derselben, obschon hier die Reihen der kleinsten und unregelmäfsigsten Täfelchen sich wahrnehmen lassen. Um bei den regelmäfsig radialen Echiniden zu einer genauen Parallelisirung der Theile mit denen der übrigen Formen zu gelangen und namentlich zu bestimmen, was vorn und was hinten sey, bediente sich der Verf. des sog. Madreporenförmigen Körpers der Stelleriden, welchem das unpaare Oviduktal-Täfelchen des Scheitels bei den Echiniden (sofern es nicht ganz fehlt und seine Stelle dann durch einen blofsen Eindruck angedeutet ist) entspricht. In beiden Fällen steht dasselbe, gleich dem After, zwischen den zwei hintersten Fühlergängen und mithin dem unpaaren Fühlergange, welcher seine Richtung auf der vordern Mittellinie zum Munde nimmt, gegenüber (S. 168—199). — Daran schliefst sich eine fernere Untertuchung von Agassiz über die fossilen Reste (16 Arten Echinodermen) des Kreidegebildes im Neuchateler Jura (S. 126—145, Taf. XIV), welches Aug. v. Montmollin (S. 49—65, Taf. 3) vortrefflich beschrieben und durch Aufzählung seiner Fossil-Reste — wozu dann jener Aufsatz als Ergänzung gelten kann — als ein reines Kreide- und zwar Grünsand-Gebilde er-

Digitized by Google

wiesen hat, in welchem keineswegs eine Untermengung von Oolith-Versteinerungen zu erkennen sey. — Nicolet untersuchte die Portland- und verwandten Kalksteine um Chaux-de-Fond rücksichtlich ihrer Brauchbarkeit zur Lithographie; welche sehr befriedigende Resultate gewährten, obschon sie gröfstentheils nur in kleinen Tafeln gewonnen werden können (S. 66—70). — Professor Ladame hat eine Abhandlung über die Bildung der gegenwärtigen Oberfläche der Erdkugel geliefert (S. 149—167). — Von Osterwald lesen wir eine Bestimmung der Höhe des Neuchateler See's auf 1342′ Par. über dem Meere (S. 146—148), — und von Montmollin, dem Vater, Beobachtungen über die Änderungen in der Höhe des Seespiegels während der Jahre 1817—1834 (S. 116—121 nebst 4 Tabellen), sowie eine Darstellung der Bewegung der Bevölkerung von Neuchatel in den 34 Jahren seit dem Beginne des Jahrhunderts (S. 116—121 mit 3 Tabellen), wornach 1,8 illegitime Geburten auf 100 legitime, eine Geburt auf 35,88 Lebende, eine Heirath auf 156,01, und 1 Tod auf 48,23 Lebende kommen, die mittle Lebensdauer 37,77 Jahre (im letzten Quinquennium allein nur 35 Jahre) beträgt und die wahrscheinliche Lebensdauer der Neugebornen 38¼ Jahre ist. — Endlich hätten wir drei medizinische Abhandlungen anzuführen, eine von Dr. de Castella über Heilung eines falschen consecutiven Aneurisma's durch Unterbindung der Crural-Arterien (S. 93—98), — eine Bemerkung über die Unterbindung dieser Arterie, — und Borel's Beobachtungen und Betrachtungen über Wasserscheu (S. 103—115). Das Bulletin bibliographique liefert eine Übersetzung von Lyell's Beobachtungen über die allmählige Emporhebung einiger Theile Schwedens, besorgt von Coulon (S. 1—35, Taf. XV—XVIII), — und eine kurze Anzeige von Brandt und Erichson's Monographia generis Meloes, 1831, und Erichson's Genera Dyticeorum, Berol. 1832.

Die gegenwärtige Tendenz der Gesellschaft ist daher vorzugsweise eine naturhistorische, insbesondere auf Zoologie und Geognosie gerichtete, im Gegensatze mit der mehr zur Botanik und Physik neigenden ihrer Nachbarin, so dafs sich beide gegenseitig ergänzen, wenn nicht, wie zu erwarten, diese Lücke künftig durch Männer aus ihrem Schoofse selbst ausgefüllt werden sollte.

H. G. Bronn.

Digitized by Google

Die Erkenntnifs und Heilung der Ohrenkrankheiten. Von Dr. Wilh. Kramer. Zweite, sehr verbesserte und vermehrte Auflage seiner „langwierigen Schwerhörigkeit". Mit Abbildungen in Kupferstich. Berlin, in der Nicolai'schen Buchhandlung. 1836. *gr.* 8. *S. VI und* 400. *(Pr.* 3 *fl.* 36 *kr.)*

(Vergl. diese Jahrbb. 1834. 9tes Heft. No. 59. S. 942 ff.)

Der Herr Verf. hätte diese Auflage mit allem Rechte eine neue Schrift nennen können, und wir müssen sie auch als eine solche ansehen; indem man hier eine ziemlich erschöpfende Darstellung der gesammten Ohrenheilkunde findet, wogegen die erste Auflage blos eine fragmentarische Arbeit über die wichtigern chronischen Krankheiten des Gehörorgans war.

Die Schrift zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste handelt von der allgemeinen, der zweite von der besondern Ohrenheilkunde.

Der Herr Vf. gibt in dem ersten Abschnitte (S. 1—94) zuerst eine chronologische Übersicht und eine kritische Beleuchtung der wichtigern Leistungen im Gebiete der Ohrenheilkunde. Die Kritik des Herrn Verfs. ist scharf und mit Sachkenntnifs geschrieben, aber oft völlig rücksichtslos, nicht beachtend, dafs Einzelne auf dem jedesmaligen Standpunkte, den die Ohrenheilkunde hatte, sehr Wichtiges geleistet haben. Herr Kramer hat die Leistungen seiner Vorgänger von einem falschen Gesichtspunkte aus beurtheilt, er hat die Zeit und die Umstände, in welchen und unter welchen die einzelnen Schriften erschienen, nicht gehörig ins Auge gefafst, und nicht bedacht, dafs er ohne diese Vorgänger gewifs das nicht hätte leisten können, was er in der vorliegenden Schrift geleistet hat. Unverkennbar gehört das Bessere in der Ohrenheilkunde der neuern Zeit an, und diese verspätete Ausbildung ist hauptsächlich der oberflächlichen und vernachlässigten Untersuchung des Gehörorgans im kranken Zustande zuzuschreiben, wodurch Unsicherheit in der Diagnose und somit Planlosigkeit und Verwirrung in dem Heilverfahren entstanden sind.

In den Hippokratischen Schriften werden die Krankheiten des Gehörorgans als selbstständige Krankheitsformen fast nirgends erwähnt. Sie waren den Coïschen Ärzten nur wichtig als Begleiter anderer, namentlich fieberhafter und stürmisch verlaufender Krankheiten, insofern sie nämlich für die Prognose günstige oder ungünstige Momente darboten. — Celsus begründete eine wissenschaftliche Entwickelung dieses Zweiges der Heilkunst, indem er

Digitized by Google

zuerst die Ohrenkrankheiten als selbstständige Krankheitsformen aufführte, vortreffliche Vorschriften bei heftigern Entzündungen des Gehörorgans gab und bei langwieriger Schwerhörigkeit zur Ocularinspecction des Gehörganges aufforderte. — Zu Galen's Zeiten machte die Ohrenheilkunde einen nicht unbedeutenden Rückschritt, indem die bei Celsus deutlich hervortretende Richtung zum Individualisiren der Krankheitszustände offenbar in den Hintergrund trat, man die verschiedensten Krankheiten, obgleich theoretisch unterscheidend, in der Praxis aber nicht beachtend, mit den heftigsten, erhitzendsten Mitteln behandelte. Länger als ein Jahrhundert erhielten sich diese roh empirischen Grundsätze Galen's in vollem Ansehen. Die unschätzbaren anatomischen Entdeckungen im Bereiche des Gehörorgans gegen das Ende des 15ten und in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts durch Achillini, Berengar, Vesalius, Ingrassias, Eustachius, Fallopia u. s. w. gewannen keinen Einfluss auf die pathologischen und therapeutischen Ansichten der Ärzte damaliger Zeit, so dafs wir in der für jene Zeit am meisten in Ruf stehenden Abhandlung des H. Mercurialis (de oculorum et aurium affectibus praelectiones. 1591.) nach Abzug der theoretischen Ausschmückung, in keiner Beziehung mehr finden, als was Galen 14 Jahrhunderte früher ausgesprochen hatte. — Fabr. Hildanus (Opera omnia 1646) kam zuerst wieder auf den Weg gründlicher Untersuchung, richtete aber nur seine Aufmerksamkeit auf den äussern Gehörgang und dessen krankhafte Zustände. Er erfand zur bessern Untersuchung des Gehörganges das erste *Speculum auris.* — Bonet's Leichenöffnungen (Sepulchretum. 1679) haben wenig Werth, da keine erläuternden Krankengeschichten beigefügt und die Untersuchungen des Gehörorgans nicht genau sind. — Du Verney's Werk (Traité de l'organe de l'ouïe etc. 1683) verdient in anatomischer Hinsicht seinen grofsen Ruf; allein dieser darf nicht auf den pathologisch-therapeutischen Theil übertragen werden. Ein Gleiches gilt von den Leistungen eines Vieussens, Valsalva, Cassebohm. — Die vereinzelten pathologischen Beobachtungen von Wepfer, Willis, Riedlin, Friedr. Hoffmann u. A. konnten die Diagnostik und Therapeutik der Ohrenkrankheiten wesentlich nicht fördern. Den erfolgreichsten Anstofs zu weitern, wichtigen Fortschritten gab ein Postmeister in Versailles, Namens Guyot, indem er zur Erleichterung eigner Schwerhörigkeit die Eustachische Trompete durch die Mundhöhle einspritzte, worüber im Jahre 1724 der Pariser Akademie der Wissenschaften eine kurze Mit-

Digitized by Google

theilung gemacht wurde. Dieses Verfahren wurde durch Cleland 1741 zuerst vervollkommnet, indem dieser einen silbernen, aber biegsamen Catheter durch die Nase einzubringen versuchte. Montpellier'sche Ärzte verwandelten nach einer Reihe von Jahren den biegsamen Catheter, als unbequem in der Anwendung, in einen unbiegsamen. — Wathen (1755) theilte die ersten Krankengeschichten mit, bei denen durch Einspritzungen in die Tuba Eustachii ein wenigstens theilweise günstiges Ergebnifs von ihm erzielt worden ist. Von der Diagnose der Krankheiten dieses Kanals war damals noch nicht die Rede. — Nach Herrn Kramer hat Leschevin diese Operation nur an Leichen vorgenommen. — Büchner, Gniditsch und Wildberg dürfen als ganz unwichtig für die Krankheiten des Gehörorgans übergangen und ihnen auch Morgagni zugesellt werden, dessen wenige Sectionsberichte über Eiterungen und Caries im Gehörorgan wenig Aufschlufs geben, da das Organ weder bei Lebzeiten noch nach dem Tode der Kranken genau untersucht worden ist.

Bei all' diesen Mängeln der besten literärischen Arbeiten damaliger Zeit war in der Praxis die Behandlung der acuten Gehörkrankheiten leidlich; man fügte sich mit gutem Erfolge den augenfälligen allgemeinen therapeutischen Indicationen. Allein über die acuten Krankheitszustände hinaus reichte die Einsicht der Ärzte am Schlusse des 18ten und am Anfange des 19ten Jahrhunderts nicht; wovon Lentin's verunglückter Versuch (1793) den besten Beweis liefert. Er verlor sich in Speculationen über die krankhaften Veränderungen der Aqua Cotunni und deren Heilung, und seine therapeutischen Vorschläge sind praktisch unbrauchbar. (Diese Vorwürfe verdient Lentin nicht, denn er trieb zuerst warme Luft in die Eustachische Röhre. Ref.)

Bei dem gänzlichen Mangel einer gründlichen Diagnostik der Ohrenkrankheiten (sagt der Herr Verf.) gewannen selbst die abenteuerlichsten Dinge Eingang; man ergriff am Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Durchbohrung des Trommelfelles, die Electricität, den Galvanismus als allgemeine Heilmittel der Taubheit mit einem Enthusiasmus, bei dem man nur bedauern kann, dafs er nicht eine bessere Richtung genommen hat. Allein weder Cooper, noch Himly, Itard, Deleau u. A., welche die Durchbohrung des Trommelfelles ganz besonders empfohlen, haben den Beweis gründlich geführt, dafs diese Operation die Lobsprüche wirklich verdiene, welche ihr so reichlich gespendet worden sind. Keiner von ihnen hat vor der Ope-

Digitized by Google

ration die Eustachische Trompete genau untersucht. Das unsichere Verfahren und die überspannten Hoffnungen brachten diese Operation bald in Mifscredit. Noch schlimmer erging es der, freilich noch leidenschaftlicher angepriesenen elektrischen, galvanischen und mineralisch-magnetischen Behandlung der Ohrenkranken. Cavallo, le Bouvier-Desmortiers, Grapengieser, Sprenger, Augustin, Becker u. A. erwecken durch ihre Mittheilungen so wenig Vertrauen zu der wohlthätigen Wirksamkeit jener mächtigen Naturkräfte auf das Gehörorgan, dafs durch die Aufrichtigkeit unbefangener Beobachter, wie Eschke der Vater, Schubert, Castberg, Pfaff, Pfingsten u. A. in jedem Leser das ungläubigste Mifstrauen gegen die gepriesenen Wunderkuren rege gemacht werden mufs.

Fabre d'Olivet behandelt seine, wahrscheinlich auf Electricität beruhende, Methode, die Taubheit zu heilen, als Geheimmittel, rühmt sich der Heilung dreier Taubstummen in wenigen Tagen. Da er aber das Versprechen, seine Methode bekannt und einer wissenschaftlichen Prüfung zugänglich zu machen, nicht erfüllt hat, so geräth er mit andern Geheimnifskrämern, wie J. Williams, Méne-Maurice u. A. in eine Kategorie.

Sogar bei den sonst ausgezeichneten Ärzten der letzten Decennien begegnet man, nach Herrn Kramer's Behauptung, einer nur wenig geläuterten Empirie, da sie ohne alle Kritik die oberflächlichsten Beobachtungen und die irrigen Ansichten ihrer Vorgänger wiederholen, nach sogenannten merkwürdigen, ganz isolirt aufgefafsten Beobachtungen haschen, sich und die Leser durch Hypothesen beruhigen, — statt zu untersuchen, was in den krankhaften Veränderungen des Gehörorgans der sinnlichen Wahrnehmung zugänglich ist. Trampel's Arbeit ist zu unbedeutend, als dafs sein Name genannt zu werden verdiene, und dieselbe verliert noch an Werth durch die weitschweifige Bearbeitung von Menke. Selbst Jos. Frank läfst sich noch im Jahre 1821 durch Autoritäten zu hypothetischen Annahmen verleiten, stellt Otalgie und Ohrentönen als selbstständige Krankheitsformen auf und stützt die Diagnostik überhaupt nur auf subjective Empfindungen der Kranken, statt auf das objective Resultat der Localexploration. — Vergebens bemühte sich Rauch in Petersburg mit grofsem Eifer um eine gründliche Erforschung der Krankheiten des äussern Gehörganges; die unzuverlässige Sonde, deren er sich noch zur Erforschung der Krankheitszustände des Trommelfelles bedient, flöfst schon kein Vertrauen ein.

Digitized by Google

Chronologisch reihen sich hier an die fleifsigen, aber ohne alle, nur durch eigne Erfahrung zu erlangende, Kritik geschriebenen und deshalb zur praktischen Belehrung untauglichen Schriften von van Hooven und von Beck, sowie die Volksschrift von Riedel und die Aphorismen von Vering.

Die Engländer scheinen die Vorarbeiten ihrer Landsleute, Cleland und Walthen, ganz vergessen zu haben. Whright's Arbeit ist höchst ungenügend und wird an Oberflächlichkeit und Gehaltlosigkeit nur durch Stevenson und Curtis übertroffen. Herr Kramer behauptet von Curtis, dafs derselbe trotz alles Nachbetens des Saissy den Catheterismus der Eustachischen Trompete niemals an Kranken ausgeübt habe. Man stöfst in seinen Schriften auf die roheste Empirie und trotz dieses geniefst er bei seinen Landsleuten und im Auslande allgemein den Ruf eines ausgezeichneten Ohrenarztes. — Nicht minder grofs, obgleich nicht ganz so unverdient, ist der Beifall, mit welchem man die Arbeiten von Saunders und Buchanan aufgenommen. Nnach Herrn Kramer ist Buchanan der einzige unter den englischen Ärzten, der den Catheterismus der Eustachischen Trompete kennt und übt, wenn auch dies das einzige Gute an seiner Arbeit, welcher alle wissenschaftliche Ordnung fehlt, ist.

Die Gründlichkeit, deren Mangel wir bei den deutschen und englischen Ohrenärzten (fährt der Herr Vf. fort) mit Bedauern, aber doch nothgedrungen, nachgewiesen haben, tritt uns endlich auf eine recht erfreuliche Weise in den otiatrischen Schriften von Itard und Deleau entgegen. Desmonceaux dürfen wir denselben nicht zugesellen, selbst nicht Alard, obgleich seine Arbeit von Itard klassisch genannt wird. — Monfalcon ist ein sclavischer Nachbeter des Leschevin. Selbst Saissy verdient nicht entfernt das Ansehen, welches ihm seine beiden Übersetzer in Deutschland zu verschaffen gesucht haben. Weit über Saissy erhebt sich Itard, obgleich auch er von grofsen Mängeln nicht frei ist, die hauptsächlich in der Systematisirung der von ihm abgehandelten Krankheiten hervortreten. So trennt er die materiellen Krankheiten des Gehörorgans von den Functionsstörungen derselben; die Entzündung des Gehörganges und der Trommelhöhle von den Nachkrankheiten derselben u. s. w. Ungeachtet dieser und anderer Mängel hat er unläugbar das grofse Verdienst, die Ohrkrankheiten umfassender, geordneter und mit mehr Kritik, als jemals vor ihm geschehen, abgehandelt zu haben. Mit Vergnügen sieht man, wie er das Steckenpferd der Autoren, die Erschlaffung

Digitized by Google

und Spannung des Trommelfelles, die Trennung und Verwachsung der Gehörknöchelchen unter sich, die Lähmung und die Convulsionen der Muskeln eben dieser Knöchelchen als ein Ergebnifs theoretischer Speculationen betrachtet und sie aus der Reihe der Krankheitsformen des Gehörorgans streicht. Am meisten verdanken wir dem Fleifse, welchen Itard auf Behandlung der Krankheiten des mittleren Ohres durch wässerige Einspritzungen verwendet hat. Aus der grofsen Brauchbarkeit seiner Instrumente, aus seiner Art, sie anzuwenden, aus den praktischen Cautelen bei seinem Verfahren sieht man deutlich, dafs er die Einspritzungen in der That öfter in Anwendung gebracht hat.

Nach solchen Vorarbeiten war der Schritt, statt des Wassers comprimirte Luft in die Trommelhöhle zu treiben und als mechanisch-dynamisches Heilmittel bei den Krankheiten derselben zu benutzen, nicht so grofs und erstaunenswürdig, als Deleau glauben machen möchte. Defsungeachtet hat sein Verfahren grofse Vorzüge vor der Wasserdouche. Lentin hat schon früher warme Luft in die Eustachische Trompete gepreſst. Leider hat sich Deleau's Fleifs nur auf die Diagnose und Therapie der Krankheiten des mittlern Ohres erstreckt. Besonders reicht seine Kunst nicht bis in das Labyrinth, dessen Nerv natürlich keinen wohlthätigen Eindruck von einem Strome comprimirter Luft erfahren kann. Da, wo die gepreſste Luft frei ins mittlere Ohr einströmt, erklärt Deleau die Schwerhörigkeit für nervös und unheilbar. Nicht ganz so muthlos hatte sich Itard von diesem Felde der nervösen Taubheit zurückgezogen; er bestimmt sehr richtig die Diagnose und Entstehungsweise derselben und machte sogar einen, dem Wesen dieser Krankheit vollkommen angemessenen Heilversuch, dessen geringer Erfolg ihn aber leider zu früh von dem eingeschlagenen Wege zurückscheuchte.

Kein Schriftsteller hat seitdem diesen mifslungenen Versuch wieder aufgenommen, keiner hat die Mängel zu verbessern gesucht, welche den gewünschten Erfolg nothwendig vereiteln mufsten, so dafs die grofse Zahl nervös-Schwerhöriger noch immer ohne alle Hülfe blieb. Diesem Mangel abzuhelfen ist das hauptsächlichste Bemühen des Herrn Vfs. gewesen. Ausserdem ging aber das Bestreben des Herrn Kramer dahin, die Krankheiten des Gehörorgans naturgemäfser, als bisher, zu ordnen; sie auf bestimmte organische Veränderungen der constituirenden Bestandtheile des Ohres zurückzuführen; alle hypothetischen und specu-

Digitized by Google

lativen Annahmen zu vermeiden; die Diagnose der einzelnen Krankheitsformen durch Aufstellung objectiver Kennzeichen von den immer zweifelhaften Aussagen der Kranken unabhängig zu machen und auf diese sichere Basis eine möglichst einfache und sichere Behandlung zu gründen.

Der Herr Vf. spricht von der grofsen Wichtigkeit des Gehörorgans; übergeht dessen Anatomie, da sie durch die Arbeiten eines Scarpa, Sömmerring u. A. als abgeschlossen angesehen werden kann; zeigt, wie unsicher und unbestimmt unsere physiologischen Kenntnisse des Gehörorgans sind und wie wichtig die Sorge um die Erhaltung der Gesundheit desselben ist. Hier warnt der Herr Verf., zumal bei schon geschwächtem Gehöre, vor Kälte und scharfem Schalle als vor zwei sehr wichtigen Schädlichkeiten.

Nur ein einziges Symptom, eine entweder krankhaft gesteigerte oder in den verschiedensten Gradationen verminderte Thätigkeit des Gehörnerven ist allen Ohrenkrankheiten ohne Ausnahme eigen. — Bei jeder Krankheit des Ohres mufs die Hörfähigkeit genau untersucht werden. Zur Ausmittelung der Hörweite (Entfernung, in welcher ein bestimmter Schall noch gehört wird) bedient sich der Herr Verf. einer Taschenuhr, wie schon vor ihm Sunders. Nur bei einer genauen Messung der Hörweite, welche stets unter gleichen Verhältnissen und Bedingungen angestellt werden mufs, kann eine Folgerung zu Gunsten einer oder der andern Behandlungsweise gezogen werden. — Der Verlauf der Ohrenkrankheiten neigt vorzugsweise zum langwierigen, fieberlosen; selbst der ursprünglich entzündliche, fieberhafte Charakter mancher dieser Krankheiten ist nur sehr selten wahrhaft acut. — Ohrenkrankheiten sind ausserordentlich häufig, viel häufiger, als man gemeiniglich glaubt. Unbezweifelt sind viele Menschen erblich zu Ohrenkrankheiten prädisponirt; auch gibt das höhere Alter eine bedeutende Prädisposition zur Schwerhörigkeit. — Unter den ursächlichen Momenten, die aber bei vielen Kranken ungeachtet aller Nachforschungen in tiefes Dunkel gehüllt bleiben, steht Erkältung oben an; daran reihen sich die acuten und die chronischen Hautkrankheiten mit ihrer dyskrasischen Grundlage. — Die Prognose ist im Allgemeinen bei Ohrenkrankheiten nicht so schlecht, als man gewöhnlich annimmt. Organische Ohrenkrankheiten sind im Allgemeinen sicherer zu heilen und nach gelungener Heilung vor Rückfällen zu hüten, als dynamische. Un-

Digitized by Google

ter 300 Ohrenkranken (der Herr Vf. gibt S. 93 eine interessante tabellarische Übersicht der Heilbarkeit und Frequenz der Ohrenkrankheiten) fanden sich 104 vollkommen Unheilbare, jeder Besserung Unzugängliche, die gar nicht in Behandlung genommen wurden, also etwa Einer auf Drei; 188 dagegen wurden entweder ganz geheilt oder gebessert aus der Behandlung entlassen; nur 8 waren einer Behandlung unterworfen, bei welcher trotz aller Mühe und Sorgfalt keine Besserung erlangt werden konnte.

Im Allgemeinen ist die Behandlung der Ohrenkrankheiten eben noch eine empirische, die sich aber nicht entschuldigen läfst, weil bei einer sichern Diagnose eine rationelle Behandlung uns zu Gebote steht. Hier unterwirft der Herr Verf. die gangbarsten der bisher bei Gehörkrankheiten empfohlenen Mittel einer scharfen Kritik. Er theilt sie ein in I. Örtlich und II. Allgemein wirkende Mittel. Zu den örtlich wirkenden Mitteln zählt er 1, 2 und 3, Electricität, Galvanismus und den mineralischen Magnetismus, welche nach seinem Urtheile bei den Krankheiten des Gehörorgans durchaus keine Hülfe bringen, sondern den Gehörnerven sehr wesentlich gefährden. Rec. hat bei nervöser Schwerhörigkeit die Electricität öfter, den Galvanismus aber nur zweimal angewendet, aber nie irgend ein günstiges Resultat erhalten, weshalb er mit dem Herrn Verf. hierin völlig übereinstimmt. An diese Mittel schliefsen sich an 4) die Moxa und das Glüheisen, welche Herr Kramer als zu gewaltsame und vernichtende Mittel bei den Ohrenkrankheiten verwirft. 5) Spanische Fliegen und Brechweinsteinsalbe, hinter den Ohren angebracht, sind nur in gewissen Fällen angezeigt, in andern ohne allen Nutzen, bei nervöser Taubheit sogar positiv schädlich. 6 und 7) Fontanelle auf dem Arme und Haarseil im Nacken haben Herrn Kramer niemals einen wesentlich wohlthätigen Einfluss auf Gehörkrankheiten beobachten lassen. 8) Douchebäder in und hinter die Ohren sind gefährlich für das Gehörorgan. 9) Eintröpfelungen, Einspritzungen, zumal spirituöser, scharfer, reizender Mittel sind im Durchschnitte nachtheilig für das Gehör, und da die meisten gegen Taubheit empfohlenen Geheimmittel in diese Klasse gehören, so müssen sie als durchaus schädlich verworfen werden, besonders das acustische, höchst theure Öl von Mêne-Maurice. — Cajeputöl, Kampher, Opium, Zwiebelsaft, Gewürznelkenöl, Kastoreumtinktur, Eau de Cologne und unzählige andere Mittel müssen als schädlich betrachtet werden. Am nachtheiligsten wirken

Digitized by Google

die Mittel, wenn sie in Salbenform in den Gehörgang gebracht werden. — Warme Bähungen, Einspritzungen von warmer Milch, Flieder- und Chamillenthee, heifse Dämpfe und heifses Brod u. s. w. können durch zu grofse Hitze schaden. 10) Blutegel nützen nur bei acuten Entzündungen des Gehörorgans, schaden bei Ohrentönen von Erethismus des geschwächten Gehörnerven.

Die allgemeinwirkenden Mittel haben nur selten einen wohlthätigen Einfluſs auf das Gehörorgan, was sich aus dem geringen Säftezuflusse zu den Ohren und der unbedeutenden Anastomose des Gehörnerven mit den übrigen Nerven erklären läſst. Der Hr. Vf. zählt hieher: 1) die russischen Bäder; 2) die Seebäder, Schwefel-, Stahl- und andere Bäder; 3 und 4) Brech- und Abführmittel; 5) Aderlässe; 6) Hunger- und Schmierkur; 7) Gebrauch der Arnica u. s. f. Diese Mittel können sogar höchst nachtheilig wirken.

Nach dieser verwerfenden Kritik der allgemeinen gegen Ohrenkrankheiten gerichteten Heilmethoden könnte es leicht das Ansehen gewinnen, als wollte Herr Kramer die Gehörkrankheiten durchaus als isolirt, ausser allem Zusammenhange mit den Krankheiten des übrigen Organismus für sich bestehend betrachten; allein er protestirt förmlich gegen eine solche Auslegung. Er ist überzeugt, dafs bei jeder, namentlich langwierigen, Ohrenkrankheit das allgemeine Befinden des Patienten nach den Regeln der allgemeinen und speziellen Therapie sorgfältigst geregelt werden mufs, aber nur nicht in der Absicht oder mit der Hoffnung, auf diesem Wege das Ohrenleiden zu bessern oder gar zu heilen. Die bei weitem gröfste Mehrzahl der Ohrenübel ist einfacher Natur und nicht von allgemeinen Krankheiten begleitet, welche in irgend einer innern Verbindung mit denselben stehen. Diese Mehrzahl kann nur von einer dem jedesmaligen Krankheitszustande sorgfältigst angepafsten Behandlungsweise Heilung erwarten; diese aber natürlich nur durch eine sehr sorgfältig angestellte Untersuchung des Gehörganges festgestellt werden.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Kramer, Erkenntniſs und Heilung der Ohrenkrankheiten.
(Beschluſs.)

Der zweite Abschnitt (S. 94—400) beschäftigt sich mit der besondern Ohrenheilkunde. In der Einleitung theilt der Herr Vf. die Eintheilungen der Ohrenkrankheiten von mehreren Schriftstellern mit nebst einer kurzen Beurtheilung derselben. Er selbst behält mit geringer Modification die in der ersten Auflage angenommene Eintheilung bei.

Das erste Kapitel (S. 99—239) umfaſst die Krankheiten des äussern Ohres. Sie gehören vorzugsweise dem kindlichen und jugendlichen Alter an, in welchem die naturgemäſs reichlichere Absonderung eines weichern, hellgelben Ohrenschmalzes einen gröſsern Säfteandrang zu diesen Theilen und somit eine gröſsere Disposition zu Vegetationskrankheiten andeutet.

1) Krankheiten des Ohrknorpels. Itard und nach ihm Vering sprechen dem Ohrknorpel jeden Nutzen ab; Buchanan dagegen macht das feine Gehör vom Ohrknorpel dergestalt abhängig, daſs er in der Gestalt und dem Anheftungswinkel desselben an die Schädelknochen, sowie in der Gestalt und Tiefe der Ohrmuschel schon hinreichend zuverlässige prognostische Andeutungen für solche Fälle von Schwerhörigkeit zu finden glaubt. Nach Herrn Kramer liegt die Wahrheit in der Mitte. — Es werden hier abgehandelt: a) die rosenartige Entzündung; b) die scirrhöse Entartung und c) die Furunkel des Ohrknorpels.

2) Krankheiten des äussern Gehörganges. Anatomische Beschreibung des äussern Gehörganges; — Untersuchung desselben mit dem Ohrenspiegel; — Beschreibung seines abgebildeten Ohrenspiegels; — Benutzung des Sonnenlichtes bei der Untersuchung mit demselben; — Beurtheilung der Vorrichtungen zum Exploriren von Cleland, Bozzini und Deleau; — physiologische Ansichten der Schriftsteller über den Gehörgang; — Eintheilung der Krankheiten desselben nach verschiedenen Autoren; — Herrn Kramer's Eintheilung in a) erysipelatöse Entzündung des Gehörganges; b) Entzündung der drüsigen Haut des Gehörganges (catarrhalische Entzündung); c) Entzündung des Zellgewebes im Gehörgange (phlegmonöse Entzündung) und d) Entzündung

Digitized by Google

der Knochenhaut des Gehörganges (metastatische Entzündung). Diese Formen werden genau beschrieben und die ursächlichen Momente, die Diagnose, Prognose und Cur exact angegeben.

3) Krankheiten des Trommelfelles. Die von den meisten Ohrenärzten angenommene Erschlaffung und krankhafte Anspannung des Trommelfelles wird für eine Hypothese, das Zerreifsen desselben ohne vorherige Entzündung für unmöglich, und das Selbstverzehren und Selbstdurchlöchern desselben für einen Irrthum erklärt. Nach des Herrn Vfs. Beobachtungen bringt das Durchlöchern desselben stets einen höhern oder geringern Grad von Schwerhörigkeit hervor. Herr Kr. nimmt nur die Entzündungen des Trommelfelles an und unterscheidet: a) acute Entzündung (Ohrenzwang) und b) chronische Entzündung desselben.

Zweites Capitel. Krankheiten des mittlern Ohres (S. 239—330). Der Herr Verf. begreift darunter alle diejenigen Krankheiten, welche sich in der Trommelhöhle und der Eustachischen Trompete entwickeln und hier schon bei Lebzeiten der Kranken unserer Diagnose zugänglich sind. — Mifsbildungen der Gehörknöchelchen überläfst er den Handbüchern der pathologischen Anatomie; die Lähmung und Zerreifsung der Muskeln der Gehörknöchelchen, die Diagnose der Wassersucht der Trommelhöhle, der Caries, der Ankylose der Gehörknöchelchen u. dgl. m. den Hypothesenträumern. — Nur die Entzündung der Schleimhaut der Eustachischen Trompete und der Trommelhöhle mit ihren verschiedenen Ausgängen und Nachkrankheiten, so wie die Entzündung des unter jener Schleimhaut liegenden Zellgewebes lassen sich in der Wirklichkeit als deutlich ausgeprägte Krankheitsformen nachweisen. Darum führt der Herr Vf. nur folgende Formen an:

1) Entzündung der Schleimhaut des mittlern Ohres. — Catheterismus der Eustachischen Trompete durch Röhren von Silber, welche bei den Einspritzungen liegen bleiben und mittelst eines Stirnbandes befestigt werden. Mit Deleau erkennt der Herr Vf. die Übelstände der wässerigen Einspritzungen und wendet, wie jener, die comprimirte Luft statt der wässerigen Einspritzungen an, wozu er eine Luftpresse beschreibt und in Abbildung liefert. Rec. hat früher angeführt, dafs schon Lentin die Eustachische Trompete durch erwärmte Luft zu öffnen suchte. Derselbe sagt nämlich: »Nach meinen jetzigen Erfahrungen ist es weit besser, die durch Schleim verstopften Eustachischen Röhren durch erwärmte Luft, als durch irgend eine Flüssigkeit zu

Digitized by Google

öffnen, und zwar aus dem Grunde, weil es eines Theils durch dieses Mittel eben so gut geschehen kann, andern Theils aber auch, weil man oft nicht ohne Nachtheil des Gehörs Flüssigkeiten in die Trommelhöhle bringt, die nicht leicht wieder abfliefsen können, auch hieher durchaus keine Flüssigkeiten gehören, sondern Luft das Element ist, das die Trommel haben mufs u. s. w. c (vgl. Lentin, Beiträge zur ausübenden Arzneiwissenschaft Bd. II. S. 128). Herr Kramer geht demnach zu weit, wenn er den Leistungen Lentin's alle praktische Brauchbarkeit abspricht. — Die von Deleau gegen die Brauchbarkeit der unbiegsamen silbernen Röhren aufgestellten Gründe widerlegt der Herr Vf. und macht dann folgende Unterabtheilungen der Entzündung der Schleimhaut des mittlern Ohres: a) Entzündung derselben mit Schleimanhäufung im mittlern Ohre; b) Entzündung der Schleimhaut der Eustachischen Trompete mit Verengerung derselben; c) Entzündung der Eustachischen Trompete mit Verwachsung derselben. — Die Beschreibung, Aetiologie, Diagnose, Prognose und Cur dieser Formen ist mit vielem Fleifse gegeben.

2) Entzündung des Zellgewebes und der Knochenhaut in der Trommelhöhle (echte innere Ohrenentzündung). Der Herr Verf. unterscheidet und beschreibt zwei Formen der inneren Ohrenentzündung: a) eine acute und b) eine chronische.

Drittes Capitel. Krankheiten des inneren Ohres (S. 330 — 377). Es gehören hieher die Krankheiten des Labyrinthes, d. h. des Vorhofes, der halbcirkelförmigen Canäle, der Schnecke und der in diesen Theilen enthaltenen Nervenausbreitungen. Die sehr versteckte Lage dieser Theile, die nicht nur während der Lebzeiten, sondern selbst nach dem Tode des Kranken die Untersuchung in hohem Grade erschwert, hat die rein speculative Richtung, welche die Bearbeitung der Krankheiten des inneren Ohres von Anfang an genommen hat, ungemein begünstigt. — Der Herr Verf. geht nun die Meinungen der verschiedenen Autoren über diese Krankheiten durch, giebt eine scharfe Kritik der einzelnen Leistungen, und behauptet endlich, dafs die einzige unzweifelhafte Krankheitsform des Labyrinthes, d. h. der darin enthaltenen Nervenausbreitungen, die dynamische Affection derselben unter der Form veränderter Thätigkeitsäusserung, der nervösen Taubheit, sey. Man findet ein verändertes, ein geschwächtes Gehör, ohne irgend

Digitized by Google

eine materielle Abnormität im ganzen Umfange des Gehörorgans. Übrigens gesteht der Herr Verf. zu, dafs der Gehörnerv auch organisch erkranke, allein die materiellen Veränderungen entziehen sich unserer sinnlichen Wahrnehmung. Auch mufs das Labyrinth sich entzünden können, aber gewifs nur in Folge sich weiter verbreitender primär entzündlicher Affection der Trommelhöhle und der sie umschliefsenden Knochenparthien. — Der Schwächezustand des Gehörnerven tritt in zwei wesentlich von einander verschiedenen Formen auf: 1) mit erhöheter Reizbarkeit, Erethismus, 2) mit verminderter Reizbarkeit, Torpidität. Den wesentlichen Differenzpunkt zwischen beiden bildet das Ohrentönen, welches der erethischen Form ohne Ausnahme angehört, während es der torpiden Form gänzlich fehlt. Jedoch gehört dasselbe der erethisch-nervösen Form nicht ausschliefslich an. — Die Diagnose der nervösen Schwerhörigkeit beruht lediglich auf der genauesten Localuntersuchung des Gehörorgans: der Gehörgang ist frei, meistens ohne alles Ohrenschmalz; die Trommelhöhle sammt der Eustachischen Trompete ist ebenfalls frei von materieller Anhäufung; die eingeblasene Luft dringt ohne alle Anstrengung bis zur Mitte des Gehörganges, bis zum Trommelfell. Zur nervösen Schwerhörigkeit disponiren eine gewisse erbliche Beschaffenheit, Schwäche des Nervensystems und hohes Alter. Die Prognose ist unsicher und meist ungünstig. Nachdem der Herr Verf. die bisherigen Behandlungsweisen und die einzelnen bisher angewandten Mittel einer Kritik unterworfen hat, kommt er zu seiner Methode. Zuerst regulirt er den allgemeinen Gesundheitszustand, wodurch sich jedoch in der Regel das Localleiden nicht im geringsten bessert. Wie Itard benutzt er das Einführen ätherischer Dünste in das mittlere Ohr durch die Eustachische Röhre. Da sich bei dem Verfahren Itards der Essigäther, der vor allen andern Mitteln den Vorzug verdient, zersetzt und somit reizend einwirkt; so hat der Herr Verf. eine andere Vorrichtung getroffen, wozu er den Apparat abbilden liefs. Wir müssen den Leser ersuchen, die Verfahrungsart selbst nachzulesen, da sie ohne Betrachtung der Abbildung in Kürze nicht wiederzugeben ist. — Die Sitzungen, in welchen die ätherischen Dünste in das mittlere Ohr geleitet werden, müssen täglich auf einander folgen, wenn Nutzen erwartet werden soll. Bei der torpid-nervösen Schwerhörigkeit mufs die Einwirkung kräftiger seyn. Defshalb läfst der Herr Verf. den Äther, der bei der ere-

Digitized by Google

thisch nervösen Form durch Wasser verdunstet wird, bei der torpid-nervösen Form durch eine Öllampe erwärmen.

Viertes Capitel. Von den Hörröhren (S. 377—383). Der Herr Verf. hält es nicht der Mühe werth, die verschiedenen Hörröhren zu beschreiben, da sie trotz aller angewandten Bemühungen doch unpraktisch seyen. Er fafst deshalb nur das Gemeinsame derselben zusammen und theilt sie, ohne Rücksicht auf ihre Form zu nehmen, folgendermafsen ein: sie nehmen entweder 1) den Schall blos als einfache Leiter auf und leiten ihn unverändert in seiner ganzen Stärke dem Ohre zu, oder 2) sie verstärken durch das Metall, woraus sie gefertigt sind, den Schall und verändern ihn zugleich. Unter der Verstärkung des Schalles durch metallische und andere ähnlich construirte Hörinstrumente geht gewöhnlich die Verständlichkeit verloren, oder der Gehörnerv wird in der Art gereizt, dafs die Lähmung um so rascher eintritt. Darum warnt Herr Kr. nachdrücklich vor dem Gebrauche dieser Instrumente.

Fünftes Capitel. Von der Taubstummheit (S. 383—400). Der Herr Vf. glaubt, dafs bis jetzt kein einziger Taubstumme wirklich geheilt, d. h. in einen solchen Zustand versetzt worden sey, dafs er gleich einem gesundhörenden Menschen mit seinen Mitmenschen ungehindert durch das Gehör in allen Verhältnissen hätte verkehren können. Das so wichtige Problem, ob Taubstummheit heilbar sey, ist nach ihm praktisch noch nicht gelöst, und er zweifelt auch daran, dafs es jemals bejahend auf eine befriedigende Weise gelöst werden möge. Alle gegen die Taubstummheit vorgeschlagenen Mittel und Heilmethoden verwirft er unbedingt, und zwar defshalb, weil der Gehörnerv, auch ohne primär afficirt zu seyn, dennoch bei allen Taubstummen durch die viele Jahre dauernde Unthätigkeit so bedeutend gelähmt werde, dafs selbst die passendste Beseitigung materieller Mifsverhältnisse des Gehörorgans die Lähmung nicht aufheben könne. — Hier ist der Herr Verf. gegen seine Gewohnheit auf das Feld der Hypothese gerathen. Wir wollen hoffen, dafs er den unglücklichen Taubstummen seine Bemühungen für die Zukunft nicht entziehen wird.

Der gedrängt dargelegte Inhalt dieser Schrift beweist ihre Reichhaltigkeit und Gediegenheit. Ihr praktischer Werth wird durch Mittheilung sehr vieler, höchst interessanter Krankheitsfälle aus dem Gebiete der verschiedenen Formen der Ohrenkrankheiteiten, meist nach eigner Beobachtung, sehr erhöht.

Digitized by Google

Auf Tab. I. sind ein Ohrenspiegel, ein Erleuchtungsapparat für den Gehörgang, ein silberner unbiegsamer Catheter und ein Stirnband, auf Tab. II. die Luftpresse und ein grofser und ein kleiner Dunstapparat abgebildet.

Dieses Werk verdient in hohem Grade die Berücksichtigung der Ärzte.

Dr. Franz Ludw. Feist in Mainz.

Lateinische Synonyme und Etymologieen von Ludw. Döderlein. — Fünfter Theil. — Leipzig 1836, *bei E. C. W. Vogel. XIV. u.* 392 *Seiten* 8.

Seit zehen Jahren hat dieses Werk, dessen vorletzter Band jetzt vor uns liegt, sich auf dem Gebiete der philologischen Forschung, in dem Kreise, in welchem es sich zu bewegen bestimmt war, Achtung verdient und erworben, und Ref. hat jeden neu erschienenen Band in diesen Jahrbüchern bewillkommt und beurtheilt. Wenn er dies auch bei diesem thut, so geschieht es theils weil es von ihm erwartet wird, theils weil er den lebhaftesten Antheil an der Fortsetzung des Werkes nimmt, theils endlich, weil er sich freut, jetzt im fünften Theile einen Wunsch erfüllt zu sehen, den er schon wiederholt, und gleich bei dem ersten Theile, ausgesprochen hat. Der Verf. erklärt nemlich in der Vorrede, »es habe sich die Vollendung dieses Bandes hauptsächlich dadurch verzögert, dafs er sich mehr und mehr überzeugte, dafs er die Sprachvergleichung bei seinen etymologischen Untersuchungen weniger entbehren könne, als er bei seinem bisherigen Verfahren that, und nach seinen frühern Grundsätzen thun zu müssen glaubte.« Es habe darunter, fährt er fort, freilich die Gleichförmigkeit und Consequenz gelitten, allein zum Frommen der Resultate: denn jetzt habe er das Griechische regelmäfsig, das Deutsche häufig zur Vergleichung beigezogen, und bei seiner jetzigen Methode sey ihm klar geworden, dafs die lateinische Sprache, namentlich im lexikalischen Theile, nur als ein Dialekt der griechischen Sprache behandelt werden dürfe, und dafs die ungriechischen Elemente derselben auf eine unverhältnifsmäfsig kleine Zahl zusammenschmelzen. Bei Vergleichung der germanischen Dialekte sey er vorsichtig gewesen, weil ihm ihre Kenntnifs abgehe, auch habe die nächste Bestimmung seines Werkes ein tieferes Eingehen in historische Forschung abgelehnt.«

Digitized by Google

Dafs der Vf. nicht auf das Ansinnen eingieng, welches ein Recensent des zweiten Theils seines Werkes machte, nemlich das Sanscrit zur Grundlage seiner etymologischen Forschungen zu nehmen, können wir aus demselben Grunde nur billigen. Da der Vf. anfangs beabsichtigte, mit dem fünften Theile das Werk zu schliefsen, so befliſs er sich gröfserer Kürze und enthielt sich der kritischen Excurse, der Polemik gegen fremde Ansichten und der Häufung von Beweisstellen, konnte jedoch nicht verhindern, dafs nicht noch ein sechster Band nöthig wurde. Dieser wird denn auch ein Generalregister enthalten, um das lästige Nachschlagen der einzelnen Register unnöthig zu machen, und dieses soll die weitere Bestimmung erhalten, zur Ergänzung und zur Berichtigung des ganzen Werkes sowohl in synonymischer als besonders auch in etymologischer Beziehung zu dienen, und mithin die Stelle eines Supplementbandes und zugleich einer neuen, verbesserten und vermehrten Ausgabe, auch wo möglich gar die Stelle eines *Etymologicum Latinum* zu vertreten. Da der Vf. sich zugleich vorbehält, in einer Einleitung zu dem nächsten Theile sich über die Motive seiner ausgesprochenen Bekenntnisse, wonach sich in seinen Ansichten und Grundsätzen hinsichtlich der Etymologie Manches geändert hat, auszusprechen, so versparen wir eine Erörterung darüber billig auf die Beurtheilung des letzten Theiles, und fügen unsern obigen Äusserungen hierüber nichts weiter bei, um für die Bemerkungen Raum zu gewinnen, welche wir über den vorliegenden mitzutheilen haben: Bemerkungen, die zwar nicht Anspruch auf hohe Wichtigkeit machen, und zum Theil blos subjective Ansichten aussprechen wollen, die aber doch vielleicht in einzelnen Puncten bei dem sechsten Theile beachtet werden könnten.

Wenn wir zuvörderst aussprechen, dafs wir in diesem Bande die gleiche Sorgfalt und Feinheit der synonymischen Begriffsbestimmungen, oder vielmehr der genauen Unterscheidung scheinbar synonymer Wörter, mit den treffendsten Stellen belegt, angetroffen haben, wie in den frühern, ja dafs uns eine grofse Menge Artikel (der Band enthält ihrer hundert) vorgekommen sind, bei denen wir nicht nur Nichts zu erinnern haben, sondern die uns gleichsam aus der Seele geschrieben sind, so ist dies nicht eine bloſse Folie, auf welcher, als auf einem glänzenden Hintergrunde, sich der darauf folgende Tadel besser ausnehmen soll, sondern unsre vollste Überzeugung, welche wohl selbst diejenigen theilen dürften, die mit dem etymologischen Theile weniger, als wir,

Digitized by Google

einverstanden und zufrieden seyn möchten. Haben wir übrigens oben unsere Freude über die Änderung des etymologischen Princips unsers Vfs ausgesprochen; so sind wir doch nicht in dem Falle, alle Anwendungen desselben mit Beifall aufnehmen zu können. Indessen spricht er selbst, aus reiner Wahrheitsliebe, öfters nicht entscheidend, und hat dadurch gezeigt, wie ihm am persönlichen Rechtbehalten nichts, an Förderung der Wissenschaft alles liege.

Gleich auf der ersten Seite will uns die Stammverwandtschaft zwischen *mitis* und *mollis*, auf welche Seneca Ep. 114 deuten soll, gar nicht einleuchten: eben so wenig der gemeinschaftliche Stamm *melc*, und die Entstehung von *mitis* aus *melctis*. Alle angegebenen Analogieen von Veränderung der Sylben *el*, *il* und *ol* beweisen nicht, was sie beweisen sollen, weil nirgends das *l* wegfällt, sondern nur der Vokal verändert wird; was aber unter N. 3 S. 4 angegeben ist, möchte wohl nicht geeignet seyn, das Unhalthare zu unterstützen, da es selbst sehr zweifelhaft ist. Denn wie kann z. B. die Ausstofsung des *l* dadurch bewiesen werden, dafs *procerus* für *procelrus* stehe, und *caecus* von *calim* komme, *vis* (die Kraft) aber von *valeo* herzuleiten sey, und eigentlich *vels* heifse: da doch ἴς so nahe liegt. S. Passow u. d. W. Und warum soll denn *mulceo* von ἀμέλγω herkommen, und nicht vielmehr *mulgeo?* *) — S. 4 konnten wir es nicht verdauen, dafs *comis* aus *coquere* stammen und mit höflich und hübsch verwandt seyn soll. Hübsch ist zwar wahrscheinlich höfisch (s. Frisch u. d. W. hüpsch): aber was höflich und höfisch für eine Wurzel habe, darüber scheint doch kaum ein Zweifel seyn zu müssen. Und sind auch die Ableitungen von Varro aus κῶμος, von Baumgarten-Crusius aus *coire*, die Vermuthung Freunds aus *commitis*, nicht sicherer, so möchten wir doch lieber die Sache dahingestellt seyn lassen, als solche Vermuthungen aufstellen und rechtfertigen wollen. Im Lateinischen weit mehr als im Griechischen ist in manchen Fällen das ἐπέχειν das Beste. — S. 6 oder 10 fg. konnte bei *mansuetudo* auch auf die Bedeutung des Wortes in der spätern Latinität, z. B. in der Vorrede des Eutropius, hingedeutet werden. — S. 7 hätten wir bei *humanitas* anstatt in Folge meiner Menschlichkeit lieber von Seiten meiner Menschlichkeit gesagt. — Zu

*) Womit übrigens eine Stammverwandtschaft beider nicht gerade geläugnet seyn soll.

S. 18 bemerken wir, dafs der Vf. des Schwäbischen Wörterbuchs nicht Schmidt, sondern Schmid, hiefs. — S. 21 f. war bei *curiosus* in der Bedeutung *macer* erstlich das Beispiel aus Nonius anzuführen, der *curio* bei Plaut. Aulul. III. 6. 27. durch *curiosus* erklärt; dann hätte aber das *curiosus* in der Bedeutung von *macer* aus eben jener Plautinischen Stelle III. 6. 26. nachgewiesen werden sollen (*magis curiosam nusquam esse ullam belluam*), wo freilich Mehrere *curionem* lesen, damit die Frage des Megadorus (*volo ego ex te scire, qui sit agnus curio*) darauf passe, worauf dann von Euclio die scherzhafte Antwort gegeben wird: *qui ossa atque pellis totus est, ita ut cura macet:* wo man dann erst begreift, warum Hr. D. sagt, die Ableitung von *cura* könne nur für Scherz gelten. Liest man aber an jener Stelle *curionem* und nicht *curiosam*, so hat *curiosus* in diesem Sinne weiter keinen Beleg mehr. — S. 23 hätten wir bei *macer* wenigstens den Zusammenhang mit μαχρὸς angedeutet. — S. 25 N. 9 hätten wir die griechische Etymologie bei *tener* auch hereingezogen, etwa so: Die Ähnlichkeit zwischen τέρην und *tener* ist gewifs eben so wenig zufällig, als die zwischen μορφὴ und *forma*. *Tendere* aber ist gewifs mit τείνω, ταν́ω und dadurch mit dehnen verwandt: mit *tener* dann das holländische *teder*, das französische *tendre*, engl. *tender* und durch diese Vermittelung das deutsche zart. — S. 26. Dafs ἰσχνὸς auf *égere*, und nicht auf ἴσχω, also ἔχω, zurückzuführen sey, davon möchten sich wohl Wenige überzeugen lassen: noch Wenigere aber von der Behauptung S. 27, dürftig und dürr seyen stammverwandt. Die Buchstaben dür dürfen uns nicht verleiten. Wir verweisen wegen dürftig, der Kürze wegen, nur auf den Artikel darben bei Frisch, und ebd. den Artikel dürr. — S. 29 würde es auch passend gewesen seyn, die *minuti philosophi* des Cicero (de Sen. 23, 85. de Divin. I. 30. 62. p. 150 uns. Ausg. und die dortigen Citate), zu vergleichen. — S. 32 sollte zwischen *tingere* und tauchen die in Süddeutschland so häufige und fast allgemeine Mittelform tunken (dunken) stehen. — S. 35 hätten wir angedeutet, dafs schon in der Bildung des Wortes *fundamentum* (aus *fundare*) die Andeutung liege, dafs es einen künstlichen (eigentl. gemachten) Grund bezeichne. — S. 38. Die Analogie von μίγνυμι, *misceo*, *mixtus*, um die höchst problematische Ableitung des Wortes *restis* von *stringere*, *trahere* zu vermitteln [dafs nemlich zwischen den Endradical und die Endung ein *s* eingeschoben sey], scheint nicht zu passen, denn *misceo* ist nicht auf diese Weise von μίγνυμι

Digitized by Google

entstanden, sondern von ΜΙΣΓΩ (hebr. מָסַךְ, deutsch mischen) kommt es her, wovon es freilich eine alte, erweichte Nebenform ΜΙΓΩ (daher mengen) gab; das Supinum aber ist von *miscitum*, syncopirt *mistum*, und erst durch die Aussprache *mixtum* (nicht von *migstum*) geworden. Man vergleiche nur in dieser Hinsicht *Sestius* und *Sextius*: ursprünglich ein Name, dann bekanntlich unterschieden als patricische und plebejische Familie. *Mistus* also ist nicht, wie angedeutet zu werden scheint, aus *mixtus* entstanden, sondern, wie wir glaubten, umgekehrt dieses aus jenem. *) — S. 44 wird zu *Sancta puer, Saturni filia* allzu unbestimmt Liv. Odyss. citirt, so dafs man gar nicht nachschlagen kann. Das Citat sollte heifsen Liv. Andronic. in Odyssia bei Priscian. VI, 8. 42. p. 248. Krehl. p. 698. Putsch. — S. 45 unten ist in der Stelle aus Cic. de Sen. 2. falsch geschrieben *quam pueritiae adolescentiae surrepit* Druckfehler für *adolescentia*. — S. 56. Gegen die angenommene Buttmann'sche (Lexil. I. S. 26) Unterscheidung von θέλω und βούλομαι, dafs jenes einen energischen Willensact, dieses nur ein blofses Gefühl, einen Wunsch bezeichne, haben wir einzuwenden, dafs, ob wir gleich die Reduction beider Verba auf Eine Wurzel und Grundbedeutung nicht bestreiten, sich uns doch, bei Beobachtung des Gebrauches der besten Schriftsteller, nicht ein blos gradueller Unterschied ergeben, sondern die Ansicht festgestellt hat, dafs θέλειν, ἐθέλειν ein Wollen aus Neigung, Laune, Eigensinn bezeichne, wo man den Grund des Wollens entweder nicht angeben kann oder nicht angeben will, aber dafür desto fester darauf beharrt, überhaupt ein Wollen, das in der Natur des Wollenden liegt, so dafs er nicht wohl anders wollen kann, weil er es nicht in Folge von vorgestellten oder von aussen ihm vorgehaltenen Gründen will: βούλομαι aber ein Wollen aus Gründen, mit Absicht oder in Folge eines durch Erwägung herbeigeführten Entschlusses. Wir wissen zwar wohl, dafs Rost in seinem deutsch-griechischen Wörterbuche (unter Wollen) nicht blos so ziemlich die entgegengesetzte Ansicht aufstellt, ja dafs er die Ansicht, welche wir aufstellten, und die

*) Es läfst sich *mixtus* auch als blos durch Umstellung hart zusammenstofsender Consonanten entstanden denken, dafs nemlich aus *miscitus* wäre *misctus*, und aus diesem umgestellt *micstus*, d. i. *mixtus*, geworden; ungefähr wie sich *nervus* und νεῦρον (νεϝρον), *parvus* und παῦρος (wovon das lateinische *paulus* nur eine andere Aussprache ist) verhalten.

Digitized by Google

er auch einem Jenaer Recensenten (1822. 155.) zuschreibt, mit der kurzen Bemerkung abfertigt, sie sey grundlos. Passow, ohne Buttmanns Ansicht zu widersprechen, drückt sich behutsamer aus. Wir getrauen uns, unsere Unterscheidung eher durchzuführen, als wir dies der entgegengesetzten zutrauen. Wenn z. B. Buttmann sagt, ἐθέλειν komme häufig vom Willen der Götter vor, so ist dies ganz im Sinne der Homerischen Menschen, welche ihre Götter nach dem Grundsatze handeln lassen: *sic volo, sic iubeo: stat pro ratione voluntas.* Ferner erklären wir aus unserer Ansicht leicht, warum nach Buttmann ἐθέλειν allein (nicht βούλεσθαι) gebraucht wird für δύνασθαι, warum ἐθέλειν ohne die Überzeugung von der Möglichkeit in dem Wollenden nicht stattfinde, warum βούλομαι, und nicht ἐθέλω, bei Homer zuweilen für lieber wollen stehe, endlich warum und wie an einer Stelle (Odyss. ρ. 226.) ἐθέλω und βούλομαι einander entgegengestellt sind *). Und nun vergleiche man vollends die Familien beider Wörter und die herrschenden, ja fast ausschliefsenden Bedeutungen in denselben: man halte βούλευμα, βούλευσις, βουλευτής, βουλευτικός, kurz βουλεύω mit seinen Derivaten, dann βουλή, βούλημα, βουληφόρος gegen θέλησις, θέλημα, θελήμων, ἐθελοντής und alle mit ἐθελο— zusammengesetzten Wörter, und sehe, ob sich nicht ihre Bedeutung am ungezwungensten bei unserer Unterscheidung erklären läfst **). — S. 57 möchten wir wir fragen, warum denn bei *optare* nicht die Bedeutung sich Etwas ersehen, wählen, herausgehoben ist, die doch z. B.

*) Damit verträgt sich auch recht gut der Platonische Sprachgebrauch von ἐθέλειν, z. B. Phaedon. c. 50. u. 51. p. 102 u. 103. Steph. τὸ σμικρὸν οὐκ ἐθέλει ποτὲ μέγα γίγνεσθαι und ἐκεῖνα οὐκ ἂν ποτέ φαμεν ἐθελῆσαι γένεσιν ἀλλήλων δέξασθαι. An solchen Stellen hätte βούλεσθαι darum keinen Platz, weil es sich nicht davon handelt, dafs ein Entschlufs zu etwas gefafst werde, sondern dafs das Nichtwollen in der Natur liege und also fast ein Nichtkönnen sey. S. Wyttenbach ad Platon. Phaedon. p. 272 sq.

**) Ein gelehrter Freund, dem Ref. diese Ansicht mittheilte, erklärte sich darüber so: „die Gränzlinie zwischen βούλομαι und ἐθέλω möchte oft nicht scharf gezogen werden können [natürlich, weil es oft von der Subjectivität des Sprechenden und Schreibenden abhängt, welche Art des Wollens er andeuten wolle]; übrigens glaube ich auch, dafs βούλομαι mehr auf eine Willensmeinung geht, Willensvermögen vom Verstande bestimmt, ἐθέλω mehr auf eine Äusserung des sich selbst überlassenen Willensvermögens: wollen, dafs Etwas geschehe, weil man es will: ein unabhängiges Wollen."

Digitized by Google

ganz deutlich in der aus Plaut, Rud. III. 6. 16: *utrum vis opta, dum licet* ausgehobenen Stelle stattfindet, auch offenbar in der Stelle aus dem Festus (S. 58 N. 7) gemeint ist, wo es heifst: *In re militari optio appellatur is, quem decurio aut centurio optat sibi rerum privatarum magistrum* — mag man nun gegen die Ansicht des Grammatikers selbst einwenden, was man will. Vgl. noch die verschiedenen bei Forcellini angeführten Stellen. — S. 62 wird in Tac. Ann. XI. 9. Walthers Wiederherstellung der Lesart der meisten Handschriften *foetus repente iaciunt*, das neuerlich auch Ruperti, doch nicht ohne einigen Zweifel, wie es scheint, aufnahm, als die richtigere empfohlen, und die Erklärung Walthers: *verba repente iniiciunt de foedere sanciendo* haltbar genannt. Wir erblicken hier nichts Haltbares, wo eine Erklärung gegeben werden mufs, die zwar einen guten Sinn giebt, aber in den Worten nimmermehr liegen kann. Die von W. angeführten Stellen, welche diesen Gebrauch belegen sollen, sind alle anders: Ann. XV. 50: *scelera principis inter se aut inter amicos iaciunt;* I. 10: *quamquam quaedam dē — institutis eius iecerat;* III. 66: *Mamercus antiqua exempla iaciens;* IV. 7: *neque apud paucos talia iaciebat;* IV. 68: *Latiaris iacere fortuitos primum sermones;* VI. 4: *si qua discordes iecissent, melius obliterari;* VI. 31: *veteres — terminos — per vaniloquentiam ac minas iaciebat;* VI. 46: *iactis tamen vocibus, per quas intelligeretur providus futurorum.* Wir lassen uns sogar die Scheller'sche Erklärung des von W. nicht angeführten Beispieles aus Tac. I. 69: *odia in longum iaciens* gefallen: den Grund zum Hasse legen, und finden uns dadurch doch noch nicht bewogen, zu glauben, dafs *foedus repente iaciunt* gesagt und so erklärt werden dürfe. Der Sprache angemessener sind die nicht von Autoritäten entblöfsten Lesarten *iciunt* (das freilich hier einzeln dasteht, da man sonst das Präsens von *icere* nicht findet), *faciunt* oder die Conjectur *sanciunt*. Damit aber das von Walther gerügte ὕστερον πρότερον nicht in die Erzählung komme, nehmen wir an, es werde das Schliefsen des Bündnisses mit diesen Worten erst im Allgemeinen angegeben, im Folgenden dann das Wie genauer erzählt, so dafs *congressique* stehe für *et congressi quidem* (primo cunctantur cet.). — S. 64 fg. Die angeführten Redensarten über den Haufen werfen und *nive verberat agros Jupiter* beweisen nicht, dafs die Grundbedeutung von werfen der Begriff des Schlagens ist, und dafs *verberare*, umgekehrt, die Bedeutung von Werfen (goth. *wairpan*), seiner Abstammung nach, hat. Die erste Phrase entstand aus einem Act beim Ringen auf einem mit Sand bestreuten Boden, wenn ein Ringer den andern so zu fassen wufste, dafs er ihn über den Sand-Haufen hinüber warf, nicht dafs er ihn zu Boden schlug; in der zweiten aber ist der Ausdruck poetisch: Jupiter bewirft nicht die Felder mit Schnee, sondern er schlägt oder peitscht sie gleichsam mit Schnee. — S. 71. In der Stelle aus Columella XI. 1. prc.: *Claudius Augustalis excudit mihi, cultus hortorum prosa ut oratione componerem* hilft es nichts, wenn man die Ver-

Digitized by Google

besserung *extudit* damit abweist, dafs sie »die bezeichnete Handlung etwas zu derb, als zwingende Zudringlichkeit darstelle.« Die Grammatik erlaubt nicht zu sagen *excudere alicui, ut aliquid faciat.* Sagt doch Valer. Max. I. 4. n. 4: *extuderunt, ut domum redirct,* und V. 2. n. 2: *Perseveranti postulatione extuderunt, ut — addiceretur.* So wird auch das starke *extorquere* gebraucht, z. B. Cic. Tusc. I. 7: *extorsisti, ut faterer.* Doch wir brauchen nicht mehr Beispiele beizubringen. — S. 71 mufs es in dem Fragment aus Plautus *ne te — cajet,* nicht *cajat,* heifsen, da das Verbum *cajare* heifst, wie der Vf. zwei Zeilen weiter oben selbst sagt. — S. 72. Die für die Abstammung des Verbums *soleo* von ἔθω beigebraehten Analogieen haben für uns sehr wenig Überzeugendes, wenn schon der Vf. die Ableitung unstreitig nennt. Eben so will es uns S. 77 mit der Reduction von *ops* auf *juvare* gehen, und S. 83 mit dem zu *potis* und πότνιος gestellten Fetzenkerl. — S. 83 wird zu Tac. Hist. I. 1: *Postquam omnem potestatem ad unum conferri pacis interfuit* gesagt, Walther habe mit richtigem Sinne *potentiam* hergestellt, da die Allmacht des souveränen Herrschers, nicht die Vereinigung der Staatsgewalten in Einer Person der Freimüthigkeit Abbruch gethan habe. Aber es handelt sich in dem Satze nicht davon, was der Freimüthigkeit Abbruch that, sondern zunächst ob *potentiam* in die Stelle pafst, und zu *ad unum conferri pacis interfuit* füglich gesetzt werden könne? Und darauf giebt es doch, in Erwägung von *conferri,* nur eine verneinende Antwort. Dafs diese übertragene *potestas* eine *potentia* zur Folge hatte, und dadurch der Freimüthigkeit Abbruch geschah, ist richtig und lag in der Natur der so übertragenen *potestas:* aber das war hier noch nicht zu sagen. — S. 85 fg. Was wollte wohl der Vf. mit dem angefangenen Satze sagen: »Aber eine Vergleichung von Seneca — mit — Oder Plinius — mit —« und nun folgt keine Vollendung dieses Anfangs. — S. 88 und an verschiedenen andern Stellen ist uns aufgefallen, dafs bei der, übrigens ganz richtigen; Unterscheidung zweier Wörter nur der Unterschied der Bedeutung selbst angegeben ist, der dann, wenn nicht wie ein Orakel, doch wie ein Resultat einer Untersuchung erscheint, während er doch ganz einfach und offen in der Wortbildung und in der Bedeutung der Endungen liegt, nemlich hier in *furialis* die Ähnlichkeit mit den Furien, in *furiosus* die Besessenheit von den Furien. Es sollte also gesagt seyn, die Bedeutung erhelle aus der Bildung der Wörter. — S. 88 will uns die Ableitung des Verb. *delirare* von *delinquere* nicht zusagen, und wir halten uns — nicht an *lira,* was wir, trotz der Erklärung des Plinius H. N. 18, 20, 49, mit dem Verf. gerne aufgeben, sondern an λῆρεῖν. Aber nicht viel besser *sero* von *sequi,* und noch weniger *spirare,* das eigentlich *svenrare* geheifsen habe, von *ventus* (S. 93), Heimath von *civitas* (S. 98), Schelm von *calvere,* schlimm, d. h. schief, von *laevus* ebd. Gewifs ist schlimm mit *limus,* im Sinne von *obliquus,* verwandt. Vgl. Frisch u. d. W. schlimm.

Digitized by Google

— S. 92. Hier bemerken wir, dafs Cicero nicht nur Univ. 5. *anima* für *aër* setzt, wo 7 Handschriften doch das Letztere geben, sondern auch Acad. II. 39, 124, und hier, wie es scheint, ohne Variante. — S. 120 wird uns zugemuthet, *ira* und Eifer für einerlei Wort zu nehmen, und *succensere* nicht von *censere*, sondern von *succendere* abzuleiten, S. 124 aber *indagare*, δήω und ζητεῖν von Einem Stamme herzuleiten, und dann soll wieder *indaginem* buchstäblich das deutsche Zaun seyn, S. 125 Fährte nicht nur Eines Stammes mit Spur, sondern auch mit *vestigare*, S. 137 *famulus* von ἅμα herkommen, (das ist eine starke Hinneigung zur Ableitung lateinischer Wörter aus dem Griechischen, in Vergleichung mit der frühern Abneigung davon:) S. 151 *palatum* mit *spelunca* und *palam* verwandt seyn, S. 246 *pangere* bedeuten fangen. Dergleichen unhaltbare Ableitungen machen den Nichtkenner und Halbkenner und den Studierenden mifstrauisch auch gegen ganz Sicheres, und geben den hohlköpfigen Gegnern der Philologie Stoff zu ihren schaalen Witzeleien, welche besonders heut zu Tage die Masse der Ungebildeten so schmackhaft findet. — S. 120. Wenn Hr. Pr. D. Anstand findet, *fel* und *bilis* mit χολή und Galle zusammen zu stellen, weil er kein evidentes Beispiel finde, in welchem das lateinische *f* dem griechischen χ entspräche: so bemerken wir, dafs diese Verwechslung in den germanischen Dialekten wenigstens sichtbar genug ist: man vergleiche das holländische *kracht* mit Kraft, *lucht* mit Luft, ja die zwei deutschen Wörter Schucht und Schluft. — S. 126 steht in der Note γέγωνα sey ein eben so regelmäfsig gebildetes Perfect von ΓΟΝΩ, wie ὅλωλα von ὄλω — und doch giebt es keine verschiedenern Bildungen. Von γόνω könnte eben so wenig ein Perfectum γέγωνα herkommen, als von ΚΟΠΩ (gebr. κόπτω) κέκωπα, sondern γέγονα wie κέκοπα. Sodann ist das Perfectaugment in γέγωνα ein ganz anderes, als in ὄλωλα. Bei jenem ist dem augm. syllabicum, gang nach der Regel, der erste Stammbuchstabe vorgesetzt: bei diesem ist von ὄλω das Perfectum mit dem augm. temporale (weil das Verbum mit einem Vocal anfängt) eigentlich ὤλα; zu diesem wird nun, nach einer sich über viele Verba erstreckenden Analogie, der ganze Stamm noch einmal vorgesetzt, nemlich ολ, folglich wird es ὄλ-ωλα: gerade so bilden sich auch die Perfecte ὀδ-ωδα, ὀπ-ωπα, ὀρ-ωρα, ὀμ-ώμοκα, ὀρ-ώρυχα und andere ähnliche. — S. 148 fg. fiel uns die Stelle auf: »*Faux* existirt in seiner Bedeutung in dem schwäbischen Bungerer d. i. Luftröhre; vgl. Schmids Wörterbuch.« (Die Stelle ist S. 107). Wenn das sonst ganz unerhörte Wort nicht durch einen Schreibfehler entstanden ist, was uns sehr möglich vorkommt, so liegt es doch von *faux* so fern ab, dafs wir darin unmöglich die Verwandtschaft erkennen können. Wer weifs aber, ob es in dem Manuscript, aus welchem es Schmid hat, nicht Lungenrer, d. i. Lungenröhre, geheifsen hat? Eben so seltsam war dem Ref. die Stelle S. 151: »Und sollte nicht das deutsche Kuttel, Kuttelfleck für Eingeweide, die deutsche

Digitized by Google

Form für γαστὴρ und *guttur* seyn?« Wir wollen die Sache nicht weiter auseinandersetzen, nur auf Frisch verweisen, und andeuten, dafs Kuttelfleck nicht sowohl Eingeweide bedeutet, als die zu einer Speise zubereiteten zerschnittenen Kaldaunen. — S. 166 will es uns sonderbar vorkommen, dafs *urgere* in den Stellen des Horatius (Ep. I. 14. 26: *Urges iam pridem non tacta ligonibus arva*) und Tibullus (I. 9. 8: *Et durum terrae rusticus urget opus*) nicht denselben Stamm haben soll, der S. 164 angegeben ist, sondern für die lateinische Form von ἐργάζομαι angenommen wird: als ob die Dichter nicht das starke Verbum *urgere* in dem Sinne von sich eifrig beschäftigen brauchen könnten. — S. 181. Bei der Zusammenstellung von οἶκος, *vicus* mit Schweig [Schwaig, auch Schweich; s. Schmid und Frisch] konnte noch ein Mittelglied, das holländische *wyk*, eingeschaltet werden. — S. 198 fg. Bei Erörterung der Bedeutung von *meditari* und *meditatio* konnte darauf hingedeutet werden, dafs die Römer oft sich im Sprachgebrauche an das wahrscheinlich verwandte μελετᾶν und μελέτη erinnerten, und ihnen deswegen die oft ganz materielle Bedeutung des Vorübens und Einübens irgend einer Fertigkeit gaben, wie eine ziemliche Anzahl von Stellen bei Forcellini beweist. Übrigens weifs Ref. wohl, dafs die Verwandtschaft zwischen μελετᾶν und *meditari* neulich von einem nahmhaften Gelehrten in einer Recension bezweifelt worden ist. Wyttenbach erklärte sie für gewifs. In Rücksicht auf das Obige möchte Ref. S. 200 bei der Unterscheidung zwischen *commentari* und *meditari*, (dafs jenes mehr extensiv, mit Mufse, Ruhe und Gründlichkeit, dieses mehr intensiv, mit Ernst, Anstrengung und Lebendigkeit über Etwas nachdenken heifse,) wenn beide neben einander stehen, wie de Or. 2, 27, 118: *locos multa commentatione et meditatione paratos* — den Unterschied so modificiren, dafs sie sich fast wie inneres und Äusseres (*mens* und μελέτη) verhalten. — S. 200. Ob das gothische Verbum *hugjan*, denken, wähnen, mit *cogitare* oder mit νοεῖν und *incohare* zusammen hange, welches Beides dem Ref. gleich unwahrscheinlich vorkommt, wollen wir nicht untersuchen, sondern es nur auch aus dem Holländischen in den Wörtern *heugen*, gedenken, *geheugen*, Gedächtnifs, nachweisen. — S. 207 war neben das deutsche Vogel, das gothische *fugls*, das althochdeutsche *fogal*, auch das englische *fowl* zu setzen. — S. 345. Zu der Stelle aus Tacitus Ann. I. 42: *Primane et vicesima legiones, illa signis a Tiberio acceptis, tu tot praeliorum socia, tot praemiis aucta, egregiam duci vestro gratiam refertis* behauptet der Vf. »das Wort *primanus* stehe unerkannt in derselben. Es haben nemlich alle Ausleger das Wort *Primane* als Femininum mit der Fragpartikel gefafst, und sich dann durch das folgende *egregiam* in Verlegenheit gesetzt gesehen, da es entweder heifsen müfste *primāne — hanc gratiam* oder *prima — egregiam gratiam refertis*. Lese man aber *primāne*, so rede Germanicus damit die anwesende, mit *vicesima legio* die abwesende Legion an.« Hiemit können wir nicht übereinstimmen. Erstlich

Digitized by Google

ist nicht die erste Legion anwesend, und die zwanzigste abwesend, sondern beide sind zugegen, und beide werden als gegenwärtig angeredet: und zweitens läfst sich die Alternative, dafs man sonst entweder *primāne — hanc gratiam* oder *prima — egregiam gratiam refertis* lesen müfste, dadurch leicht beseitigen, dafs man nach Ruperti's Vorschlage (den Hr. Pr. D. nicht zu kennen scheint) ganz einfach und ohne alle Änderung *Prima ne* oder *nae* d. i. *profecto*, liest: endlich würde durch die Annahme, *Primāne* sey der Vocativ von *primanus*, die Concinnität des Ausdrucks gar sehr leiden, und *vicesima legiones* gar seltsam daneben stehen. Doch genug der Bemerkungen, an welche wir nur noch die Berichtigung einiger uns zufällig vorgekommenen ungenauen Citate schliefsen. S. 102 unten ist die Stelle aus Tacitus nicht II. 42, sondern 41; S. 131 oben Tusc. II. 22. 53, nicht 52; S. 132 nicht Deiot. 12, 32, sondern 33; S. 144 ist die Stelle, die blos *Cic. Rull.* citirt wird, zu finden II. 35. 96; S. 231, oben, sollte es Legg. I. 2. 5, für I, 5 heifsen.

Der Kürze wegen möchte Ref. bei der Erörterung S. 276 über Cic. de Rep. IV. bei Nonius Marcellus, doch auf seine Anmerkung zu jener Stelle, nemlich zu IV, 8. p. 428 fg. seiner Ausgabe, hindeuten.

Da wir uns nun bei lauter Einzelnheiten berichtigend oder zweifelnd aufgehalten haben, so fragt vielleicht Jemand, der unsere frühern Anzeigen des Werkes nicht gelesen hat: was ist nun der langen Rede kurzer Sinn? Nicht der, der aus dem Tadel hervorzugehen scheinen könnte, sondern ein sehr entgegengesetzter. Wir laden vielmehr Jeden, der sich für gründliche Wortforschung, Synonymik und überhaupt für gründliches Studium der lateinischen Sprache interessirt, falls er diesen Theil oder das ganze Werk noch nicht kennte, ein, sich einen eben so reichen Genufs, als vielseitige Belehrung durch dessen Studium zu verschaffen. Wir waren etwas ausführlich in der Darstellung und Begründung einer Anzahl von Desiderien, womit wir dem würdigen Verfasser besser, als mit einem oberflächlichen Lobe, zu dienen glaubten: aber wir wären unerschöpflich, wollten wir die vielen treffenden und trefflichen Artikel (dergleichen z. B. der N. 214 über *Scientia. Notitia. Inscius. Nescius. Literae. Artes. Doctrina. Disciplina* ist) aufzählen oder gar zergliedern. Der Dank der Gelehrten, der Lehrer und der Studierenden wird dem Vf. nicht entgehen. Mit Vergnügen sehen wir dem Bande entgegen, der das Werk noch brauchbarer machen, runden und abschliefsen wird.

Ulm. Nov. 1836. *G. H. Moser.*

Digitized by Google

N°. 12. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

HISTORISCHE LITERATUR.

Historisch-politische Darstellung der völkerrechtlichen Begründung des Königreichs Belgien, von Nothomb. Nach dem Französischen bearbeitet mit Anmerkungen und Zugaben von Dr. Adolph Michaelis, ordentl. Professor der Rechte in Tübingen. Mit einer Karte des Königreichs Belgien. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1836. *CIV und* 501 *und* 119 *S. gr.* 8.

Ein als Lehrer der Rechtswissenschaft, als Kenner der älteren Rechtsgeschichte von Flandern, wie der Verfassung und des Zustandes von Belgien auf gleiche Weise berühmter Gelehrter hat das Original der oben angeführten Übersetzung in diesen Blättern angezeigt, Ref. darf daher um so weniger auf den Inhalt zurückkommen, als er die Verhältnisse, von denen hier die Rede ist, nicht wie jener Gelehrte aus eigner Ansicht und Einsicht der belgischen Zustände und Verhandlungen kennt. Er begnügt sich daher mit einer blofsen, nackten Anzeige, womit er die der Gegenschrift des Herrn von Reverberg verbinden will. Die Übersetzung enthält nicht blos alle Verbesserungen und Zusätze der neuern Auflagen von Nothombs Schrift, sondern auch Bemerkungen des gelehrten Übersetzers. Der Anhang von hundert und neunzehn Seiten besteht aus einem Urkundenbuche, welches die wichtigsten diplomatischen Staatsacten und politischen Documente über die belgisch-holländischen Angelegenheiten enthält. Etwas weniger diplomatisch-juristisch ängstlich hätte vielleicht der Übersetzer verfahren können, ohne dafs der deutsche Leser etwas Wesentliches verloren hätte. Es scheint uns nämlich, dafs es nicht sehr schwer gewesen seyn würde, den Hauptinhalt der drei Vorreden der drei Ausgaben des Herrn Nothomb in einen kleinen Raum zusammenzudrängen, statt dafs hier diese drei Vorreden, eine nach der andern wörtlich übersetzt, mehr als 100 Seiten füllen. Nothombs Werk hat übrigens in Holland einen Gegner gefunden, der, als Gelehrter und als Geschäftsmann ausgezeichnet, die holländische Regierung oder eigentlich den König, der unstreitig den besten Willen hatte, wenn er auch nicht immer glücklich in der Wahl seiner Mittel und seiner Rathgeber war, gegen viele Vorwürfe Nothombs glücklich vertheidigt hat; auch von diesem Werke liegt eine deutsche Übersetzung vor uns:

Digitized by Google

Vom Königreiche der Niederlande. Durch den Freiherrn von Keverberg, Commandeur des königl. Ordens vom niederländischen Löwen, Mitglied des Staatsraths und Präfecten während des Kaiserreichs u. s. w. Stuttgart, Hallbergersche Verlagsbuchhandlung. 1836. 392 S. 8.

Der Verfasser dieser Anzeige mufs aufrichtig gestehen, dafs er sich über den historischen Werth des Buchs sehr getäuscht gesehen, da er es bisher nur aus einseitigen Anzeigen und Auszügen gekannt hat. Wahrscheinlich verdankt das Buch die günstige Aufnahme, die es gefunden hat, theils der Partheilichkeit eines Theils der Leser, und der Neugierde, die Defension der Holländer zu lesen, eines andern Theils, theils dem leichten, diplomatisch vornehmen Styl und den klingenden Worten und Phrasen, ganz besonders aber wohl, wie Ref. hofft, dem Haupttheil, worüber er sich kein Urtheil anmafst, dem Bericht über die holländische Verwaltung und Regierung in Belgien. Er überläfst daher Männern von Fach, die Vertheidigung der Holländer, als den Haupttheil des Buches, zu prüfen, und beschränkt sich auf die ersten hundert Seiten, um deutlich zu machen, warum er sich geirrt hatte, als er es für historisch hielt. Es ist eine im Style der Napoleonischen Zeit geschickt und gewandt abgefafste Schrift eines dienstfertigen, geschäftskundigen Kosmopoliten. Das ist Alles, was man davon sagen kann; historischen Werth hat sie sehr wenig. Der Übersetzer redet in dieser Beziehung viel offener als der Verfasser. Er sagt nämlich ganz offen heraus, er wolle, wenn er den zweiten Theil des von ihm sehr hölzern übersetzten Buchs herausgebe, nicht blos widerlegende Rücksicht auf die dritte Auflage von Nothombs Buch nehmen, sondern auch in eignen Nachträgen Alles widerlegen, was Nothombs Übersetzer Neues beigebracht habe, ja, er wolle sogar zu Gunsten des Königs von Holland gegen Osianders Schrift über die niederländischen Finanzen zu Felde ziehen. Dabei mufs man eingestehen, dafs das Buch des Baron von Keverberg sich viel besser lesen läfst (nur nicht in der Übersetzung) als das belgische Buch, dafs es vortreffliche und genaue Angaben enthält, dafs es vielleicht in Beziehung auf seinen eigentlichen Zweck vortrefflich seyn mag, dafs es also ganz allein Ref. Schuld ist, wenn er darin nicht gefunden hat, was er suchte. Um anzudeuten, was er suchte und nicht fand, will Ref. die ersten scheinbar ganz historischen Seiten des Buchs durchgehen und seine Meinung leise andeuten. Die Einleitung will Ref. ganz übergehen, da diese vornehme und geistreiche Manier ihm für diplomatische Aufsätze passender scheint als für historische, weil es bei den erstern auf glänzenden Schein, bei den andern ganz allein auf dürre Wahrheit ankommt; er geht daher gleich zum ersten Abschnitt über, welcher überschrieben ist: Entstehung des Königreichs der Niederlande. Die Geschichte des Falls der alten Republik der sieben Provinzen hätte Herr von Keverberg lieber ganz übergehen sollen, sie hat mit seinem Gegenstande nichts zu thun, und was

Digitized by Google

er berichtet, und die Quellen, aus denen er es nimmt, sind doch wohl hoffentlich selbst den Lesern, für welche er schreibt, gar zu flach. Es scheint uns sogar, als wenn es seiner Geschicklichkeit als Vertheidiger und Lobredner seines Königs wenig Ehre macht, dafs er so weit ausholt. Wie würde er sich aus der Sache ziehen, wenn nun einer ihn von dieser Seite fafste (die Belgien gar nicht angeht)? Wenn einer zu beweisen suchte, dafs seit der Erneuerung des Statthouderats um 1747 Holland unter englische Vormundschaft kam? Wenn er auf die Zeiten von Schlözers Phocion und auf das Betragen der Regierung im amerikanischen Kriege, besonders zur Zeit des Plans der bewaffneten Neutralität, als ein schneller Entschlufs, den Ludwig von Braunschweig und Oranien hinderten, der Republik ihre alte Bedeutung im Handel hatte wiedergeben können, zurückkäme? Wenn er der Folgen der preufsischen Besetzung und ihres Zusammenhangs mit dem Einfall um 1795 gedächte und Mirabeau sur le Stadhouderat benutzte? War es nicht besser, die Heldenthaten des jetzigen Königs, deren S. 11 u. 12 gedacht wird, ganz zu übergehen, als sich ein si tacuisses zuzuziehen? Dies gehört unter die Dinge, die Herr von Keverberg in der guten Schule für dergleichen Defensionswerk, worin er zur Kaiserzeit lange genug gewesen ist, hätte besser lernen sollen. Wir machen den Verfasser und das Publikum aufmerksam, dafs ein geschickter Gegner die vierzehn ersten Seiten diplomatischer Historie durch einen ganzen Band derber, und wie die Sophisten sagen, unartiger Historie auf eine solche Weise persifliren könnte, dafs dadurch auf die Hauptsache ein starker Schatten geworfen würde. Dies wäre für den eigentlichen Inhalt des Buchs sehr Schade, da Herr v. Keverberg weiter unten wirklich historisch, nicht diplomatisch verfährt, und die Thatsachen für ihn sprechen, auch sein König höchst achtbar ist, wäre es auch nur, weil er Charakter hat ohne Despot zu seyn. Der zweite Abschnitt, Wiederherstellung der holländischen Neutralität, enthält leider kein einziges Datum über den holländischen Aufstand im J. 1813, sondern berichtet nur, was dieser und jener Legationssecretär gesagt und dieser und jener General einem holländischen Baron oder Grafen geantwortet habe. Wir müssen es also wohl dahin gestellt seyn lassen, bis wir bessere Quellen haben, als des Herrn Barons on dit, ob in der That die alliirten Mächte ihren Rheinübergang von dem Aufstecken der oranischen Flagge und dem Volksgeschrei Oranje boven abhängig machten. Ref. traut den verbundenen Mächten mehr zu als ihnen Herr v. Keverberg zuzutrauen scheint, weil er gern beweisen möchte, dafs Holland nicht durch die alliirten Mächte, sondern durch sich selbst wieder hergestellt sey — Credat Judaeus Apella. Es folgt Seite 21 der Abschnitt: Auflösung des französischen Kaiserreichs. Dieser Abschnitt hat innere Wahrheit und streitet gegen die bekannten französischen und belgischen Declamationen mit der siegenden Gewalt unläugbarer Thatsachen. Wir übergehen die folgen-

Digitized by Google

den beiden Seiten, Frankreichs Stellung im politischen System von Europa; denn was auf den beiden weitläufig gedruckten Octavseiten steht, ist doch offenbar gar zu wenig für eine so viel versprechende Überschrift. Bei dem folgenden Artikel, Errichtung des Königreichs der Niederlande, ist der Verf. etwas ausführlicher, und gesteht ganz offen und frei, dafs die Verbindung der beiden ganz verschiedenartigen Staaten, Belgien und Holland, ein blofses diplomatisches Kunststück, oder, wie er sich sehr bedeutsam ausdrückt, eine Wirkung conservativer Maasregeln der europäischen Monarchien gewesen sey. Dies angenommen, sehen wir nicht ein, warum nicht dieselben Herren Diplomaten und ihre Committenten, sobald sie sahen, dafs ihre Maasregel nicht conservirend war, die gemachte Einrichtung wieder aufheben konnten. Dafs wir dem Verfasser nichts in den Mund legen, was er nicht gesagt hat, beweiset nicht blos sein Ausdruck conservativ, sondern er sagt S. 28 wörtlich: die Mächte hätten zwar den beiden von ihnen verbundenen Theilen des neuen Reichs alles mögliche Gute *gewünscht*, und auch gehofft, dafs die Einrichtung den Bewohnern dieses Reichs sehr heilsam seyn werde; aber *gewollt* hätten sie doch eigentlich nur die Errichtung eines Staats, von dem kein Volk je ehrgeizige Anschläge zu fürchten habe, vor dem das allseitige Interesse der Hauptmächte Europa's (soll wohl heifsen: das Interesse aller Hauptmächte Europa's) Achtung zu haben erforderte, welcher also das Unterpfand des allgemeinen Friedens werden konnte. Mit vieler Geschicklichkeit macht daher auch der Verfasser den Unterschied geltend, dafs Belgien ein erobertes Land gewesen sey, Holland dagegen nicht, dafs also über das erste Land durch Protocolle, wie über Algier oder über die Moldau, habe verfügt werden können, über das andere nicht. Dafs diese ganze Argumentation eine blofse, sehr geschickte Benutzung des Scheins ist, sieht jeder, der weifs, was es eigentlich mit Holland für eine Bewandtnifs hatte, und wie es damit zuging, dafs es sich selbst constituirte. Wir würden indessen mit dem Verf. nicht darüber rechten, dafs er die Thatsache anführt nnd darauf einen Unterschied zwischen Holland, welches Republik, und Belgien, welches österreichische und französische Provinz gewesen war, gründet; lächerlich ist es aber, wenn man sich jener Zeiten erinnert, wo man über Sachsen und Polen schaltete und Italien vertheilte, dafs er hinzusetzt, keine Macht der Welt habe ein Recht gehabt über Holland auf irgend eine Art zu verfügen, und dadurch wahrscheinlich andeuten will, die Belgier aber hätten gar nichts zu fodern gehabt. Diese Logik schmeckt uns zu sehr nach der Kaiserzeit. Das Übrige ist vortrefflich und bündig entwickelt, um zu beweisen, dafs man die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte, dafs man eine Einigkeit voraussetzte, die nicht vorhanden war, dafs auf dem Papier ausgemacht wurde, was sich nicht möglich machen liefs, dafs der neue König von Holland die unmögliche Aufgabe erhielt, durch Gesetze ein

Digitized by Google

Volk zu erschaffen, wo Gott und die Natur zwei Naturen, zwei verschiedene Interessen geschaffen hatten. Möglich war das nur allein unter der Bedingung, dafs man Bonaparte's eisernen Arm, seine Gensd'armes oder Rufslands Heere gebrauchen konnte; dann ist freilich Alles möglich. Der Verf. geht hernach zu einer Andeutung der Geschichte Hollands über und preiset S. 39 die Urheber des Aufstandes zu Gunsten des Prinzen von Oranien auf eine Weise, die sich in der Übersetzung ganz komisch ausnimmt, da diese französischen Stelzen, wenn sie ihren Mann heben sollen, in Deutschland durchaus aus einer philosophischen Fabrik seyn müssen. Was das übrigens für Leute waren, die in Holland handelten, sagt der Herr Baron ganz ohne dabei etwas Arges zu ahnden, wenn er um den neuen König, der übrigens aller Achtung würdig ist und bleiben wird, desto mehr zu erheben, sich darauf stützt, dafs ihm die Souveränität ohne Vorbehalt, ohne Schranken, ohne irgend eine Restriction oder Bedingung angetragen worden. Was soll die Geschichte dazu sagen? Von England findet sich auch kein Wort — Oranien und die Statthalterische Parthei, die Fagels u. s. w. ohne England!!! und doch ist es auf der andern Seite ein Engländer, den der holländische Staatsrath über holländische Begebenheiten citirt! Die Geschichte ist indessen getreu und richtig; die Holländer geben sich eine Verfassung, die ihnen nicht aufgedrungen, sondern nach ihrer Art und ihrem Willen gemacht wird; alles ist fertig, dann kommen die Belgier als grofsmüthiges Geschenk der Mächte hinzu. Das ist Alles ganz in der Ordnung, da aber die Belgier bei der holländischen Constitution und der Grofsmuth der Mächte gar nicht gefragt sind, so scheint auch ihre Verpflichtung in der Sache nicht weiter zu gehen, als die Macht derer, welche die Einrichtung gemacht hatten. Sobald man auf dem Felde bleibt, worauf sich der Verf. in dem Abschnitt Ergänzung der constitutiven Verhandlungen über das Königreich der Niederlande hält, ist schwerlich etwas Bedeutendes gegen ihn einzuwenden, denn es gilt nur positiven und von dem, der die Macht hat, gemachten Bestimmungen; historisch ist das aber nicht, als nur in so weit es allerdings das Geschehene getreulich berichtet. Sobald man einmal darüber hinaus ist, dafs die Hauptsache nicht von Innen ausgehen konnte und durfte, dann wird man dem Verf. ganz Recht geben, wenn er S. 56 sagt, dafs er sich darauf beschränken könne, darzuthun, dafs der Gang, den man 1813 in Holland genommen, 1815 in allen constituirenden Theilen des Königreichs der Niederlande strenge befolgt worden, sowohl in der Vorbereitung als Discussion und Annahme des Fundamentalgesetzes u. s. w. Über den Krieg von 1815 gibt der Verf. sehr schöne Redensarten. Was die Hauptsache, den Vertrag, der die Wurzel des Übels war, weil er Unmögliches möglich machen sollte, angeht, so sagt der Verf. S. 66—67: Wäre die Regierung der einen oder der andern dieser Stipulationen auch nur um das Mindeste ausgewichen, so hätte sie den

Digitized by Google

kontrahirenden Mächten gegründete Ursachen zu klagen gegeben. Das nennt man Gewandtheit. Weniger Kunst bedurfte das, was er vom Negerhandel sagt, dagegen der Artikel Rheinschifffahrt ein Meisterstück diplomatischer Kunst ist. Historisches finden wir gar nichts darin. Die Reden über die Familienverbindungen des Hauses Oranien übergehen wir; die Nachrichten von der Expedition gegen Algier und der Bericht über die orientalischen Angelegenheiten sind wenigstens historischer Art. Die Art, wie der Verf. zu den belgischen Angelegenheiten S. 83 übergeht, ist die beste, die man denken kann, in Beziehung auf das Publikum, für welches sein Buch besonders bestimmt ist. Wer das Stück, welches er überschrieben hat: auswärtige Politik in Beziehung auf die belgische Revolution, gläubig lieset, der ist für den eigentlichen Gegenstand schon durch die Meinung gewonnen, und darauf kommt es ja für den Erfolg der Überredung nur ganz allein an; was innige Überzeugung ist, davon weifs der grofse Haufen der Menschen nichts. Die Demonstration ist ungefähr folgende: Die französische Juliusrevolution ist die Frucht des unruhigen Strebens der Franzosen nach Herrschaft und Kriegsruhm (das möchte wohl wahr seyn), damit ist verbunden Proselytenmacherei, deren Frucht die belgische Revolution, deren nothwendige Folge Bedrohung des in Europa bestehenden Systems ist. Der König von Holland, der sich weigert, Belgien als ein besonderes Königreich bei seinem Hause zu erhalten, ist daher nach dem Verf. dem System der monarchischen Mächte, die ihn verlassen, getreuer als diese Mächte selbst. Das beweiset Herr von Keverberg bündig genug; Ref. glaubt indessen hinreichend angedeutet zu haben, wie meisterhaft hier die Vertheidigung der holländischen Verwaltung von Belgien nicht sowohl historisch, als vielmehr historisch-diplomatisch vorbereitet wird; das Übrige des Buchs mufs er jemandem überlassen, der mit der praktischen Staatsverwaltung vertrauter ist, als er.

Pragmatische Geschichte der nationalen und politischen Wiedergeburt Griechenlands bis zu dem Regierungsantritt des Königs Otto. Von Joh. Ludwig Klüber. Frankfurt am Main. Franz Varrentrapp. 1835. *gr.* 8. 604 *S.*

Ref. ergreift um so lieber die ihm gebotene Gelegenheit, auf dieses schätzbare Werk auch in diesen Blättern durch eine ganz kurze Anzeige aufmerksam zu machen, als er den Enthusiasmus für Griechen und Griechenland mit jedem Tage mehr verschwinden sieht, und daher fast zu fürchten ist, dafs ein so ausführliches, gut und in würdigem, einfachem historischen Styl geschriebenes Werk nicht die Bedeutung erlange, die es vor vier Jahren würde gehabt haben. Thiersch allein hält aus; er bleibt immer voller Hoffnung und voller Bewunderung, hat aber nach unserer Meinung an Fallmereyer einen so furchtbaren Gegner er-

Digitized by Google

halten, dafs Ref., seitdem ihm der gelehrte Tübinger Professor Tafel mündlich noch Manches mitgetheilt hat, offen eingesteht, dafs er Fallmereyers Ansicht für die richtigere halten mufs, so sehr er ihr vorher entgegen war. Er hat selten etwas Stärkeres, Kühneres, Gründlicheres gelesen, als Fallmereyers Vorrede zum zweiten Theile seines Morea. Wie selten trifft man unter der Masse der täglich erscheinenden Bücher ein einziges an, das auf mehrern hundert Seiten so viele wahre Belehrung gewährt, als Fallmereyers Vorrede auf wenigen Seiten! Der Mann hat nicht, wie das zu gehen pflegt, vor Gelehrsamkeit, Tiefe der Speculation, Objectivität der Auffassung, Begeisterung der Poesie, und wie die Ausdrücke sonst heifsen, den gesunden Menschenverstand verloren! Er hat selbst den Orient und Griechenland gesehen, er hat gedacht, und das Gedachte mit dem Gelesenen verglichen. Man lese ihn! Ref. macht diese Bemerkung, weil er sehr gewünscht hätte, dafs ein so besonnener Geschichtschreiber, wie Herr Klüber, auf das Resultat des Inhalts jener Vorrede hätte Rücksicht nehmen und viele dort gegebene Winke benutzen können. Für die Geschichte, wie sie Herr Klüber behandelt, war dort freilich nichts zu gewinnen, aber für Ansicht und Beurtheilung derselben sehr viel, weil manche Begebenheit in einem ganz andern Lichte hätte gezeigt werden müssen. Vielleicht ist es aber auch besser, dafs Herr Klüber in seinem Vertrauen nicht wankend gemacht worden; sein Buch wird dadurch allen Partheien als belehrende und lesbare Zusammenstellung der ganzen Geschichte um desto brauchbarer. Er hat sogar die ganze Organisationsgeschichte des neuen Königreichs aus Maurers bekanntem Werke aufgenommen; obgleich Vieles davon kaum eine historische Bedeutung hat, da es eher verschwand, ehe es noch ganz fertig dastand, oder gar überhaupt nur in der Idee, oder höchstens auf dem Papier je vorhanden war. Nach der Vorrede hat der Verfasser dieser Geschichte sehr grofse Vorstellungen von der Bedeutung des neuen griechischen Staats und von dessen künftiger Gröfse, sowie von der Organisation desselben und von dem heilbringenden System, dessen Kind die jetzige Verfassung und Einrichtung der Griechen sey, und welches alle Mächte zu einer sittlich politischen Staatsgesellschaft vereinige. Ref. gesteht, dafs er, auf Fallmereyer gestützt, in Rücksicht des Ersten ganz anders denkt, und das Letzte für ein doctrinäres und diplomatisches Hirngespinnst hält, das im besten Fall in einer charakterlosen Zeit alle Nationalität und Individualität völlig vernichten würde. Der Satz des Vfs., dafs man sich nicht über Zögerungen, Langwierigkeit der Verhandlungen, Anzahl der Noten, Sitzungen und Protocolle beschweren dürfe, weil sie friedlicher Natur seyen, und nicht zu vergleichen mit dem Elend auch des kürzesten Kriegs, wäre nur dann wahr, wenn das Menschengeschlecht eine Heerde Schaafe wäre, und wenn nicht diese Unterhandlungen u. s. w. andere Übel zur nothwendigen Folge hätten, die freilich nicht so auffallend als die des Kriegs, dagegen gleich

Digitized by Google

allen schleichenden Übeln um desto verderblicher wären, und wenn der endlich doch unvermeidliche Krieg nicht am Ende mit völliger Auflösung verbunden seyn müfste, wenn man ihn künstlich aufgeschoben. Eine nähere Anzeige des Buchs, welches besonders für Staats- und Geschäftsmänner bestimmt scheint, die sich auf dem kürzesten und dabei zuverlässigsten Wege mit der Geschichte und Organisation des neuen Königreichs und den Verhandlungen, Unterhandlungen und diplomatischen Künsten, auf denen es gegründet worden, bekannt machen wollen, wird man von Ref. nicht erwarten, da er nur über sich genommen hat, die Leser der Jahrbücher aufmerksam auf das Buch zu machen. Er will daher nur noch mit den eignen Worten des Vfs. den Inhalt der Hauptabschnitte oder, wie der Vf. sich ausdrückt, die Zeiträume angeben, damit der Leser wisse, was er darin zu suchen habe. Der erste, in sechs Abschnitte getheilte, Zeitraum begreift die Geschichte der Erhebung der Hellenen zur Befreiung von türkischer Herrschaft bis auf Grofsbrittanniens und Rufslands Vereinigung zur gemeinschaftlichen Vermittelung des Streits, also vom März 1821 bis April 1826. Dies ist der Inhalt der ersten hundert und fünfzig Seiten. Der zweite Zeitraum begreift die Geschichte von Grofsbrittanniens und Rufslands, dann auch Frankreichs Vereinigung zur Vermittelung bis auf die Zustimmung der Pforte zu den von den vermittelnden Mächten verabredeten Grundlagen für Griechenlands eigne politische Stellung unter türkischer modificirter Oberherrlichkeit. April 1826 bis 14. Sept. 1829. Zwei Abschnitte von S. 153—242. Der dritte Zeitraum S. 242 bis 287 begreift nur einen Abschnitt und reicht von der Zustimmung der Pforte zu Griechenlands eigner politischer Stellung unter ihrer modificirten Oberherrlichkeit, bis auf deren Einwilligung in Griechenlands vollständige politische Unabhängigkeit unter einem erbmonarchischen Oberhaupt, vom 14. Sept. 1829 bis 24. April 1830. Der vierte Zeitraum, S. 288—406, begreift in vier Abschnitten die Geschichte von der Einwilligung der Pforte in Griechenlands vollständige Unabhängigkeit unter einem erbmonarchischen Oberhaupt bis auf des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg Rücktritt von seiner Annahme der ihm angetragenen Würde eines souveränen Erbfürsten von Griechenland. Vom 14. April bis 21. Mai 1830. Der fünfte und letzte Zeitraum begreift endlich in drei langen Abschnitten die Geschichte vom Rücktritt des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, von seiner Annahme der Würde eines souveränen Fürsten von Griechenland bis — nach Ernennung des minderjährigen Prinzen Otto von Baiern zum König von Griechenland und nach Anerkennung einer Regentschaft — zu dem Regierungsantritt des Königs Otto d. 21. Mai 1830 bis 1. Juni 1835. Angehängt sind Schriften für die Geschichte der Befreiung Griechenlands S. 593—601. Ein furchtbares Register, welches am besten beweiset, wie nöthig Herrn Klübers Buch war, damit man die angeführte Bibliothek entbehren kann. Darauf folgt ein Verzeichnifs von Zeitungen und Re-

Digitized by Google

gierungsblättern, welche seit 1823 in Griechenland erschienen sind, und endlich Verzeichniſs der Landkarten von dem alten und neuen Griechenland.

Denkwürdigkeiten der spanischen Revolution. Gesammelt und herausgegeben von J. B. von Pfeilschifter, herzogl. Anhalt-Cöthenschem Legationsrathe. Aschaffenburg, bei Theodor Pergay. 1836. 375 *S.* 8.

Die Verworrenheit der spanischen Angelegenheiten und der Mangel eines leitenden und sichern Fadens wird deutschen Lesern jeden neuen Versuch, Licht über die neuere und neueste Geschichte zu verbreiten, empfehlungswerth machen, Ref. glaubt daher auf das aus spanischen Quellen zum Theil wörtlich übersetzte Buch eines sonst gerade nicht sehr beliebten oder als zuverlässig bekannten politischen Schriftstellers aufmerksam machen zu müssen, und ergreift diese Gelegenheit, um auf einen vortrefflichen Aufsatz in einer ausländischen Zeitschrift zu verweisen. Man findet nemlich in dem Juli-Heft des Foreign Review eine Collectivanzeige von Schriften über Spanien, oder vielmehr, wie das die Sitte der englischen kritischen Journale ist, unter der bloſsen Rubrik dieser Schriften einen klaren und vortrefflichen Aufsatz über die neuere spanische Geschichte. Ref. hofft, daſs dieser Aufsatz in irgend einem der vielen deutschen Journale, unter denen leider jetzt ausser dem etwas zu sehr befangenen und diplomatischen des Herrn Ranke kein einigermaſsen erträgliches politisches oder historisches sich findet, übersetzt erscheinen werde, da er sich für das groſse Publikum sehr gut eignet. Der Aufsatz des Foreign Review giebt eine vollständige, zusammenhängende, beurtheilende Geschichte, Herr Pfeilschifter dagegen giebt nur über einzelne Punkte Aufklärung, und zwar gröſstentheils durch Übersetzung spanischer Schriften. Schon aus dem letztern Grunde, und noch mehr, weil sich Ref. über Spanien kein eignes Urtheil zutraut, will er nur bemerken, was der Leser in diesem Bändchen findet. Die ersten Aufsätze sind aus einer Historia de la guerra de España contra Napoleon Bonaparte übersetzt, als deren Redacteur Herr Pfeilschifter nach dem Gerüchte einen General angiebt, der sich jetzt in Don Carlos Hauptquartier befindet. So wenig Zutrauen auch Ref. zu Carlistischer Geschichte und Carlistischen Geschichtschreibern hat, so ist es doch unter den gegenwärtigen Umständen sehr anziehend, zu erfahren, wie diese Leute ihre Geschichte betrachten. Das Buch beginnt mit einem schrecklichen Gemälde des Godoy, Fürsten de la Paz, der uns neulich mit einem höchst langweiligen Buche über sich selbst hat beschenken lassen, welches nicht einmal den Vorzug der andern zahlreichen Fabrikate von Denkwürdigkeiten und Lebensbeschreibungen hat, daſs es eine Menge unterhaltender Lügen verbreitet oder Geschichte im Romanenstyl vorträgt. Der gute, ganz reducirte Fürst, seine Helfershelfer und der

Digitized by Google

Buchhändler werden sich sehr betrogen finden, wenn sie geglaubt haben, der Armuth des Mannes, der einst Millionen besafs, durch den Absatz der dicken Bände voll diplomatischen Plunders etwas aufzuhelfen. Savary und Montholon und Frau Junot, schmählichen Andenkens, haben das viel besser verstanden. Über diese Denkwürdigkeiten und ihre völlige Nichtigkeit und Abgeschmacktheit hat Herr Pfeilschifter übrigens hier S. 5 und 6 eine sehr gute Beurtheilung und Bemerkung eingerückt, woraus man sehen kann, auf welche Weise dieses Verfertigen historischer Denkmale getrieben wird. Es ist bekanntlich jetzt in Paris und London ein förmlich Gewerbe, wie Zeitungschreiben. Der arme Godoy kommt in dem Aufsatze, der des Herrn Pfeilschifters Buch eröffnet, sehr schlecht weg, denn der Carlist ist über die schlüpferigen Seiten des Helden eben so ausführlich als der Verfertiger von Godoy's Denkwürdigkeiten über sein Verhältnifs zu König und Königin unnatürlich kurz ist, oder eigentlicher, gar nichts sagt. Doch läfst man ihm auch hier die Gerechtigkeit wiederfahren, dafs er wohl zuweilen hart, nie aber grausam gewesen sey. Er habe jeden, der ihm widersprochen, heifst es, aus Madrid verbannt; er habe aber Jedem seine Besoldung gelassen, selten Einen der Freiheit, nie des Lebens beraubt. Übrigens wird er hier besonders darum sehr hart mitgenommen, weil er kein Pfaffenfreund war. Die folgenden Geschichten bis zum preufsischen Kriege von 1806—7 enthalten nichts, das uns neu gewesen wäre. Herr Pfeilschifter hat sehr wohl gethan, dafs er S. 12 in der Note den ganzen Aufruf mitgetheilt hat, den der Friedensfürst damals ergehen liefs; er gab dadurch bekanntlich dem französischen Kaiser den erwünschten Vorwand und die unmittelbare Veranlassung zu seiner spanischen Unternehmung. Dafs in der weitern Erzählung der elende Ferdinand ganz unschuldig erscheint, wird man von einer solchen Quelle nicht anders erwarten. Als Actenstücke sind hier beigefügt S. 20—23 das Decret des Königs gegen seinen Sohn und das Abolitionsdecret, und von S. 23—27 der Bericht über diese ärgerlichen Geschichten aus der Gaceta de Madrid vom 31. März 1808. Die folgende Erzählung, von den Ereignissen kurz vor der Entfernung Carls IV. und seines Sohnes aus Spanien, ist sehr nüchtern, unzureichend und ungenügend; das einzige Merkwürdige, woran man wahrlich nicht gewöhnt ist, scheint uns, dafs Ferdinand in diesem Berichte sehr hervorgehoben wird. Um das zu thun, mufs mnn doch durchaus ein Carlist von der blindesten Gattung seyn! Dabei kommen eben so lächerliche Lügen und Übertreibungen zum Vorschein, als in den Berichten, die der Moniteur giebt, und die von den Bonapartisten verbreitet werden. Besser als diese Geschichte, die einen solchen Namen nicht verdient, mögen vielleicht die folgenden statistischen Angaben seyn, in deren Prüfung wir nicht eingehen können. Es folgt nämlich zuerst S. 49 eine allgemeine Bemerkung über Spaniens Staatskräfte im Jahr 1808. Dann S. 55 Bevölkerung, Landbau, Gewerbe und Handel. Dann S. 59 Verwaltung, Staatsschuld,

Digitized by Google

Stimmung des Volks, S. 64 folgt endlich Land- und Seemacht. Wer diese Bemerkungen eines ächten Spaniers und Royalisten gelesen hat, der wird sich eher verwundern, dafs noch irgend etwas in Spanien geschehen kann, was einer Regierungsmaasregel ähnlich sieht, als darüber, dafs eine allgemeine Auflösung sich überall kund giebt. Schon 1799 betrug die Ausgabe 1823 Millionen Realen, die Einnahme 493, also das jährliche Deficit 1329 Millionen!! Das zweite Stück dieses Bandes ist überschrieben: Eröffnung der ausserordentlichen Cortes im Jahre 1810 von Don Miguel de Lardizabal y Uribe. Diese für die Geschichte von Spanien zur Zeit der Abwesenheit des erbärmlichen Ferdinands allerdings sehr wichtige Schrift kennt man schon aus Pfeilschifters Staatsmann von 1823. Sie ist unter den jetzigen Umständen für den denkenden Forscher in Rücksicht derjenigen Stimmung der Cortes, die dem Lardizabal und seinen Collegen so ungemein widrig war, von sehr grofser Wichtigkeit. Lardizabal ward Märtyrer für Ferdinand, er diente ihm hernach sehr getreu, und doch ward er auf Befehl des elenden Königs in harter Haft gehalten, weil er einen Brief an einen Freund geschrieben hatte, worin er die Verbindung mit portugiesischen Prinzessinnen in starken Ausdrücken mifsbilligte. Dann folgt das unseelige Decret von Valencia, welches Ferdinand sich selbst und den Pfaffen zu Gefallen den 4. Mai 1814 undankbarer und unverständiger Weise erliefs. Des Louis Jullian Précis historique des événemens politiques et militaires qui ont amené la révolution d'Espagne, woraus S. 150—182 ein Auszug gegeben wird, kennen wahrscheinlich diejenigen unserer Leser, die sich für Spanien interessiren, aus dem Original, und die Noten des Übersetzers werden schwerlich viel Glück machen, so verächtlich auch der Liberalismus der eiteln und gemeinen Seelen ist, die unter uns und in Spanien ein Gewerbe daraus machen; denn, wahrlich! wenn je auf einen willkührlichen Herrscher oder einen betenden Dummkopf, der sich durch Begünstigung des Aberglaubens von jeder menschlichen Pflicht entbunden glaubte, Horazens Worte anwendbar waren, so waren sie es auf den wiedereingesetzten Ferdinand. Horaz sagt bekanntlich von dem auf ähnliche Weise wieder eingesetzten Parthischen Tyrannen:

Redditum Cyri solio Phrahaten
Dissidens plebi, numero beatorum eximit virtus, populumque falsis
Dedocet uti
Vocibus — — —

Das fünfte Stück dieses Bändchens spanischer Geschichten ist die aus den im spanischen Journal la Colmena enthaltenen Acten gezogene Geschichte der Empörung des Generals Porlier. Ref. gesteht, dafs ihn diese spanischen Gräuel zu sehr anekeln, als dafs er in ein solches Detail, als man hier findet, eingehen möchte, indessen ist die Bekanntmachung dieses actenmäfsigen Berichts für Deutschland sehr wichtig, wie Herr von

Digitized by Google

Pfeilschifter durch seine Schlufsbemerkung und seine zwar sehr scharfe, aber, wie uns scheint, keineswegs ungerechte Polemik gegen Buchholz, Münch, Venturini sehr einleuchtend bewiesen hat. Das folgende sechste Stück enthält die aus Don Juan von Halen Memoires übersetzte Geschichte der Verschwörung des Obersten Vidal in Valencia. Ob die Spanier, von denen dort die Rede ist, wirklich glaubten, dafs ein Mensch, wie König Ferdinand, der doch gewifs zu den Leuten gehörte, die weder etwas lernen noch verlernen, durch eine Reise nach England besser werden könne, lassen wir dahingestellt seyn; Verkehrteres konnte wenigstens nichts erdacht werden, als Carl IV. aus Rom zurückzuholen! Die Geschichte dieser Verschwörung ist wenigstens unterhaltend, wenn sie gleich nicht sehr belehrend ist. Das siebente Stück enthält die Geschichte der nach Amerika bestimmten Armee von zweiundzwanzigtausend Mann, oder der sogenannten Nationalarmee von San Fernando, aus dem Spanischen des D. Evaristo San Miguel und D. Fernando Miranda. Wer alle diese Geschichten aufmerksam gelesen und das Betragen und die Charaktere derer, die eine Rolle in Spanien gespielt haben, geprüft und erwogen, wer ferner die Theilnehmer der polnischen Revolution aus den Schilderungen ihrer eigenen Freunde kennen lernt, der mufs leider zu der Überzeugung kommen, dafs es in unsern Tagen weniger an den Verfassungen und Regierungen; als an den Menschen überhaupt liegt, dafs wir, wie es scheint, nächstens ganz in die juristisch militärischen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts zurückkommen werden. Wenn jeder nur an sich denkt, kann freilich nur der Stock Ordnung halten. Übrigens gesteht Ref., dafs er auch hier nicht ganz aufmerksam dem Einzelnen gefolgt ist, weil er an der ganzen Sache zu wenig Antheil nimmt. Dasselbe gilt von dem achten Stück, von der aus dem Spanischen des Obersten Santiago Rotalde übersetzten Geschichte des mifsglückten Aufstandes in Cadix. Wer Verschwörungen und Empörungen der Truppen zu leiten hätte, der könnte hier wahrscheinlich manche Belehrung schöpfen. Der folgende Aufsatz, der neunte, Riego's Kreuzzug, nach zwei spanischen Berichten, welche hier beide mitgetheilt werden, hat wenigstens den Vorzug, dafs der Hauptheld eine grofse Bedeutung in den allgemeinen spanischen Angelegenheiten gehabt hat. Die Kunst, mit welcher diese Aufsätze dem letzten vorausgeschickt sind, mufs man bewundern, denn wenn man das lange Register der Verwirrungen, der Mordthaten und des Verraths gelesen hat und dann vernimmt, was deutsche Sophisten und Juristen und Professoren zu Gunsten des spanischen Despotismus und Aberglaubens vorbringen, oder wie sie uns alles Veraltete dringend empfehlen, wird man eher geneigt seyn, mit Achselzucken einzugestehen, dafs die Hoffnung, in Spanien oder unter Menschen, die den Spaniern gleichen, Tugend, legale Regierung, Freiheit und wahre Religion eingeführt zu sehen, ein leerer phi-

Digitized by Google

lanthropischer Traum sey! Diese Schutzschrift für das Priesterthum ist überschrieben: über die Restauration Spaniens, geschrieben im Jahre 1825. Man findet hier zuerst einen aus Madrid am 26. Nov. 1823 datirten Brief über die spanischen Angelegenheiten, den der Verfasser des Briefs und dieses Buchs schon in seinem Staatsmann hat abdrucken lassen. Da der Geist dieser Zeitschrift seiner Zeit bekannt genug war, so braucht Ref. über S. 332—344, wo dieser Aufsatz zum zweiten Male abgedruckt ist, nichts weiter zu bemerken. Bei Gelegenheit der neuen Nutzanwendung eines alten von den Gläubigen schon einmal bezahlten Briefs kann Ref. indefs nicht umhin, einen Satz zu rügen, den er einem Katholiken nicht übel nimmt, den aber bekanntlich auch die neuen Theologen unserer Kirche, die gar zu gern Kirchenväter wären, und allen alten Wust unter dem Titel Wissenschaft wieder aufwärmen, gläubig nachbeten: dafs die eigentlichen Protestanten (d. h. die nicht auf Formeln schwören) sonst wenig Gemeinsames hätten als das Protestiren. Darauf antwortet Ref. im Namen derer, die für ihren Glauben niemals Orden oder Besoldungen erhalten haben oder werden: dafs sie allerdings keine gemeinsamen Formen und Formeln, Dogmen und alte aus diesen oder jenen vergessenen Folianten geschöpfte Lehren gemein haben, wohl aber ein ewiges Wort in ihrem Herzen, das vor der Welt war, das die Welt geschaffen hat und nach der Welt ewig seyn wird, wie es vorher ewig gewesen ist. Dies Wort in ihrem Herzen ist im Leben beim Vorwärtsgehen und beim Rückweichen der theologischen eiteln und herrschsüchtigen und heuchelnden Schaar ihr Trost, im Tode ihre Hoffnung, und verbindet sie, nicht mit Pfaffen und blinden Gelehrten, sondern mit den Edeln aller Zeiten und Orte, mit den grofsen Männern, welche Kirchenväter und Concilien; anmafsende Theologen und ihre einfältigen Schüler in die Hölle stofsen, weil sie ihre Dummheiten nicht nachsprechen. Solche Protestanten lassen jeden glauben, was er will; schimpfen niemand, erinnern sich der Worte der Bibel, die sie gleich dem Haufen, aber auf andere Weise ehren: mein ist das Gericht, ich will vergelten, spricht der Herr, und harren getrost seines Tags, wo sich zeigen wird, wer zu den Böcken und wer zu den Schaafen gehört.

Durch diesen Aufsatz S. 331 fgg. wird übrigens die Geschichte keineswegs gefördert, ob die Politik dadurch gefördert wird, weifs Ref. nicht, da das sein Fach nicht ist. S. 364—375 findet sich ein nützliches Verzeichnifs spanischer Schriften über die spanische Revolution.

Digitized by Google

Die Rolle der Diplomatie bei dem Falle Polens. Ein belehrendes Beispiel für alle Völker. Von einem ausgewanderten Polen. St. Gallen und Leipzig, im Bureau des Freimüthigen. 1835. 198 *S. gr.* 8.

Diese Schrift eines ultra-liberalen Vertheidigers der polnischen Clubbisten führt leider durch die Geschichte zu demselben Resultat, welches der vorher angeführte Schriftsteller, der von ganz entgegengesetzten Grundsätzen ausgeht, aus der künstlichen Anordnung spanischer revolutionärer Unternehmungen nicht etwa durch logische Folgerung, sondern unmittelbar herleitete. Wir finden hier denselben Mifsbrauch gewisser hochklingender Reden, dieselbe Verschiedenheit der Ansichten und Interessen, dieselbe Erbitterung der Partheien, denselben Ehrgeiz der Führer, denselben Verrath, und wenn Einige reiner scheinen, so ist es nur, weil sie nicht zum Handeln kamen. Eine eigentliche Geschichte der polnischen Revolution enthält das Büchlein nicht, sondern nur eine Kritik alles dessen, was geschehen ist, und besonders aller der Männer, welche irgend eine bedeutende Rolle gespielt haben. Keiner der Generale, keiner der leitenden Männer wird verschont; Czartoriski und Radzivil fahren besonders übel. Wir wollen nicht leugnen, dafs die Herren, die viel zu verlieren hatten, zu viel auf diplomatische Waffen vertrauten, dafs sie sich täuschen liessen, dafs sie nicht so rasch als die, welche wenig zu verlieren hatten, vorwärts schritten, weil sie fürchteten, aus der despotischen Charybdis in die ochlokratische Scylla zu fallen; aber es fragt sich doch auch, ob die vom Verf. gerühmten Demokraten, denen gröfstentheils Alles fehlte, was Gewicht giebt, mit den Maasregeln der Clubbs weiter gekommen wären! Schon Soltyks ganz im demokratischen Sinne abgefafste Geschichte hatte uns in Rücksicht der Polen fast auf dieselben Gedanken gebracht, als Fallmereyers Vorrede und Maurers Buch in Rücksicht der Griechen; diese Schrift eines geflüchteten Mitglieds der Clubbs überzeugt uns völlig, dafs aus den in Polen gährenden Elementen kein Staat entstehen konnte, wohl aber eine Armee. Das Resultat der Lectüre dieses ungemein heftig geschriebenen Buchs wird für jeden aufrichtigen Freund der Freiheit und eines für alle gleichen Rechts ein ganz anderes seyn, als sich der Vf. gedacht hat. — Jeder Verständige wird verzweifeln und ausrufen, wenn diese Menschen nach dem Zeugnifs ihrer eignen Unglücksgenossen so waren, wie sie hier geschildert sind, wenn die Gebildetsten und Edelsten aus solchen Beweggründen handelten, als ihnen hier zugeschrieben werden; wenn Generale und Minister, Regenten und Deputirte alle diejenigen verriethen, die sich ihnen anvertrauten; wenn Chlopizki, Skrzynecki, Dembinski und zehn andere nichts taugten, wie sollten wir vom rohen Pöbel eines Landes, wie Polen, Besseres erwarten und hoffen? Dafs die Verdorbenheit grofs und unheilbar war, dafs hinter dem Dunst eines aufwallenden Patriotismus und einer kriegerischen Begeisterung durchaus nichts Festes und Ernstes lag, dafs den Leuten alle Solidität, alle

Digitized by Google

Ausdauer fehlte, hat leider der Verf. nur gar zu gut bewiesen! Er hat vielleicht die Clubbs gerechtfertigt, er hat die Dämagogen entschuldigt, er hat aber zugleich bei den Verständigen seiner Nation einen schlechten Dienst gethan, und Ref. mufs, so sehr ihn das schmerzt, doch eingestehen, dafs er von Griechen, Spaniern, Polen, nachdem er die angeführten Bücher durchgelesen hatte, so wenig hoffen kann, als von einem Thiers und Consorten, oder von den übrigen Leuten, welche die Politik als Mittel gebrauchen, zuerst ihre Parthei, dann sich selbst ans Ruder zu bringen. Er beklagt aber darum das Schicksal der den sogenannten praktischen Männern hingegebenen Menschheit nicht weniger. Zum Schlusse will Ref. die Leser noch auf zwei Artikel über Polen aufmerksam machen, die ihm viel Belehrung gewährt haben, und durchaus frei von Declamation oder partheilicher Rücksicht sind. Der eine ist der Artikel Constantin in der bei Treuttel und Würz in Paris erscheinenden Encyclopédie des gens du monde, von der Gemahlin eines polnischen Generals, die in Paris lebt, während ihr Gemahl in russischen Diensten zurückgeblieben ist. Dieser Artikel ist im gemäfsigten Tone geschrieben, und begreift fast die ganze Geschichte des unseligen Kriegs. Der zweite Artikel ist eine Gesammtanzeige im Juli-Stück des Foreign Review, worin über die polnischen Angelegenheiten ein eben so vollständiger und klarer Bericht gegeben wird, als in der andern über die spanischen, nur wäre es sehr nützlich gewesen, wenn der Vf. das von uns angezeigte Buch gekannt hätte, er würde oft ganz anders geurtheilt haben, als er gethan hat.

Mit der Anzeige dieser Bücher, die von der Tagsgeschichte handeln, wollen wir die des Werks eines bekannten gründlichen Gelehrten über das Mittelalter verbinden, blos um dem Vf. unsere Achtung und Aufmerksamkeit zu bezeugen, und so viel an uns liegt beizutragen, dafs diese gründliche Arbeit nicht mit den Producten mechanischen Fleifses, hohler Speculation oder poetischer Narrheit, an denen wir über das Mittelalter keinen Mangel haben, verwechselt werde.

Die Geschichte des Mittelalters in sechs Büchern. Von Dr. Friedrich Kortüm, Prof. der Geschichte an der Hochschule zu Bern. Erster Band. Bern 4836. *Jenni Sohn.* 592 *S. gr.* 8.
Zweiter Band, ebendaselbst. 575 *S.*

Dieses Werk würde eine ganz durchgeführte und ausführliche Prüfung mehr als irgend ein anderes verdienen, aber theils fehlt es dem Ref. dazu an Zeit, theils würde der ihm nach dem Zweck dieser Jahrbücher vergönnte Raum dazu zu klein seyn; einzelne Ausstellungen an einem Werke von solchem Umfange zu machen, würde freilich leicht aber auch ungerecht seyn, eine kurze allgemeine Anzeige mag daher hinreichen. Herr Kortüm ist durch frühere Arbeiten als Kenner des Alterthums und als Forscher des Mittelalters bekannt; er ist ein kräftiger und ern-

Digitized by Google

ster Mann, der weiter sieht als ein Rühs und Seinesgleichen, es wäre daher sehr zu wünschen, dafs dieses Handbuch das ganz in gewöhnlicher Compendien-Manier geschriebene Buch von Rühs verdrängte. Was Rehm betrifft, so ist dessen Geschichte des Mittelalters sehr bequem neben Kortüms Buch zu gebrauchen, weil es die Geschichte auf eine andere Weise nicht weniger gründlich als das Werk, von dem wir hier reden, behandelt, auf das Einzelne genau eingeht und eine ganz vollständige Literatur giebt; dahingegen Herrn Kortüms Werk mehr die Form von Vorlesungen über die Geschichte des Mittelalters hat. Der Verf. beginnt den ersten Theil mit einer Einleitung und einer kurzen Übersicht der Geschichte des römischen Reichs von Constantin bis zur Regierung des Ostgothenkönigs Theodorich, und endet ihn im vorletzten Abschnitt des fünften Buchs mit der sicilianischen Vesper, die er eine Blutrache der Hohenstauffen nennt. Im vorletzten Abschnitt giebt er eine Übersicht der allgemeinen Völkergeschichte ausserhalb Deutschland und Italiens; dann im letzten Abschnitt eine Übersicht der innern Geschichte, oder des Zeitalters Grundverfassung, Kunst, Wissenschaft. Den Inhalt des zweiten Bandes hat der Verf. in der Überschrift des sechsten Buchs, oder des sechsten Zeitraums, der darin behandelt wird, folgendermafsen angegeben: Vom Untergange der Hohenstauffen in Westen, der Chalifen von Bagdad in Osten bis zur Eroberung Constantinopels durch die Osmanen (1268 — 1453); des Mittelalters Abnahme und Verfall. Ref. war bisher immer in Verlegenheit, wenn er gefragt wurde, wo man sich über das Mittelalter vollständig belehren könnte? Er wird künftig ohne alles Bedenken auf Kortüms Buch verweisen, und glaubt, dafs wer dieses studiert hat, leicht selbst erkennen wird, wie die übrigen Werke, deren Verfasser Herr Kortüm ganz am Schlusse genannt hat, gebraucht werden können. Herr Kortüm kennt, besonders was Deutschland und Italien angeht, die er immer vorzugsweise im Auge hat, die Quellen und das Einzelne der Geschichte und Verfassung, wie sehr wenige unserer Schriftsteller sie kennen. Man findet hier den reichen Vorrath der Kenntnisse eines tüchtigen Gelehrten, der seine Materie Jahre lang studiert hat, in einer gedrängten Übersicht, die nicht wie Rühs Sammlungen schnell in ein gewöhnliches Compendium verwandelt, nur consultirt, nicht aber durchgelesen werden können, sondern ein Buch, das sich gut lesen läfst. Dabei hat Herrn Kortüms Vortrag auch nicht die flache Glätte, die bei Hallam in den historischen Stücken so sehr gegen die juristischen Parthien seines Buchs absticht. Herr Kortüm macht auch nicht, wie jetzt unter uns Sitte ist, Schulphilosophie aus der Geschichte, man findet keine Sophistik irgend einer Art, obgleich er seine eigne Ansicht hat, von der Ref. sehr oft ungemein abweicht.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Historische Literatur.

(Beschlufs.)

Ref. hält aber den Mann allein für einen wahren und aufrichtigen Geschichtschreiber, der seine Individualität nicht versteckt, vorausgesetzt, dafs diese Individualität achtbar ist. Ein Trotzen auf höhere Ansicht, auf objective Erkenntnifs, auf ein poetisches Gemüth, kurz, auf etwas Exclusives oder gewissermafsen Geoffenbartes, ist dem Publicum, das sich Ref. und gewifs auch Herr Kortüm wünscht, sehr lächerlich. Herr Kortüm wird mit dem Ref. in dem Alter, worin er ist, es Andern überlassen, saevas currere per Alpes, ut pueris mulierculisque placeat, utque fabula fiat. Vielleicht hätte Herr Kortüm wohlgethan, Manches nicht so sehr zusammenzudrängen, als in dem Werke geschehen ist und den Schwachen am Geist durch öftere Absätze und häufigere Scheidung des Zusammenhangs der Begebenheiten von den Zuständen zu Hülfe zu kommen. Ob der Vf. übrigens Recht hat, Karl den Grofsen S. 176 im häuslichen Leben glücklich zu nennen, und ob seine Töchter, die Herr Kortüm in Turnkünsten geübt nennt, so sittsame Jungfrauen waren, als sie hier beschrieben werden, darüber wollen wir hier nicht disputiren. Herr Kortüm mag das selbst verantworten; wenn aber Ref. das Beispiel der Töchter Karls andern Prinzessinnen empfehlen sollte, so würde er sich doch etwas bedenken. Auch würde er in einer allgemeinen Geschichte des Mittelalters nicht so ausführlich von Karls des Grofsen Beerdigung und der unbedeutenden Inschrift über seinem Grabe geredet haben, als S. 76—77 geschehen ist. Gedrängt und vortrefflich ist dagegen Alles, was Karls Bauwesen angeht, angegeben, und Ref. hat in dem gedrängten Bericht manchen Wink gefunden, der ihm ganz neu und sehr belehrend war. Dafs Herr Kortüm der Geschichte der Hohenstauffen etwas mehr Umfang gegeben hat, als man in einer allgemeinen Geschichte des Mittelalters erwarten würde, wird man ihm aus vielen Ursachen Dank wissen. Er steht auf seinen eignen Füfsen, er giebt Bericht aus den Quellen und betrachtet die Geschichte in einem andern Lichte als seine Vorgänger; ausserdem ist die Einsicht in die Verhältnisse des Mittelalters ohne eine ganz genaue Kenntnifs dieser Geschichte nicht zu erlangen. Er hat auch, weil er die Geschichte der Hohenstauffen sehr speziell behandelt, dem ersten Bande zwei Actenstücke aus dem Wiener Archiv angehängt. Das eine ist ein Schreiben der zu Bamberg versammelten Wahlfürsten an den König Friedrich II. von Sicilien, vom Jahre 1212; das andere ein Brief des Kanzlers Peter a Vineis über des unglücklichen Conrads Erziehung. Dem letztern, dem die That und die Erfahrung widerspricht, legen

Digitized by Google

wir, so wie allen den declamatorisch zierlichen Schreiben des Kanzlers, keine gröfsere Bedeutung bei, als den von Bonapartes Sophisten in ähnlichem Styl im Moniteur und überall bekannt gemachten Artikeln. Herrn Kortüms kurze Darstellung der Vehme und des Vehmgerichts, so wie überhaupt vieler Sitten und Einrichtungen des Mittelalters erhält dadurch etwas sehr Belehrendes, Bewegtes, Lebendiges, dafs Herr Kortüm dem Mittelalter sehr gewogen scheint; Ref. gesteht, dafs er nicht so sehr dafür eingenommen ist, weil ihm immer Spanien einfällt, welches allerdings auch seine poetischen und vielgepriesenen Seiten hat. Im zweiten Theile wie im ersten, hat sich Herr Kortüm hie und da von einer gewissen Vorliebe verleiten lassen, das Ebenmaafs der einzelnen Theile nicht so genau zu beobachten, als die von ihm übernommene Verbindlichkeit, das Ganze der Geschichte vollständig zu geben, erfordert hätte. Als Beispiel mag die türkische Geschichte dienen, wo er hie und da Besonderheiten und Einzelnes mittheilt, wie wir sie in der Geschichte Karls des Grofsen angedeutet haben, oder wie sie in der Geschichte der Hohenstauffen vorkommen. Um den Lesern dieser Blätter zu zeigen, welchen Gang Herr Kortüm im zweiten Theile genommen hat, wollen wir das von ihm selbst gegebene Verzeichnifs des Inhalts der verschiedenen Abschnitte dieses sechsten Buchs mittheilen. Die erste Abtheilung behandelt die allgemeine Geschichte des sechsten Zeitraums, und zwar zuerst die ständische (parlamentarische) Entwickelung in Deutschland, England, Spanien und Frankreich. Dann folgt, was Herr Kortüm das Freistädterthum nennt (der Republikanismus), und die freistädtischen Bünde. Diesem Stück hat der Verf. wieder eine Ausdehnung gegeben, die allerdings uns Deutschen willkommen seyn mufs, die aber doch den deutschen Angelegenheiten einen etwas zu bedeutenden Raum giebt. Dasselbe ist bei Hallam der Fall mit der englischen Verfassungsgeschichte. Bei diesem bildet die gedehnte und oft ganz juristische Ausführlichkeit der Verfassungsgeschichte mit der Dürftigkeit, Nüchternheit, Seichtigkeit, Oberflächlichkeit der andern Parthien einen ganz lächerlichen Contrast. Das ist nun freilich Herrn Kortüm nicht vorzuwerfen; man sieht immer und überall, dafs er ein Geschichtschreiber, aber nicht wie Hallam ein Advokat ist, der keck über das, was er gar nicht kennt, das erste beste Buch zu Rathe zieht, und mit der Feder oder der Rede daraus macht, was sich eben daraus machen läfst. Freilich dient so etwas den gewöhnlichen Lesern am besten, Herr Kortüm achtet aber sein Publikum und wird darum von uns ebenfalls geachtet. Die Abtheilung, welche die Städtebündnisse begreift, zerfällt in die folgenden Abschnitte. Von dem niederdeutschen Städtebund der Hanse, Ursprung, Wachsthum, Grundverfassung; dann von dem Aufblühen und Untergang des schwäbischen Städtebundes, dann der hochdeutschen (schweizerischen) Eidsgenossenschaft Ursprung und Wachsthum. Darauf folgen ähnliche Abschnitte über die Abnahme und den Untergang der meisten Frei-

Digitized by Google

städte Italiens, und zwar zuerst über die Wirren und Umwandlungen der Republiken Mailand und Florenz; dann von Wirren und Umgestaltungen der Republiken Pisa, Venedig und Rom. Der dritte Hauptabschnitt befremdet etwas, doch mehr durch seine Überschrift als durch den Inhalt, obgleich hier allerdings der Verfasser, weniger einheimisch, weniger innig vertraut mit der sehr schwierigen Materie ist, als in andern Theilen seines Buchs. Er handelt nämlich von der ständisch-republikanischen (??) Entwickelung der Kirche und Priesterschaft, oder vom zweiten Kampf des Papstthums mit der weltlichen Fürstenmacht und den religiös-philosophischen Brüderschaften. Dies ist der allgemeine, nach unserer Meinung etwas sehr ausgedehnte Theil. Dann erst folgt der Theil, der das Besondere enthält, und zwar zuerst des mittelalterlichen Reichs deutscher Nation Sinken und Verfall; vom Untergang der Hohenstaufen bis zur Aschaffenburger Verkommniss unter Kaiser Friedrich III. (1268—1447); dann Preußen und Scandinavien; dann England und Frankreich; Ursprung, Gang, Folgen der englisch-französischen Nationalkriege; neuburgundisches Zwischenreich. Dann folgt Spanien, Portugall und das fürstliche (monarchische) Italien. Im fünften Abschnitt endlich wird gehandelt von Slaven, Ungarn, Byzantinern, Osmanen und Mongolen, Fall von Constantinopel. Wer geneigt seyn sollte, den Vf. wegen der Eintheilung des Werks und wegen der Vertheilung der Materie zu tadeln, der wird hoffentlich die Kunst nicht übersehen, mit welcher Herr Kortüm nicht allein die wichtigsten Punkte durch Anordnung und Ausführlichkeit der Behandlung zu heben und voranzustellen verstanden hat; sondern auch die Geschicklichkeit, mit welcher er, was sehr selten unter uns geschieht, das Buch zu einem Ganzen gemacht hat. Der Verf. räsonnirt nicht und macht keine Philosophie über die Geschichte; er ordnet aber das, was er giebt, auf eine solche Weise, dass der Leser, der ihm aufmerksam gefolgt ist, zugleich die Kenntniss des Einzelnen und ein allgemeines Resultat nach und nach gewinnt. Dies scheint uns die einzige richtige Methode in der Geschichte zu seyn; jede andere Manier ist Spiegelfechterei. Die Wege und Mittel, den angegebenen Zweck zu erreichen, muss man billig jedem Schriftsteller selbst überlassen, und man bedarf daher verschiedener Werke dieser Art, damit der Leser nach seinem Bedürfniss, welches sich nach seiner Individualität richtet, wählen könne. Was das Einzelne angeht, so wird man bei einem kräftigen Manne, wie Herr Kortüm, der, innig mit der Sache, die er behandelt, und mit den Quellen vertraut, überall selbst urtheilt, und eigne und eigenthümliche, auch mitunter sonderbare Ansichten aufstellt und vertheidigt, leichter und öfter anstoßen, als bei einem Windmacher und Sophisten, oder einem fleißigen Sammler und Buchmacher; gerade dieses ist es aber, was einem solchen Lehrbuche nicht blos für den Lernenden, sondern auch für den Gelehrten und für die Welt dauernden Werth giebt.

Schlosser.

Digitized by Google

LITERÄRGESCHICHTE.

Catalogue de la Bibliothèque publique de Genève, rédigé par Louis Vaucher, Docteur ès-lettres et bibliothécaire honoraire. Genève. Se rend chez les principaux libraires 1834. *I et II Partie. — XLIV.* 948 *und* 133 *S. in gr.* 8.

Die Bibliothek zu Genf, deren Schätze in diesem Werke zu allgemeiner Kenntnifs gebracht werden, fällt ihrer ersten Anlage nach in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, und sie hat seit dieser Zeit, theils durch den Patriotismus einzelner Bürger Genfs, theils durch die Einsicht der leitenden Behörden, auf eine Weise zugenommen, dafs sie füglich den ansehnlicheren Bibliotheken der Schweiz und Deutschlands, mehr noch durch die gute Auswahl und den innern Gehalt der darin enthaltenen Werke, als durch die Zahl der Bände zugezählt werden kann. Was uns in dieser Beziehung über die Entstehung der Bibliothek, ihre allmähligen Erweiterungen im Laufe der Zeit, ihre Schicksale bis zu dem dermaligen Bestand in der Préface von dem Herausgeber Hrn. Vaucher berichtet wird, dürfte wohl geeignet seyn, auch ausserhalb der Stadt und der Anstalt, deren Geschichte berichtet wird, Aufmerksamkeit und Beachtung zu verdienen, zumal da Herr Vaucher nicht unterlassen hat, auch über den gegenwärtigen Stand der Anstalt, über die Administration derselben und Alles, was dahin einschlägt, genauere Nachrichten mitzutheilen, an welche sich zugleich einige weitere Vorschläge über den Gebrauch und die Benutzung der Bibliothek von Seiten des Publikums knüpfen, um so in jeder Hinsicht ein vollständiges und getreues Bild der ganzen Anstalt vorzulegen. Wir freuen uns, aus dieser Schilderung zu erfahren, wie ausser den zahlreichen Geschenken, die von Einzelnen der Bibliothek zugekommen sind und deren dankbares Andenken die Vorrede erneuert, insbesondere die beaufsichtigenden Behörden stets ein sorgsames Augenmerk auf die Pflege und auf das Gedeihen dieser Anstalt gerichtet, und namentlich auf die zweckmäfsige Verwendung der zum Ankauf der Bücher bestimmten Fonds so sehr gesehen haben; was wir mit Dank und Achtung anerkennen müssen. Man gieng und geht auch dort von dem für solche Bibliotheken gewifs allein richtigen Grundsatz aus, nicht sowohl auf gewisse Raritäten alter Drucke und Editionen, die sonst ganz gehaltlos sind, bei den Anschaffungen sein Augenmerk zu richten, und gewissen Liebhabereien zu folgen, wie sie bei manchen Vorstehern von Bibliotheken angetroffen werden, sondern vielmehr, nach Mafsgabe der vorhandenen Mittel, möglichst nützliche und brauchbare Werke, die somit durch ihren Inhalt auch einen Werth und Gehalt bekommen, anzuschaffen; ein Grundsatz, dem Ref., namentlich in Absicht auf Universitätsbibliotheken oder auf andere, minder umfangreiche und minder reich dotirte, der öffentlichen Benutzung übergebene Bibliotheken, mit ganzer Seele ergeben ist.

Digitized by Google

Dafs es übrigens der Genfer Bibliothek auch nicht an solchen literarischen Seltenheiten fehlt, die übrigens wohl meist durch Schenkung ihr zugefallen sind, kann eine nähere Einsicht in das Verzeichnifs dieses Bücherschatzes, wie es uns hier durch die Bemühungen des Herrn Vaucher vorgelegt ist, bald lehren. Wir finden darin manche merkwürdige Incunabel, manche seltene Editio princeps; so z. B. den Augustinus De civitate dei von 1468, den Apulejus von 1469, den Suetonius von 1470, einen Lactantius aus demselben Jahre, Cicero's Officien von den Jahren 1465 und 1466, die Aldiner Ausgabe der Griechischen Rhetores von 1508 (1r Bd.), die selbst unserm Freunde Walz in der sorgfältigen Aufzeichnung der wenigen von dieser Ausgabe in den verschiedenen Bibliotheken Europa's noch vorhandenen Exemplare unbekannt geblieben zu seyn scheint, und Anderes der Art.

Die Gesammtzahl der Bände wird auf 31000 angegeben; vor etwas mehr als einem Jahrhundert, um 1702, belief sie sich auf 3503, wovon 1485 in Folio, 719 in 4to und 1299 in Octav. Eine spätere Zählung vom Jahr 1717 erwies die Summe von 6374 Bänden. Der bedeutende Zuwachs seit dieser Zeit hat in verschiedenen Ursachen seinen Grund, die aus dem, was über die Geschichte und Verwaltung der Bibliothek in der Vorrede bemerkt wird, leicht ersehen werden können. Daher ist es denn auch die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts oder vielmehr eine gute Auswahl des Besseren aus derselben, welche in dieser Bibliothek insbesondere zu suchen ist.

Was nun den Catalog selbst betrifft, zu dessen Bekanntmachung durch den Druck die nöthigen Fonds aus Staatsmitteln bewilligt wurden, so kennt Jeder, der nur einigermafsen an einer Bibliothek gearbeitet und sich mit den dahin einschlägigen Geschäften bekannt gemacht hat, die grofsen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, die unsägliche, oft wenig oder nur mit Undank belohnte Mühe, welche mit der Ausführung eines solchen Unternehmens zumal dann unzertrennlich verbunden ist, wenn nicht schon eine bestimmte Anlage eines Catalogs existirt, der nur fortgesetzt, und nicht erst ganz neu geschaffen zu werden braucht; um so mehr wird man dem Herausgeber dieses Catalogs zu besonderem Dank sich verpflichtet fühlen, da er diesem so schwierigen und mühevollen Geschäfte sich auf eine, seine Mühe zwar unendlich vermehrende, aber auch den Gebrauch und die Benutzung des Catalogs für das Publikum unendlich erleichternde Weise, mittelst einer streng systematischen Anordnung des gesammten Büberschatzes nach den einzelnen Fächern, unterzogen hat; während die Anordnung eines freilich blos zum Nachschlagen dienenden Nominalcatalogs, der nichts als das alphabetisch geordnete Verzeichnifs aller Bücher, ohne Rücksicht auf den Inhalt, also ohne alle systematische Ordnung enthält, weit leichter gewesen, aber auch bei weitem nicht die Vortheile für das Publikum gehabt hätte, welche aus einem solchen systematisch nach den einzelnen

Digitized by Google

Fächern streng wissenschaftlich geordneten Verzeichnisse, oder einem Realcataloge, jetzt hervorgehen. Zu diesem Zwecke wurden zuerst alle einzelne Büchertitel auf besondere Zettel geschrieben, diese dann nach den einzelnen Wissenschaften möglichst systematisch geordnet, und so überhaupt die Ausführung des Ganzen und sein Erscheinen durch den Druck möglichst beschleunigt. Dankbar nennt der Verfasser bei diesem mühevollen Geschäft die Unterstützung und Hülfe, die ihm von Seiten mehrerer der namhaftesten Gelehrten Genfs zugekommen ist und es ihm möglich machte, schneller das ganze Geschäft zu beendigen. Die Ordnung des Catalogs ist daher die streng wissenschaftliche, indem die Bücher nach den einzelnen Wissenschaften, in welche sie einschlagen, zusammengestellt und geordnet aufgeführt werden: woraus denn zugleich ersichtlich ist, was von literärischen Hülfsmitteln die Bibliothek in jedem einzelnen Zweige der Wissenschaft aufzuweisen hat: somit z. B. bald und leicht zu sehen ist, wie reich das Fach der Geschichte, namentlich der französischen, ausgestattet ist, oder was von Bedeutung einzelne Zweige der Theologie, z. B. die Patristik, enthalten.

Da die einzelnen Unterabtheilungen hier überaus zahlreich sind, was gewifs für den, der den Catalog braucht oder auch nur ansieht, um zu wissen, was in jedem einzelnen Fache und über jeden einzelnen Gegenstand vorhanden ist, sehr bequem ist und manche Vortheile darbietet; so entsteht aber auch wiederum andererseits die Frage, ob nicht durch Vermeidung dieser zahlreichen Abtheilungen und Unterabtheilungen und der dadurch herbeigeführten gröfseren Zersplitterung der Herr Verf. sich seine schwierige Arbeit und sein mühevolles Geschäft selbst hätte erleichtern können, ohne damit dem wissenschaftlichen Princip und der streng systematischen Anordnung und Abtheilung des Ganzen Abbruch zu thun: insofern er nemlich Manches zusammengestellt, und unter allgemeinere Rubriken gebracht, was jetzt allzu sehr von einander getrennt und an zu verschiedenen Orten aufgeführt erscheint. So, um ein Beispiel anzuführen, scheint uns die griechische und römische Literatur, d. h. die alten Classiker sammt der ganzen darauf bezüglichen Literatur, doch unter zu viele Fächer zerstückelt, dadurch dafs jeder Autor bei dem Fache und bei der Wissenschaft angeführt ist, der er seinem Inhalte nach angehört, so dafs wir nun die alten Autoren unter der Geschichte, der griechischen wie der römischen, der allgemeinen wie der besondern, unter der Mythologie (bei der Theologie), unter der Kriegswissenschaft u. s. w. zu suchen haben, während dann wieder ein eigener Abschnitt *Literature Grecque* und *Literature Romaine* nur die Rhetoren und Redner, andere Prosaiker (Autres Prosateurs), Dichter und Polygraphen, als Unterabtheilungen enthält, und unter der alten Philosophie die Werke des Plato und Aristoteles vorkommen; Einzelnes von Plato steht unter der Politik oder unter den Moralisten, wo auch Cicero's philosophische Schriften stehen; die rhetorischen Schriften des

Digitized by Google

Aristoteles unter der Rhetorik u. s. f. Dafs das, was man Antiquitäten nennt, sowie die eigentliche Literär- und Culturgeschichte u. a. ebenfalls abgesondert ist, wird wohl weniger befremden, als die eben erwähnten Trennungen, die wohl Manchem allzu zahlreich und dadurch selbst der Übersicht des Ganzen nachtheilig erscheinen dürften, wenn auch gleich in der consequenten Durchführung des wissenschaftlichen Princips vielleicht zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. Es würde Undankbarkeit verrathen, an vorliegendem Catalog eben das tadeln zu wollen, was nur aus dem Bestreben einer möglichst consequenten Durchführung des wissenschaftlichen Princips hervorgegangen, die an und für sich schon genug mühevolle Arbeit noch vermehrt hat, da auf Erleichterung der beschwerlichen Mühe bei solchen Arbeiten zu denken, eine gewifs eben so billige als erlaubte Rücksicht ist, und Ref. würde schon aus diesem Grunde, zur Vermeidung der gröfseren Zersplitterung und Trennung, einen andern Weg einschlagen, weil jenes Princip in der consequenten Durchführung manchen Schwierigkeiten unterworfen bleibt, zu den bemerkten unvermeidlichen Nachtheilen führt, und leicht Verwirrung erregen oder durch vergebliches Suchen die Benutzung erschweren kann; obwohl diesem Übelstande in vorliegendem Catalog wieder dadurch abgeholfen ist, dafs am Schlufs noch zwei genaue Register beigefügt sind, eine Table alphabetique des noms d'auteurs und eine Table des anonymes, durch welche man im Stande ist, Alles mit Leichtigkeit und auf der Stelle zu finden; so wie im ersten Bande nach der Préface eine Table méthodique, d. i. eine sehr genaue und detaillirte Inhaltsübersicht des Ganzen, mithin jedem Bedürfnifs vollkommen entsprochen und jede Beschwerde beseitigt ist.

Ref. kann seinen Bericht nicht anders, als mit der wiederholten, dankbaren Anerkennung der verdienstlichen Leistungen und der einsichtsvollen Leitung, welche dieses schwierige Unternehmen auszuführen und zu vollenden wufste, beschliefsen; möge das Publikum, das diesen Catalog sowie die darin verzeichneten, ihm zur Benutzung gebotenen Schätze benutzt, die gleiche, gerechte Anerkennung dem Verf. zu Theil werden lassen und so der Zweck des ganzen Unternehmens erreicht werden, den wir mit den eigenen Worten des Verfassers am Schlusse unserer Anzeige beifügen wollen: »Ce Catalogue, schreibt derselbe p. XXV, me paraît destiné à faire apprécier, comme elle le merite, cette Bibliothèque, à l'établissement et au developpement de laquelle nos ancêtres ont mis un si grand intérêt, et par conséquent à soutenir, à ranimer même cet intérêt dans le public de nos jours et dans le corps dont dépend la véritable prosperité de cette précieuse collection; il servira à montrer les ressources qu'elle présente à tous ceux qui veulent faire des recherches approfondies et consciencieuses, recourir aux sources et y puiser des connaissances exactes et solides, et non pas ces notions superficielles qu'on ne reçoit que de seconde ou de troisième main lorsque l'on

Digitized by Google

se contente d'étudier la plupart des ouvrages modernes; il sera naître chez tous ceux qui s'occupent, comme maîtres ou comme élèves, des lettres, des arts ou des sciences, la pensée et le désir de faire usage du précieux dépot qui leur est ouvert et leur épargnera de longues recherches ou des courses inutiles; il présentera etc. etc.

Encyclopédie des gens du monde. Tome septième. Première et seconde Partie. Paris, Treuttel et Würtz, Rue de Lille, n. 17. *Strafsbourg méme maison, Grand-Rue pr.* 15. 1836. 800 *S. in gr.* 8.

Indem wir die Erscheinung eines neuen, aus zwei Theilen bestehenden Bandes dieser Encyclopädie anzeigen, können wir uns wiederholt auf die mehrfach in diesen Blättern und zuletzt noch (1836) p. 521 sq. gegebenen Berichte beziehen, und hier nur die Bemerkung wiederholen, dafs die Ausführung, in raschem Gange fortschreitend, geleitet durch einen eben so kenntnifsreichen als einsichtsvollen Redacteur (Hrn. Schnitzler), der sich der Unterstützung der nahmhaftesten Gelehrten Frankreichs, die wir in unsern früheren Anzeigen grofsentheils nahmhaft gemacht haben, erfreut, sich auch in diesem Bande den früheren durchaus gleich geblieben ist; die aus dem deutschen Werke entnommenen Artikel verschwinden immer mehr und die eigenthümlichen Vorzüge des französischen Werkes, das wir durchaus als ein selbständiges nun betrachten müssen, treten immer mehr hervor. Wir könnten in dieser Beziehung auch hier wieder eine Menge Artikel aus dem Gebiet der Geographie und Geschichte; der Biographie und Literärhistorie u. s. w. hervorheben, um daraus die Zweckmäfsigkeit und Brauchbarkeit des Werks für die Bestimmung, die ihm gegeben ist, und für die Zwecke, die durch es erreicht werden sollen, nachzuweisen, wenn anders dies nach dem mehrfach Gesagten noch nothwendig scheinen könnte. So könnten wir z. B. im ersten Theile nur auf den umfassenden und wichtigen Artikel *Croisades* aufmerksam machen, dessen Bearbeitung Herr Geh. Rath Schlosser sich unterzogen hat; so wird man z. B. unter den biographischen Artikeln nicht ohne Interesse die Artikel Courier, Daguesseau, Dante d'Alighieri und zahlreiche andere der Art lesen. Ref. bemerkt nur noch am Schlusse, dafs dieser Band in seinen beiden Abtheilungen von *Cormenin* bis *Depart* reicht.

Vollständiges Wörterbuch der Mythologie aller Nationen. Eine gedrängte Zusammenstellung des Wissenswürdigsten aus der Fabel- und Götterlehre aller Völker der alten und neuen Welt. Von Dr. W. Vollmer. In Einem Bande mit einem englischen Stahlstich und 129 *Tafeln. Stuttgart, Hoffmannsche Verlagsbuchhandlung* 1836. 1558 *S. in gr.* 8.

Einige der früheren Lieferungen dieses umfassenden mythologischen Wörterbuchs sind in diesen Jahrbüchern (1835. p. 1176 f.

Digitized by Google

1826 p. 1038) angezeigt und dabei auch Plan, Anlage und Bestimmung des Ganzen besprochen worden. Indem wir nun mit dem Erscheinen der noch rückständigen Lieferungen und eines den Subscribenten unentgeldlich gelieferten Schlufsbandes, dem zugleich eine Reihe der bildlichen Darstellungen von Tafel XLIV bis CXXVIII beigefügt sind, die Vollendung des Ganzen anzeigen, bemerken wir wiederholt, was auch in einer Nachschrift des Werkes selbst erinnert wird und was wir bereits in der früheren Anzeige bemerkt haben, dafs der Verf. kein gelehrtes Werk liefern wollte, »kein Hülfswerk für den Antiquar, für den Archäologen, für den Philologen«, sondern ein Werk, das dem Laien in diesen Wissenschaften zum Nachschlagen dienen und ihn mit dem bekannt machen soll, was die besten Quellen über jeden Gegenstand sagen, und zwar in einer einfachen und gedrängten ten Zusammenstellung. Das Buch ist demnach überhaupt für gebildete Leser bestimmt, die es zum Nachschlagen gebrauchen sollen, um über jeden vorkommenden Mythus, über jeden mythologischen Namen, der ihnen aufstöfst, er sey aus der alten classischen Zeit der Griechen und Römer, oder aus der Religion der nordischen und slavischen Stämme sowie der Völker Asiens, der Inder, Chinesen, Japanesen u. s. w. oder auch der Bewohner der neuen Welt, vor der Entdeckung Amerika's, entnommen, befriedigende Auskunft zu erhalten, wobei das Streben nach möglichster Vollständigkeit berücksichtigt wurde, und alle gelehrte Nachweisungen und Erörterungen, Citate u. dgl. wegfielen, eben sowohl um Raum zu gewinnen, als um dem Buche keinen zu gelehrten Anstrich zu geben und das gebildete Publikum, für das es bestimmt ist, abzuschrecken. Papier und Druck, wie überhaupt die äussere Ausstattung sind sehr befriedigend ausgefallen; insbesondere aber verdienen die sehr gut in Zeichnung wie im Druck ausgeführten bildlichen Darstellungen, welche in den oben bezeichneten Tafeln über die gesammte Mythologie sich verbreiten und eben so gut griechische Göttergestalten, als indische (z. B. die Incarnationen des Wischnu), chinesische, japanesische, mexikanische, deutsche und slavische Götterbilder liefern, eine dankbare Anerkennung.

Die Sanchuniathonische Streitfrage, nach ungedruckten Briefen gewürdigt von Dr. C. L. Grotefend. Hannover 1836. *In der Hahn'schen Hofbuchhandlung.* 28 *S. in gr.* 8.

Nachdem in Nr. 50 und 51 dieser Jahrbb. die hier in Frage stehende Schrift ausführlich beurtheilt worden, so sehen wir uns veranlafst, auch das vorliegende Büchlein zur Kenntnifs unserer Leser zu bringen, mit dem Bemerken, dafs nach den darin enthaltenen Mittheilungen, zumal wenn wir damit einige andere, in öffentlichen Blättern befindliche, Nachrichten verbinden, es wohl kaum einem Zweifel unterliegen kann, dafs die angebliche Ur-

Digitized by Google

geschichte der Phönizier von Sanchuniathon, womit uns Herr Wagenfeld überrascht hat, keineswegs als ein Werk oder als ein Auszug aus dem Werke des phönicischen Weisen, sondern vielmehr als ein Product der neuesten Zeit, und zwar des genannten Gelehrten, zu betrachten ist. Dem Herausgeber dieser Documente, Hrn. Dr. Grotefend, aber hat das Publikum alle Ursache zu danken, weil durch die Bekanntmachung derselben nun erst die ganze Sache klar geworden ist und das ganze Unternehmen in seinem wahren Lichte erscheint.

Das Blumenblatt, eine epische Dichtung der Chinesen, aus dem Original übersetzt von Dr. Heinrich Kurz, Professor an der Kantonsschule zu St. Gallen, Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Paris. — Nebst einleitenden Bemerkungen über die chinesische Poesie und einer chinesischen Novelle als Anhang. St Gallen, Druck und Verlag von Wartmann u. Scheitlin, 1836. *XXIV und* 180. 44 *S.*

Der gerechte Beifall, der in der neuesten Zeit Mehrerem von dem zu Theil geworden ist, das uns in passender Form, in gebundener wie in ungebundener Rede, aus der chinesischen Literatur mitgetheilt worden ist, konnte schon hinreichend den Herausgeber rechtfertigen, mit einer deutschen Bearbeitung einer epischen Dichtung hervorzutreten, die sich in China zu jeder Zeit eines ausgezeichneten Rufes erfreut hat, um damit zugleich einen Beitrag zu einer richtigeren und besseren Würdigung einer Literatur zu liefern, über die, eben aus Unkunde, die verschiedensten, meistentheils ganz irrigen Ansichten und Urtheile, obwohl oft mit der gröfsesten Bestimmtheit ausgesprochen worden sind, zumal da der Kreis Derjenigen, welche zu der Quelle selbst zurückgehen können und die Sprache dieses Landes verstehen, noch immer sehr gering ist. Aber auch abgesehen von dem Interesse, das die Wissenschaft, die Literatur an einer solchen Erscheinung nimmt oder vielmehr nehmen mufs, werden selbst Diejenigen, die blos eine angenehme Unterhaltung durch Lectüre suchen, sich in dieser Dichtung, die bei allem Eigenthümlichen, was die Erscheinung des chinesischen Lebens für uns darbietet, doch mehr Berührungs- und Anziehungspunkte hat, als man auf den ersten Anblick glauben sollte, und die eben deshalb uns weit näher liegt, als so manche wunderliche Dichtungen anderer Nationen, weit eher befriedigt finden, als in dem elenden, schamlosen Roman- und Novellengeschmier, mit welchem jetzt unsere Literatur überschwemmt und besudelt wird, wenn anders in ihnen ein besserer Sinn und Geschmack noch nicht völlig erloschen ist.

Ref. hatte bereits diese Worte niedergeschrieben, als ihm Eckermanns Gespräche mit Göthe in die Hände fielen; er kann sich nicht enthalten, folgende Stelle daraus hier beizufügen: »In diesen Tagen (sagte Göthe) habe ich Vieles und mancherlei gelesen, besonders auch einen chinesischen Roman, der mich

Digitized by Google

noch beschäftigt und der mir in hohem Grade merkwürdig erscheint.« Chinesischen Roman? sagte ich (Eckermann), der mufs wohl sehr fremdartig aussehen. »Nicht so sehr, als man glauben sollte, sagte Göthe. Die Menschen denken, handeln und empfinden fast eben so wie wir und man fühlt sich sehr bald als ihres Gleichen, nur dafs bei ihnen Alles klarer, reinlicher und sittlicher zugeht. Es ist bei ihnen Alles verständig, bürgerlich, ohne grofse Leidenschaft und poetischen Schwung, und hat dadurch viele Ähnlichkeit mit meinem Hermann und Dorothea, sowie mit den englischen Romanen des Richardson. Es unterscheidet sich aber wieder dadurch, dafs bei ihnen die äussere Natur neben den menschlichen Figuren immer mitlebt. Die Goldfische in den Teichen hört man immer plätschern, die Vögel auf den Zweigen singen immerfort, der Tag ist immer heiter und sonnig, die Nacht immer klar; vom Mond ist viel die Rede, allein er verändert die Landschaft nicht, sein Schein ist so helle gedacht, wie der Tag selber. Und das Innere der Häuser so nett und zierlich, wie ihre Bilder — Und nun eine Unzahl von Legenden, die immer in der Erzählung nebenher gehen und gleichsam sprüchwörtlich angewendet werden — Und so unzählige von Legenden, die alle auf das Sittliche und Schickliche gehen. Aber eben durch diese strenge Mäfsigung in Allem hat sich denn auch das chinesische Reich seit Jahrtausenden erhalten und wird dadurch ferner bestehen.« (S. Band I. S. 322 ff.)

Indessen auch für den, der von einem andern, dem wissenschaftlichen, Standpunkte aus die Erscheinungen der chinesischen Literatur und des chinesischen Lebens kennen lernen und würdigen will, ohne der Sprache selbst kundig zu seyn, wird es weiter keiner besonderen Aufforderung in Absicht auf das vorliegende Buch bedürfen, um so mehr, als der Herausgeber seiner Bearbeitung eine Reihe von einleitenden Bemerkungen über die chinesische Poesie vorausgeschickt hat, geeignet, irrige und falsche Urtheile über chinesische Literatur und chinesisches Volk und Land, wie sie z. B. noch in Rottecks vielverbreiteter Weltgeschichte auf eine so auffallende, nur aus Unkunde zu erklärende Weise hervortreten, zu beseitigen und eine richtige Ansicht darüber zu verschaffen. Wir erlauben uns eben deshalb einige Punkte aus diesen einleitenden Bemerkungen hier mitzutheilen, die von besonderer Wichtigkeit und Bedeutung zugleich zu weiterem Studium Veranlassung geben mögen.

S. VII. »Wie das ganze Leben in China, so zerfällt auch der Ausdruck desselben, die Poesie, in zwei scharf von einander getrennte Perioden, welche durch das Auftreten Khungtse's bedingt werden. Diesem grofsen Manne (welchen die Europäer ganz irrig Confucius nennen) gelang es, dem chinesischen Volke eine dem Alterthum beinahe ganz entgegengesetzte Richtung zu geben, unter dem Scheine, dasselbe in seiner ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen. Vor Khungtse waren in China alle poetischen Elemente vorhanden, die bei einem Volke,

Digitized by Google

das eine uralte Geschichte und zugleich eine reichhaltige Sagenwelt besitzt, sich nur vorfinden können. Ihm und seiner bewundernswürdigen Consequenz in Lehre und That gelang es, den poetischen Genius seines Volkes, wenn nicht auszurotten, doch in hohem Grade zu unterdrücken. Das chinesische Reich war zu seinen Zeiten und vor ihm eine Feudalmonarchie, der deutschen nicht unähnlich; man kann einen gewissen ritterlichen Geist in den damaligen Fürsten und Herren nicht verkennen; das Volk bekannte sich zu einer schon in sehr frühen Zeiten aus dem Sterndienste entstandenen Religion und besafs daher auch alle mit Religion nothwendig verbundenen poetischen Elemente, u. s. w.«

»Ganz anders gestaltete sich das Leben in China, als Khungtse auftrat und seine Moralphilosophie sich Eingang zu verschaffen wufste. Die Feudalmonarchie sank immer mehr und noch vor Christi Geburt wurden die alten zahlreichen Fürstenthümer und Herrschaften in ein einziges grofses Reich zusammengeschmolzen. Die alte Religion wurde abgeschafft, und an ihre Stelle trat der leere, prosaische Gedanke; es wurde der Mensch von dem sehnsüchtigen Hoffen auf ein besseres Jenseits abgezogen, wogegen er als Ersatz das schale Treiben des pedantischen Philisterlebens erhielt. Der Staat wurde durch ihn die Alles in Bewegung setzende Triebfeder; der Beamte und der in den administrativen Functionen ist Alles; der Enkel eines alten edlen Hauses ebenso sehr als der Gelehrte und Schöngeist ist als solcher mehr verachtet als geehrt und vorgezogen. Staatsverwaltungskunst ist der einzige, aber auch unfehlbare Weg zu Ehrenstellen und zum Reichthum, und nur einem um den Staat verdienten Manne wird die Achtung und die Ehrfurcht der Mit- wie der Nachwelt zu Theil. Es ist, mit einem Worte, das ganze Leben so prosaisch, so einförmig; es ist zu einer so ängstlichen und geistlosen Nachbeterei des falsch verstandenen Lebens im hohen Alterthum geworden; alle poetischen Elemente sind mit so vieler Einsicht unterdrückt, dafs es ein seltenes Glück ist, wenn ein poetisches Genie, deren es in China ebensogut giebt, als irgendwo sonst in der Welt, zu seiner eigenen Erkenntnifs gelangt.«

Eben deshalb dringt der Herr Verf., und gewifs mit vollem Rechte, auf sorgfältige Unterscheidung der poetischen Erzeugnisse vor dem Auftreten des Khungtse oder Confucius und den Poesien der neueren Zeit, nachdem dieser grofse chinesische Reformator die Reste der älteren Poesie, wie sie in Schrift und Mund des Volkes sich erhalten, in eine Sammlung vereint, deren jetzige Gestalt allerdings von ihm herrührt, und die eigentlich nur eine Auswahl aus jenen älteren Liedern, eine Art von Blumenlese ist, die äusserst mannigfach, über die verschiedensten Verhältnisse des öffentlichen wie des Privatlebens sich verbreitet, und darum für die Kenntnifs des chinesischen Lebens von besonderer Wichtigkeit ist. Dieses chinesische Liederbuch, Schiking genannt, das freilich von den dreitausend Liedern, die der Reformator zusammenbrachte, nur wenig mehr als dreihundert enthält, — die übrigen

Digitized by Google

soll derselbe vernichtet haben — ist uns bekanntlich seit Kurzem durch Rückerts geschmackvolle Bearbeitung näher bekannt geworden. Nun wendet sich der Verf., nachdem er die einzelnen Theile dieser Sammlung durchgangen, zu der neueren chinesischen Poesie und Literatur (nach Confucius), die obwohl durch die äusseren Verhältnisse vielfach eingeengt und gehemmt, doch immerhin noch manches Beachtungswerthe, ja zum Theil sogar Ausgezeichnete geliefert hat. Besonders reich ist die Romanen- und Novellenliteratur, wovon auch die am Schlusse des Bandes beigefügte Novelle: »Der weibliche und der männliche Bruder« S. 181 ff. einen Beweis giebt; auch die dramatische Literatur ist nicht arm zu nennen; weniger ist vom Epos anzuführen, das überhaupt mehr den Charakter erzählender Gedichte angenommen, wie dies wohl aus der Beschaffenheit der äusseren Verhältnisse und der ganzen Entwickelung des chinesischen Lebens sich hinreichend erklären läfst. Mit einer dieser epischen Dichtungen, die in China eines besonderen Ansehens und grofsen Rufes sich erfreut, hat der Verf. in vorliegender deutschen Bearbeitung uns bekannt gemacht. Diese Bearbeitung, zu welcher der Verf. durch seinen verstorbenen Lehrer Abel-Remusat zu Paris veranlafst ward, die auch unter dessen Leitung begonnen, später unterbrochen und jetzt erst wieder aufgenommen und vollendet wurde, giebt uns jene Dichtung getreu wieder, nicht in Versen, sondern in ungebundener Rede. »Das Gedicht hätte freilich gewonnen, sagt der Vf. am Schlufs der Vorrede, wenn es, statt in Prosa, in Versen wiedergegeben worden wäre; aber zu einer guten, metrischen Übertragung, welche die Eigenthümlichkeit und den Charakter des Originals zu bewahren und mit einer ungezwungenen Darstellung zu verbinden weifs, gehört ein Talent, das neben Rückert nur noch wenige Auserwählte besitzen.« Freiere poetische Bearbeitungen, in einem deutschen, frei gewählten Metrum — wozu doch ein Übersetzer am Ende genöthigt ist, wenn er eine poetische Übertragung liefern will, bei der Unmöglichkeit das ursprüngliche Metrum beizubehalten, ohne in weit gröfsere Schwierigkeiten sich zu stürzen und eine gänzlich unverständliche und unlesbare Übersetzung zu liefern, verwischen gar zu leicht Ton und Farbe des Originals, das doch in der Nachbildung, in der Copie, immer erkannt werden soll, erschweren dadurch oft die gerechte Würdigung des Werkes, dessen Charakter sich nicht mehr in der Nachbildung erkennen läfst. Dieser Übelstand wird durch eine getreue prosaische Übertragung vermieden, zumal wenn sie möglichst treu an die Urschrift sich hält und doch zugleich sorgfältig alle Härten vermeidend, in einem angenehmen und gefälligen Flufs der Rede sich bewegt, wie man dies bei vorliegender Uebersetzung dankbar anerkennen mufs. Am Schlusse derselben S. 168 ff. sind eine Anzahl Noten beigefügt, in denen der Vf. alle in dieser Dichtung, dessen Abfassung unter die Dynastie der Ming 1367—1643 fällt, vorkommenden, einer Erklärung zum richtigen Verständnifs des

Digitized by Google

Ganzen bedürftigen Gegenstände, namentlich solche, welche sich auf Eigenthümlichkeiten des chinesischen Lebens, oder auf die diesem Lande eigenthümliche Bildersprache u. dgl. m. beziehen, aufs genaueste erörtert hat.

Wir zweifeln daher nicht, dafs diese Arbeit mit Beifall werde aufgenommen werden, der Vf. aber dadurch sich bewogen finden möge, die Übersetzung des Sisiangkhi, eines der geschätztesten chinesischen Romane, dialogischer Art und aus zwanzig Abtheilungen bestehend, an der er seit längerer Zeit arbeitet, zu vollenden und recht bald nachfolgen zu lassen.

Die deutsche Philologie im Grundrifs. Ein Leitfaden zu Vorlesungen von Dr. Heinrich Hoffmann, Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu Breslau. Breslau, bei Georg Philipp Aderholz. 1836. *XXXII und* 239 *S. in gr.* 8. (Mit dem Motto aus Otfrid; Nu freuuen sih es alle so uuer so uuola uuolle Ioh so uuer si hold in muate Francono thiote.)

Es ist diese Schrift, um des Verfs. eigne Worte zu gebrauchen, ein bibliographischer Umrifs der deutschen Philologie, bestimmt, den ganzen Stoff, die Hülfsmittel und die Quellen dieser Wissenschaft, wie sie sich jetzt systematisch gestaltet, in der genauen Angabe aller darauf bezüglichen und darüber erschienenen Werke zu verzeichnen, um uns auf diese Weise ebensowohl das in dieser Wissenschaft bereits Geleistete als noch zu Leistende d. h. die Lücken näher kennen lernen und hervortreten zu lassen. Urtheile über den Werth oder Unwerth der einzelnen Schriften, oder Andeutungen über den Inhalt und die Tendenz derselben (so weit sie nemlich nicht aus dem Titel ersichtlich sind), beizufügen, lag ausser dem Plane und der Absicht des Vfs., der dies dem mündlichen Vortrage überlassen will. Ebenso schlofs derselbe nach S. VII die Ausgaben einzelner deutscher Schriftsteller der älteren wie der neueren Zeit und deren Biographien aus, weil sie ebenfalls der speciellen Literaturgeschichte und der Bibliographie anheimfallen.

Demnach beginnt das Buch mit einem möglichst vollständigen Verzeichnifs aller derjenigen Männer, deren Bemühungen sich in mehr oder minder ausgedehntem Grade auf das, was man deutsche Philologie im umfassenden Sinne des Worts, deutsche Sprache und Literatur nennt, erstreckt haben, und zwar in einer gewissen chronologischen Ordnung von Notker, also von dem Jahre 1000 ungefähr an bis zu dem Jahre 1836, überall mit genauer Angabe des Geburts- und des Todesjahres, so weit nämlich eins oder das Andere oder auch Beides mit Bestimmtheit angegeben werden konnte. Auf diesen Abschnitt, der die Aufschrift führt: »Geschichte der deutschen Philologie«, aber nichts weiter als das angegebene Verzeichnifs mit diesen Lebens- und Todesnotizen enthält, folgt nun unter der Aufschrift Hülfsmittel

Digitized by Google

ein Verzeichniſs aller der im Bereiche der deutschen Literatur erschienenen Sammlungen gemischten Inhalts, oder, wie sich der Verf. ausdrückt, der Mischsammlungen literarhistorischen, sprachlichen, kritischen Inhalts nebst Quellenabdruck (schlieſsend mit Laube's modernen Charakteristiken?), worunter auch die Zeitschriften und Briefe begriffen sind. Darauf folgen die Quellensammlungen, zuerst allgemeine und dann nach Zeiträumen (worunter auch die Musenalmanache und Taschenbücher), nach den einzelnen Dichtungsarten, sowie auch der prosaischen Schriften; daran reihen sich bibliographische, bio-bibliographische, biographische Werke und Literaturzeitungen.

Ein zweiter Abschnitt S. 113 ff. verzeichnet alle in die Geschichte der deutschen Literatur, im Allgemeinen wie im Besondern, d. h. in die einzelnen Zweige einschlägigen Schriften, im dritten S. 123 ff. alle die auf die Sprache selbst und deren Studium bezüglichen Bücher, worunter also auch alle Grammatiken, Wörterbücher, Glossare, alle über die einzelnen Mundarten und Volksdialekte geschriebenen Bücher vorkommen. Den Beschluſs des Ganzen machen dann die Schriften über Poetik und Prosodie, über Styl, und in einem vierten Abschnitt S. 216 ff. über Hermeneutik und Kritik. Die Preise der einzelnen Bücher, was vielleicht Manchem wünschenswerth gewesen, sind nicht beigefügt, dagegen herrscht in den Angaben der Bücher selbst, neben der Vollständigkeit, die rühmlichste, nur mit dem gerechtesten Dank anzuerkennende Sorgfalt und Genauigkeit, welche das Buch für den Literarhistoriker überhaupt, sowie speciell für den Freund der deutschen Literatur zu einem recht brauchbaren, die Schätze dieses Zweigs der Literatur in einer streng methodischen und systematischen Weise genau verzeichnenden Hülfsmittel und Handbuch macht, zumal da man nicht leicht eine Schrift von einiger Bedeutung anführen könnte, die dem Vf. entgangen wäre. Mehr freilich als diese möglichst genauen und wohlgeordneten Bücherverzeichnisse giebt diese deutsche Philologie nicht, indem keine weitere Angaben oder Erklärungen, wenn auch nur in kurzen Notizen, den einzelnen Büchern oder den einzelnen Abschnitten, nach denen sie geordnet und zusammengestellt sind, beigefügt werden; wohl aber enthält die ausführliche Vorrede eine Reihe von schätzbaren, den Gang und die Behandlungs- und Eintheilungsweise, die der Verf. befolgt hat, näher erörternden Bemerkungen zu den einzelnen Abschnitten und Paragraphen seines Werkes mit weiteren Andeutungen über einige spezielle Punkte unserer Literatur, namentlich in ihrem poetischen Theile oder in dem verhältnifsmäfsig gröfseren Reichthum derselben an bibliographischen Werken u. dgl. oder über andere und noch sehr fühlbare Lücken derselben u. s. w., wie denn diese Bemerkungen als eine zum Verständniſs der Schrift nothwendige, das Verfahren des Verfs. rechtfertigende oder näher erklärende Zugabe, somit als eine wahre Ergänzung zu betrachten sind. Ein Personenregister am Schlusse des Bandes fehlt nicht.

Digitized by Google

Ref. glaubt durch diese getreue Darstellung Inhalt und Charakter hinreichend bezeichnet zu haben um jeden Unbefangenen zu einer gerechten Würdigung dieser Schrift bei näherer Einsicht zu veranlassen.

Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur. Von Dr. Johann Wilhelm Schäfer, ordentlichem Lehrer an der Hauptschule zu Bremen. Bremen, Verlag von A. D. Geisler. 1836. *X u. 133 S. in* 8.

Ein seinem Zweck entsprechender und darum zum Gebrauch auf höheren Bildungsanstalten oder bei allgemeineren Vorträgen zu empfehlender Grundriß, der nicht ein bloßes Gerippe von Namen, Daten, Jahrszahlen und Büchertiteln giebt, oder einen bloßen Ramen, den der Lehrer erst auszufüllen hat und mit dem ohne diesen wenig anzufangen ist, sondern der in zusammenhängender Darstellung aus der gewaltigen Masse das, was den Stand der Bildung und Wissenschaft in jeder Periode am besten bezeichnen und kenntlich machen kann, hervorhebt, und so mit den nöthigen, erklärenden, biographischen und bibliographischen Notizen begleitet, zu Einem in sich abgerundeten Ganzen verarbeitet. In das Einzelne einzugehen und die meist sehr gemäßigt und in einem würdigen Tone ausgesprochenen Untheile (wie dies bei Schriften, die für die jüngere Generation bestimmt sind, immer der Fall seyn sollte), weiter zu prüfen, kann der Zweck dieser Anzeige und dieser Blätter nicht seyn. Was der Verf. S. 131 von der ästhetischen Kritik unserer Zeit schreibt, wie nemlich hier allein die Oberflächlichkeit auf dem Markte der Literatur das Wort führe, läßt sich leider auch auf andere Zweige der wissenschaftlichen Kritik, wie sie unter namenlosen Artikeln jetzt in Deutschland in so manchen Blättern auf eine so schamlose Weise geführt wird, anwenden. Wir schließen auch unsere Anzeige mit den Schlußworten des Verfassers: »Wenn die poetische Literatur der Gegenwart Sehnsucht nach einer schönern Vergangenheit erregen kann, so finden wir doch in dem wissenschaftlichen Fortstreben eine Bürgschaft, daß das geistige Leben der Nation nicht ermattet, daß neue Keime der Bildung ausgestreut werden, damit neue Früchte künftigen Zeiten entgegenreifen.«

Chr. Bähr.

Digitized by Google

1) *Vorläufige Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten, von G. Semper.* Altona, bei J. F. Hammerich, 1834. *XIV u.* 49 *S.* 8.

2) *Über die Polychromie der griechischen Architektur und Skulptur und ihre Grenzen, von Fr. Kugler. Mit einer farbigen Lithographie.* Berlin, bei G. Gropius. 1835. 4. 75 *S.*

3) *De veterum Graecorum pictura parietum conjecturae. Scripsit G. Hermannus. Lipsiae MDCCCXXXIV.* 4. 20 *S.*

4) *Lettres d'un antiquaire à un artiste sur l'emploi de la peinture historique murale dans la decoration des temples et des autres édifices publics ou particuliers chez les Grecs et les Romains; ouvrage pouvant servir de suite et de supplément à tous ceux qui traitent de l'histoire de l'art dans l'antiquité. Par M. Letronne. Paris, Heideloff et Campé* 1835. 8. *XVI und* 524 *S.*

5) *Peintures antiques inédites précedées de recherches sur l'emploi de la peinture dans la decoration des édifices sacrés et publics, chez les Grecs et chez les Romains; faisant suite aux Monuments inédits, par M. Raoul-Rochette. Paris, imprimerie royale,* 1836. 4. *XIII u.* 470 *S. Mit* 15 *colorirten Tafeln.*

6) *Die Malerei der Alten in ihrer Anwendung und Technik, insbesondere als Decorationsmalerei, von R. Wiegmann. Nebst einer Vorrede von K. O. Müller. Hannover, bei Hahn.* 1836. 8. *XVIII u.* 248 *S.*

7) *Die Malerei der Alten von ihrem Anfange bis auf die christliche Zeitrechnung; nach Plinius, mit Berücksichtigung Vitruv's und anderer alten Classiker, bearbeitet und erläutert. Nebst theoretischer u. praktischer Untersuchung der antiken Tafel-, Wand- und Vasenmalerei, der Enkaustik und ältesten Mosaik, von J. F. John. Berlin* 1836, *bei L. Steffen.* 8. *XVI u.* 224 *S.*

Die revolutionärste Entdeckung, die auf dem friedlichen Gebiete der Archäologie gemacht worden ist, ist die Entdeckung der Polychromie in der griechischen Architektur und Sculptur. Bei uns Allen, die wir h. z. T. leben, gehört es so zu sagen zu den angebornen Ideen, dafs die antike Architektur und Sculptur sich mit der reinen Farbe des Marmors begnügt habe, und dafs ihre eigenthümliche Würde und die gebietende Macht ihrer Schönheit eben darin bestehe, dafs sie mit Verschmähung alles Farbenreizes allein durch die Umrisse der Formen gefallen wolle. Winckelmann konnte zwar bei seiner ausgebreiteten Kenntnifs der Monu-

Digitized by Google

mente nicht übersehen, dafs sich bei manchen Statuen, z. B. bei einem Apollo im Museo Capitolino und bei der Pallas von Portici noch jetzt Spuren von Vergoldung in den Haaren zeigen, und dafs sich bei vielen Köpfen, sowohl von Marmor als von Erz, eingesetzte Augen finden *), ja bei der Betrachtung der Diana aus Herculanum, an welcher das Haar, der Saum des Rockes und andere Stücke der Kleidung bemalt sind **), verbunden mit einer Stelle des Plato ***), kam er wirklich auf die Idee, diese Bemalung für einen bei den Griechen üblichen Gebrauch anzusehen; allein die Meinung, diese Statue sey ein hetruscisches Werk, hielt ihn ab, dieser Idee weitere Folge zu geben †): und sein Commentator H. Meyer verwarnte alles Ernstes, man solle ja nicht glauben, dafs solche eingesetzte Augäpfel ursprünglich an solchen Denkmahlen gewesen, im Gegentheil ergebe sich aus dem Augenscheine, dafs es ein meistens in späterer Zeit hinzugefügter Schmuck gewesen, von eben der Art, wie die vergoldeten Haare und die Ohrgehänge. In gleichem Geiste äussert sich auch Göthe, getreu den Lehren, die er ein halbes Jahrhundert vorher im Kreis der Weimar'schen Kunstfreunde empfangen und gegeben hatte, im 4ten Band seiner nachgelassenen Werke p. 158: »Wir sind nun unterrichtet, dafs die Metopen der ern»stesten sicilischen Gebäude hie und da gefärbt waren, und dafs »man selbst im griechischen Alterthume einer gewissen Wirk»lichkeitsforderung nachzugeben sich nicht enthalten kann. So »viel aber möchten wir behaupten, dafs der köstliche Stoff des »Pentelischen Marmors, sowie der ernste Ton eherner Statuen, »einer höhern und zarter gesinnten Menschheit den Anlafs gege»ben, die reine Form über Alles zu schätzen, und sie dadurch »dem innern Sinne, abgesondert von allen empirischen Reizen, »ausschliefslich anzueignen. So mag es sich denn auch mit der »Architektur und dem, was sich sonst anschliefst, verhalten »haben.«

---

*) Gesch. der Kunst B. VII. c. 2 § 12 sqq.

**) R. Rochette giebt Taf. VII. eine colorirte, nach dem Original gefertigte Abbildung dieser Statue.

***) De rep. IV. p. 420. C. ὥσπερ οὖν ἂν εἰ ἡμῶν ἀνδριάντας γράφονται, προσελθών τις ἔψεγε λέγων, ὅτι οὐ τοῖς καλλίστοις τοῦ ζώου τὰ κάλλιστα φάρμακα προστίθεμεν· οἱ γὰρ ὀφθαλμοὶ, κάλλιστον ὄν, οὐκ ὀστρείῳ ἐναλήλιμμένοι εἶεν, ἀλλὰ μέλανι· κ. τ. λ.

†) Gesch. der Kunst B. VII. c. 4. §. 15.

Digitized by Google

Zwar machte Millin *) auf die sichtbaren Farbenreste an der durch Choiseul Gouffier ins Pariser Museum gebrachten Platte von dem Friese des Parthenon aufmerksam, und Dodwell **) machte dieselbe Beobachtung an den Sculpturen des Theseus-Tempels: allein diese Beobachtungen waren zu vereinzelt, und standen mit den über griechische Kunst herrschenden Ideen in so directem Widerspruch, dafs man sich eher entschliefsen konnte, diese Färbung barbarischen Händen zuzuschreiben, als die Künstler des Perikleischen Zeitalters solcher Geschmacklosigkeit fähig zu glauben. Inzwischen aber brachten die vielseitigen Forschungen über griechische Kunst, welche im Laufe unsers Jahrhunderts in Griechenland, Unteritalien und Sicilien angestellt wurden, dasselbe Phänomen auf so verschiedenen Punkten, in Bassae in Arkadien, auf der Insel Aegina, in Selinunt in Sicilien und an mehrern andern Orten zum Vorschein, bei Bildwerken, von denen man mit Sicherheit annehmen konnte, dafs sie die ganze Zeit der Barbarei hindurch im schützenden Schoofse der Erde verborgen gelegen haben, dafs man nicht umhin konnte, der Sache mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Gleichzeitig mit diesen Entdeckungen kam ein tiefer Kenner der alten Kunst auf dem Wege der Speculation zu demselben Resultate. Die Betrachtung des hohen Werthes, den die Griechen in der schönsten Epoche ihrer Kunst auf die aus Gold und Elfenbein zusammengesetzten Statuen legten, führte Quatremère de Quincy zu allgemeinen Forschungen über die farbige Sculptur der Griechen, die er 1815 in seinem Jupiter Olympien bekannt machte. Nun erst, nachdem man durch Theorie und Erfahrung mit der Idee von Bemalung der Statuen vertrauter geworden war, fieng man an, bei längst bekannten Bildwerken auf eine Zuthat zu merken, vor der man lange Zeit mit einer gewissen heiligen Scheu die Augen verschlossen hatte. Die Diana von Versailles, die Venus von Arles, die Pallas von Velletri, die Vestalin von Versailles, die Amazone des Vatikans, Orest und Electra in Villa Ludovisi, die Mediceische Venus, vor allen aber die schon erwähnte Diana von Herculanum im alt-griechischen Styl, und verschiedene andere Statuen, die Herr Kugler p. 62 sqq. mit grofser Präcision aufzählt, zeigen an Haaren, Augen oder Gewändern unverkennbare Spuren ehemaliger Bemalung.

*) Monum. inéd. T. II. p. 48.

**) Alcuni Bassirilievi della Grecia, Rom. 1812. p. VI.

Digitized by Google

Ebenso gieng es bei der Architektur. Dieselben Forschungen, von denen wir oben gesprochen haben, führten auch hier zu überraschenden Resultaten. An den Attischen Monumenten, dem Theseum, dem Parthenon, dem Erechtheum, den Propyläen, dem choragischen Monument des Lysicrates, dem jonischen Tempel am Ilissus, an den äusseren Propyläen des Ceres-Tempels zu Eleusis, dem gröfsern Tempel zu Rhamnus, ferner an dem Apollo-Tempel zu Bassae, dem dorischen Tempel-Ruin zu Korinth, an dem Minerven-Tempel auf Aegina, an den Tempeln zu Selinunt, in Metapont und an der Basilica zu Paestum hat man an verschiedenen Theilen eine mit dem Ganzen so harmonische, geschmackvoll ausgeführte Bemalung entdeckt, dafs man an der mit dem Bau gleichzeitigen Entstehung derselben nicht zweifeln kann. Nach diesen unwiderlegbaren Beweisen ist es h. z. T. beinahe allgemein anerkannt, dafs die Griechen in der Blüthezeit ihrer Kunst Malerei mit der Sculptur und Architektur verbunden haben: aber die grofse Frage ist nun die: wie weit gieng diese Anwendung der Malerei? dehnte sie sich auf die ganzen Statuen und Gebäude, oder nur auf einzelne Bauwerke und Theile derselben aus? Herr Hittorff *) war der erste, der sich für eine vollständige Bemalung der Architektur und Sculptur aussprach; und diese Theorie veranschaulichte er durch die colorirte Restauration eines kleinen Sacellums auf der Akropolis von Selinunt, das er den Tempel des Empedocles nennt. Noch weiter geht Herr Semper, der es als Resultat seiner gründlichen Studien, die er in Griechenland an den noch erhaltenen Gebäuden gemacht hat, ausspricht, dafs auch die Pracht-Bauten der Perikleischen Zeit vollständig bemalt gewesen seyen, und ein aus farbigen Lithographien und Kupfertafeln bestehendes Werk verspricht, worin er seine gesammelten Studien, in ein System gebracht, auseinanderzusetzen gedenkt. Gegen diese Ausdehnung der Polychromie nun ist das Werk von Herrn Kugler gerichtet, dessen Erscheinen als sehr zeitgemäfs erscheinen mufs. Er prüft zuerst die Zeugnisse der alten Schriftsteller, betrachtet dann die Farbenreste an alten Monumenten der Baukunst, geographisch gesondert: nimmt

*) De l'architecture polychrôme chez les Grecs, ou restitution complète du temple d'Empedocles, dans l'acropolis de Sélinunte. Extrait d'un Mémoire lu aux Académies des Inscriptions et Belles-Lettres et des Beaux-Arts de Paris. — Annali dell' Instituto di corrispond. archeol. 1830. T. II. p. 263.

Digitized by Google

davon Veranlassung zu tieferen Untersuchungen über die Eigenthümlichkeiten des Baustyles im Peloponnes und Sicilien, — Untersuchungen, welche eine mehr als nur gelegenheitliche Behandlung verdienen, dann aber durch Abbildungen der besprochenen Architektur-Theile beleuchtet werden sollten — er entwickelt dann an den im reinsten Styl ausgeführten Monumenten von Attika die Bedeutung der architektonischen Formen, und auf diesem Wege kommt er zu der Ansicht, dafs bei der Verschiedenheit der Formen das schon an sich beweglichere Gesetz der Farbe einem noch gröfseren Wechsel unterworfen gewesen seyn müsse, und dafs auch in dieser Beziehung in den Attischen Monumenten das reinste Maas vorausgesetzt werden dürfe. Nach diesen Prämissen entwickelt sich sein System der Polychromie, dessen Grundzüge in Kurzem folgende sind: Die Säule vollkommen weifs; ob der Echinus mit Eiern zu verzieren, bleibt unbestimmt. Der Architrav zeigt wiederum eine schlichte Masse, dient jedoch als Träger reicher, vergoldeter Weihschilde und Inschriften. Das Band über dem Architrav, welches ihn mit dem Fries verbindet, dürfte — in Bezug auf die dunklere Farbe der Metopen — auch gefärbt und mit einem Mäander verziert seyn. Die Triglyphen wiederum, als Haupttheile des gesammten Gerüstes, weifs. Das Riemchen darunter mit zierlichem hängenden Palmetten-Ornament, welches das Riemchen als eine untere Begränzung oder Besäumung der Triglyphen erscheinen läfst. Die Tropfen vielleicht vergoldet. Das Band, welches das Kopfgesims der Triglyphen bildet, vielleicht mit einem ähnlichen, hier natürlich stehenden, Palmetten-Ornament. Die schmalere Fortsetzung des Bandes über den Metopen wohl nicht weifs, sondern farbig, in einem gewissen Verhältnifs zur Farbe der letztern. Das höher liegende Band, aus welchem die Dielen-Köpfe hervortreten, gefärbt, etwa roth, mit einem unter den Dielenköpfen durchlaufenden Mäander. Die Dielenköpfe vielleicht, wie sich einige Angaben finden, und wie es dann als eine Vermittelung zu der Farbe der Metopen motivirt würde, blau, mit goldenen Tropfen. Das Plättchen, welches die Dielenköpfe tragen, und welches unter der Hängeplatte liegt, vielleicht ganz roth. Die Bekrönung der Hängeplatte mit zierlichen Blättchen. Ähnlich die Gesimse des Giebels, dessen Tympanum klein zu denken ist, um somit wiederum einen angemessenen Grund für die Statuen des Giebels zu enthalten. Der Rinnleisten weifs, mit einer Palmetten-Verzierung in Gold. Die Acroterien, Stirn- und First-Ziegel als freier Schmuck

Digitized by Google

farbig verziert, das Gold aber ebenfalls vorherrschend. Die Wände der Cella waren, wenn von Marmor, vermuthlich auch weifs. Die Friese für die etwaigen Reliefs blau. Die Aeten-Capitale bemalt, der Hals vielleicht mit einer Palmetten-Verzierung. Die anderweitigen Gesimse ebenfalls bemalt: als oberes Hauptglied gewöhnlich ein breites Band mit Palmetten. Die Deckbalken weifs mit Eierstäben. Der Grund der Cassetten dunkelfarbig mit vorleuchtenden Sternen. Dies in Kürze Herrn Kuglers System der Polychromie, wobei man aber stets festhalten mufs, dafs er es nur auf die attischen Monumente der schönsten Zeit angewendet wissen will, für den Peloponnes aber und noch mehr für Sicilien eine reichlichere Anwendung der Farbe zugiebt. Auf dieselbe Weise begründet Herr K. für die Sculptur sein System der Polychromie. Er prüft zuerst die Stellen der alten Schriftsteller, betrachtet dann die Monumente, an denen sich noch Farbenspuren finden, und kommt so zu dem Resultate, dafs sich die Bemalung eigentlich nur auf die Gewandung erstreckt habe, das Nackte aber durch weifsen Marmor oder durch Elfenbein dargestellt worden sey: nur für das Auge wurde irgend ein dunkler, leuchtender Stein, irgend ein farbiges Material angewendet. Auch beim Haare, das dem Menschen als ein Schmuck gegeben ist und als solcher gepflegt und getragen wird, wurde Farbe, am häufigsten Gold angewendet. Aller andere Schmuck, wie Agraffen, Kopfzierden, Gürtel, Armspangen, ferner die Attribute der Götter, Waffen der Krieger, Geschirre der Pferde u. dgl. wurde entweder bemalt oder von Metall angesetzt, doch immer bleiben die nackten Theile des menschlichen Körpers in der einfachen Weise ausgeführt, welche dem vollkommensten Genusse der reinen Form kein Hindernifs in den Weg legt.

Unterwerfen wir nun dieses System, wie es sich nennt, einer nähern Prüfung, so erscheint als charakteristisch darin die Geltung, die der weifsen Farbe des Marmors gesichert wird. Gewifs ist es mit dem bei der Architektur besonders gültigen Grundsatz der Zweckmäfsigkeit schwer zu vereinigen, dafs man das schöne und kostbare Material des Marmors angewendet haben solle, um es wieder mit Farben zu verdecken. Am auffallendsten ist dies bei Gebäuden, wozu man den Marmor aus grofser Entfernung herführte: z. B. in Gortys in Arkadien war ein Tempel des Äskulap aus Pentelischem Marmor, Paus. VIII, 28, 1 (nicht 41, 5), in Delphi erbaute Herodes Atticus das Stadium aus demselben Steine, Paus. X, 32, 1. Zur Zeit der Pisistratiden-Herrschaft

Digitized by Google

erbauten die Alkmäoniden die Vorderseite des Delphischen Tempels aus Parischem Marmor, während sie durch ihren Vertrag mit den Amphiktyonen nur verbindlich waren, Poros-Stein zu nehmen, Herod. V, 62. In allen diesen Fällen sieht man nicht ein, warum man mit schweren Kosten das schöne Material herbeigeschafft haben würde, wenn es nicht gerade durch seine natürliche Beschaffenheit den Glanz des Gebäudes erhöhen sollte. Auch verdient die Bemerkung von O. Müller (Göttinger gel. Anz. 1834 St. 140) Beachtung, dafs der bekannten Bauinschrift vom Erechtheum zufolge die Fläche der Wände erst, wenn sie aus den Stein-Quadern aufgesetzt waren, im Ganzen polirt wurde, dafs aber eine solche Politur unnütz gewesen seyn würde, wenn man ihren Glanz wieder durch einen Farbenüberzug vernichtet hätte. Diese Wahrscheinlichkeitsgründe sucht Herr Kugler noch zu verstärken durch die Bemerkung, dafs Pausanias und Strabo öfters von Gebäuden aus weifsem Stein (λίθου λευκοῦ) sprechen, dafs aber diese Erwähnung der Farbe gar keinen Sinn hätte, wenn man die Eigenschaft des Steines nirgends zu Gesicht bekam. Alle noch übrigen Zweifel aber glaubt er durch folgenden aus Herodot III, 57. geführten Beweis beseitigt zu haben. Die Siphnier befragten zur Zeit ihres gröfsten Wohlstandes das Delphische Orakel, ob ihr Wohlstand von langer Dauer seyn könne. Die Pythia antwortete ihnen:

Ἀλλ' ὅταν ἐν Σίφνῳ πρυτανήϊα λευκὰ γένηται,
Λεύκοφρύς τ' ἀγορὴ, τότε δὴ δεῖ φράδμονος ἀνδρὸς,
Φράσσασθαι ξύλινόν τε λόχον κήρυκά τ' ἐρυθρόν.

Τοῖσι δὲ Σιφνίοισι τότε ἦν ἡ ἀγορὴ καὶ τὸ πρυτανήϊον Παρίῳ λίθῳ ἠσκημένα. Diese Stelle ist nicht nur wegen der Angabe über die weifsen Gebäude der Siphnier, sondern, wie Herr K. richtig bemerkt, wegen des von Herodot angegebenen Grundes, warum sie weifs waren, von gröfster Wichtigkeit: dennoch aber können wir die Schlufsfolgerung, die Hr. K. daraus als entschieden zieht, nicht unterschreiben. Diese lautet: »Was in der Blüthezeit der griechischen Kunst von Parischem Marmor — und wir dürfen ohne Bedenken hinzufügen: von jedem edlen weifsen Marmor, namentlich dem Pentelischen zu Athen — erbaut worden war, erschien im Äussern wesentlich als weifs.« Dafs diese Schlufsfolgerung zu allgemein gefafst sey, scheint uns aus folgender Stelle des Pausanias zu erhellen. Er spricht VII, 22, 4 von Tritäa in Achaja: πρὶν δὲ ἐς τὴν πόλιν εἰσελθεῖν μνῆμά ἐστι λευκοῦ λίθου,

Digitized by Google

θέας καὶ ἐς τὰ ἄλλα ἄξιον καὶ οὐχ ἥκιστα ἐπὶ ταῖς γραφαῖς, αἵ εἰσιν ἐπὶ τοῦ τάφου, τέχνη Νικίου, θρόνος τε ἐλέφαντος, καὶ γυνὴ νέα καὶ εἴδους εὖ ἔχουσα ἐπὶ τῷ θρόνῳ, θεράπαινα δὲ αὐτῇ προσέστηκε σκιάδιον φέρουσα· καὶ νεανίσκος ὀρθὸς οὐκ ἔχων πω γένειά ἐστι χιτῶνα ἐνδεδυκὼς καὶ χλαμύδα ἐπὶ τῷ χιτῶνι φοινικῆν· παρὰ δὲ αὐτὸν οἰκέτης ἀκόντια ἔχων ἐστὶ, καὶ ἄγει κύνας ἐπιτηδείας θηρεύουσιν ἀνθρώποις πυθέσθαι μὲν ἤδη τὰ ὀνόματα αὐτῶν οὐκ εἴχομεν· ταφῆναι δὲ ἄνδρα καὶ γυναῖκα ἐν κοινῷ παρίστατο ἅπασιν εἰκάζειν. Nach dieser Stelle sah also Pausanias von der Stadt Tritäa ein Grabmal (dafs μνῆμα und τάφος gleichbedeutend seyen, setzen wir als anerkannt voraus) aus weifsem Marmor, auf dessen äusserer Oberfläche Gemälde ausgeführt waren: und dies geschah in der Blüthezeit der griechischen Kunst, denn die Gemälde waren von Nicias, der nach Plin. XXXV, 11, s. 40. zu den berühmtesten Malern gehörte. Herr Raoul-Rochette (Journal des savans 1833 p. 369) erklärt zwar in der ganz ähnlichen Stelle Paus. VII, 25, 7. die Worte ἐπὶ τῷ μνήματι von dem Innern des Grabmales, und ohne Zweifel versteht er in der von uns angeführten Stelle die Worte ἐπὶ τοῦ τάφου ebenso, da er beide Stellen neben einander stellt; allein Herr Letronne, der dieselben Stellen in seinem sechszehnten Briefe für einen von dem unsrigen verschiedenen Zweck behandelt, hat vollkommen Recht, wenn er diese Erklärung nicht nur für sprachlich, sondern auch für sachlich unmöglich hält, denn so lange das Heidenthum bestand, konnte Pausanias in das Innere der Grabmäler nicht eindringen, und Nicias, einer der ersten Maler seines Jahrhunderts, würde sich wohl nie dazu hergegeben haben, das Innere eines Grabmales mit Gemälden zu schmücken, die Niemand zu Augen kamen. Die Stelle des Herodot verliert dadurch ihre Geltung nicht, aber eben so wenig, als wir aus der angezogenen Stelle des Pausanias auf die Bemalung aller Marmor-Gebäude schliefsen, eben so wenig darf Herr Kugler aus der Stelle des Herodot herleiten, dafs alle weifs gewesen seyen. Eine weitere Folgerung, die wir aus dieser Stelle machen können, ist die, dafs der Ausdruck des Strabo und Pausanias, dieses oder jenes Gebäude sey aus weifsem Stein gebaut, durchaus keinen Beweis gegen die Bemalung derselben abgiebt, dafs sie vielmehr unter λίθος λευκὸς weifsen Marmor verstehen, ohne damit zu entscheiden, ob er seine natürliche Farbe behalten, oder eine fremde bekommen habe. Noch minder glücklich ist Herr K. in den übrigen gegen die polychrome Architek-

Digitized by Google

tur angeführten Stellen. Plinius 36, c. 23. erzählt, dafs Panänus im Tempel der Minerva zu Elis den Stucküberzug der Wände in einer Auflösung von Milch und Safran aufgetragen habe, und dafs noch zu seiner Zeit der Geruch und Geschmack des Safrans empfindbar gewesen sey, wenn man die Wand mit Speichel rieb. Um nun aus dieser Stelle die Notiz von einer gelblichen Farbe der Wände zu entfernen, sagt Herr Kugler: »Die ganze Stelle ist eine von den wenig bedeutenden Künstler-Anekdoten, in deren Aufsammlung sich Plinius wohlgefällt: die Hauptsache ist ihm der Safrangeruch, der noch zu seiner Zeit entstanden war, wenn man jene Wand mit Speichel rieb.« Wir möchten im Gegentheil behaupten, dafs diese Stelle eine sehr bedeutende ist; denn das ist doch sonnenklar, dafs Panänus diesen Anwurf der Wände in der Absicht machte, um darauf zu malen, und insofern ist diese Stelle ein sicherer Beweis, dafs die griechischen Meister in der schönsten Periode der Kunst auf die Wand gemalt haben. Diese Sitte wird uns bestätigt durch die Angabe des Pausanias V, 11, 2, dafs derselbe Panänus die um die Jupiter-Statue in Olympia herumlaufende Brustwehr auf drei Seiten mit Gemälden geschmückt, die vierte Seite der Thür gegenüber blos einfach blau angestrichen habe. Auch diese Stelle führt Herr K. an, und nimmt mit Völkel (Archäol. Nachl. p. 51) richtig an, dafs unter dieser Thüre die unmittelbar hinter der Statue befindliche Thüre des Opisthodomus zu verstehen sey, so dafs also an dem hintern Theile der Brustwehr, wohin wenig Beschauer kamen und wohin nur ein geringes Licht fallen konnte, die Gemälde überflüssig waren. »Aber, sagt er nun weiter, wenn dieser Theil blau angestrichen wurde, so liegt es nahe, in seiner Farbe eine Übereinstimmung mit den umliegenden Wänden der Cella zu suchen; waren diese weifs, so hätte man, wie es scheint, die Wand der Brustwehr am füglichsten ebenfalls weifs gelassen.« Wir müssen bekennen, dafs wir nicht einsehen, wie diese beiden Stellen in Herrn Kuglers Buch kommen konnten, denn der Verlauf seiner Untersuchung zeigt uns, dafs er nur die Aussenseite der Gebäude behandeln wollte; dafs somit diese Stellen dem Zweck seines Buches ganz fremd sind; wollte er aber auch auf das Innere der Tempel Rücksicht nehmen, so konnte er unmöglich von »ganz einzeln stehenden und wenig bedeutenden Äusserungen der Alten über polychrome Architektur« reden, sondern mufste in seinem Plinius und Pausanias, die er fast auf jeder Seite citirt, Stellen dem Dutzend nach finden, die ihn von dem Gedanken an

Digitized by Google

weifse Wände ablenken konnten. Da wir uns hierüber weiter unten ausführlich aussprechen werden, so verweilen wir jetzt nicht länger dabei, und schreiten zur Prüfung des Kuglerschen Systems der Polychromie. Vorerst können wir hier die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs uns bei den bis jetzt vorliegenden, von Hrn. K. zwar mit grofser Sorgfalt aufgezählten, aber doch immer höchst fragmentarischen Daten die Ankündigung eines Systems der Polychromie anno Domini 1835 etwas frühe vorkommt: doch man mufs sich h. z. T. daran gewöhnen, dafs die jüngere Generation mit folgerechten Systemen parat ist, wo andere Leute, wie in unserem Falle ein Gottfr. Hermann und Bröndsted, bescheidene Muthmafsungen äussern. Doch wollen wir an einem Beispiele zeigen, wie es bei diesem Verfahren hergeht. Vitruv IV, 2. §. 2. sagt, dafs man bei dem alten Holzbau vor die Balkenköpfe Bretter genagelt, und, um diese Verdeckung dem Auge wohlgefällig zu machen, mit blauem Wachse bemalt habe: daraus seyen dann die Triglyphen entstanden. Man sollte glauben, dafs bei einem Gegenstande, wo wir von der Angabe der alten Schriftsteller so ganz entblöst sind, ein solches Zeugnifs vom Meister Vitruv um so willkommener wäre, da Bröndsted (Reisen in Griechenland B. 2. p. 147) versichert, dafs diese Angabe Vitruv's durch seine und seiner Reisegefährten Untersuchungen in den Dorischen Tempeln von Griechenland und Sicilien durchgängig auf eine merkwürdige Weise bestätigt werde, indem die Triglyphen der altdorischen Tempel überall, wo ihre Farbe noch erkannt wurde, himmelblau gewesen; ihre Zwischenflächen aber eben so allgemein einen hochrothen oder doch fast immer einen röthlichen Anstrich gehabt zu haben scheinen. Diese beiden Zeugnisse waren Herrn K. nicht unbekannt, allein gefärbte Tryglyphen passen einmal in sein System der Polychromie nicht: als Haupttheile des gesammten Gerüstes müssen sie weifs seyn, wie die Säulen und der Architrav, und daher ist er der Meinung, dafs man bei Vitruv, da er über einen Gebrauch der Vorzeit berichte, mehr an alterthümliche Monumente, als an die eines entwickelten Styles denken müsse, zugleich an solche, welche ihm, wie die etruskischen oder sicilischen, näher lagen, als die hellenischen: als ob Vitruv nach Weise der heutigen italienischen Künstler nur die Bauten seines Vaterlandes gekannt oder wenigstens präsent gehabt hätte, während sich ja in seinem Werke deutlich ausspricht, dafs er mit den Gebäuden Griechenlands und Kleinasiens ebenso bekannt war, wie mit denen Italiens und Siciliens; Herrn

Digitized by Google

Bröndsted's Zeugnifs aber wird p. 46 damit zurückgewiesen, dafs er nur sicilische Monumente im Sinne zu haben scheine, während er doch ausdrücklich von Griechenland und Sicilien spricht. Aus diesem Verfahren sehen wir zwar, wie fest Herr K. von der Folgerichtigkeit seines Systemes überzeugt ist; wir aber sind dadurch in unserer Überzeugung nicht wankend geworden, dafs man bei Sachen, die man nicht a priori sondern nur a posteriori wissen kann, glaubwürdigen Zeugnissen des Alterthums und neuerer Reisenden den ersten Rang einräumen müsse. Für die Thätigkeit der Phantasie bleibt immer noch ein weites Feld offen, sobald es sich darum handelt, aus einzelnen gegebenen Fragmenten ein harmonisches Ganzes zu componiren. Was diesen Punkt betrifft, so ist Herrn Kuglers Restauration des Parthenon, nach seinen Ideen von Herrn Architekt Strack ausgeführt, sehr geschmackvoll: wie weit sie im Einzelnen wahr ist, kann nicht untersucht werden. Der Hauptpunkt, der durch Herrn Kuglers Untersuchungen herausgestellt wurde, ist der, dafs der weifse Marmor seine Naturfarbe behalten müsse, weil wir bis jetzt noch nicht Data genug besitzen, um die Bemalung der Architektur auch auf die aus weifsem Marmor aufgeführten Gebäude der schönsten Periode griechischer Kunstübung auszudehnen. Dieses Resultat ist aber mehr negativ und so prekär, dafs wir nicht wissen, ob wir das, was wir am Ende des Jahres 1836 für wahr halten, bis zum Ende des nächsten Jahres hinüberretten werden; denn sollte es Herrn Semper gelingen, seine p. 23 ausgesprochene Überzeugung, dafs die goldne Kruste der griechischen Monumente nicht Bodensatz der Zeiten, sondern Rest der antiken Malerei sey, zu beweisen, so wird uns das Demonstriren und Wehklagen der Systematiker ebensowenig hindern, eine durchgängige Bemalung der Architektur anzunehmen, als uns das bisher gangbare System der Ästhetik gehindert hat, an eine theilweise Bemalung zu glauben. Die apriorische Wahrscheinlichkeit scheint uns viel mehr für das Gelingen als für das Mifslingen des Beweises zu seyn; denn wenn dieser Punkt ins Reine gebracht ist, so sind alle Data zur Construction eines Systemes der Polychromie vorhanden. Wir haben oben gesehen, dafs auf die Aussenseite von Grabmälern sogar historische Gemälde durch berühmte Meister ausgeführt wurden, ähnlich wie wir dies in den alten Städten von Deutschland, Italien und der Schweiz in vielen Häusern erblicken, und dafs selbst der weifse Marmor die Bemalung sich gefallen lassen mufste. Als Beispiele für öffentliche Gebäude

Digitized by Google

erwähnt Pausanias I, 28, 8 zwei Gerichtshöfe in Athen, welche der Grüne und der Rothe nach ihren Farben hiefsen, und bis auf seine Zeit diese Namen führten. Dafs diese Farben den an der Pforte der Gerichtshöfe angebrachten Buchstaben entsprochen haben und als ein blofses Abzeichen zur Unterscheidung für die der Schrift Unkundigen zu betrachten seyen, wird uns Herr Raoul-Rochette und Herr Kugler ebenso wenig überzeugen, als wir je glauben werden, dafs das rothe und das grüne Haus in Stuttgart diesen Namen von rothen oder grünen Täfelchen, auf denen die Feuer-Assekuranz oder die Strafsen-Nummer bezeichnet ist, erhalten haben. Die Façade der Privathäuser wurde ebenfalls bemalt, wie Herr Letronne in seinem zweiundzwanzigsten Briefe aus vielen bis jetzt unbeachteten Stellen der Alten nachweist. Tempel, die aus geringerem Material aufgeführt waren, wurden mit einem Anwurf überzogen, dessen Bemalung, wie Herr K. p. 7. richtig bemerkt, in ein gewisses Verhältnifs zu den mit weifsem Marmor errichteten Prachtbauten gesetzt worden seyn wird. Es kommt nun also Alles darauf an, welche Entdeckungen an den letzteren in Zukunft gemacht werden. Wollten wir uns durch Systemsucht bestimmen lassen, so könnten wir der Erfahrung vorgreifen, und das, was wir an den verschiedenen Arten von Gebäuden wahrgenommen, durch einen Inductions-Beweis auch auf die Gebäude aus weifsem Marmor in ihrer Allgemeinheit übertragen: aber wir halten es für unwissenschaftlich, ohne entscheidende Beweise die oben angeführten, von Herrn K. wesentlich verstärkten Wahrscheinlichkeitsgründe, welche für die weifse Farbe der Marmor-Bauten sprechen, zu verwerfen.

Wenn wir dem Gesagten zufolge dem Kuglerschen System der Polychromie in Rücksicht der Architektur nur mit grofsen Beschränkungen beitreten können, so müssen wir von demselben in seiner Anwendung auf die Sculptur ganz abweichen. Die ältesten Holzbilder, welche roth angestrichen und ganz nach menschlicher Weise bekleidet waren, lassen wir wie Herr K. ausserhalb des Bereiches unserer Untersuchung, und betrachten mit ihm die Akrolithen als die ersten Versuche einer entwickelteren Kunstperiode. Dies waren Statuen aus Holz, deren Extremitäten, Kopf, Hände und Füfse, von Marmor angesetzt waren: dieser Marmor war nach ausdrücklicher Bemerkung des Pausanias bei einigen parischer oder pentelischer. Wenn nun aber Herr K. p. 52 daraus schliefst, dafs jedenfalls dieser Marmor im Wesentlichen in seiner natürlichen Farbe erschienen sey, weil es widersinnig wäre,

Digitized by Google

wenn man an einzelnen Theilen ein anderes und zwar kostbareres Material angefügt, und dessen Eigenthümlichkeit wieder durch einen Farbenüberzug verdeckt hätte, so ist dies eine petitio principii, d. h. Herr K. setzt als bewiesen voraus, was erst bewiesen werden sollte: wir haben aber bereits oben einen positiven Beweis aus Pausanias angeführt, dafs der λίθος λευκὸς die Bemalung nicht ausgeschlossen habe. Betrachten wir die Sache psychologisch, so finden wir es im Gegentheil sehr unwahrscheinlich, wie das an die menschlich aussehenden Schnitzbilder (ξόανα) gewöhnte Auge des gläubigen Volkes sich mit solchen gespensterartig aussehenden Akrolithen befreundet haben sollte: erhielten aber die Marmortheile einen dem vergoldeten oder bemalten Tronc entsprechenden Anstrich, so finden wir darin einen wesentlichen und doch gegen die Ansprüche der gläubigen Menge nicht verstofsenden Fortschritt der Kunst, denn der Marmor gestattete nicht nur gröfsere Präcision in Bildung der Gesichtsformen, sondern auch, wenn die Färbung nicht zu dick aufgetragen wurde, gröfsere Natürlichkeit des Colorits. In noch höherem Grade war dies bei dem Elfenbein der Fall, das vermöge seines weichen Charakters durch eine leichte Bemalung des schönsten Fleischtones fähig war. Dafs aber dieses Material in dem Perikleischen Zeitalter, wo die vom ganzen Alterthum angestaunten Wunderwerke der Kunst aus Elfenbein und Gold ausgeführt wurden, wirklich bemalt worden sey, dafür spricht uns der Umstand, dafs Plutarch (Perikl. c. 12) unter den von Perikles beschäftigten Künstlern ausdrücklich die Elfenbeinmaler erwähnt; wenn es aber eigene Künstler gab, die sich damit beschäftigten, so können wir uns nichts denken, was sie malen konnten, als eben diese Statuen, denn von sonstiger Anwendung des Elfenbeins bei den Perikleischen Unternehmungen haben wir keine Kunde. Herr K. sieht sich nun freilich p. 55 veranlafst, um diesem Schlufs zu entgehen, eine von Reiske und Facius (Excerpta p. 9) vorgeschlagene Emendation zu adoptiren. Diese wollen nemlich statt der gewöhnlichen Lesart, χρυσοῦ μαλακτῆρες, ἐλέφαντος ζωγράφοι, lesen: χρυσοῦ μαλακτῆρες καὶ ἐλέφαντος, ζωγράφοι. Diese Verbesserung trägt die unverkennbaren Spuren eines Zeitalters, wo man von bemalter Sculptur keine Idee hatte, und darum mit den Worten ἐλέφαντος ζωγράφοι keinen Sinn zu verbinden wufste: h. z. T. aber sollte niemand mehr, am wenigsten ein Schriftsteller über Polychromie der Alten, diese längst zerfallene Hinterthür aufsuchen, zumal da es stets eine mifsliche Sache ist, wenn

Digitized by Google

man eine kritisch unverdächtige Stelle einer aufgestellten Hypothese zulieb abändert. Demgemäfs ist wohl der Schlufs von der Existenz eigener Elfenbeinmaler auf Bemalung des Elfenbeins an den Statuen gerechtfertigt, und haben wir dies Datum gewonnen, so schliefsen wir mit gröfserem Recht von der Bemalung der chryselephantinen Bilder auf das ähnliche Verfahren bei den Akrolithen, als Herr K. p. 54 von der Analogie der Aerolithen, deren weifse Extremitäten er nur postulirt, aber nicht beweist, auf die Nicht-Bemalung des Elfenbeins schliefst. Wenn er aber weiter argumentirt, dafs das Elfenbein an trocknen Orten durch Wasser, an nassen durch Öl frisch erhalten werden mufste, was bei einem stärkern Farbenüberzug ohne Wirkung gewesen wäre und eine leichtere Färbung bald beeinträchtigt haben würde, so machen wir ihn darauf aufmerksam, dafs nach Pausanias V, 14, 5. die Reinigung der Olympischen Jupiter-Statue den Nachkommen des Phidias, unter dem Titel φαιδρυνταὶ, als erbliches Ehrenamt anvertraut war. Die Verwendung dieses Künstlergeschlechts zu diesem scheinbar einfachen Dienste erhält ihren vollen Sinn erst dadurch, wenn wir annehmen, dafs die Phädrynten nicht blos das Öl einzureiben, sondern auch für die Erhaltung des zarten Colorits zu sorgen hatten; und sofern diese Thätigkeit nur die Fortsetzung von dem Geschäft der Elfenbeinmaler war, wird uns diese Nachricht eine Bestätigung von der herkömmlichen Lesart in der Plutarchischen Stelle. Wenden wir uns nun zu den Marmorbildern, so erblicken wir an den Selinuntischen, Äginetischen, Attischen und Phigalischen Bildwerken unverkennbare Spuren der Bemalung, die sich bei den Ägineten, wie Herr K. p. 68 selbst erwähnt, nicht blos auf die Gewandung, sondern auch auf Augen und Lippen erstreckte: an den Augen der Minerva war sogar noch der Umrifs des Augapfels und noch ein Hauch von Färbung zu erkennen. Damit verbindet sich, dafs einer der gröfsten Meister auf dem Culminationspunkte der Kunst, Praxiteles, diejenigen von seinen Marmorarbeiten am höchsten schätzte, an welche der Maler Nicias Hand angelegt hatte: tantum circumlitioni ejus tribuebat (Plin. XXXV, c. 11. s. 40.). Herr K. giebt p. 59 selbst zu, dafs die natürlichste und einfachste Erklärung dieser Stelle diejenige sey, welche die Hülfeleistung des Nicias von einer vollständigen Bemalung verstehe: aber um diese einfache Erklärung zurückzuweisen, hält er sich an die von Sillig im Catalogus Artificum gemachte Bemerkung, dafs die Blüthe der beiden Künstler um 50 Jahre auseinanderfalle, wefs-

Digitized by Google

wegen Sillig zwei Künstler dieses Namens annimmt. »Wollen »wir jedoch,« sagt Herr K., »diese Annahme nicht gelten las»sen und das späteste Alter des Praxiteles mit der frühesten Ju»gend des Nicias in Verbindung bringen, so müssen wir gleich»wohl jedenfalls zugeben, dafs hiemit der Hauptumstand der obi»gen Untersuchungen verschwindet: der Nicias, von dem die »Circumlitio an den Statuen des Praxiteles herrührte, konnte ent»weder dazumal noch kein berühmter Maler seyn, — oder er »war es überhaupt nicht; seine Arbeit schlug also, möglicher »Weise, nicht in das Gebiet der höhern Kunst.« Wir haben diese Argumentation wörtlich beigesetzt, weil wir gestehen müssen, dafs wir ein solches Dilemma nicht verstehen, nur so viel ist uns klar, dafs die Erzählung des Plinius dadurch ihrer Beweiskraft beraubt werden soll; will man aber den Nicias durch ein Dilemma todtschlagen, so glauben wir unsererseits, ihn durch ein Dilemma retten zu können. Wir können in der angeführten Stelle entweder Einen Nicias oder zwei statuiren: gab es nur Einen, so konnte dieser bei einer Altersverschiedenheit von fünfzig Jahren zu Lebzeiten des Praxiteles noch kein berühmter Name seyn, aber Praxiteles konnte schon in dem Jünglinge den grofsen Künstler ahnen und seine Arbeiten denen anderer bekannteren Meister vorziehen: waren es aber zwei, so ist es allerdings möglich, dafs der ältere kein berühmter Maler war, wahrscheinlich aber ist es durchaus nicht, denn die hochachtungsvolle Äusserung eines Praxiteles scheint uns ein besserer Beweis für, als Herrn Kuglers Dilemma gegen seine Kunst. Wenn aber Herr Sillig zwei Nicias annahm, so war dies nicht der gewöhnliche Ausweg, den man bei schwierigen Zeitbestimmungen ergreift, sondern Plinius selbst gab ihm den Grund dazu an die Hand, indem er zu der in Rede stehenden Stelle beifügt: non satis discernitur, alium eodem nomine, an hunc eundem quidam faciant Olympiade centesima duodecima. Wir dürfen wohl annehmen, dafs durch die frühzeitige Vermischung der Namen auch die Werke beider Künstler unter Einen Namen geworfen worden sind, und dafs demnach unter den von Plinius genannten Gemälden mehrere dem ältern angehören, namentlich möchte die Gewandtheit, die Gemälde stark über die Fläche hervortreten zu lassen (ut eminerent e tabulis picturae, maxime curavit) als Folge seiner Bemalung der Sculptur zu betrachten seyn. Da demnach das Factum, dafs ein Maler Nicias Hand an die Bildsäulen des Praxiteles gelegt habe, auf keine Weise entkräftet werden kann, so handeln wir

Digitized by Google

den Gesetzen der Kritik angemessen, wenn wir dieses Handanlegen von der dem Maler eigenthümlichen Thätigkeit, von dem Bemalen (und zwar in dem Fall, dafs es blos Einen Nicias gegeben hätte, von dem enkaustischen Bemalen) verstehen, und wir verweilen uns bei den abweichenden Erklärungen um so weniger, da Herr K. selbst dies als die einfachste Erklärung anerkennt. An dieses Zeugnifs reiht sich die oben angeführte Stelle des Plato De Republ. IV. init., wo er von dem ἀνδριάντας γράφειν als einer gewöhnlichen Sache spricht. Dieses Bestreben, auch das Nackte der Bildsäulen zu bemalen, theilte sich selbst dem Erzgusse mit, daher erzielte Silanion, der Zeitgenosse des Lysippus, bei seiner sterbenden Jokaste die Todesblässe des Gesichts durch Mischung des Silbers unter die Bronze (Plut. de aud. poët. 3. Qu. Symp. V, 1), und Aristonidas brachte durch Eisenbeimischung Schamröthe im Gesicht seines reuevollen Athamas hervor (Plin. XXXIV, 14). Wenn aber Herr K. dies zu der bereits entarteten Kunst zählt, so möchten wir ihn ausser dem Zeitalter des Silanion auf die Bacchantin des Scopas, die aus Marmor war, aufmerksam machen. Hier war die Todtenblässe des zerrissenen Ziegenböckleins neben der vollen Lebensfarbe der taumelnden Bacchantin bis zur täuschenden Ähnlichkeit nachgeahmt; μίαν οὖσαν τὴν ὕλην εἰς θανάτου καὶ ζωῆς διῄρει τὴν μίμησιν sagt Callistratus Stat. 2. Somit haben wir aus der schönsten Periode der griechischen Kunst eine Reihe von Beweisen für die Bemalung der Statuen in den verschiedensten Zweigen der Kunstübung; allein Hr. K. sagt uns p. 57, in einer Stelle des Lucian sey mit Bestimmtheit ausgesprochen, dafs die bedeutendsten Statuen des Alterthums im Wesentlichen farblos erscheinen. In dieser Stelle (de imagin. 5—10) sagt Lykinos, er wolle sich eine vollendete Schönheit zusammensetzen, in welcher er die gelungensten Theile der vorzüglichsten Statuen vereinige.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Schriften über die Malerei der Alten von Semper, Kugler, Hermann, Letronne, Raoul-Rochette, Wiegmann und John.

(Fortsetzung.)

So nimmt er denn von der knidischen Venus des Praxiteles den Kopf und die Gröfse: von der Venus des Alkamenes in den Gärten (zu Athen) die Brust und die vordern Theile des Gesichts, die Hand und die schönzugespitzen Finger; von der Lemnischen Pallas des Phidias die weichen Wangen und die symmetrische Nase; von der Amazone des Phidias den Mund und den Nacken; von der Sosandra des Calamis das sanfte Lächeln und die Sittsamkeit; für das Colorit aber nimmt er das Haar von der Here des Euphranor, die Augbrauen und die Röthe der Wangen von der Cassandra des Polygnot, den übrigen Körper von der Pakate (richtiger Pankaste) des Apelles, die Lippen von der Roxane des Aëtion. Nun möchten wir gern hören, inwiefern in dieser Stelle ausgesprochen seyn soll, dafs die genannten Statuen farblos gewesen seyen. Es ist ganz der Natur der Sache gemäfs, das Lykinos die Formen für die ideale Schönheit, die er sich componirt, von den Statuen entlehnt; nun ist es aber in der Kunst ebensowenig als in der Natur der Fall, dafs mit der schönsten Form immer die schönste Farbe verbunden ist, wie die Venetianische Malerschule am evidentesten zeigt; darum wählt er das Colorit für sein Idealbild von den anerkannt gelungensten Parthien der gefeiertsten Gemälde: nicht weil die Statuen nicht bemalt gewesen sind, sondern weil das Vollendetste in der Farbengebung in der Malerei, und nicht in der Sculptur, zu suchen ist. Somit ist also mit dieser Stelle nur so viel bewiesen, dafs ein Gemälde des Apelles ein schöneres Colorit gehabt habe, als eine Statue des Praxiteles, und da Niemanden einfallen wird, dies zu bestreiten, so gehört diese Stelle zu denen, welche zu der vorliegenden Frage gar nicht gehören. Dennoch nehmen wir unsern oben aufgestellten Satz, dafs die Griechen auch das Nackte ihrer Statuen bemalt haben, wieder auf, und bestätigen ihn durch die an einzelnen Bildern erhaltenen Farbenspuren. An dem Capitolinischen Apoll mit den Greifen scheint das Nackte ursprünglich mit einer

Digitized by Google

rothen Farbe bedeckt gewesen zu seyn; ebenso ist es mit dem Gesichte der Vestalin von Versailles (Quatremère de Quincy Jup. Olymp. p. 54). Im Pariser Museum ist ein Pan mit Bocksfüfsen, von griechischer Arbeit, in Haut-relief, an dem die Hörner, die Bocksfüfse und die Nebris von Metall und ohne Zweifel vergoldet waren, während die Lippen und das Innere des Mundes mit Zinnober roth gefärbt waren (R. Rochette Journ. d. Sav. 1833 p. 362). An der Pallas von Velletri waren nach Fernows Bericht im Neuen deutsch. Merc. 1798 p. 301, nach ihrer Entdeckung Augen und Mund mit einer schwachen violetten Tinte gefärbt, welche an den ersteren nicht allein den Augapfel, sondern auch die Augenlieder und die zwischen diesen uud den Brauen befindliche Vertiefung über den Augen einnahm, und am Munde waren gleichfalls nicht die Lippen allein, sondern auch der ganze Umfang der Oberlippe von den Mundwinkeln bis an die Nase und ein Theil der Unterlippe mit derselben Tinte gefärbt. Herr H. betrachtet diese Statue als eine Copie aus der Kaiserzeit nach irgend einem ältern trefflichen Werke, und nimmt daher diese barbarische Bemalung als eine Zuthat des italischen Copisten an. Allein damit ist die Sache nicht abgethan, denn veilchenblauer Teint war auch in der Kaiserzeit nie Mode, darum strich auch der dummste Copist gewifs nie ein Gesicht mit dieser Farbe an. So viel ist wohl gewifs, dafs Mund und Augen an dieser Statue bemalt waren; bei dem Umsturze der Statue aber scheint das Metall der Helmzierde vor das Gesicht zu liegen gekommen zu seyn, und durch seine Oxydation die ursprüngliche Farbe alterirt und weiter auf die nächsten Theile ausgebreitet zu haben. Die Volscischen in Velletri gefundenen Reliefs aus Terra cotta zeigten bei ihrer Entdeckung eine vollständige Bemalung: das Nackte war fleischfarben, die Gewandung weifs und gelb, zuweilen auch roth, die Haare schwarz, die Pferde weifs, auch braun und schwärzlich, die Wagen gelb, die Waffen und andern Geräthe meist weifs. Sollte die Menge der aufgezählten Monumente etwas zur Verstärkung unserer Argumentation beitragen, so könnten wir noch zahlreiche Reliefs aus Marmor oder Terra cotta anführen, könnten uns auch auf viele kleine vollständig bemalte Figuren aus Terra cotta berufen, aber wir glauben, dafs die angeführten Monumente für unsern Zweck genügen, und daher wenden wir uns zu der letzten Seite unserer Aufgabe, zu der Rechtfertigung unserer Ansicht von dem Gesichtspunkt der Ästhetik aus. Nach unserm Geschmack, für den wir natürlich keine andere als

Digitized by Google

subjective Geltung ansprechen, sind nur die zwei Extreme möglich, entweder ausschliefsende Herrschaft der reinen Form mit Verschmähung alles Farbenreizes, oder vollkommene Naturnachahmung. Die von Vielen gewählte Mittelstrafse aber, vermöge der die Naturnachahmung in den Nebentheilen zugegeben, für die Hauptformen aber der conventionelle Typus der weifsen Farbe erhalten wird, scheint uns das Ergebnifs der Unentschiedenheit zwischen zwei entgegengesetzten Ansichten, deren jede mit gebieterischer Gewalt sich geltend macht: die eine durch altes Herkommen, die andere durch zahlreiche Entdeckungen und Zeugnisse der Schriftsteller. Es ist bei der Sculptur ein anderer Fall, als bei der Architektur: bei dieser ist es im Verhältnifs zur Natur gleichgültig, ob die Säulen und das Gebälke weifs oder roth oder gelb sind, und darin hat eine nur theilweise Bemalung für das Auge und für den Geschmack nichts Störendes: bei der Statue aber bildet die Natürlichkeit in Augen, Haaren, Lippen, besonders in der Gewandung und Bewaffnung einen unangenehmen Contrast mit der gespensterhaften Unnatürlichkeit des weifsen Körpers: das Abstractionsvermögen des Beschauers wird durch die Verbindung von Natürlichkeit und Unnatürlichkeit in Einem und demselben Bilde so stark in Anspruch genommen, dafs er sich nicht mehr in dem zum Genufs des Kunstwerkes erforderlichen Gleichmaas der Seelenvermögen befindet. Denken wir uns aber die weifse Fläche des Marmors von einer sanften Röthe angehaucht, so haben wir auf der einen Seite treue Naturnachahmung, auf der andern aber durch die über die Naturerscheinung sich erhebende Schönheit des Bildes den für das Kunstwerk erforderlichen Charakter des Ideales. Nehmen wir einen leichten fleischfarbenen Ton, etwa wie bei den Volscischen Reliefs, für das Nackte an, so wird es uns auch erklärlich, warum die Spuren dieser Färbung sich in so seltenen Beispielen erhalten haben: ferner sehen wir dann ein, wie Pausanias an vielen Marmorstatuen das Material trotz der Bemalung als Parischen, Pentelischen und weifsen Stein bezeichnen, wie er VIII, 24, 6. sagen konnte, die Flufsgötter werden insgemein aus weifsem Stein gearbeitet, die Statuen des Nils aber aus schwarzem: denn einer leicht gerötheten durchsichtigen Hautfarbe war nur der weifse Marmor fähig, den man auch unter der Bemalung leicht erkennen konnte. Jedoch wir enthalten uns weiterer Muthmafsungen über die Art und Weise dieser Bemalung, denn wir dürfen, wie Herr K. richtig bemerkt, dem griechischen Genius vertrauen, dafs er die

Digitized by Google

herrlichen Schöpfungen seines Meisels nicht durch ein unpassendes Colorit entstellt haben werde. Das Gewisseste, was wir über diese Bemalung aussagen können, ist das, dafs sie schön gewesen sey. Um übrigens den modernen Ästhetikern, denen zu grofse Naturwahrheit Schauder erregt, einen Beweis zu geben, wie leicht man sich mit der Verbindung von Plastik und Malerei befreunden könne, berufen wir uns auf das Urtheil eines durch Geschmack und Talent gleich berühmten Künstlers. Herr Professor Wach aus Berlin sah in Prag und im Egerlande mehrere bemalte Holzstatuen, welche einen Eindruck auf ihn machten, den er durch die Verbindung dieser Künste gar nicht geahnet hätte, und er spricht die Vermuthung aus, dafs vielleicht diese Kunst zu nie geahnten Resultaten führen könnte (Kunstbl. 1833, nr. 2). Wenn nun diese von unbekannten Holzschnitzern herrührenden Statuen durch die Malerei so tiefen Ausdruck erhalten konnten, was dürfen wir erst von solchen erwarten, bei denen die Kunst eines Praxiteles und Nicias in freundlichen Bund getreten? Am Schlufs dieser Untersuchung mögen die Worte Herrn Semper's p. 24 stehen: »Man protestirt gegen die Wachsfigurengallerien, man »spricht von Gefühlen des Grauens, die bei zu grofser Treue in »der Plastik erregt werden, man versichert, dafs Farben angewendet auf Bildnerei die Formen verwirren und das Auge verwöhnen müssen. Im Gegentheil, sie entwirren die Formen, »denn sie gewähren dem Künstler neue Mittel des Hervorhebens »und des Zurücktreibens. Sie bringen das Auge wieder zurück »auf den natürlichen Weg des Sehens, den es verloren hat durch »die Macht des Abstractionswesens, das so haarscharf in der »Kunst die sichtbaren unzertrennlichen Eigenschaften der Körper, »die Farbe von der Form zu trennen weifs, durch jene unseligen Principien der Ästhetik, welche das Gebiet der einzelnen Künste genau umschreiben und keine Streifereien in das »benachbarte Feld erlauben. Die Wachsfiguren erregen Grauen. »Ganz natürlich, denn nicht von Künstlern, sondern von Marktschreiern, und was oft dasselbe bedeutet, von Ärzten, wurden »hier die wirksamsten Hebel der Kunst gehandhabt. Und gesetzt »auch, man könne zu natürlich werden, bleibt nicht selbst bei »gemalter Plastik noch immer der Convention die Herrschaft? »Convention und Geschmack, das sind die beiden heilsamen Gegengewichte schrankenloser Freiheit in der Kunst!«

Eine andere Streitfrage, welche die Pariser Archäologen seit einigen Jahren beschäftigt, betrifft die Bemalung des Inneren der

Digitized by Google

Gebäude. Herr Hittorff stellte in dem schon erwähnten Memoire über polychrome Architektur in dieser Beziehung die Behauptung auf, dafs die Wände der Tempel, Hallen, Propyläen, Palläste und Grabmäler in Griechenland zu allen Epochen der Kunst mit historischen Gemälden bemalt gewesen seyen, gemäfs einer von Ägypten angenommenen Sitte; derselbe Gebrauch sey für Italien durch die ältesten Wandgemälde in Ardea, Lavinium und Caere bezeugt, endlich seyen die Mosaiken der ersten Basiliken und die Fresken aus der Zeit der Renaissance nichts weiter, als eine Fortsetzung dieser Sitte. Gegen diese Theorie erklärte sich Herr Raoul Rochette in einer Abhandlung »De la peinture sur mur chez les anciens«, die er in das Journal des Savans 1833, p. 361—371, 429—440, 486—491 einrückte. Er sucht darin die von Böttiger in der Archäologie der Malerei aufgestellte Behauptung, dafs die Arbeiten der gröfsten Meister Griechenlands nicht auf der Wand, sondern auf Holz ausgeführt gewesen seyen, zu vertheidigen und in solcher Ausdehnung geltend zu machen, dafs er geradezu ausspricht p. 368: »*nous n'avons à ma connaissance aucune preuve positive de l'existance de peintures historiques executées sur mur et appartenant à la haute antiquité Grecque.* Diese Abhandlung gab Herrn G. Hermann Veranlassung zu dem Leipziger Oster-Programm von 1834, worin er mit dem ihm eigenthümlichen Scharfsinn und vollkommener Unpartheilichkeit manche die Polychromie der Sculptur und Architektur betreffenden Stellen der Alten behandelt und verbessert, im Ganzen aber Herrn R. Rochette's Behauptung in einigen Punkten beschränkt: doch widmete er der ganzen Sache nur wenige Seiten: Herr Letronne hingegen unternahm es in einer Reihe von sechsundzwanzig an Herrn Hittorff gerichteten Briefen, dessen Meinung gegen die ihr entgegengestellten Behauptungen zu vertheidigen, und durch den gelehrten Apparat, der dem Künstler abgieng, sicher zu stellen, und dies gelang ihm vermöge seiner siegreichen Dialektik zum grofsen Theil auf eine so schlagende Weise, dafs man ordentlich überrascht war, als Herr Raoul Rochette ein Jahr später mit einem grofsen Werke auftrat, worin er seine früher aufgestellte Ansicht mit einem wahrhaft glänzenden Apparat von Gelehrsamkeit zu halten und in ihrem weitesten Umfange zu begründen sucht.

Da dieser Punkt für die Geschichte der alten Malerei von grofser Wichtigkeit ist, so wollen wir es versuchen, unsern Lesern den Stand der Streitfrage vor Augen zu legen, und zu die-

Digitized by Google

sem Zwecke diejenigen Stellen, von deren Erklärung die Entscheidung hauptsächlich abhängt, zu prüfen.

Wir haben von Panänus, dem Bruder oder Bruders Sohn des Phidias, zwei unumstöfsliche Beweise, dafs er auf die Wand gemalt habe. Plinius XXXVI, 23, 55. sagt von ihm: in Elide aedes est Minervae, in qua frater Phidiae Panaenus tectorium induxit lacte et croco subactum, ut ferunt. Es ist zwar hier nicht ausdrücklich gesagt, dafs er diese Wand bemalt habe, aber selbst Böttiger und R. Rochette müssen dies als Zweck des Überwurfes annehmen. Nach Pausanias V, 11, 5. schmückte er die um die Statue des Olympischen Jupiters herumlaufende Schutzwehr, die in einer Mauer bestand (τρόπον τοίχων πεποιημένα), auf drei Seiten mit Gemälden. Diese beiden Facta kann Herr Rochette nicht leugnen, dennoch aber behauptet er (Journ. de Sav. p. 431), man könne daraus nicht mit der mindesten Sicherheit abnehmen, dafs diese Art der Malerei bei den Griechen in der schönen Epoche der Kunst und durch Künstler ersten Ranges ausgeübt worden sey. Das Beispiel des Panänus beweise nur soviel, dafs er bei dem thätigen Antheil, den er an den Arbeiten des Phidias in Elis sowie in Athen genommen, es nicht verschmäht habe, die Hand an Arbeiten zu legen, die unter der Würde seiner Kunst und seines Talents scheinen konnten, dafs er sich aber durch die Bande der Verwandtschaft und Freundschaft, die ihn mit Phidias verbanden, zu diesen subalternen Arbeiten habe bestimmen lassen. Dafs sich in diesem Raisonnement ein Widerstreben, den natürlichen Sinn der Worte anzuerkennen, ausdrückt, können wir am besten darthun, wenn wir eine andere ebenso klare Stelle vornehmen. Plinius XXXV, 40. sagt von Pausias: pinxit et ipse penicillo parietes Thespiis cum reficerentur, quondam a Polygnoto picti. Hier ist von zwei berühmten Malern deutlich ausgesprochen, dafs sie auf die Wand gemalt haben: Böttiger (Archäol. der Mal. p. 368) und R. Rochette (Journ. de Sav. p. 431) können nicht umhin dies anzuerkennen, doch vermuthet Letzterer, der Name Polygnot's könne sich durch Unachtsamkeit in die Stelle des Plinius eingeschlichen haben. Dagegen bemerkt Herr Letronne ganz treffend, dafs für die Sache damit nichts gewonnen sey; denn wenn Pausias, Zeitgenosse des Apelles, der im vierten Jahrhundert v. Chr. blühte, diese Wandgemälde wiederherstellen mufste, so darf man doch immer annehmen, dafs sie ein Jahrhundert vorher gemacht seyn mufsten, was mit dem Zeitalter des Polygnot übereinstimmt; und somit ist jedenfalls soviel

Digitized by Google

erwiesen, dafs um diese Zeit von irgend einem ausgezeichneten Künstler in Thespiä Wandgemälde ausgeführt worden sind. Dies scheint Herrn Rochette bestimmt zu haben, in seinem neusten Werke p. 182 seine eben erwähnte Vermuthung zurückzunehmen, und in diesem Falle ein von Polygnot ausgeführtes Wandgemälde anzuerkennen, aber mit der ausdrücklichen Restriction: ce n'est là du reste qu'une exception au système général de la peinture grecque, exception unique sans doute dans la vie de Polygnote.« Was es mit der einzigen Ausnahme im Leben Polygnot's auf sich hat, werden wir später sehen: aber schon jetzt, wo wir noch an der Schwelle unserer Untersuchung stehen, müssen wir uns wundern, wie dieser Fall als eine Ausnahme von dem allgemeinen System der griechischen Malerei aufgestellt werden kann, nachdem wir bereits zwei berühmte Künstlernamen, den des Panänus und den des Pausias, den einen im Zeitalter des Phidias, den andern im Zeitalter des Apelles mit Wandmalerei beschäftigt gefunden haben. Wenn wir trotz dieser Zeugnisse noch immer von einer Tradition des ganzen Alterthums, dafs die grofsen Künstler blos auf Holz gemalt haben, sprechen, und die Wandmaler verächtlich als Decorateurs der Mauern bezeichnet sehen, so können wir nicht läugnen, dafs wir in die Unbefangenheit von Herrn Rochette Mifstrauen setzen, und fühlen uns ebendeswegen zu desto strengerer Prüfung mancher sehr specioser Demonstrationen aufgefordert. Kehren wir denn zu Polygnot zurück, dessen Kunstübung sich an mehrere der berühmtesten Gebäude Griechenlands anschliefst, aber am meisten im Streite liegt. Der Haupthebel, womit Böttiger und R. Rochette ihr System unterstützen, ist ein Zeugnifs des Synesius über die Gemälde des Polygnot in der Στοὰ Ποικίλη zu Athen. Nachdem dieser Bischoff von Cyrene im Jahre 402 n. Chr. Athen besucht hatte, so schreibt er unter andern Bemerkungen über seine Reise Epist. 54. καὶ τὴν ἐν ᾗ Ζήνων ἐφιλοσόφει Ποικίλην, νῦν οὐκέτ' οὖσαν Ποικίλην. Ὁ γὰρ ἀνθύπατος τὰς σανίδας ἀφείλετο· ἔπειτα ἐκώλυσεν αὐτοὺς ἐπὶ τῇ σοφίᾳ μεῖζον φρονεῖν. Dieselbe Angabe wiederholt er noch bestimmter Epist. 135: ὁ γὰρ ἀνθύπατος τὰς σανίδας ἀφείλετο, ἐν αἷς ἐγκατέθετο τὴν τέχνην ὁ ἐκ Θάσου Πολύγνωτος. Diese Stellen sprechen unbezweifelt von Gemälden auf Holz, und wir sind dadurch nicht im mindesten befremdet, da beide Zweige der Kunstübung nicht nur in Einem Zeitalter, sondern auch bei Einem und demselben Meister vereinigt seyn konnten. Darum können wir auch die Art,

Digitized by Google

wie Herr Letronne dieses Zeugnifs zu entkräften sucht, nicht billigen. Er vermuthet nemlich, die Wandgemälde des Polygnot und Micon seyen zu der Zeit des Synesius grofsentheils verschwunden gewesen, und nach und nach durch Gemälde auf Holz, welche man an den Wänden aufhieng, ersetzt worden; diese letzteren nun habe der Proconsul weggenommen. Als man aber dem Synesius von den weggenommenen Gemälden erzählt habe, so habe er dies, voll seiner classischen Erinnerungen, auf die Gemälde des Polygnot bezogen; oder Synesius könnte bei dem Anblick der Mauern, deren Gemälde durch die Länge der Zeit verbleicht waren, auf die Vermuthung gekommen seyn, sie seyen ehemals mit Gemälden behängt gewesen, weil man zu seiner Zeit die Hallen mit Tafelgemälden schmückte. Uns fiel bei Lesung dieser sophistischen Argumentation mit einiger nähern Beziehung auf den Gegenstand unserer Untersuchung der bekannte Vers ein:

Iliacos intra muros peccatur et extra.

Es würde übrigens ungerecht seyn, wenn wir die Gründe, welche Herrn Letronne zu seiner Erklärung bewogen, verschweigen wollten. Alle andere Zeugnisse des Alterthums nemlich lauten so, dafs man sie am natürlichsten auf Wandgemälde deuten mufs. Plinius XXXV, 35. sagt: hic (sc. Polygnotus) et Athenis porticum, quae Poecile vocatur, gratuito (pinxit), cum partem ejus Micon mercede pingeret. Lycurg (bei Harpocrat. v. Πολύγνωτος) u. Plutarch. Cim. c. 4. sagen ebenso: Πολύγνωτος — ἔγραψε τὴν στοὰν προῖκα. Suidas (v. Πεισιανάκτειος) sagt: ὕστερον δὲ ζωγραφηθεῖσα Ποικίλη ἐκλήθη. Lucian bis accus. §. 18. nennt sie κατάγραφος. Allein da die Ausdrücke des Synesius so bestimmt von Tafeln sprechen, so halten wir uns kritisch nicht für befugt, ein ausdrückliches Zeugnifs mehrern minder bestimmten aufzuopfern. Für Aufhängung von Tafelgemälden spricht auch der Umstand, dafs diese Halle jedenfalls nicht gleich bei ihrer Erbauung mit Gemälden geschmückt wurde, denn sie hiefs ursprünglich Πεισιανάκτειος, und erhielt erst später nach ihrer Ausschmückung mit Gemälden den Namen Ποικίλη. Auch die Beschreibung des Pausanias I, 15, obwohl an und für sich zunächst auf Wandgemälde hinweisend, läfst sich mit Tafelgemälden wohl vereinigen; denn im Vergleich mit den zahlreichen einzelnen Scenen, aus denen jedes der Gemälde in der Lesche zu Delphi bestand, erscheint die Composition sehr einfach. Auf der ersten Wand standen die Athenienser in Schlachtordnung gegen

Digitized by Google

die Lacedämonier bei Oenoë. Auf der mittlern Wand, im Fond, waren zwei Gegenstände, die Schlacht der Athenienser mit den Amazonen, und darüber die Eroberung von Troja; dann in zwei Scenen: die Griechen, welche so eben Troja erobert haben, und die Versammlung der Könige wegen des Frevels, den Ajas an der Cassandra begangen. Auf der dritten Wand war die Schlacht von Marathon in drei Scenen: 1) die Schlacht; 2) die Flucht der Barbaren, welche einander in den Sumpf treiben; 3) die phönicischen Schiffe, bei denen die Barbaren Zuflucht suchen. Bei dem reliefartigen Charakter, in welchem wir uns diese Gemälde zu denken haben, liefsen sich diese drei Scenen wohl auf Einer Tafel vereinigen: sollte aber auch jede Scene auf einer besondern Tafel dargestellt gewesen seyn, worüber wir nicht disputiren wollen, so ist auch in diesem Fall eine symmetrische Anordnung wohl denkbar. Somit haben wir also an der Poecile ein Beispiel, dafs Polygnot auf Holz gemalt habe: ein anderes von seiner Wandmalerei haben wir früher kennen gelernt, und so können wir denn mit vollkommener Unbefangenheit an die Untersuchung seiner übrigen Arbeiten gehen. Die Cella im Tempel des Theseus war von Micon und Polygnot gemalt. Pausanias I, 17. nennt zwar den Namen Polygnot's nicht, aber die Correction ἐν Θησέως ἱερῷ für ἐν Θησαυρῷ, welche Reinesius und Valckenaer bei Harpocration s. v. Πολύγνωτος machten, darf als entschieden angenommen werden. Ob die Gemälde auf Holz oder auf der Mauer ausgeführt gewesen, kann aus den Ausdrücken des Pausanias nicht mit Bestimmtheit entschieden werden, doch scheint der Ausdruck τοῦ δὲ τρίτου τῶν τοίχων ἡ γραφὴ μὴ πνθομένοις ἃ λέγουσιν οὐ σαφής ἐστιν mehr auf Mauergemälde hinzuweisen. Doch um uns ein bestimmtes Urtheil zu bilden, müssen wir uns an das Monument selbst halten, das einer der wenigen Tempel ist, an denen die Cella erhalten ist. An den Wänden der Cella sieht man noch hie und da mehr oder minder beträchtliche Überbleibsel von Stuk, und auf den nackten Seiten der Wände bemerkt man regelmäfsige Meiselschläge, wodurch die Wand rauh gehauen und zum Festhalten des Stuks tauglich gemacht wurde. Die Vermuthung, dafs dieser Stuk zum Behuf der von Pausanias erwähnten Gemälde aufgetragen worden sey, liegt sehr nahe, und wenn O. Müller aus diesem Grund diese Gemälde wirklich für Wandmalereien gehalten hat (Handb. der Kunst-Archäol. p. 319. 5.), so können wir darin mit Herrn Hermann p. 13 und

Digitized by Google

Herrn Rochette p. 148 *) so wenig als Herr Letronne eine Leichtfertigkeit (levitas) erkennen: wenigstens würde Herrn Rochette derselbe Vorwurf treffen, wenn er bei dem von Panänus im Tempel zu Elis gemachten Anwurf schliefst: »il est manifeste, que cet enduit n'avait été préparé, que pour peindre« (Journ. d. Sav. p. 430). Neuere Notizen hierüber haben unsere beiden Kämpfer durch Fried. Thiersch erhalten, der bei seinem Aufenthalt in Griechenland an Ort und Stelle Forschungen angestellt hat, und es ist amusant, zu sehen, wie dieselben Mittheilungen von jedem von beiden als Bestätigung seiner Ansicht benützt worden sind. Herr Thiersch bemerkt nemlich einstimmend mit Semper, dafs die innere Mauer der Cella einen zehn bis zwölf Fufs hohen Sockel aus weifsem Marmor enthalte, darauf folgt eine 1½ Zoll zurücktretende Vertiefung, mit Stuk beworfen, auf dem er die Gemälde ausgeführt glaubt, und darauf folgt ein etwa drei Fufs hoher Fries aus Marmor. Auf der Stukmasse bemerkte Herr Thiersch farbenlose Linien, wie bei den Vasen, und diese hält er für die Umrisse der verschiedenen Gemälde. Von Löchern und Nägeln, die zur Befestigung von Holztafeln hätten dienen können, bemerkt man keine Spur. Dafs diese Notizen für Herrn Letronne's Ansicht sehr günstig sind, springt von selbst in die Augen: aber auch Herr Rochette zieht daraus einen materiellen Beweis für sein System, und betrachtet als Zweck dieser Vertiefung den, um die Holztafeln darin anzubringen, die in ihrer Höhe und Dicke dieser Vertiefung so genau entsprechen mufsten, dafs sie keiner Befestigung durch Eisen bedurften. Die Bemerkung der Contouren, die ihm Thiersch wohl ebensogut als Herr Letronne mitgetheilt hatte, übergeht er mit Stillschweigen. Später aber bekam er ein Zeugnifs von Herrn v. Klenze, das noch eben recht kam, um es in der Vorrede p. XII nachtragen zu können. Herr v. Klenze liefs auf Bitten von Herrn Rochette durch einen unter seiner Direction stehenden Künstler untersuchen, ob sich auf den innern Wänden des Theseus-Tempels wirklich Spuren von Wandgemälden finden: und das Resultat der mit Leitern, Lichtern und der scrupulösesten Sorgfalt (»pour ainsi dire à la loupe«) vorgenommenen Untersuchungen war, dafs auf keiner der noch übrigen Stukmassen, welche aus christlicher Zeit herzustammen scheinen, die mindeste Spur von Farben oder

*) Wir bemerken hier ein- für allemal, dafs wir im Folgenden das gröfsere Werk mit der blofsen Seitenzahl anführen.

Digitized by Google

Umrissen sich finde. Siegreich ruft daher Herr Rochette aus: »voilà donc un fait qui devra désormais être admis dans la science avec l'autorité du nom de M. de Klenze, et qui remplacera tant d'observations fugitives, de conjectures hasardées, d'inductions gratuites ou interessées, auxquelles avait donné lieu le monument dont il s'agit.« Wir können in diesem Triumphgesang nicht vollkommen einstimmen: denn was besagt hier die Autorität des Herrn v. Klenze, der ja die Sache nicht selbst untersucht, sondern durch einen, ohne Zweifel sehr ehrenwerthen, aber unbekannten Künstler untersuchen liefs, und nach Paris schrieb, was dieser ihm dictirte. Wir haben es also durchaus mit keiner Autorität zu thun, wodurch die von Semper und Fr. Thiersch mit Einem Hiebe vernichtet würde. Da Herrn Klenze's Beauftragter ausser Leuten und Lichtern, die auch Thiersch anwendete, noch so zu sagen die Luppe brauchte, so wollen wir ihm glauben, dafs es mit den Umrissen nichts ist, denn die Erfahrung lehrt, dafs die Phantasie der Naturforscher und Archäologen über das, was sie finden möchten, leicht eine Illusion machen kann; nehmen wir also an, dafs die Wände ganz weifs seyen, so bleibt noch immer die Frage, wozu der Stuk und die nicht bestrittenen Meiselhiebe auf der Mauer dienen sollten, wenn man nicht darauf malen wollte. Wenn sich aber Herr Rochette p. 147 darauf beruft, dafs es unbegreiflich sey, wie die Reste der Farben bei den Sculpturen am Äussern der Cella sich haben erhalten können, während die Gemälde im Innern der Cella ganz verschwunden seyen, und im Bewufstseyn dieses schlagenden Argumentes sagt, dafs ihm darauf noch niemand geantwortet habe, ohne Zweifel weil man nicht habe antworten können, so hat er S. 99 in Herrn Letronne's Schrift übersehen, wo der einfache Grund angegeben ward, dafs der Tempel frühzeitig in eine christliche Kirche verwandelt worden sey, dafs darum mit dem Act der Weihe die profanen Bilder ausgekratzt oder mit Farbe überstrichen werden mufsten: und um diese vollkommen befriedigende Antwort zu geben hat man nicht einmal nöthig, in die Mysterien der Archäologie eingeweiht zu seyn. Man sage einem von der Mutter Natur nur mäfsig bedachten Laien, der Theseus-Tempel sey zur Kirche des heiligen Georgius verwandelt worden, und er wird die Conclusion von selbst ziehen, dafs man im Innern der Kirche die heidnischen Gemälde vernichtete, hingegen die mit dem Äussern des Gebäudes eng verwachsenen Sculpturen des Frieses und der Metopen unangetastet liefs, um das Gebäude nicht zu beschädigen.

Digitized by Google

Dem Gesagten gemäfs glauben wir denn noch immer mit überwiegender Wahrscheinlichkeit annehmen zu dürfen, dafs die Gemälde Polygnot's und Micon's auf der Wand ausgeführt waren.

Schreiten wir nun weiter zu den Propyläen. Pausanias sagt I, 22, 6.: ἔστι δὲ ἐν ἀριστερᾷ τῶν προπυλαίων οἴκημα ἔχον γραφάς, ὁπόσαις γε μὴ καθέστηκεν ὁ χρόνος αἴτιος ἀφανέσιν εἶναι (nach Hermanns Emendation p. 19). In diesen Worten ist nicht bestimmt gesagt, ob die Gemälde auf Holz oder Wand gemalt gewesen, und Herr Rochette p. 176 hat ganz Recht, dafs οἴκημα ἔχον γραφάς nichts weiter heifst, als ein Haus, das Gemälde enthält; wir glauben ferner, dafs verschiedene unter den angeführten Gemälden, namentlich die Portraits von Alcibiades, dem Dichter Musäus und einem Athleten, auf Holz gemalt waren, was auch Herr Letronne nicht leugnet: dafs aber auch Wandgemälde darunter gewesen, finden wir hauptsächlich in dem Beisatz ausgedrückt: ὁπόσαις γε μὴ καθέστηκεν ὁ χρόνος αἴτιος ἀφανέσιν εἶναι: denn das Verbleichen und allmählige Verschwinden trifft doch hauptsächlich die Wandgemälde, und der Ausdruck ἀμυδρὰ γραφὴ Paus. VII, 25, 7. war für Herrn Rochette selbst (Journ. d. Sav. p. 369) ein Bestimmungsgrund, jenes Gemälde für Wandgemälde zu halten. Herr Hermann p. 19 schärft diesen Beweis durch passende Anziehung von Paus. X, 38, 9, wo von einem Tempel der Diana gesagt wird: γραφαὶ δὲ ἐπὶ τῶν τοίχων ἐξίτηλοί τε ἦσαν ὑπὸ τοῦ χρόνου καὶ οὐδὲν ἔτι ἐλείπετο ἐς θέαν αὐτῶν. Wir wundern uns, dafs Herr Letronne diesen Beweis ganz übergangen hat: von Bedeutung aber ist allerdings seine vom jetzigen Zustand des Monumentes entnommene Bemerkung, dafs sich keine Spuren von Nägeln in den Mauern befinden, dafs dagegen die h. z. T. nackten Mauern mit dem Meisel gepickt sind, ohne Zweifel zu demselben Zweck, wie in dem Tempel des Theseus. Herr Rochette glaubt nun aber jeden Gedanken an Wandgemälde in den Propyläen dadurch zu unterdrücken, dafs er aus Harpocration v. λαμπὰς das Werk des Polemon περὶ τῶν ἐν Προπυλαίοις πινάκων citirt. Wir geben Herrn Rochette zu, dafs πίναξ nur von Gemälden auf Holz gebraucht werde, glauben aber darum doch nicht, dafs aus diesem Titel gefolgert werden dürfe, in den Propyläen seyen nur Gemälde auf Holz gewesen, so wenig wir aus einem andern Werk desselben Schriftstellers περὶ τῶν ἐν Σικυῶνι πινάκων folgern möchten, dafs in Sicyon blos Gemälde auf Holz existirt haben, während wir bereits den Pausias aus Sicyon mit Wandmalerei be-

Digitized by Google

schäftigt gefunden haben. Dieser Polemon ist ganz in gleichem Falle mit Herrn Rochette. Dieser betitelte sein bedeutendstes Werk »*Monuments inédits*«, obwohl wir uns manches schon früher bekannten Monuments daraus entsinnen: allein wir sind weit entfernt, den gelehrten Herausgeber darum zu tadeln, denn er handelte nach dem Grundsatz: denominatio fit a parte potiori: eben so machte es auch der alte Polemon mit dem Titel seiner beiden genannten Werke. Nun wäre noch immer die Frage übrig, ob unter diesen Wandgemälden gerade die von Polygnot befafst gewesen: dies wollen wir nicht bestimmt behaupten, aber dafs man bei den verblichenen Gemälden zunächst an die ältesten denkt, wird man uns nicht bestreiten: die ältesten waren aber wohl die des Polygnot.

Betrachten wir ferner den Tempel der Minerva Area zu Platää. Von ihm sagt Pausanias IX, 4, 2: γραφαὶ δέ εἰσιν ἐν τῷ ναῷ, Πολυγνώτου μὲν Ὀδυσσεὺς τοὺς μνηστῆρας κατειργασμένος, Ὀνατᾶ δὲ Ἀργείων ἐπὶ Θήβας ἡ προτέρα στρατεία· αὗται μὲν δή εἰσιν ἐπὶ τοῦ προνάου τῶν τοίχων αἱ γραφαί. Wenn Letronne diesen letzten Ausdruck nach dem Vorgang von Winckelmann, Hirt und Stieglitz von Wandgemälden versteht, so folgt er gewifs dem natürlichen Sinn der Worte, während es ganz gezwungen lautet, wenn Herr Rochette p. 190 den Ausdruck γραφαὶ ἐπὶ τοῦ προνάου τῶν τοίχων als Gegensatz von den Gemälden, welche an Säulen aufgehängt waren, στυλοπινάκια, betrachtet; denn die hiebei vorausgesetzte Erklärung von στυλοπινάκια ist bis jetzt noch nichts weiter, als eine Conjektur von Herrn Rochette: gesetzt aber auch, sie sey richtig, so kennt wenigstens Pausanias keine Gemälde, welche an Säulen hingen: in keinem Fall aber hatte er nöthig, irgend einem seiner Leser zu bemerken, dafs Odysseus der die Freyer erlegt hat von Polygnot, und der erste Feldzug der Argiver gegen Theben von Onatas nicht an den Säulen gehangen haben, denn dies waren ohne Zweifel grofse Gemälde, und vermöge des Alters ihrer Meister, auch wenn sie auf Holz waren, zu einer Zeit in dem Tempel, wo man den Raum noch nicht an den Säulen suchen mufste.

Noch knüpft sich der Name Polygnot's an eines der berühmtesten Heiligthümer Griechenlands, den Tempel zu Delphi, was unsere beiden Kämpfer übersehen haben. Herr Rochette spricht von diesem Tempel p. 110 mit der Bemerkung, dafs wenn Bemalung der Tempel üblich gewesen wäre, dies bei diesem Tempel

Digitized by Google

vermöge seiner Bedeutung und Berühmtheit zu erwarten wäre. Dafs aber dies nicht der Fall gewesen, ist ihm so ausgemacht, dafs er sogar seinem Gegner eine für sein System günstige Stelle, die ihm entgangen seyn soll, bezeichnet. Es ist dies Plin. XXXV, 40: Aristoclides, qui pinxit aedem Apollinis Delphis. Es scheint aber im Gegentheil Herrn Rochette entgangen zu seyn, dafs diese Stelle bei Letronne p. 114 citirt, und aus derselben der Schlufs gezogen ist, dafs auch in diesem Tempel die Wände bemalt gewesen seyen. Ehe wir nun beweisen, dafs dies durch Polygnot in Verbindung mit Aristoclides geschehen sey, müssen wir vorher eine andere Argumentation Herrn Rochette's zurückweisen. Die mögliche Voraussetzung von Wandgemälden in diesem Tempel sucht er nemlich dadurch abzuschneiden, dafs nach Euripides Jon 189 — 215 im Pronaos des Delphischen Tempels Gemälde existirt haben, und dafs die geschicktesten Kritiker mit Inbegriff von Böckh (Graec. tragoed. p. 80 sqq.) nur darüber verschiedener Meinung seyen, ob Bilder auf Leinwand oder Holz, mit andern Worten, ob Gemälde oder Tapeten gemeint seyen. Was soll nun hier die Autorität der geschicktesten Kritiker besagen? Niemand prägt es uns öfter ein, als Herr Rochette, welch grofser Unterschied zwischen einem guten Kritiker und einem tüchtigen Archäologen sey. Im vorliegenden Fall, wo der Text unverdorben ist, könnte also nur die Autorität der geschicktesten Archäologen Geltung haben: solche kennen wir aber unter den Bearbeitern des Euripides nicht, und es ist wahre Illusion, wenn Böckh wegen seiner jetzt allgemein anerkannten Celebrität uns als eine alles weitere Forschen abschneidende Autorität gelten soll, wegen eines ganz gelegenheitlichen Ausspruchs in einer Schrift, die er im Jahr 1808 als Jüngling schrieb. Diese Autoritäten erlaubten also ebensowohl an eine dritte Art von Gemälden, auf der Wand, zu denken, wie es von dem Tempel der Minerva zu Platää heifst: *αὗται μὲν δή εἰσιν ἐπὶ τοῦ προνάου τῶν τοίχων αἱ γραφαὶ* (Paus. IX, 4, 2). Allein ein oberflächlicher Anblick der Stelle belehrt uns, dafs gar nicht von Gemälden, sondern von Metopen die Rede ist. Man sehe gleich v. 185:

οὐκ ἐν ταῖς ζαθείαις Ἀθήναις
εὐκίονες ἦσαν αὐλαὶ
θεῶν μόνον κ. τ. λ.

Besonders treffend aber ist v. 205:

σκέψαι κλόνον ἐν πτυχαῖσι
λαΐναισι γιγάντων.

Wir fragen, wo kann eine den Giganten Enkeladus erschlagende Pallas ἐν πτυχαῖσι λαίναισι dargestellt seyn, als in den Metopen. Besonders interessant ist, dafs gleich die erste v. 190 — 199 geschilderte Gruppe, Herkules und Jolaus, die Hyder erlegend unter den Metopen an der vordern Seite des Theseus-Tempels vorkommt. Dieselbe Ansicht über diese Stelle finden wir bei Bröndsted Reisen u. Unters. in Griechenland B. 2. p. 151. Für unsern Zweck ergiebt sich aus dem Gesagten so viel, dafs diese Stelle gar nicht hieher gehört. Mit dieser Beweisstelle verliert nun auch eine weitere p. 112 geführte Argumentation einen grofsen Theil ihrer Beweiskraft. Herr Rochette macht nemlich darauf aufmerksam, dafs Pausanias, welcher eine so detaillirte Beschreibung vom Tempel zu Delphi liefere, und nicht nur die Sculpturen der Frontons und die an dem Fries aufgehängten goldnen Schilde beschreibe (X, 19, 3), sondern auch von dem Pronaos so viele specielle Notizen gebe — dafs Pausanias, sage ich, der hier befindlichen Gemälde gar nicht erwähne. Daraus macht er den Schlufs, dafs diese Gemälde, welche sich früher hier befanden, von ihm nicht mehr angetroffen, folglich im Laufe der zahlreichen Kunstplünderungen entführt worden, folglich — auf Holz gemalt gewesen seyen. Dieser Schlufs ist nun zwar in Bezug auf den Pronaos beseits beseitigt, da er aber auch auf den übrigen Tempel angewendet werden kann, so sehen wir uns doch veranlafst, in Bezug auf das Stillschweigen des Pausanias ein- für allemal unsere Erklärung abzugeben. Wenn bei diesem Schriftsteller das argumentum ex silentio gelten soll, so bin ich erbötig, Herrn Rochette zu beweisen, dafs Lord Elgin ein römischer Proconsul vor dem Zeitalter der Antonine gewesen sey. Es ist notorisch, dafs Lord Elgin die Metopen und den Fries vom Parthenon entführte; Pausanias erwähnt dieser Bildwerke nicht, was er gewifs gethan, wenn er sie noch angetroffen hätte, da sie zum wenigsten ebenso interessant waren, als die Gemälde des Aristoclides, eines Malers zweiten Ranges, im Tempel zu Delphi; also folgt ganz consequenterweise, dafs sie schon damals entführt waren, und weiter, dafs der Entführer, Lord Elgin, vor des Pausanias Zeit gelebt habe. Ebenso verhält es sich mit dem Theseus-Tempel. Pausanias I, 17, 2. spricht nur von den Gemälden darin, und doch wissen wir wenige Dinge in der Archäologie so gewifs, als dafs zu seiner Zeit die Metopen und der Fries vorhanden waren: dafs wir aber die γραφαὶ, welche Pausanias erwähnt, von bemalten Reliefs verstehen sollen, wie man schon

Digitized by Google

vorgeschlagen hat, wird uns hoffentlich Niemand zumuthen. Nach diesen unvermeidlichen Digressionen nehmen wir unsern oben aufgestellten Satz wieder auf, dafs in dem Delphischen Tempel die Wände von Polygnot in Verbindung mit Aristoclides gemalt worden seyen. Plinius XXXV, 35. sagt von Polygnot: hic Delphis aedem pinxit, was Herr Letronne p. 190 auf die Lesche bezieht. Herr Rochette hat dieses Verfahren nicht nur nicht verbessert, sondern sogar p. 180 selbst adoptirt. Nun ist aber bekannt, dafs aedes oder aedis im Singular nie von einem gewöhnlichen Gebäude, sondern blos von einem Tempel gebraucht wird. Wir setzen die Worte des deutschen Herausgebers von Forcellini's Lexicon bei: singulari quidem numero, si nude ponitur, *semper* significat *domum Deorum*, gr. ναὸς s. templum, was die von Forcellini gesammelten Stellen bestätigen. Dennoch kann aedes nie auf ein profanes Gebäude, nie eine Lesche, bezogen werden, und wir haben in den Worten des Plinius nichts anderes zu finden, als die lateinische Übersetzung seines griechischen Originals: τὸν ἐν Δελφοῖς ναὸν κατέγραψε, und somit ist dies gleichbedeutend mit XXXV, 40. Aristoclides, qui pinxit aedem Apollinis Delphis. Auf diese Weise haben wir durch eine unanfechtbare Exegese die Thätigkeit Polygnot's für den Delphischen Tempel gewonnen, und somit waren denn, ganz entsprechend der Idee, welche sich Herr Rochette von der Bedeutung und Berühmtheit dieses Heiligthums macht, zwei Künstler mit der Ausmalung desselben beschäftigt, einer ersten Ranges, Polygnot, der andere zweiten Ranges (primis proximus Plin. l. l.), Aristoclides, den auch Herr Letronne p. 114 als Zeitgenossen Polygnot's annimmt, obwohl ihm unsere Combination fremd ist. Wir finden dies um so passender, weil es befremden könnte, wenn der durch seine Arbeiten in der Lesche zu Delphi so berühmte Künstler nicht auch mit Bemalung des doch ungleich wichtigeren Tempels beauftragt worden wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 16. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schriften über die Malerei der Alten von Semper, Kugler, Hermann, Letronne, Raoul-Rochette, Wiegmann und John.

(Fortsetzung.)

Wir fühlen, dafs wir uns schon zu lange bei dem Delphischen Tempel verweilt haben, aber noch ist uns ein letzter Einwurf Herrn Rochette's übrig, den er für den schlagendsten ansieht. Es war nemlich nach Polemon bei Athenäus XIII, 84. p. 606 in Delphi eine eigene Gemäldegallerie, ein πινάκων θησαυρός. Herr Rochette denkt sich die Sache so: in dem Tempel zu Delphi sey eine eigene Kapelle (édicule particulier) gewesen, worin sich unter andern Kunstwerken auch eine Gemäldegallerie befunden habe: und dafs diese Gemälde auf Holz gewesen seyen, schliefst er sowohl aus dem Ausdruck πίνακες, als auch daraus, dafs diese Thesauren nichts anderes als Weihgeschenke enthielten. Aber wir möchten vor Allem wissen, woher Herr Rochette weifs, dafs dieser Thesaurus in dem Tempel zu Delphi war. In Olympia war in der Altis ein eigener Unterbau aus Poros-Stein, auf dem die Thesauren erbaut waren. Pausanias VI, 19, 1. sagt: ἔστι δὲ λίθου πορίνου κρηπὶς ἐν τῇ Ἄλτει, πρὸς ἄρκτον τοῦ Ἡραίου, κατὰ νώτου δὲ αὐτῆς παρήκει τὸ Κρόνιον. ἐπὶ ταύτης τῆς κρηπῖδός εἰσιν οἱ θησαυροὶ, καθὰ καὶ ἐν Δελφοῖς Ἑλλήνων τινὲς ἐποιήσαντο τῷ Ἀπόλλωνι θησαυρούς. Man lese nur die Beschreibung, welche Pausanias von den Thesauren der Sikyonier, Karthaginenser, Epidamnier, Sybariten, Kyrenäer, Selinuntier, Metopontiner, Megarenser und Geloer macht, und man wird leicht begreifen, dafs diese in der Cella des gröfsten antiken Tempels nicht Raum gehabt haben könnten. Ebenso war es in Delphi, wo nach Herrn Rochette's eigener Bemerkung die meisten griechischen Städte und Völker ihre eigenen Thesauren geweiht hatten, und demgemäfs scheint es uns mehr als wahrscheinlich, dafs dieser πινάκων θησαυρὸς ein in der Reihe der übrigen Thesauren stehendes, von dem Tempel unabhängiges Gebäude gewesen sey. Polemon l. l. sagt auch nichts weiter, als: ἐν Δελφοῖς ἐν πινάκων θησαυρῷ. Setzen wir aber auch den Fall, dafs dieser πινάκων θησαυρὸς eine im

Digitized by Google

Tempel befindliche aedicula gewesen sey, mit welchem Recht könnte daraus geschlossen werden, das die Gemälde des Polygnot und Aristoclides nicht auf der Wand gewesen seyen? Mit demselben Rechte könnten wir schliefsen: weil in der Kirche des heil. Franciscus in Assisi am Hauptaltar und an den Seitenaltären Gemälde auf Leinwand und auf Holz sind, so können in dieser Kirche keine Frescogemälde seyn, oder umgekehrt: weil in der Kirche del Carmine zu Florenz eine der Kapellen von Masaccio a fresco gemalt ist, so können in dieser Kirche keine Gemälde auf Leinwand seyn. Doch wir sehen voraus, Herr Rochette, der seinen Gegnern so oft vorwirft, dafs sie ihre in den Kirchen, Klöstern und Pallästen Italiens gebildeten Ideen auf das griechische Alterthum übertragen, wird uns solche Analogien nicht gelten lassen. Dies veranlafst uns, hier eine Bemerkung auszusprechen, die uns bei Lesung von Herrn Rochette's Werk mehr als einmal aufgestofsen ist. G. Hermann nennt auf der ersten Seite seines Programms ebenso einfach als wahr drei Quellen, aus denen die Archäologie zu schöpfen hat: ipsorum contemplatio superstitum monumentorum; testimonia literarum, *indagatio eorum quae rei cujusque natura vel fert vel poscit.* Hätte Herr Rochette der dritten dieser Quellen, die ihm ebensogut bekannt ist, als die zwei ersteren, mehr Rücksicht geschenkt, er würde diejenigen Behauptungen, welche die Grundpfeiler seines Systems ausmachen, um ein Bedeutendes ermäfsigt haben. Denn seine Argumentation ist ohngefähr immer diese: wir wissen von Polygnot, Zeuxis und Protogenes, dafs sie auf Holz gemalt haben, folglich müssen sie das immer gethan haben; wir wissen, dafs im Tempel zu Delphi eine eigene aedicula mit Holzgemälden war, folglich können die Wände nicht bemalt gewesen seyn; die Römer entführten drei Jahrhunderte lang aus Griechenland die schönsten Gemälde, diese waren alle auf Holz, folglich gab es keine (historische) Gemälde auf den Wänden. Vor solchen Schlüssen würde er bewahrt worden seyn, wenn er den so natürlich sich darbietenden Analogien der neuern Kunst einigen Werth beigelegt hätte. Wir können ebenso sagen, seit drei Jahrhunderten werden Gemälde aus Italien ausgeführt, und alle sind auf Leinwand, aber Niemand wird daraus schliefsen wollen, dafs es darum in Italien keine Wandgemälde gebe. Ebensowenig wird es Jemand beigehen zu leugnen, die Stanzen im Vatican, die berühmte Kuppel in Parma, oder die Aurora im Pallast Rospigliosi seyen nicht von Rafael, Correggio oder Guido Reni, weil diese Meister in über-

Digitized by Google

wiegender Mehrzahl auf Leinwand gemalt haben. Solche Analogien neben gewissenhafter Prüfung der alten Zeugnisse zu Rathe zu ziehen, halten wir sogar nicht unter der Würde des Archäologen, dafs wir vielmehr glauben, der klarsehende Alterthumsforscher wird ebensoviele Ähnlichkeiten als Verschiedenheiten zwischen der alten und der neuen Welt finden: ein Punkt, den gerade der jüngst verschiedene Böttiger, dessen Manen Herr Rochette sein Werk ehrfurchtsvoll weiht, mit so glücklichem Erfolg bei allen seinen Forschungen hervorgehoben hat. Die Rücksicht auf die jedem Zweig der Kunstübung eigenthümliche Art und Weise wird uns wohl auch am sichersten leiten, um zu bestimmen, welcher Art die Gemälde Polygnot's in der Lesche zu Delphi gewesen seyen. Bekanntlich feierte dieser Meister in den zwei grofsen Gemälden, mit denen er die Seitenwände dieser Halle bedeckte, den Triumph seiner Kunst. Auf der einen Seite war die Eroberung und Zerstörung Troja's, auf der andern der Besuch des Ulysses in der Unterwelt dargestellt. Über die Art dieser Gemälde haben wir keine bestimmte Angabe, denn die Stelle des Plinius: hic Delphis aedem pinxit, haben wir bereits als nicht hierher gehörig beseitigt; somit sind wir allein auf Pausanias verwiesen. Dieser sagt X, 25, 1: ὑπὲρ δὲ τὴν Κασσωτίδα ἐστὶν οἴκημα γραφὰς ἔχον τῶν Πολυγνώτου, ἀνάθημα μὲν Κνιδίων, καλεῖται δὲ ὑπὸ Δελφῶν λέσχη. Herr Rochette behält die alte Lesart ἀναθήματα bei, welche seinem System günstiger ist: doch halten wir dies nicht für absichtliche Ignorirung der richtigen Lesart, denn wir glauben auch in sonstigen Citaten bemerkt zu haben, dafs er sich der Siebelis'schen Ausgabe bedient. Dafs aber ἀνάθημα, was von Bekker aus Codex Paris. 1410 aufgenommen und vom Codex Angelicus bestätigt ist, die richtige Lesart sey, erhellt schon aus den Correlativ-Partikeln ἀνάθημα μὲν Κνιδίων, καλεῖται δὲ ὑπὸ Δ. λέσχη. Es ist aber auch dem Sprachgebrauch des Pausanias ganz angemessen, der ἀνάθημα und ἀνατιθέναι nicht nur von mobilen Weihgeschenken gebraucht, sondern auch von Gebäuden, Tempeln, Thesauren, Hallen, die einer Gottheit zu Ehren aufgeführt werden. Da Herr Rochette darauf, dafs die ἀναθήματα immer von mobilen Gegenständen, also in Beziehung auf Gemälde von Holzgemälden verstanden werden müfsten, eine grofse Anzahl seiner Beweise gründet, so müssen wir unsere Behauptung durch evidente Belege sichern. Der Thesaurus der Sikyonier in Olympia heifst VI, 19, 2. Μύρωνος ἀνάθημα. Ibid. §. 5. ὁ δὲ τρίτος τῶν θησαυρῶν καὶ

Digitized by Google

ὁ τέταρτος ἀνάθημά ἐστιν Ἐπιδαυρίων. §. 10. heifst es: Γελῴων δὲ ἀνάθημα τόν τε θησαυρὸν καὶ τὰ ἀγάλματα εἶναι τὰ ἐν αὐτῷ λέγει τὸ ἐπίγραμμα; dasselbe, was §. 9 so ausgedrückt ist: Μεγαρεῖς δὲ — θησαυρόν τε ᾠκοδομήσαντο καὶ ἀναθήματα ἀνέθεσαν ἐς τὸν θησαυρόν. Der Tempel, den Diomedes in Trözen errichtete, heifst II, 32, 2: Διομήδους ἀνάθημα. Somit ist der Beweis, den Herr Rochette aus seiner Lesart ἀναθήματα für Gemälde auf Holz zieht, entkräftet, der Ausdruck οἴκημα γραφὰς ἔχον entscheidet für keine von beiden Ansichten, und es bleibt uns nichts übrig, als aus Gründen der Wahrscheinlichkeit uns für eine der beiden Ansichten zu entscheiden. Man denke sich zwei grofse Compositionen, jede aus siebzehn einzelnen, in drei Reihen über einander geordneten Gruppen bestehend, über eine ganze Wand ausgebreitet: welcher Zweck, welcher Vortheil liefse sich vermuthen, diese auf hölzernen Tafeln auszuführen? an Rahmen, welche jede einzelne Tafel umgeben hätten, läfst sich bei dem engen Zusammenhang der einzelnen Gruppen nicht denken: man hätte wohl die ganze Wand mit Brettern bedecken müssen, auf die der Künstler nur an Ort und Stelle hätte malen können, da er stets die Disposition des Ganzen im Auge haben mufste. Alle diese Umständlichkeiten hätten nur dann einen vernünftigen Grund, wenn man die Wandmalerei nicht kannte: da es aber notorisch ist, dafs sie nicht nur bekannt, sondern namentlich von Polygnot ausgeübt wurde, so scheint uns die zusammenhängende Fläche der Wand um so viel geeigneter zur Ausführung einer solchen organisch gegliederten Composition, dafs wir es als feste historische Überzeugung aussprechen, dafs wir hier Wandgemälde zu erblicken haben; dabei wissen wir aber gar wohl, dafs dies beim Mangel an urkundlichen Beweisen nur subjektiven Werth hat.

Nach den bisher behandelten Beispielen können wir schon zum Voraus annehmen, dafs Herr Rochette auch an andern Stellen, wo in unbestimmten Ausdrücken von Gemälden die Rede ist, Gemälde auf Holz erblicken werde, z. B. in Athen im Tempel der Dioskuren, wo Polygnot und Myron malten (Pausan. I, 18, 1), im Porticus des Ceramicus (I, 3, 3), im Tempel des Dionysos (I, 20, 3), im Tempel des Äskulap (I, 21, 4), im Erechtheum (I, 26, 5). Uns machen nicht sowohl Ausdrücke, wie ἐπὶ δὲ τῷ τοίχῳ τῷ πέραν Θησεύς ἐστι γεγραμμένος (I, 3, 3), oder γραφαὶ δὲ ἐπὶ τῶν τοίχων (I, 26, 5), geneigt, an Wandgemälde zu denken, als eine allgemeine Betrachtung, die

Digitized by Google

sich uns aus Veranlassung der vielen Tafelgemälde, welche Pausanias in Griechenland nach Herrn Rochette's System vorfand, aufgedrungen hat. Denn lesen wir die Geschichte der Kunstplünderungen in Griechenland, wie sie Völkel, Sickler, Jacobs und nun auch Herr Rochette p. 46—86 beschrieben haben, und betrachten wir das mehrere Jahrhunderte hindurch fortgesetzte System der römischen Statthalter, so können wir uns nicht genug wundern, wie Pausanias noch so viele Gemälde gerade von den berühmtesten Meistern angetroffen haben solle. Plinius (XXXV, 35) kannte in Rom nur Ein Gemälde von Polygnot, welches Hr. Letronne p. 185 ohne zureichenden Grund für ein von der Wand ausgesägtes Wandgemälde hält; ist es nicht auffallend, dafs man die übrigen Gemälde dieses berühmten Meisters im Theseustempel, in den Propyläen, in der Poecile, im Tempel der Dioskuren, in Platää unangetastet liefs, ja dafs aus der Lesche in Delphi, aus welchem Orte Nero allein fünfhundert Statuen entführen liefs, auch nicht eine einzige Tafel von den vielen, aus denen die zwei grofsen Gemälde zusammengesetzt waren, weggekommen seyn soll? und dies aus einem Gebäude, wo nicht einmal die Scheu vor der Heiligkeit des Ortes den Raublustigen zurückschrecken konnte. Wir müssen gestehen, dafs der Schutz, welchen der Genius der Kunst dieser Classe von Kunstwerken leistete, an das Wunderbare grenzt. Vielleicht könnte es scheinen, als stehe Herr Rochette mit sich selbst in einem kleinen Widerspruch; denn wenn er p. 62 erzählt, dafs Nero den Acratus und Carinus nach Griechenland und Asien geschickt habe, »pour en enlever *tout ce qui pouvait y rester encore* de statues et des *peintures* précieuses,« so folgt daraus nach der streng buchstäblichen Deutung, welche er selbst bei den Ausdrücken anderer Schriftsteller geltend macht, dafs nach dieser Sendung von kostbaren Statuen und Gemälden nichts mehr übrig gewesen sey: und daraus würde sich nach gerade für unsre Ansicht ergeben, dafs diejenigen Gemälde, welche sich nachher noch vorfanden, nicht transportabel, d. h. auf die Mauer gemalt gewesen seyen. Wollen wir aber auch den Ausdruck in dem weiteren Sinne, in dem ihn der Verfasser verstand, auffassen, so soll dem ganzen Zusammenhange der Abhandlung nach jedenfalls soviel ausgesagt werden, dafs nach dieser Plünderung Gemälde auf Holz äusserst selten gewesen seyen. Dies sind sie aber nach Herrn Rochette's System so gar nicht, dafs vielmehr sämmtliche Arbeiten eines sehr berühmten Meisters bis auf eine einzige, welche nach Rom entführt worden war, an

Digitized by Google

ihren ursprünglichen Bestimmungsorten erhalten waren. Indem auf diese Weise Herr Rochette durch die Geschichte der Kunstplünderungen den materiellen Beweis liefern wollte, dafs alle Gemälde der berühmtesten Meister auf Holz gewesen seyen, hat er zugleich einen Wahrscheinlichkeitsbeweis geführt, dafs das, was nicht entführt wurde, nicht entführbar war, d. h. auf der Wand fest safs. Auf der andern Seite hieng es mit diesem System der Kunstplünderung ganz natürlich zusammen, dafs sich in den Pinakotheken Italiens wo nicht ausschliefsend, doch gröfstentheils Wandgemälde befanden. Wenn sich daher Herr Rochette p. 160 sqq. auf die von Philostratus dem Älteren beschriebene Gemäldegallerie in Neapel beruft, und aus dem Ausdruck (im Prooemium p. 4 ed. Jacobs) μάλιστα δὲ ἥνθει (sc. ἡ στοὰ) γραφαῖς, ἐντρμοσμένων αὐτῇ πινάκων, der unleugbar von Tafelgemälden, die in die Wand eingelassen waren, zu verstehen ist, schliefst, dafs dies in den Hallen und Leschen Griechenlands ebenso gewesen sey, so müssen wir uns wundern, wie er die Verschiedenheit der Zeitverhältnisse so ganz übersehen konnte. In der Zeit, wo Philostratus schrieb, war die historische Malerei so zu sagen verloschen. Kennen wir doch aus dem ganzen Zeitraum von den Antoninen bis zur Gründung Constantinopels nur zwei Künstlernamen: den Eumelus, von dem eine Helena auf dem Forum zu Rom zu sehen war (Philostr. Vit. Soph. II, 5), und dessen Schüler Aristodemus aus Carien, bei dem Philostratus vier Jahre zubrachte, um sich die für einen Sophisten nothwendigen Kunstkenntnisse zu erwerben. Dafs in dieser Zeit historische Gemälde, wie sie Philostratus beschreibt, nicht mehr auf den Wänden ausgeführt werden konnten, ist ganz klar. Dafs aber die Gallerie nicht Jahrhunderte lang vor Philostratus in Neapel gewesen, wird dadurch wahrscheinlich, dafs kein anderer Schriftsteller derselben erwähnt. Sollen wir also wirklich an die Realität dieser Gallerie glauben, so müssen wir annehmen, dafs sie in der Blüthe dieser Stadt, die namentlich von Hadrian sehr gehoben wurde, errichtet und dafs die Gemälde aus den Städten Grofs-Griechenlands und Siciliens zusammengekauft worden seyen. Dafs diese Gemälde auf Holz waren, ist ganz natürlich: aber was soll daraus für die Hallen und Leschen Griechenlands in der schönsten Periode der Kunst folgen? Wenn aber Herr Rochette p. 160 die Realität dieser Gemäldegallerie des Philostratus als eine durch Einstimmung der gröfsten Kritiker des letzten und des gegenwärtigen Jahrhunderts entschiedene Frage betrachtet, so machen wir ihn

Digitized by Google

jetzt auf eine von dieser Ansicht abweichende Abhandlung aufmerksam, die er bei Abfassung seines Werks noch nicht kennen konnte, nemlich auf die Vorlesung von Franz Passow über die Gemälde des ältern Philostratus in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1836 Nr. 71—73.

Da es uns bei den Grenzen, die durch das Wesen einer Recension geboten sind, nicht möglich ist, das ganze Buch Schritt vor Schritt durchzugehen, so möge es an den bisher geprüften Stellen genügen. Ohne leugnen zu wollen, dafs die Maler der schönsten Kunstperiode Griechenlands auf Holz gemalt haben, glauben wir klar dargethan zu haben, dafs in derselben Periode historische Gemälde von den ersten Meistern auf den Wänden der Tempel und Hallen ausgeführt worden seyen. Die Wahrheit dieses Satzes wird noch bestätigt dadurch, dafs wir nach positiven Zeugnissen auch in Italien gleichzeitig mit oder wenigstens nicht lange nach der Einwanderung griechischer Künstler historische Gemälde auf den Wänden der Tempel ausgeführt finden. Wir setzen die betreffende Stelle aus Plinius XXXV, 6. her: exstant certe hodieque antiquiores Urbe picturae Ardeae in aedibus sacris, quibus equidem nullas aeque demiror, tam longo aevo durantes in orbitate tecti, veluti recentes; similiter Lanuvii, ubi Atalanta et Helena cominus pictae sunt nudae ab eodem artifice, utraque excellentissima forma, sed altera ut virgo, ne ruinis quidem templi concussae. Gajus princeps tollere eas conatus est, libidine accensus, si tectorii natura permisisset. Durant et Caere, antiquiores et ipsae. — Beseitigen wir hiebei die Angabe, dafs diese Gemälde älter als die Stadt gewesen seyen, als ein dem Plinius von unwissenden Ciceroni aufgebundenes Mährchen, so bleibt in dieser Stelle immer soviel übrig, dafs in Italien in sehr früher Zeit, wohl nicht lange nach Einwanderung der von Demaratus geführten korinthischen Colonie nach Tarquinii, historische Gemälde auf die Wand gemalt worden sind, und da die Gegenstände aus der griechischen Mythologie genommen waren, so schliefst man mit Grund, dafs die Künstler Griechen oder von Griechen gebildete Etrusker waren. Um aber nun den weiteren Schlufs, dafs die Griechen eine Technik, die sie in Italien ausübten, aus ihrem Mutterlande mitgebracht haben müssen, abzuweisen, sagt Herr Rochette p. 270, die griechische Kunst habe sich auf dem fremden Boden nach dem Klima und dem Geist der Einwohner modificiren müssen. »La *brique*, qui fut d'abord et qui resta longtemps l'élément es-

Digitized by Google

sentiel des constructions romaines, exigeait l'emploi du stuc pour revêtir au dedans et au dehors la surface de temples ou d'édifices bâtis de cette manière. Et ce stuc ne pouvait manquer d'être colorié. — — De là, sans doute cet usage de peintures sur mur, ou sur enduit, que nous a fait connaitre le témoignage de Pline, pour quelques-uns des plus anciens temples du Latium.« Wir würden Herrn Rochette sehr dankbar gewesen seyn, wenn er uns nachgewiesen hätte, dafs der Backstein ursprünglich das wesentliche Element der römischen Bauten gewesen sey. So weit uns die Anschauung der römischen Ruinen belehren konnte, fanden wir bei den aus dem Königthum und den ältesten Zeiten der Republik herrührenden Bauten immer Peperino (lapis Albanus) und Travertin (lapis Tiburtinus) angewendet: so ist es bei der Cloaca maxima, bei den ältesten Resten der Stadtmauer, bei den Substructionen des Capitols, bei dem Emissar des Albaner-See's. Wenn wir aber bei diesen Gebäuden, namentlich bei der Cloaca, auf Etrurien zurückgewiesen werden, so ist dies noch viel mehr der Fall bei den Tempeln, da uns der gründlichste Forscher über römische Alterthümer, Varro, bei Plin. XXXV, 45. berichtet, dafs vor Erbauung des Tempels der Ceres im J. d. St. 258 in den Tempeln alles etruskisch gewesen sey. Im alten Etrurien aber ist uns von Backstein-Constructionen ebenfalls nichts bekannt, und wenn wir die Cyclopen-Mauern, mit denen die Etrusker ihre Städte umgaben, betrachten, so wird uns sehr unwahrscheinlich, dafs sie diese Mauern darum so fest gemacht haben sollten, um dahinter Gebäude aus Backstein zu bergen. Das einzige, was uns ausser diesen Mauern von ihrer Architektur übrig ist, sind ihre Grabmäler, die gewöhnlich in Tuffstein gehauen sind. Da nun vollends Vitruv II, 8, 9 eine Mauer aus Backsteinen in Aretium als eine Ausnahme für das alte Italien anführt, so bleiben wir, bis wir eines Besseren belehrt werden, bei unserer alten Meinung, dafs in Etrurien und Latium in den ältesten Zeiten der Steinbau herrschend gewesen sey, und dafs die häfslichen Backstein-Ruinen, welche Rom und seine Campagna, sowie den paradiesischen Meerbusen von Bajä und die Ebene von Olympia bedecken, erst der spätern Zeit der Republik und dem Kaiserreich angehören. Ist dem aber so, so möchten wir wissen, welche Modificationen das Clima und der Geist der Einwohner in die griechische Kunstübung bringen sollte. Auch in Griechenland waren die Marmorwände, besonders vor der Perikleischen Zeit, selten, und selbst diese wurden mit Stuk überzogen, wie

Digitized by Google

wir bei dem Theseus-Tempel gesehen haben: wenn der Tufstein selbst bei dem Tempel zu Olympia, den die Eleer im Wetteifer mit dem Parthenon erbauten, angewendet wurde (Paus. V, 10, 3), so dürfen wir wohl voraussetzen, dafs er bei den meisten Tempeln, in deren Nähe er sich vorfand, gebraucht worden sey. Um dieses und anderes unscheinbare Material dem Auge angenehm zu machen, wurde ihm ein Überwurf gegeben, welcher colorirt wurde: und wenn wir dies ebenso in Italien finden, z. B. an den aus porösem Travertin gebauten Tempeln zu Paestum und an dem Sibyllen-Tempel zu Tivoli, so haben wir dies nicht als eine Modification der griechischen Kunst zu betrachten, sondern als eine im Gefolge der übrigen Technik geschehene Übertragung. Doch, wollten wir auch zugeben, dafs in Italien zur Zeit, als die griechische Kunst dahin verpflanzt wurde, der Backstein-Bau herrschend gewesen sey, so hätten die griechischen Künstler auch in diesem Falle durchaus nicht nothwendig gehabt, Modificationen in ihrer Kunst anzubringen, da auch in Griechenland auf Backstein-Wände gemalt wurde, wie aus der Erzählung bei Vitruv II, 8, 9, dafs Varro und Muräna in Lacedämon Gemälde *intersectis lateribus* aus den Wänden ausschneiden liefsen, zu ersehen ist. Betrachten wir nun ein anderes Beispiel von früher Wandmalerei in Italien. Plinius XXXV, 45. sagt: Plastae laudatissimi fuere Damophilus et Gorgasus, iidemque pictores: qui Cereris aedem Romae ad Circum Maximum utroque genere artis suae excoluerunt, versibus inscriptis Graece, quibus significarent, a dextrâ opera Damophili esse, a parte laeva Gorgasi — — Ex hâc, cum reficeretur, crustas parietum excisas tabulis marginatis inclusas esse (auctor est Varro): item signa ex fastigiis dispersa. Dieser Tempel wurde im J. d. St. 258 erbaut, und drei Jahre nachher, 261, geweiht, drei Jahre vor der Schlacht von Marathon. Herr Rochette macht darauf aufmerksam, dafs nirgends angegeben sey, ob die Arbeiten dieser Künstler gleichzeitig mit der Erbauung des Tempels gewesen seyen, und dafs der Name Damophilus sich ein halbes Jahrhundert später bei einem Maler aus Himera finde, welcher als Lehrer des Zeuxis, von dem ebenfalls figlina opera bekannt sind, genannt wird. Diese Combination hat ihre Wahrscheinlichkeit, ändert aber an dem, was die Stelle für unsern Zweck beweisen soll, nichts. Wichtiger aber ist die Bemerkung, welche Herr Rochette nach dem Vorgang von Grund (Malerei der Griechen Bd. I. p. 289) macht, dafs diese Arbeiten des Gorgasus und Damophilus gemalte Basreliefs aus Terra cotta

Digitized by Google

gewesen seyen, womit der Fries im Innern der Cella geschmückt gewesen sey, und dafs darin die Vereinigung der Plastik und Malerei bestanden habe. So sehr sich auch diese Erklärung durch die Analogie mit den vielen architektonischen Zierden aus bemalter Terra cotta, die uns aus Griechenland, Etrurien und Rom zugekommen sind, empfiehlt, so scheinen doch die Worte »utroque genere artis excoluerunt« nicht sowohl das Zusammenwirken beider Künste in Einer und derselben Arbeit, als zwei verschiedene Kunstprodukte zu bezeichnen. Zu dieser Unterscheidung werden wir namentlich durch das Verfahren bei der Restauration des Tempels veranlafst. Der Ausdruck crustas parietum excisas tabulis marginatis inclusas esse stimmt schon den Worten nach zu genau überein mit der Erzählung Vitruv's II, 8, 9. Lacedaemone e quibusdam parietibus etiam *picturae* excisae, intersectis lateribus, *inclusae sunt in ligneis formis.* Es ist zwar möglich, dafs die Reliefs in die Wand eingelassen und mit Mörtel darauf befestigt waren, so dafs bei ihrer Abnahme die Stücke Wand mitabgenommen werden mufsten, aber dafs man diese Wand-Unterlage zugleich in hölzerne Rahmen gefafst haben soll, ist uns nicht wahrscheinlich, wenn wir solche Reliefs betrachten, deren nackte Platten stark genug sind, um sich bis auf den heutigen Tag zu erhalten. Zur Zeit des Plinius waren bemalte Wände und Ausschneidung einzelner Stücke daraus eine so alltägliche Sache, dafs man unter crustae parietum excisae nichts anderes verstand, als Gemälde, und somit liegt in seinen Worten selbst die Unterscheidung von zweierlei Arbeiten: Gemälden an den innern Wänden der Cella, und Statuen oder Reliefs in den Giebelfeldern. Dafs aber diese Statuen oder Reliefs aus Terra cotta gewesen seyen, wird uns nicht nur durch die Vorliebe, welche man in Etrurien für die Art Arbeiten hatte, wahrscheinlich, sondern auch durch die Werthschätzung, welche ihnen bei der Restauration des Tempels gegenüber von den Gemälden zu Theil wurde, denn die signa der Giebelfelder, sey es, dafs sie durch die Zeit stark gelitten hatten, oder dafs man auf das Material keinen Werth legte, wurden zerstreut, während man die Gemälde so hoch schätzte, dafs man sie aus der Wand ausschnitt und in Rahmen fafste. Dem Gesagten zufolge scheint uns der Schlufs, welchen Herr Letronne p. 44 aus den angeführten Stellen des Plinius zieht, vollkommen gültig, dafs sobald die Ausführung historischer Wandgemälde für Italien ausgemacht ist, die Frage auch für Griechenland entschieden ist.

Digitized by Google

Ehe wir jedoch ein Conclusum ziehen, müssen wir noch eine Stelle des Plinius prüfen, die Herr Rochette als den stärksten Beweis seines Systems betrachtet. Es ist dies die Stelle XXXV, 40. sed nulla gloria artificum est, nisi eorum, qui *tabulas* pinxere; eoque venerabilior apparet antiquitas. Non enim parietes excolebant dominis tantum, nec domos uno in loco mansuras, quae ex incendiis rapi non possent. Casula Protogenes contentus erat in hortulo suo. Nulla in tectoriis Apellis pictura erat. Nondum libebat parietes totos pingere. Omnis eorum ars urbibus excubabat: pictorque res communis terrarum erat. Herr Rochette sagt p. 71, seit der Wiedergeburt der Wissenschaften, wo so vieler Streit über Gegenstände des Alterthums geführt worden, sey diese Ansicht des Plinius das Orakel der Kritik geblieben, und führt zum Beweis dafür eine Stelle aus Ansaldi, *de sacro et publico apud Ethnicos pictarum tabularum cultu*, Augustae Taurinorum 1768. p. 279 an: quia Graeci Romanique pictores usum pingendi in linteis prorsus ignorantes, ... suos credere labores ligneis tabulis consueverant, ut fuse Menardus, Maffejus, Belgradus, Abbas de Guasco, aliique *sexcenti* ostenderunt: und mit Beziehung hierauf fährt er also fort: »vers la fin du siècle dernier — — le nombre des savants qui avaient adhéré, sans une seule exception, au jugement de Pline, pouvait être evalué à *six cents*; et ce nombre a peut-être été *doublé* dans l'intervalle d'un demi-siècle. Wir müssen offen gestehn, dafs es uns ordentlich bange wird, wenn wir denken, wir sollten ein Bollwerk angreifen, das durch so schweres Geschütz und von zwölfhundert Getreuen vertheidigt wird. Doch ehe wir uns entschliefsen können, als feiger Überläufer die dreizehnte Centurie dieser Glaubensarmee zu eröffnen, und das σύμβολον, *nulla gloria artificum est, nisi eorum, qui tabulas pinxere,* zu beschwören, versuchen wir den Weg der Capitulation. Wir sind erbörtig den Eid zu leisten, unter der Bedingung, dafs Herr Rochette unsern ebenfalls auf Plinius ausdrückliches Zeugnifs gegründeten Satz adoptirt, dafs alle einigermafsen bedeutenden Gemälde vor der drei- und neunzigsten Olympiade auf der Wand ausgeführt gewesen. Plinius sagt XXXV, 36: nonagesima autem Olympiade fuere Aglaophon, Cephissodorus etc. — — omnes jam illustres, non tamen, in quibus haerere expositio debeat, festinans ad lumina artis, in quibus primus refulsit Apollodorus Atheniensis XCIV. Olympiade. Hic primus species exprimere instituit primusque gloriam penicillo jure contulit. — — neque ante eum *tabula*

Digitized by Google

ullius ostenditur, quae teneat oculos. Hier sagt also Plinius deutlich, dafs vor Apollodor (Olymp. 93.) kein Gemälde auf Holz (tabula) aufzuweisen sey, das den Beschauer fessele. Da aber Panänus, Micon, Onatas und Polygnot lange vor Apollodor berühmte Maler waren, wie Plinius selbst wenige Zeilen weiter oben ausspricht, da namentlich von Polygnot, dem ἠθογράφος, vorauszusetzen ist, dafs er durch den Ausdruck, welchen er in seine Gemälde zu legen wufste, die Augen der Beschauer gefesselt haben müsse, so können wir diesem Widerspruch nur dadurch ausweichen, wenn wir den Ausdruck des Plinius streng nach dem Buchstaben blos auf die Gemälde aus Holz beziehen, woraus denn folgt, dafs die genannten Meister nicht darunter begriffen, sondern als Wandmaler zu betrachten seyen. Somit würde der angeführte Ausspruch des Plinius ihre Gemälde ebensowenig treffen, als die auf den Wänden des Lanuvinischen Tempels gemalte Helena und Atalanta, welche die Augen des Caligula so sehr fesselten, dafs er in Liebe zu ihnen entbrannte. Wir sehen voraus, Herr Rochette wird uns diese Exegese nicht zugeben, und auch wir fanden uns nur aus dem Grunde dazu veranlafst, um zu zeigen, welche Widersprüche entstehen, wenn man einen Schriftsteller, wie Plinius, au pied de la lettre erklären will. Es ist gewifs richtiger, wenn wir tabula im allgemeinsten Sinn von Gemälden verstehen, und die Worte »neque ante eum tabula ullius ostenditur, quae teneat oculos« so auffassen, dafs die Gemälde Apollodor's, namentlich in Beziehung auf die Behandlung von Licht und Schatten, die seiner Vorgänger bei weitem übertroffen haben. Es gieng dem Plinius wie noch h. z. T. so manchen Schriftstellern, welche über Kunst schreiben, dafs sie in der augenblicklichen Begeisterung, worein sie durch die Leistungen eines Künstlers versetzt werden, die Ausdrücke einzig, unvergleichlich, alles übertreffend, unerreicht u. dgl. mit grofser Freigebigkeit gebrauchen, ohne darum ein Präjudiz gegen die Werke anderer Künstler aussprechen zu wollen, mit andern Worten: man spricht häufig im Superlativ, wo man nach der strengsten Consequenz im Positiv oder Comparativ sprechen sollte. So ist es auch mit der besprochenen Stelle: nulla gloria artificum est, nisi eorum, qui tabulas pinxere. Der Ausdruck, der ebenso ausschliefsend lautet, wie der oben angeführte, sagt nicht mehr, als dafs die Gemälde auf Holz ihre Meister weit berühmter machen, als die auf der Wand; und dies ist der Natur der Sache ganz gemäfs, denn alle Vortheile, welche

Digitized by Google

zu der schnellen und weiten Verbreitung eines Künstler-Namens dienen, stehen auf Seiten der Holzgemälde. Sie sind in der Regel kleiner, der Künstler kann also weit mehr produciren, kann sie in seinem Atelier mit aller Muſse in dem ihm günstigsten Lichte ausführen, und ihnen im Einzelnen eine Vollendung geben, welche Gemälde auf der Wand, namentlich auf der nassen Wand, nicht zulassen; und zu dem allen können sie nach allen Seiten hin verbreitet und bei vorkommender Feuersbrunst gerettet werden. Sind nun die Wandgemälde in den öffentlichen Gebäuden der Städte ausgeführt (omnis eorum ars urbibus excubabat), so ist es noch einigermaſsen möglich, daſs die Künstler bekannt werden: sind sie aber in Häusern der Privatleute eingeschlossen, so ist aller Ruhm für den Künstler verloren. Ganz dieselbe Ansicht über unsere Stelle finden wir bei Herrn Wiegmann p. 93, dessen gehaltreicher Schrift wir folgende Worte entheben: »Es muſs uns auffallen, daſs das Verhältniſs der Wand- und Tafelbilder ein ganz ähnliches war, wie bei uns zwischen den Wand- und Staffeleibildern stattfindet. Nicht weniger übereinstimmend sind die Zwecke jener und dieser. Wie die Alten besondern Werth auf den Privatbesitz ausgezeichneter Tafeln legten, oder sie in Pinakotheken sammelten, so wir unsere Staffeleibilder. Wie die Alten ihre Heiligthümer und öffentlichen Gebäude mit durch die Architektur bedingten und mit derselben verschmolzenen Fresken schmückten, — so wir noch heut zu Tage. Und dieses Verhältniſs ist in der That auch zu natürlich, als daſs dasselbe hätte je ganz verleugnet werden können. Es wird gültig bleiben und stattfinden, so lange echte Kunst geübt wird; denn es ist ein nothwendiges.«

Wir schlieſsen nun die Beurtheilung dieser beiden gelehrten Werke mit der Versicherung, daſs wir dieselbe mit vollkommener Unbefangenheit unternommen haben. Das uns gewordene Ergebniſs ist das, daſs die Ansicht über die Wandmalerei im alten Griechenland, die wir uns bei Lesung des Pausanias und Plinius längst gebildet hatten, sich nun durch die nothwendig gewordene Prüfung der entgegengesetzten Ansicht zur festen Überzeugung erhoben hat. Wir wünschen aber jetzt im Interesse der Wissenschaft, daſs die Behandlung dieser wichtigen Frage fernerhin nicht mehr als Controvers, sondern als ruhige wissenschaftliche Untersuchung geführt werde, und hoffen, Herr Rochette werde in seiner Geschichte der alten Kunst, mit der er schon seit Jahren beschäftigt ist, seine Vorliebe für eine subjective Idee ver-

Digitized by Google

läugnen und den Gegenstand mit der Objectivität behandeln, welche des Geschichtschreibers würdig und für Werke, die κτήματα εἰς ἀεὶ seyn sollen, unerläfslich ist. Die verschiedenen Beiwerke, mit denen Herrn Rochette's Werk ausgeschmückt ist, müssen wir hier übergehen: vielleicht wird uns Gelegenheit, an einem andern Ortte davon zu sprechen.

Wir wenden uns nun zu den beiden Schriften von Herrn Wiegmann und Herrn John, die sich hauptsächlich mit dem technischen Theil der alten Malerei beschäftigen, und sich somit an die bisherigen Untersuchungen als sehr willkommene Ergänzung anschliefsen. Herr Wiegmann, ein durch O. Müller's Vorlesungen archäologisch gebildeter Architekt, theilt uns ganz neue, durch genaue Untersuchung der Pompejanischen Gemälde und durch eigene Versuche gewonnene Beobachtungen mit. Er nimmt die vielfach behandelte, und in neuerer Zeit als unergründlich fast aufgegebene Frage, wie die Wandmalerei der Alten ausgeführt worden sey, wieder auf, und behauptet, dafs es eine Art Frescomalerei gewesen, die sich jedoch in mehr als einer Hinsicht von der jetzt gebräuchlichen unterscheidet. Diese Ansicht gründet sich hauptsächlich auf die Beobachtung, dafs an Wänden, deren Oberfläche grofs oder auch verziert ist, der letzte Stuküberzug nicht in einem Male über die ganze Fläche ausgebreitet worden ist, sondern nach Mafsgabe der Eintheilung der Felder, und ausserdem in den Winkeln des Zimmers sich angesetzt zeigt, und dafs auch die Bilder, welche sich innerhalb der Felder zu befinden pflegen, von einer Ansatzfuge umgeben sind. Daraus schliefst Herr W. mit Recht, dafs eine gewisse Frische und Feuchtigkeit des letzten Überzugs zum Färben, Glätten und Malen erforderlich war, da sonst mit gröfserer Leichtigkeit und Gleichheit die ganze Wand auf einmal hätte überzogen werden können. Ferner bemerkte er Umrisse, Eintheilungen und Hülfslinien, welche mit einem Griffel eingedrückt und nicht immer durch die Malerei wieder verdeckt worden sind. Diese Zeichnungen konnten nur gemacht werden, während die Masse der Bekleidung noch weich und für leichte Eindrücke empfänglich war; denn in einem bereits völlig erhärteten Stuk hätten sie sich wohl einreifsen, nicht aber eindrücken lassen. Der Umstand, dafs diese Umrisse nicht bei allen alten Wandgemälden sichtbar sind, ist kein Beweis für eine verschiedene Art der Bemalung; denn man machte diese Zeichnung nur da, wo es auf grofse Genauigkeit ankam; war dies nicht der Fall, so traute man dem

Digitized by Google

durch Übung geschärften Augenmafse. Zuweilen ist die Zeichnung auch defshalb nicht mehr sichtbar, weil der starke Farbenauftrag sie verdeckt hat. Zu diesen beiden Erscheinungen, für die sich nur im Falle der Frescomalerei ein vernünftiger Grund denken läfst, kommt eine dritte Beobachtung, dafs in jeder Farbe ohne Ausnahme, selbst in dem tiefsten Schwarz, Kalk vorhanden ist. »Wie sollte aber der Antheil Kalk zu allen Farben kommen, wenn nicht als Auflösung in dem Wasser, welches von der feuchten Masse des Stuks aus die Farben durchdringt, und dieselben während der Krystallisation als Tropfsteingebilde bindet?« Diese durch sorgfältige Forschung eines in jeder Hinsicht befähigten Zeugen ermittelten Gründe scheinen uns den Gebrauch der Frescomalerei bei den Alten so evident darzuthun, dafs die von Herrn Hirt in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1799 und 1800 und neuerdings von Herrn Letronne in seinem vierundzwanzigsten Briefe wider sie erhobenen Zweifel dagegen weichen müssen. Die Stelle des Vitruvius VII, 3: Colores autem udo tectorio tum diligenter sunt inducti, ideo non remittunt, sed fiunt perpetuo permanentes, quod calx in fornacibus excocto liquore et facta raritatibus evanida jejunitate coacta corripit in se etc. handelt allerdings nur vom Bemalen des Stukanwurfes, und wir haben auch von dem Architekten, besonders an dieser Stelle, weitere Nachweisungen gar nicht zu erwarten. Anders aber verhält es sich mit Plinius XXXV, 31: ex omnibus coloribus cretulam amant *udoque illini* recusant purpurissum, Indicum, caeruleum, *Melinum* etc. Denn wenn man die Stelle in ihrem Zusammenhang betrachtet, so kann man nur soviel darüber sagen, dafs es unentschieden sey, ob von dem blofsen Anstreichen oder von wirklichem Bemalen die Rede sey. Wundern müssen wir uns, wenn Herr Letronne p. 367 sagen mag: »le verbe *illini* dont se sert Pline, et qui ne répond pas du tout au ζωγραφεῖν grec, montre, qu'il ne s'agit pas de la peinture proprement dite en cet endroit; l'auteur ne parle que de l'opération d'enduire les murailles de ces couleurs plates, qui étaient un des ornemens usités par les anciens, während er doch p. 200 in Betreff der Poecile in Athen die Ausdrücke des Suidas: δὲ ζωγραφηθεῖσα Ποικίλη ἐκλήθη, und des Persius Sat. III, 53. *illita* Medis porticus in Parallele setzt, und das Wort illinere als eine Hinweisung auf Wandmalerei betrachtet. Illinere heifst nicht anstreichen, sondern die Farbe auftragen. So sagt Plinius XXXV, 36. von Apelles: absoluta opera atramento illinebat ita tenui. Ebenso wird

Digitized by Google

sublinere gebraucht bei Plin. XXXV, 26. Pingentes sandyce sublita — fulgorem minii faciunt. Si purpuram facere malunt, caeruleum sublinunt. Wenn aber Plinius sagt, das Weifs von Melos (Melinum) lasse sich nicht auf frischem Mauerbewurf auftragen, so finden wir darin keinen Widerspruch mit der Angabe, dafs dieses Melinum eine der vier Hauptfarben war, deren die alten Maler sich bedienten: denn sehen wir die Stelle XXXV, 32. näher an, so heifst es: quatuor coloribus solis immortalia illa opera fecere, ex albis Melino, ex silaceis Attico, ex rubris Sinopide Pontica, ex nigris atramento, Apelles, Echion, Melanthius, Nicomachus, clarissimi pictores, cum *tabulae* eorum singulae oppidorum venirent opibus: es ist also nicht allgemein von allen alten Malern ausgesprochen, wie es Herr Hirt p. 352 und Herr Letronne p. 367 angeben, sondern nur von vieren, die wir als Maler auf Tafeln kennen. Wollte man aber den Ausspruch des Plinius auch auf die älteren Maler und selbst auf die Wandmaler ausdehnen, so konnten ja letztere das Melische Weifs auf einen Kreidegrund auftragen. Herr Letronne führt ferner an, nach Plinius XXXV, 25. haben Polygnot und Micon ihr Schwarz aus Traubenmark bereitet, diese vegetabilische Farbe aber sey von der Frescomalerei ausgeschlossen; es ist aber nicht gesagt, dafs sie dieses Schwarz bei allen ihren Gemälden gebraucht haben, sondern unter den verschiedenen Arten, Schwarz zu bereiten, wird auch diese angeführt; dabei versteht sich aber von selbst, dafs sie dieselbe nur bei der Art von Malerei, womit sie sich vertrug, anwendeten. Die Herren Hirt und Letronne hätten noch weiter darauf aufmerksam machen können, dafs sich auf den alten Gemälden Purpurissum finde, was nach Plinius XXXV, 31. auf dem nassen Bewurf nicht zu gebrauchen ist; allein Herr Wiegmann beseitigt diesen möglichen Einwurf damit, dafs diese Farbe erst mit Eiweifs oder dergl. aufgetragen werden konnte, nachdem alles Übrige vollendet und durchaus trocken war. Vielleicht gab man auch, um vor der Wirkung des Kalkes ganz sicher zu seyn, auf den Stuk einen schwachen Kreidegrund. Solche Farben waren natürlicher Weise nie so dauerhaft und fest, wie die andern: aber was blieb den Alten für ein anderes Mittel, wenn sie nun einmal das Purpurissum anwenden wollten? — Unter den Frescofarben gab es keine ähnliche und giebt es noch gegenwärtig keine. Und die Schönheit und Kostbarkeit derselben entschuldigt jene Inconsequenz hinlänglich.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Schriften über die Malerei der Alten von Semper, Kugler, Hermann, Letronne, Raoul-Rochette, Wiegmann und John.

(Beschlufs.)

Soweit sind wir ganz einverstanden mit Herrn Wiegmann: hingegen sind wir noch nicht überzeugt, ob nicht auf die bereits bemalten Wände einzelne Ornamente enkaustisch aufgetragen wurden. Wenigstens erinnern wir uns einzelner Fragmente von Pompejanischen Wänden, auf deren roth bemalter Fläche grünlichte Decorationen in schmalen Schnörkeln so erhaben aufgetragen sind, und einen solchen Fettglanz an sich tragen, dafs man unwillkührlich an ein fettes Bindemittel, wie Wachs, erinnert wird. Dafs enkaustische Malerei in Pompeji ausgeübt wurde, dafür scheinen uns schon die daselbst gefundenen Farbentöpfe zu sprechen. Wir haben ohnlängst bei Herrn Bauinspector Sibland in München ein solches Gefäfs gesehen, mit ziemlich starker Ausbauchung und so schmaler Basis, dafs es ohne Zweifel in einem Behälter gestanden hat: und dafs dieser Behälter zur Heizung eingerichtet war, sieht man aus den Spuren des Rauches, welche an dem Gefäfse in der Gegend der Ausbauchung, welche aus dem Behälter hervortrat, sichtbar sind. Wenn uns aber auch zugegeben wird, dafs solche Gefäfse zu dem Apparate eines Enkaustikers gehört haben, so ist damit natürlich noch lange nicht bewiesen, dafs dieser Enkaustiker auf den Wänden gemalt habe; darum möge auch diese Bemerkung blos als eine gelegenheitlich hingeworfene betrachtet werden.

In den folgenden Abschnitten von der Polychromie der Werke der Plastik bei den Alten und von der Anwendung des Marmorstuks und dessen farbiger Übertünchung am Äussern der Bauwerke der Alten finden wir des Vfs. Ansichten den unsrigen oben ausgesprochenen so nahe stehend, dafs wir eine besondere Auseinandersetzung derselben nicht für nothwendig halten, und es könnte pedantisch erscheinen, wenn wir uns bei einzelnen Versehen aufhalten wollten, wie p. 107, wo die Kentauromachie und Amazonenschlacht am Hypäthros zu Phigalia und die Bildwerke vom Apollotempel zu Bassä in Arkadien als zwei verschiedene Dinge aufgeführt werden. Als besonders interessant heben wir

Digitized by Google

das sechste Capitel, vom Gebrauch wirklicher Gemälde an Bauwerken als architektonischer Schmuck, heraus, worin wir das schöne Prognostikon der künftigen Leistungen dieses scharfsinnigen Künstlers zu erblicken glauben. Herr W. kommt hier auf den Fries des Erechtheums auf der Akropolis von Athen zu sprechen. Dieser war noch nach Stuart's Zeit vorhanden, und bestand aus eleusinischem Stein, der ein dichter grauer Kalkstein ist. Auf der ganzen Oberfläche war er mit vielen Löchern versehen, welche sich jedoch mit dem nämlichen Marmorstück ausgefüllt fanden, der die übrige Oberfläche des Steins bedeckte und sehr sorgfältig geglättet war. Hier ist nun schwer zu begreifen, wie ein griechischer Künstler für so wichtiges Bauglied den schlechten Eleusinischen Stein gewählt haben solle, während der ganze übrige Bau vom schönsten Marmor ausgeführt war. Welche Art von Bildwerken sollen wir uns auf diesem Fries denken? Marmor-Reliefs hätten auf Platten gearbeitet seyn müssen, welche zwischen dem Vorsprunge des Architravs und des Kranzgesimses eingesetzt waren. Dann sieht man aber nicht ein, wozu die vielen Klammerlöcher und der Stuck dienen sollte; zudem springt die Friesfläche nicht so weit hinter den Architrav zurück, dafs die Tafeln mit den Bildwerken auch bei mäfsiger Stärke in die richtige Ebene hätten fallen können. Bei runden Figuren liefsen sich die Klammerlöcher am ehesten erklären; allein wo hat man ein Beispiel von runden Figuren in einem Fries, und wozu diese auf einem grauen Stein aufstellen, wenn das Übrige von weifsem Marmor war? Nun heifst es aber in der Bau-Inschrift des Erechtheums:

— — ὁ Ἐλευσινιακὸς
λίθος, πρὸς ᾧ τὰ ζῷα . . . .

Da nun ζῷον gewöhnlich Gemälde heifst, so macht Herr W. p. 136 folgende Combination: »Der Fries des Erechtheums sollte mit Figuren bemalt werden, — und zwar der Dauerhaftigkeit und der Eleganz des Grundes halber — a fresco. Da zu dem Zweck der Stein des Frieses mit Marmorstuk überzogen werden mufste, so war es nicht nöthig, dafs man dazu den nämlichen kostbaren Marmor nahm, aus dem die übrigen Theile des Gebäudes bestanden; es genügte der schlechtere eleusinische Stein. Dieser war aber ein dichter Kalkstein, auf dem der Stuck ohne besondere Vorkehrung nicht dauernd gehaftet haben würde, zumal in einer solchen Dicke, als für die wirkliche Malerei unumgänglich nothwendig war, wenn sie gehörig binden und ihr Grund

Digitized by Google

glänzend werden sollte. Deshalb traf man das sehr zweckmäfsige Auskunftsmittel, jene erwähnten Löcher als sichere Haltpunkte des Stucks einzuhauen.« Von diesem Beispiele aus schliefst nun Herr W. weiter, dafs es bei den Griechen Sitte gewesen, die Friese und Metopen an ihren Tempeln mit farbigen Bildern zu schmücken, entweder mit halberhabenen Sculpturen, enkaustisch bemalt, oder mit wirklichen Frescogemälden auf ebenem Grunde: und es hat uns wahrhafte Freude gemacht, diese scharfsinnige Vermuthung sobald durch entsprechende Entdeckungen bestätigt zu sehen. Herr Raoul-Rochette in seinem oben genannten Werke p. 291 theilt nach Briefen des Herrn v. Klenze vom 26. Sept. und 24. Nov. 1834 die Nachricht aus Griechenland mit, dafs zwei neugefundene Stücke vom Fries der Propyläen, eines in der Länge von zwei Metopen und drei Triglyphen, das andere von drei Metopen und zwei Triglyphen, die Eigenthümlichkeit darboten, dafs die Metopen abwechselnd etwa acht bis neun Zoll tief hohl oder voll und glatt waren, woraus sich ergab, dafs die vollen Metopen gemalt, die leeren mit Sculpturen ausgefüllt waren. Wirklich trugen auch die vollen Metopen sichtbare Spuren verschiedener Farben, besonders von Roth und Blau, ohne dafs man jedoch die bestimmten Formen der Ornamente unterscheiden konnte. Die folgenden Abschnitte dieser Schrift handeln von der Enkaustik; der Kausis, die Herr W. von der Enkaustik unterscheidet, der Anleitung zur Stuckmalerei, und von den Farben. Mit diesem letzten Abschnitt sind die Untersuchungen von Herrn John p. 112—143 seiner Schrift zu verbinden, die durch die chemischen Kenntnisse des Vfs. grofses Interesse erhalten. Als wichtigster Theil dieser Schrift aber erschienen uns die Untersuchungen über die gebrannten Thonarbeiten der Alten in Rücksicht auf ihr Material und Farbe p. 163—189, wozu Herr John aus der reichen Sammlung des Berliner Museums die verschiedenartigsten Fragmente zur chemischen Zerlegung erhielt. Nach diesen einzelnen Abschnitten wäre zu wünschen gewesen, der Herr Verf. hätte dem Titel der Schrift gemäfs die alte Malerei gerade von dem ihm eigenthümlichen Standpunkte aus nach einem selbstständigen Plane behandelt: statt dessen aber erhalten wir eigentlich einen Abdruck seiner Collectaneen. Er giebt nemlich zuerst eine deutsche Übersetzung des ganzen fünfunddreifsigsten Buches und der übrigen auf Malerei bezüglichen Abschnitte des Plinius, und schliefst daran seine Bemerkungen in Form eines fortlaufenden Commentars an. Durch diese Anordnung mag die

Digitized by Google

Schrift für den Anfänger, welcher die ersten Ideen über die Malerei der Alten erhalten soll, immerhin ihren Nutzen haben: vorgerücktere Leser aber, denen diese Basis für die Geschichte der alten Malerei schon aus dem Originale bekannt ist, machen wir auf die zwei oben genannten, frei verarbeiteten Artikel aufmerksam, welche die Archäologie als schätzenswerthe Beiträge eines erfahrenen Chemikers mit Dank aufzunehmen hat.

Tübingen. *Chr. Walz.*

Über das Evangelium der Ägyptier. Ein historisch kritischer Versuch von Dr. Matth. Schnekenburger, Prof. d. Theol. an d. Universität zu Bern, der historisch-theol. Gesellsch. zu Leipzig Mitglied. Bern, bei Jenni. 1834. 45 *S. in* 8.

Die neuesten Untersuchungen: ob die geschichtlichen Erzählungen unserer kirchlichgültigen (kanonischen) Evangelien aus der Tradition *) (historischer Überlieferung) unmittelbarer und

*) Der Unterschied, ob Tradition? oder ob Mythe? die Quelle unserer Kenntnifs von Jesu Lehre und Leben sey, ist wichtig. Historische Tradition besteht hauptsächlich aus dem, was man als geschehen sah und als gesprochen hörte, zum Theil aber auch aus dem, was die Seher und Hörer daran unabsichtlich insofern mehrend und mindernd änderten, als jeder Mensch nur nach seiner Fassungskraft auffafst und berichtet. Bemüht sich nun der Geschichtsforscher, in dem Tradierten das abzusondern, was nach der Individualität der Zeugen nur als ihre Meinung zu der Thatsache hinzugekommen oder von ihr weggelassen war, so bleibt doch aus der Tradition das Factum, die Basis des Geschenen und Gehörten! Die Mythe dagegen wäre nur eine aus Meinungen später entstandene und blos geschichtlich eingekleidete Sage. Sondert der Forscher die Meinung ab, so bleibt nicht das geschichtlich glaubliche, sondern nur eine geschichtartige Einkleidung oder Sage, von welcher nicht zu behaupten ist, dafs ihr etwas Gesehehenes oder Gehörtes als Factum zum Grund liege. Der Streit zwischen rationeller Behandlung der historischen Tradition und der Hypothese von Mythen dreht sich demnach am Ende um die Frage: ob von Jesu Lehre und Leben uns factische Data, Kenntnisse dessen, was wirklich war, übrig bleiben, wenn wir die Tradition, soviel möglich, rationell von den Meinungen der Überlieferer reinigen? oder ob, wenn wir nur spätere Mythen, eine Nachgeburt der Phantasie, haben, uns nichts wirklich vorgegangenes, kein Factum des Worts oder der That, übrig bleibe, sondern nur

Digitized by Google

mittelbarer Zeugen des Geschehenen und aus der Auffassungsweise der Zeugen? oder aus später entstandenen und in das Leben Jesu blos zurückgetragenen »Mythen«, als Glaubenssagen und Meinungsverwirklichungen, abstammen? sind allbekannt. Sie machen auch aufs neue auf die sogenannte apokryphische Evangelien, auf deren Ursprung, Alter, Verhältnifs zu den kanonischen und zu der christlichen Religionsgeschichte überhaupt aufmerksam.

Der Verf., welcher gegen die Ableitung des ersten Evangeliums von Matthäus und überhaupt von einem Apostel, schon in seinen Beiträgen zur Einleitung ins Neue Testament (Stuttg. 1832) S. 16—47 bemerkenswerthe, aber doch, nach meiner Überzeugung, durch Berichtigung mancher Voraussetzungen wohl auflösbare Zweifel auf eine sehr würdige Weise bekannt gemacht hat, wurde dadurch auf neue Untersuchungen über das nur nach wenigen Fragmenten und alten Notizen bekannte, aber durch eine eigene Gnosis sonderbare Evangelium, *quod*, wie Origenes Homil. 1. in Lucam sagt, *scribitur secundum Aegyptios*, geleitet.

Er hat durch vorliegende Schrift das schätzbare Verdienst, für mehrere Kenntnifs von diesem Apokryphon eine neue Quelle in dem alten Aufsatz, welcher als Epistola II. Clementis Romani citirt zu werden pflegt und eine Art von Homilie gewesen seyn mufs, entdeckt und überhaupt die Verwandtschaft des ägyptischen Evangelium mit einem altgnostischen Theil der Ebioniten und

---

die Meinung der Späteren, die sich ihr Meinen durch sagenhafte Erzählungen anschaulich machten?

In wiefern geben Homer, Hesiod etc. Mythen? Ihre Glaubens-Meinung setzte Götter voraus mit gewissen charakteristischen Eigenschaften. Nun dachte der Begeisterte, wie jeder Gott nach seinem Charakter gehandelt und gesprochen haben könne oder müsse. Dies haben diese Geweiheten der Musen, voll vom Geiste der Götter, geschichtartig in sinnreiche Sagen verwandelt. Aber jeder, der denkt, was Mythe bedeuten soll, weifs, dafs ihm dadurch nichts bleibe, als die Kenntnifs, welche Meinung die Mythologen von ihren Göttern hatten, welche Reden und Thaten sie derselben würdig achteten. Von den Göttern selbst bleibt durch die Mythe nichts übrig.

Deutlich gemacht ist durch die neueste Durchführung der Mythenhypothese, dafs nur die Wahl bleibt, ob die rationelle Geschichtforschung uns Lehre und Leben Jesu, als glaubliches Factum gewähren könne, oder ob nur ein späteres Meinen über ihn durch die Mythik übrig seyn solle.

Digitized by Google

Therapeuten nachgewiesen zu haben. Auch macht er sehr wahrscheinlich, dafs die beiden, als alt, merkwürdigsten apokyphischen Evangelien, das nach den Hebräern und das nach den Ägyptiern, in der Wurzel Eines gewesen seyen. Sie wurden nur nach verschiedenen dogmatischen Bedürfnissen, anders bei dem populärglaubigen Theil der Ebioniten und Nazaräer, anders bei den Gnosticierenden redigiert und mit traditionellen Äusserungen Jesu vervollständigt.

Für unsere Leser, denke ich, möchte das angemessenste seyn, wenn ich ihnen theils was ich durch des Verfs. eigenthümliche Combinationen selbst gelernt, theils was ich dabei in etwas verschieden zu denken veranlafst bin, in einem jene urchristliche merkwürdige Gedankenreliquien beleuchtenden Überblick vorlege, und zugleich den altchristlichen Unterschied zwischen Pistis und Gnosis in Erinnerung bringe.

Zuvörderst legt Herr Sch. die Stellen vor, welche in den Kirchenvätern als Citate aus dem Evangelium nach den Ägyptiern aufbewahrt sind. Diese Methode, die Texte selbst aus den Quellen, mit nöthigen Erläuterungen, darzulegen ist allein die richtige, weil sie zu eigener Prüfung und Überzeugung vorbereitet. Joh. Casp. Orelli hat sie zu gründlicher Bildung der Zuhörer am Zürcher Carolinum in den Jahren 1820—25 trefflich durch seine »Selecta Patrum Ecclesiae ad εισηγητικην sacram angewendet. Mag man in akademischen Vorträgen noch so viel über schwierige Punkte aus dem Alterthum discutiren, ohne das eigene Hineinblicken in die vieldeutigen Überlieferungen selbst entstehen meist nur moderne, nicht alterthümliche, Ansichten.

Wer die letzten Bücher der Archäologie des Josephus, seinen jüdischen Krieg, den Gesandtschaftsbericht des Philo und dann das nur allzu Wenige, was von der Zerstörung Jerusalems an bis ans Ende des zweiten Jahrhunderts von christlichen Quellschriften da ist, der Reihe nach ohne Vorurtheil liest, wird in kurzer Zeit viel anschaulicher in den äussern und innern Zustand der Juden und Christen der urchristlichen Weltperiode eingeführt seyn, als sonst durch eine Menge umschreibender Beschreibungen. Auch für die Theologen sollte (wie Semler und Stroth eine solche Förderung des theologischen Quellenstudiums beabsichtigten) eine solche zweckmäfsig auswählende, gedrängte, nur durch die nöthigsten Sprach- und Sacherläuterungen ausgestattete »Bibliothek ihrer Classiker« bearbeitet werden; freilich aber

Digitized by Google

nicht, wie ja wohl Versuche gemacht worden sind, von Anfängern, sondern von geübten Sachkennern, die sich von dem Anwendbaren nichts wesentliches entgehen lassen, den alten Überfluſs von geschmackloser patristischer Vielredenheit aber zu dämmen wissen.

Nach Clemens Stromata 3, 13. berief sich Cassian, als Enkratite auf ein ῥητον, welches Cl. εν τῳ κατ' Αιγυπτιους εναγγ. fand. Nicht auf eine später mythisch und ohne Gewährschaft entstandene Sage, sondern auf eine Begleiterin Jesu, Salome (vgl. Mark. 15, 40) berief sich der doketisch gesinnte Enthaltsamkeitslehrer, indem er die wörtlich dunkle Stelle überliefert: Der Herr habe auf ihr Fragen: wann das, wovon gesprochen worden war (??) erkennbar werde? geantwortet: »Alsdann, wenn ihr getreten habt die Kleidung der Scham, und »wenn die Zwei Eines geworden sind, und das Männliche nebst »dem Weiblichen weder männlich noch weiblich ist.«

Dies klingt orientalisch räthselhaft genug, in der That aber um so mehr wie ursprüngliche ächte Reminiscenz und Überlieferung. Zum Glück hat der sog. II. Brief von Clemens Rom. die bestimmtere Notiz uns erhalten, auf welche Frage Jesus so geantwortet habe. Jemand nämlich habe ihn befragt: wann das Reich (der messianische höhere Regierungszustand 1 Kor. 15, 24) kommen werde? und die Antwort sey gewesen: »Alsdann, »wenn die Zwei Eines seyn werden, und das Äussere wie das »Innere, und das Männliche nebst dem Weiblichen weder männ»lich noch weiblich.«

Der Sinn des Räthsels ist demnach unverkennbar eben der, welcher Mt. 22, 30. Lk. 20, 35. populär und kirchlichfaſslich ausgedrückt ist. Die Sadducäer hatten Jesu aus der Voraussetzung, daſs nach der pharisäischen crassen Vorstellung durch Auferstehung ein zur Fortpflanzung gebildeter Leib zu erwarten sey, eine Einwendung gegen die idealischere Anastase, gegen die Fortdauer der Geister in angemessenen Leibern überhaupt, vorgetragen. Ihnen deutete Jesus pneumatischer darauf, daſs es in dem künftigen Äon des Reiches Gottes Leiber ohne Geschlechtstheile geben könne, weil man weder heirathen, noch sich verheirathen lassen werde, εν τη αναστασει ουτε γαμουσι, ουτε εκγαμιζονται. Paulus, über die pharisäische crasse Dogmatik erhoben, deutet auf ähnliche Weise 1 Kor. 15, 39. darauf, daſs der Leiber (der organischen Mittel für das äussere Bewuſstwerden der Geister) gar mancherlei Arten seyn könnten,

Digitized by Google

auch solche, die nicht mehr für das Psychische, die Animalität, sondern rein der Geistigkeit angemessen (πνευματικα) wären. Nach vs. 50 ist ein aus Fleisch und Blut bestehender Leib für jene ewige βασιλεια θεου nicht zu erwarten, da die βασιλεια του θεου nicht in Essen und Trinken bestehe. Rom. 14, 17. (Das Pneuma des Urchristenthums ist, in allen solchen Stellen, die leidenschaftlos wollende Vernunftkraft des die begehrende ψυχη (το επιθυμητικον) sowohl als den Leib regierenden Geistes.)

Auch Jesu mehr änigmatische und deswegen schwerlich unächte Beantwortung ging demnach darauf, dafs »nach dem irdischen Tode, wenn man auf diesen Leib, dessen Glieder zum Theil Scham erwecken, als auf einen abgelegten und der Erde übergebenen trete, ein Gottesreich beginne, wo man weder Mann noch Weib (weder heirathend, noch sich verheirathen lassend) sey, wo vielmehr das Äussere wie das Innere, das ist Alles geistig, und für das Geistige passend, seyn werde.« (Dies wäre das, was man dann einen verklärten Leib nannte.)

Der Enkratite Cassian aber fehlte darin, dafs er, was Jesus, zwischen der pharisäischen crassen Behauptung und der sadducäischen grundlosen Verneinung künftiger Organisationen für die Menschengeister in der Mitte stehend, von einer ohne Verdauungs- und Fortpflanzungs-Organe wohl im höheren Äon denkbaren Körperlichkeit gesagt hatte, gegen die Fortpflanzung diesseitiger irdischer Organisationen anwenden und das diesseitige Gebähren deswegen (gegen den Sinn Jesu, Matth. 19, 11. 12.) hindern zu müssen meinte. Auch dieser Irrthum entstand, weil die populäre Theologie damals, wie fast immer noch, die Sünde nicht im imperativen Wollen des Geistes fand, sondern die zur Zeugung physikalisch nothwendige Erregbarkeit des Leibs, indem sie in das Leidenschaftliche ausarten kann, als Sünde deutete.

Abgesehen von dem Dogmatischen dieser Gnosis (die wir übrigens nach S. 4. 5. bis von der pythagoräischen Zahlenphilosophie abzuleiten für allzu entfernt halten) führt nun Herr Sch. S. 13 einen Schritt weiter. Ein Glück ist's, dafs die Epa II. Clementis jene Hauptstelle aus dem ägyptischen Evangelium aufbewahrt hat. Wir erfahren dadurch, nicht blos was Jesus antwortete, sondern auch wie er befragt worden war, und dafs also seine Antwort nicht auf den jetzigen Erdenzustand, sondern darauf sich bezog, wie ein Reich Gottes unter den Auferweckten und mit neuen, aber umgewandelten oder verklärten Leibern auf der Erde (in dem neuen Jerusalem?) bestehen werde.

Digitized by Google

Das Weitere ist noch etwas mehr problematisch. Auch die dogmatischen Grundideen des Clementinischen Fragments stimmen, wie der Verf. bemerkt, mit dem, was die speculative Parthie unter den Ebioniten lehrte und gnostisierte, überein. Sollten also, fragt er weiter, nicht auch die übrigen Evangeliencitate in derselben Reliquie aus dem ägyptischen Evangelium genommen seyn? Dadurch würde unsre Kenntnifs von diesem um 12 Citationen, welche §. 8. angiebt und beleuchtet, vermehrt werden.

Ich finde nichts bedeutendes, was gegen diese Wahrscheinlichkeit einzuwenden wäre. Denn dafs Eine der zwölf Citationen — λεγει γαρ κυριος εν τῳ ευαγγελιῳ· ει το μικρον ουκ ετηρησατε, το μεγα τις ὑμιν δωσει; λεγω γαρ ὑμιν, ὁτι ὁ πιστὸς ἐν ἐλαχίστῳ καὶ ἐν πολλῷ πιστός ἐστι — mit Lukas 16, 11. wörtlich übereinstimmt, an Matth. 25, 23. aber nur entfernter erinnert, beweist uns nicht das Gegentheil, da die Redactionen der apokryphischen Evangelien offenbar späterhin ihre Texte immer mehr vervollständigten = ein einziges Ευαγγελιον aber πληρεστατον haben wollten. Sollte jedoch auf diese von dem Verf. scharfsinnig gefundene Probabilität einst etwas weiteres gebaut werden, so würde, dafs sie indefs nur eine Wahrscheinlichkeit ist, alsdann nicht vergessen werden dürfen. Man baut vergeblich, wenn nicht, so oft ein neuer Stein aufgestellt werden soll, die Festigkeit der Grundlage genau sondiert wird.

Indefs scheint auf alle Fälle durch diese erweiterte Kenntnifs von dem ägyptischen Evangelium weniger, als ich wünschen möchte, gewonnen, weil schwerlich zu bestimmen seyn wird, in welcher Zeit diese Epistola II. oder diese Homilie dem Clemens Rom. untergelegt worden sey. Wahrscheinlich doch nicht so lange er lebte? Wäre es früher entstanden, so müfste ein Umstand auffallend werden, den der Verf. nicht hervorgehoben hat, der Umstand nemlich, dafs wo die (S. 23—28) angegebenen und beurtheilten Citate des Briefs mit dem Matthäustext übereinkommen, sie auch schon den griechischen, nicht einen chaldäischen syrischen, Text als ihm einverleibt zeigen. Wie nun auch dasjenige Hebräer-Evangelium, welches Hieronymus aus dem mit hebräischen Buchstaben aber in chaldäisch-syrischer Sprache geschrieben, von den Nazaräern zum Übersetzen ins Griechische und Lateinische erhalten hatte, Spuren der Entstehung aus dem griechischen *) Matthäustext in sich

*) Ich habe sie in diesen Jahrbb. 1832. Juli, S. 630—35 deutlich gemacht.

Digitized by Google

hat, so werden, wenn das ägyptische Evangelium der Epa II. Clementis zum Grund liegt, diese Spuren vermehrt, dafs der griechische Text des Matth. schon die Grundlage dieser zwei Hauptstämme des Hebräerevangeliums sey, welche mehr für hebraizirende als für grăcissirende Judenchristen aus Traditionen (wie von Salome) vervollständigt, aber nach dem Zweck der Partheien verschiedentlich modificirt wurden.

Der griechische Matthäustext dagegen war, wie mir sein Inhalt beweist, mehr für die griechischen Judenchristen in Galiläa aus früheren Aufzeichnungen des Zollpachters, Matthäus, zu Capernaum, zusammengetragen und so redigirt, dafs diese galiläischen und alle grăcissirenden Judenchristen das, was von den hebräischen oder altpalästinischen Juden an Jesu, des Messias, Schicksalen anstöfsig aufgefafst werden mochte, durch alttestamentliche Parallelen und Analogien desto eher vertheidigen konnten. Das Innere dieses galiläischen Evangelium pafst so sehr auf den bei Capernaum stationirt gewesenen Zollpächter Matthäus, dafs wir hierin die Tradition nicht bezweifeln können. Je vielseitiger sie mit Scharfsinn betrachtet und bezweifelt worden ist, desto schärfer werden nach und nach die Gränzlinien erkennbar, innerhalb deren sie als wahr besteht, weil der Inhalt des Evangelium mit der äussern Kunde harmonirt.

Sehr richtig ists, dafs weiterhin der Vf. bei Betrachtung der mit einander nahe verwandten ältesten apokryphischen Evangelien zugleich auf den historisch und psychologisch gewissen Unterschied ihrer Partheimeinungen und Bildungsstufen viele Rücksicht nimmt. Sogar unter den Ebionäern, die doch meist aus palästinischen Judenchristen, welche wegen der römischen Zerstörung aus Jerusalem und dem Lande flohen, als abgesonderte Gesellschaft entstanden waren, und bei denen also meist nur eine populäre Pistis (persuasio fiduciam et fidem gignens) vorauszusetzen ist, zeigt sich, wie ich auch sonst schon bemerklich machte, unter dem Namen Elxai (das ist El-csai = אֵל־כְּסִי Gottesgeheimnifs) eine Gnosis.

Nur ist unter dieser Bemerkung nicht speciell an die durch Irenäus bekannter gewordenen Gnostiker zu denken, welche sich besonders mit allerlei gleichsam genealogischen Ableitungen der Geisterwelt und des materiellen und moralischen Übels aus dem Urwesen abmüheten. Nicht nur überhaupt bedeutet γινωσκειν immer ein tieferes, genaueres Erkennen. (Das γνωθι σεαυτον fordert zur Tiefkenntnifs und Scheidung dessen auf, was im

Digitized by Google

Menschen subjectiv und was individuell ist.) Um die Zeit des Urchristenthums schrieb schon in jeder Parthie der selbstdenkende Theil sich eine Gnosis zu, insofern er die populäre Pistis von allzu sinnlichen Vorstellungen reinigen und dadurch glaublicher machen zu können bemüht war (wie z. B. nach dem oben erwähnten sich Paulus die neue Körperauferstehung pneumatischer dachte.) Man wufste wohl, wie Gegner sich eine Gnosis als tiefere Kenntnifs zuschrieben, und nannte sie deswegen (nach 1 Timoth. 6, 20.) eine ψευδωνυμος. Sie lege den schönen Namen ihren verkehrten Speculationen fälschlich bei. Auch der 1. Br. v. Joh. redet schon gegen solche, welche zu sagen liebten: εγω ἐγνωκα 'Αυτόν! 2, 4., welche also ausdrücklich unter der Benennung γνωσις sich eine Tiefkenntnifs (dafs nämlich die Sünde nur in der σαρξ, nicht im Pneuma sey) zuschrieben und in dieser Beziehung die Johanneische Christen als beschränktdenkende und allzu ängstliche verachteten. Dagegen sagt der Brief mit Recht und immer beharrend auf dem Kunstwort εγνωκαμεν, dafs Joh. und die Seinigen die ächte Gnosis über die Sünde hätten, die nicht in der σαρξ sey, da auch der Messias einen wahren Menschenleib gehabt habe.

Die sittlich schädliche Seite des Doketismus, welche denn auch leicht in ein Verbieten der Ehe, der Speisen etc. 4, 2. überschreiten konnte, hatte sich also schon in dieser frühen Zeit gezeigt. Und überhaupt ist es zu allen Zeiten psychologisch nicht anders möglich, als dafs die Meisten sich an unentwickelte Überzeugungen als an ihre Pistis glaubenstreu (gleichsam anklebend) halten, Andere aber das überschwängliche Wie und Warum tiefer und höher, superrational und sogar speculativ (von oben, gleichsam aus der Adlers-Perspective, vom Absoluten herab) zu erkennen d. i. eine Gnosis zu haben sich bereden. Deswegen steht zu allen Zeiten diese unächte Gnosis, welche das wesentliche Seyn Gottes und der Geister durch gnädige Mittheilungen zu erkennen und die menschliche Rationalität zu übersteigen (zu transcendiren) oder zu überfliegen meint, auf Stufen von gröfserer und gröfserer Höhe und blickt von ihren Höhen auf alles, was nicht sie selbst ist, als auf das Fade, Leere, Niedrige und Niedrigere herab. Die rationelle Gnosis hingegen steigt, wie der Johannesbrief in seiner wahren Ergründung des Sitzes der Sünde, in die Selbstkenntnifs des menschlichen Geistes und seines Verhältnisses zur Natur und zu Gott mit heller Beobachtungskraft hinab, wird dadurch dessen, was gottandächtige aber zu-

Digitized by Google

gleich helldenkende Menschen über das Göttlichvollkommene und über alles übrige Unvollkommene theils erschliefsen theils beobachten können, gewifs und berichtigt sich das, was in den unklaren und unbestimmteren, wenngleich redlichen, Überzeugungen der Ungeübteren mehr Ahnung und Meinung, als reine, vorurtheilsfreie Gewifsheit seyn kann, ohne Übermuth und Eigendünkel, so, dafs sie auch in die Pistis, insofern dies Wort den Glaubensinhalt bedeutet, richtigeres, soviel es ohne Störung des Vertrauens geschehen kann, durch Gründe allmählig überträgt.

Jesus mufste zu seiner Zeit dem Pharisäismus im Setzen der äussern Handlungen über die praktische Gesinnung und in crasseren Dogmen, dem Sadducäismus aber in dessen politischer und theoretischer Selbstsucht, mit Ernst und Eifer als der Messias, das ist als Verwirklicher eines geistigen Reiches Gottes, entgegen seyn. Nur das Gottandächtige der Essäer oder Seelenärzte, אסיים (vgl. auch أشي), welche auch einige Heilungskenntnisse, ohne Theorie, nach ägyptischer und überhaupt orientalischer Weise unter sich hatten, mufste als das Bessere aus dieser dritten jüdischen Religionsparthie Ihm näher stehen, ungeachtet er von den Sonderbarkeiten derselben unabhängiger wirkte, als der Täufer Johannes.

Diese Essäer nun theilten sich, dem Lande nach, in palästinische und ägyptische. In beiden Ländern lebten manche ganz abgesondert ihren geistigen Beschauungen und Andachtübungen. Die palästinischen, nach Plinius Hist. natur. in der Nähe des Asphaltsee's, also auch in der Nähe von dem Geburtsort des Täufers. Die in Ägypten bei Alexandria können durch den griechischen Namen Therapeuten, wenn er gleich ebenfalls nichts anderes als Seelenärzte bedeutet, treffend unterschieden werden, weil sie für ihre Contemplation auch, was sie durch das Griechische erfahren konnten, theosophisch benutzten. Die von der strengeren Observanz am todten Meere wohnenden schöpften mehr aus dem Hebräischprophetischen.

Die meisten von beiden Parthien und Ländern aber waren auch in vielen Orten als die Stillandächtigen im Lande, zerstreut und waren äusserlich an ihrer weifsen Kleidung kennbar. Nach Josephus v. jüd. Kr. II, 6. p. 785. λευχειμονειν δια παντος εν καλῳ τιθενται. Sie haben, sagt derselbe ferner, nicht Eine Stadt (allein für sich), aber in Jeder wohnen Viele mit. Und Denen, welche anderswoher kommen, (sie blieben

Digitized by Google

also auch nicht allzu beschränkt auf die Heimath!) wird alles, was sie haben, wie eigen, dargeboten und sie tretten bei denen, die sie vorher nicht sahen, ein wie die gleichartigsten Bekannten. Deswegen machen sie auch ihre Reisen in die Fremde = αποδημιας, ohne etwas mitzutragen. Nur wegen der Räuber sind sie bewaffnet. (Vgl. Matth. 10, 10—13. Luk. 22, 36.)

Die Natur der Sache bringt es mit sich, dafs viele von dieser zerstreuten und doch zusammenhaltenden Volksklasse für Jesu Aufforderungen empfänglicher und, bei äusserer Armuth, im Geiste beseeligt (Mt. 5, 3.), wohl auch für das Rechte, die διαχαιοσυνη, wirksam waren.

Die vor dem Sclavenpressen der römischen Eroberer (Luk. 21, 24.) fliehenden Christen im Lande waren natürlich Ebionim, meist arme. Sie hatten ohne Zweifel manche Essäischerzogene unter sich. Eine ziemliche Zeit vor dieser Flucht mufs schon das Evangelium oder die Memorabiliensammlung des Matthäus, meist aus seinen galiläischen Aufzeichnungen, geordnet worden seyn. Was darin über die Tempelzerstörung und die Belagerung Jerusalems gesagt wird, ist noch weit einfacher, als das bei Lukas, also von den Vorboten des Erfolgs noch entfernter. Lebensbeschreibung ist der Zweck nicht. Die Forderungen, die man daran, als Biographie macht, sind willkührlich und unbillig.

Wer nun von solchen Flüchtlingen essäisch-christlicher Art, die nach Matth. 24, 20. noch den Sabbat beobachteten, nach Pella oder weiter nach Arabien zog, blieb mehr in der palästinischen Sprache und Weise, da jenseits des Jordans weithin Juden ansässig waren. Diese mögen dann auch in ihrer Pistis ebionitisch heifsen, ohne dafs es recht und billig ist, ihre noch zeitnahe Kenntnifs von Jesu Persönlichkeit armseelig zu nennen.

Andere nach Ägypten geflüchtete wurden mehr therapeutisch-gnostisch. Beide modificirten ihr Evangelium nach dem Gang ihrer Ausbildung; das der Ägyptischen wurde gnostischer, in dem oben angegebenen Sinn eines Strebens nach einer über die Pistis mehr transcendent als rationell sich erhebenden Tieferkenntnifs. Aber die Grundlage ihres beiderseitigen Evangeliums war eine gemeinschaftliche und schon vorhandene.

Darauf deutet auch eine dritte Redaction, die durch Origenes bekanntere und von Hieronymus ins Griechische und Lateinische übersetzte, welche er von hebräischen Christen in Syrien als in chaldäischsyrischer Sprache, aber mit hebräischen

Digitized by Google

Buchstaben geschrieben erhielt und die (möchte doch seine doppelte Übersetzung noch irgendwo gerettet seyn!!) viele eigene Anekdoten und Zuthaten gehabt haben mufs, weil er sie sonst nicht besonders übersetzt haben würde. Nach dem, was er daraus mittheilt, war sie mehr historisch und nicht so umgebildet, wie Epiphanius aus der ebionitischen (seiner Zeit) Beispiele giebt.

So lange wir der Regel folgen werden, dafs das Einfachere, wenn es nicht Merkmale der Entstehung durch Epitomiren (wie das Markusevangelium) in sich hat, das Ursprüngliche ist, werden wir das so einfache galiläische Aneinanderreihen fragmentarischer Memorabilien, das die Tradition Matthäusevangelium nennt und dessen Inhalt so gut aus den Verhältnissen dieses Zolleinnehmers bei Capernaum zu erklären ist, für die frühere Grundlage zu halten habe, welche, schon als griechisch, Lukas durch zwei kleine Sammlungen (K. 1. u. 2. als libellus de Infantia und dann K. 9, 51. — 18, 14. ein libellus itinerum) vermehrte, Markus ebenfalls aus dem Griechischen epitomirte.

Die syrischen Nazarener hatten es späterhin (wahrscheinlich als übersetzt) im syro-chaldäischen Dialekt mit hebräischen Buchstaben, durch allerlei, soviel aus den Überresten zu sehen ist, historischen Anekdoten vervollständigt. Die ägyptischen oder therapeutischen suchten für ihre Theosophie mehr änigmatische Überlieferungen, erwünschte Paradoxien von einer Salome, deren auf perfectior deutender Name schon bedeutsam scheinen mochte. Diese Redaction aber deutet auch auf Abstammung aus dem Griechischen als Urtext.

Die transjordanische, gewöhnlich ebionitisch genannte, ist am wenigsten bekannt, scheint aber ebenfalls — wenigstens bis eine Geheimnifslehre, elcesaitisch genannt, dazu kam — syro-chaldäisch gewesen zu seyn.

28. Jan. 1837. *Dr. Paulus.*

Digitized by Google

Christian Gottfried Schütz. Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes; nebst einer Auswahl aus seinem literarischen Briefwechsel mit den berühmtesten Gelehrten u. Dichtern seiner Zeit. Herausgegeben von seinem Sohne, Friedr. Karl Julius Schütz. I. Bd. XII. 484 S. Briefe von Philologen. II. Bd. XXXII. 558 S. Briefe von andern Gelehrten und Dichtern. Halle 1834. 1835. bei Scharre. 8.

Mit Einstimmung las Ref. kürzlich bei der Recension des von Knebelischen Briefwechsels die Bemerkung eines Zeitkenners in der Allg. Literaturzeitung Nov. 1836. S. 417: »Wer durch amtliche oder andere Verhältnisse die heutige Jugend in den höhern Classen der Gymnasien und auf den Universitäten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, wird es mit uns beklagen, dafs das jüngere Geschlecht immer weniger von der Geschichte der nächsten Vorzeit weifs und dafs ihm die lyrischen und epischen Dichter aus dem Zeitalter der Hohenstaufen besser bekannt sind als Göthe, Schiller, Herder, Wieland, Vofs und Andere, durch welche seit Lessings Zeit die deutsche Literatur einen so glänzenden Aufschwung erhalten hat.« Dies gilt unstreitig nicht blos, ja nicht einmal hauptsächlich, in Beziehung auf das Schöngeistige, sondern noch vielmehr auf den Gang der wissenschaftlichen Aufklärung überhaupt. Wie wenige hätten sich wohl von einigen nach Kant und Fichte einst schnell aufgeschossenen, indefs aber ins Stocken gerathenen Grofsphilosophen nach dem Sprichwort: Verdammt sey, wer vor Uns etwas erfunden hat! bereden lassen, dafs das Vorausgegangene nur Aufklärerei gewesen sey, wenn sie auch zuvörderst nur literärisch-historisch zu wissen sich bemüht hätten, was alles vorher, seit Friedrich der Grofse den freithätigen Verstandesgebrauch mit allen seinen klüger machenden Pro und Contra zum zuverlässigsten Alliirten und Garanten seines neugeschaffenen, gegen allen Unverstand und Schlendrian protestantischen Staates gewählt hatte, in allen Fächern wegzureinigen, hinauszuklären und durch anderes, wenngleich nicht vollkommenes, doch nicht lichtscheues, aber auch nicht überspanntes und alleinrechthaberisches zu ersetzen gewesen sey. Und wieviel arrogantes, zweckwidriges, ja unsinnig verderbliches würde hoffentlich unterlassen, wie viele durch unvorbereitetes oder ohne verständige Mäfsigung benutztes Vorschreiten verursachte Rückschritte und Rückfälle würden leicht erspart worden seyn, wenn man zurückgeblickt hätte, durch welche Vereinigung der nach Ehre und Ruhm strebenden Grofsen und Machthaber mit denen

Digitized by Google

das Ehrenhafte vorschlagenden Rathgebern und Gelehrten mehrere Decennien hindurch viele verbesserte Institutionen, ohne Papierverschwendung, in die Wirklichkeit versetzt worden sind, welche seitdem durch Unkenntnifs der erprobten Mittel und Wege in Beargwohnung gestürzt und auf Jahre hinaus rückgängig gemacht sind. Die Geschichte wird nur dann die Lehrerin der Menschen, wenn man, wodurch und wozu das Bedeutende geschehen ist, im Detail, pragmatisch und psychologisch kennen lernt. Da immer nur unter gleichen Umständen gleiches zu rathen seyn kann, so ist nichts rathsamer, als dafs von Denen, welche wirken wollen, jenes Detail vornehmlich an denen noch näheren Vorgängen der nicht schon allzusehr abweichenden Epochen der Vorzeit bis zur speciellsten Sachkenntnifs studirt werde.

Dergleichen Betrachtungen erneuern sich sehr natürlich bei einem sechsundsiebenzigjährigen Zeitbeschauer, besonders wenn die interessanten Briefsammlungen von Männern, denen er gleichzeitig und geistesverwandt gewesen zu seyn als das reinste Glück seines Lebens schätzt, wieder durch Eine vermehrt wird, welche besonders in die Studierzimmer der Literaten und in das Problem, was, und wie es nach Umständen ihnen möglich wurde, hineinblicken läfst. Schütz selbst hatte feines encyklopädisches Talent genug, um nicht allein als Philolog im umfassenden Sinn, sondern auch, da die Philosophie, in viele Terminologie und Dialektik gehüllt, in die Vorderreihe trat, den Geist aus dem Buchstaben in eine mehr geniefsbare Tinctur herauszuziehen und sogar in entfernteren Fächern als Redacteur einer damals einzigen Beurtheilungsanstalt über die Gesammtliteratur die geistigere Behandlung zu fördern. Auch seine philosophirenden Programme und manches Extemporisirte dieser Art gehört zu dem durchsichtigsten oder durchleuchtendsten jener antiskeptischen Krystallisationen, die aber mit dem Karfunkel der mittelalterlichen Romantiker und Leiermänner nichts gemein hatten. Auch durch Zudränglichkeiten der Bonaventura's und anderer Herrschgierigen erhielt er sein Institut und seine Laune ungestört.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Chr. G. Schütz, Darstellung seines Lebens, Briefe u. s. w.

(Beschluſs.)

Wer als Menschenkenner lesen kann und zu combiniren versteht (was freilich schwerer ist, als das apriorische Construiren oder das dialektisch mythische Destruiren der Geschichte!) der wird aus den beiden Bänden, welchen hoffentlich der dritte bald folgen wird, zwar nicht ganz neue Gestalten, aber doch viele Züge in das literarische Zeitgemälde der nächsten Vergangenheit einzutragen finden. Mich selbst hat es erfreut, durch das im II. Th. S. 306—329 aus meinen längst vergessenen Briefen Mitgetheilte wieder an manche heitere Stunde und an Verhältnisse erinnert zu werden, aus denen uns nichts reuen darf. Ich bekenne den Wunsch, daſs ich gar gerne noch, was der zeitkundige Biograph seines Vaters aus den vielen Briefen von Griesbach auswählen wird, zur Reminiscenz zu lesen bekommen möchte. Der mannhafte Griesbach, wie oft steht er noch vor mir, mit seinem lächelnden Scharfblick, mit der Zuverlässigkeit und Nichtaufdringlichkeit seiner Forschungen, die auf den mühsamsten, vom Kleinen zum Umfassenden aufstrebenden Lucubrationen beruhten, mit der Umsicht, im Leben für Kirche und Staat wie in der Wissenschaft nur um des Praktischen willen der möglichst richtigen Theorie nachzuspüren, und dann zugleich mit jener aufrichtigsten, festen Biederkeit, den redlich dissentirenden nichts entgelten, den Jüngern von seinem Übergewicht nichts drückendes fühlen zu lassen! Daſs ich ihm, einem solchen Mann, die frühzeitige Einführung in akademische Wirksamkeit, von der mir Geistesausbildung und soviel inneres Glück abhieng, vornehmlich zuzuschreiben hatte, darüber und für sein lebenslängliches Vertrauen wird mein Dankgefühl nie verlöschen. Ich darf wohl bekennen, daſs, wie mir der gelehrteste, consequenteste und herzlichste supernaturalistische Dogmatiker, Dr. Storr, bei den abweichenden Überzeugungen oft zum Maasstab, was er mir entgegenzuhalten haben würde, geworden ist, ich ebenso bei exegetisch kritischen, psychologisch historischen, auch chronologischen Untersuchungen, welche auch nur nachzuprüfen jetzt nicht

Digitized by Google

modisch ist, mir gar oft den gegen Neues nie abgeschlossenen, aber auch nicht nachsichtigen Blick Griesbachs vergegenwärtigte, um, wie weit ihm meine Probabilitäten genügen könnten, voraus zu wissen. Ehrwürdige Zeit, die uns solche Vorbilder gewährte.

Jan. 1837. *Dr. Paulus.*

Arithmetik und Algebra, nebst einer systematischen Abhandlung der juristischen, politischen, kameralistischen, sowie der im Leben überhaupt vorkommenden praktischen Rechnungen. Von Dr. Anton Müller, grofsherzogl. Bibliothekar und Privatdocenten an der Universität zu Heidelberg. Heidelberg, Mohr, 1833. 8. *XII u.* 587 *S.*

Die Ausarbeitung und Herausgabe dieser Schrift ist zunächst durch den Umstand veranlafst, dafs die praktische Arithmetik seit langer Zeit keine vollständige Bearbeitung erhalten hat, und deshalb dem Geschäftsmanne die Hülfsmittel, deren er bedarf, wenn es sich um wichtige Rechnungsfragen handelt, nicht zu Gebote stehen; ferner dafs, gröfstentheils wegen eben dieses Mangels, beim Unterrichte in gelehrten Anstalten auf Fragen aus der praktischen Arithmetik nur wenig Rücksicht genommen wird. Ein anderer Bestimmungsgrund lag in der Überzeugung, dafs die theoretische Arithmetik in manchen Punkten einer wesentlichen Verbesserung und Nachhülfe bedürftig ist.

Bei der Bearbeitung der theoretischen Arithmetik bin ich von der Ansicht ausgegangen, dafs die Angabe der Mittel und Wege, wodurch die Beantwortung der, durch die Bedürfnisse des Lebens (in der weitesten Bedeutung) hervorgerufenen Rechnungsfragen möglich wird, die Aufgabe der allgemeinen Arithmetik ist; der Mensch mufs sich durch sie befähigen, und für alle Fälle einen Haltpunkt in ihr finden können. Um aber diese Aufgabe richtig zu lösen hielt ich folgende Punkte fest.

Der Mensch, wie er aus dem Leben kommt, mit seiner Gewohnheit, nur das Einzelne zu nehmen, unterscheidet leicht an Gegenständen jene Eigenschaften, vermöge welcher sie als ein Ganzes constituirend genommen werden können. Die Fragen, welche in Bezug auf solche Gegenstände stellbar sind, sind zugleich so einfacher Natur, dafs ihre Beantwortung nicht schwer fällt. Deshalb, und weil keine Aufgabe denkbar ist, wo nicht wenigstens eine dieser Elementarfragen vorkäme, ist die Beantwortungweise derselben der erste Gegenstand der Beschäftigung.

Digitized by Google

Hierbei bleibt der gewöhnliche Mensch stehen; er sieht sich in den Stand gesetzt, in einem gewissen Kreise alle einzelnen Fragen zu beantworten. Allein die Einsicht schreitet auch weiter: man erkennt an vielen einzelnen Fragen ein Gemeinsames, man unterscheidet Fragen derselben und Fragen verschiedener Art; es wird Bedürfnifs, ein einfaches Mittel zur gemeinsamen Beantwortung der Fragen einer Art zu gewinnen, man kommt auf die Bildung und Festhaltung von Ausdrücken (Zahlformeln), wodurch man der Zurückschreitung zum einzelnen Falle überhoben wird.

Sobald aber Fragen einer, und Fragen verschiedener Art unterschieden werden, giebt sich auch bei Fragen verschiedener Art etwas Gemeinsames kund, wodurch sie verwandt werden, und ebenso stellt sich in den allgemeinen Beantwortungsweisen derselben eine überraschende Ähnlichkeit dar. Es wird deshalb ein weiterer Schritt gemacht, und die gemeinsame Beantwortungsweise von Fragen verschiedener aber verwandter Arten aufgesucht. Je gröfser dieser Schritt der Einsicht ist, desto schwerer ist er. Allein die Erkennung des Grundes, warum Fragen verschiedener Art verwandt erscheinen, führt zum Ziele: es beruht alles auf der Beziehung, in welcher die Gegenstände in den Fällen der einzelnen Arten zu einander stehen, und auf der Weise, wie diese Beziehung festgehalten wird. Ist dies eingesehen, so stellt sich auch das zur Zusammenfassung von Fällen verschiedener Arten, zur gemeinsamen Beantwortung ganz heterogener Fragen leicht dar.

Das Festhalten der gemeinsamen Beantwortungsweise von Fragen derselben Art, oder von Fragen verschiedener aber verwandter Arten führt unmittelbar zum Gebrauche allgemeiner Zeichen statt der einem besonderen Falle entnommenen Zahlen, und mit der Einführung dieser Zeichen (der Buchstaben) ist erst das Mittel zum Zusammenfassen aller Einzelnheiten gefunden.

Dies ist der Weg, auf dem der Mensch zur wissenschaftlichen Einsicht und Bildung sich emporarbeitet, also auch der Weg, auf dem der einer Leitung Bedürfende geführt werden mufs, auf dem die Entwickelung der Arithmetik zu geschehen hat. Demgemäfs habe ich zunächst die arithmetischen Elementaroperationen mit Bezug auf das Allgemeine der einschlägigen Fragen dargelegt; darauf gehe ich sogleich zum Zusammenfassen der Fälle von einerlei Art, und zu dem der Fälle verschiedener Arten über, und bewirke das Letztere durch die Einführung po-

Digitized by Google

sitiver und negativer Gröfsen; hieran schliefst sich in natürlicher Ordnung die Buchstabenrechnung, und damit ist die Grundlage vollendet, auf welche die Theorie der Gleichungen und alles Übrige folgen kann.

Von den Entwickelungen der einzelnen Gegenstände erlaube ich mir zwei besonders anzuzeigen: die Theorie der negativen Gröfsen, und den Beweis der Realität der imaginären Gröfsen.

Sucht man sich die einfache Frage zu beantworten: unter welchen Bedingungen kommt man, nach den gangbaren Regeln der Arithmetik, auf negative Zahlen, als Resultate? so liegt das ganze Geheimnifs der negativen Gröfsen klar und offen vor. Es werde, beispielsweise, durch a das vorhandene Vermögen, durch b die Summe der Ausgaben bezeichnet, so wird man den Ausdruck

$$a - b$$

als Norm für die Berechnung des Vermögenstandes nehmen, jedoch unter der Bedingung, dafs immer a gröfser als b sey. Für jene Fälle, in denen die Ausgaben b gröfser als a sind, wird man dagegen den Ausdruck

$$b - a$$

als Norm aufstellen, oder man würde den ersten Ausdruck $a-b$ noch als Schema beibehalten, dem Resultat aber die Form $-(b-a)$ geben.

Bei näherer Betrachtung dieser Beispiele kann nicht wohl entgehen, dafs das Behandeln der Fälle der zweiten Art nach der Norm $a-b$ für die Fälle der ersten Art durchaus nicht nothwendig, sondern dafs es der freien Wahl anheimgestellt ist, die Norm $a-b$ oder $b-a$ zum Grund zu legen. Ist aber dies wahr, so fällt überhaupt die Nothwendigkeit der negativen Zahlen weg, und man steht mit der Einsicht auf dem rechten Punkte, nämlich die Zulassung oder den Gebrauch negativer Gröfsen als willkührliches Mittel zu betrachten.

So fafste ich die Sache auf, und bestimmte und entwickelte sie in der Weise, dafs ich in aller Vollständigkeit die Bedingungen zu eruiren und festzustellen suchte, unter welchen die Behandlung von Fragen verschiedener aber verwandter Arten nach gemeinsamen Normen geschehen kann. Dabei kam ich auf die bekannten Sätze. Dem Kundigen kann der grofse Unterschied zwischen meiner Darlegung und der sonst gangbaren nicht entgehen: bei mir erscheinen die erwähnten Sätze als Bedingungen, unter welchen der Gebrauch eines Mittels zulässig ist, eines Mittels aber, das man, nach völlig freier Wahl, gebrauchen

Digitized by Google

kann oder nicht; in der gangbaren Mathematik dagegen sucht man die absolute Existenz jener Sätze zu beweisen.

In Bezug auf die sogenannten imaginären Gröfsen ist die allgemein angenommene Argumentation folgende: »weil eine negative Zahl $-A$ nicht zweite Potenz einer andern Zahl seyn kann, so folgt, dafs $\sqrt{-A}$ eine unmögliche Gröfse ist.« Die Unhaltbarkeit dieser Beweisart fällt in die Augen, wenn man die Frage beantwortet: unter welchen Bedingungen kommt der Fall vor, dafs aus einer negativen Zahl die Quadratwurzel gezogen werden soll? Um die einfache Antwort leicht zu erhalten, statuire man zwei Reihen von Rechtecken, bezeichne durch a irgend eines der ersten, durch b irgend eines der zweiten Reihe, und setze fest, es soll die Differenz zwischen a und b in ein Quadrat verwandelt werden. Wird durch x eine Seite dieses Quadrates bezeichnet, so ist der für die Bestimmung der Gröfse des Quadrates dienende Satz

$$\text{entweder} \quad x^2 = a - b$$
$$\text{oder} \quad x^2 = b - a$$

je nachdem b kleiner oder gröfser als a ist. Verfährt man, so unterscheidend, so erhält man für x^2 nie eine negative Zahl; macht man aber die Unterscheidung nicht, legt also z. B. den ersten Satz $x^2 = a - b$ als Norm nicht nur für die Fälle, in denen a gröfser als b ist, sondern auch für jene, in denen b gröfser als a ist, zum Grunde, welches man, nach ganz freier Wahl, thun oder lassen kann, so erhält man für alle Fälle der letzteren Art die Bestimmungsnorm

$$x^2 = -(b - a)$$

Wie in diesem Beispiele, so tritt nun überhaupt der Fall, dafs aus einer negativen Zahl die Quadratwurzel gefordert wird, nur dann ein, wenn die Fälle zweier verschiedener aber verwandter Arten nach einem einzigen Gesetze behandelt werden, welches Gesetz zunächst nur die Norm für die Fälle der einen Art ausdrückt.

Wird aber die Richtigkeit dieser Antwort — und sie ist wohl richtig — zugegeben, so mufs es einleuchten, dafs die bisherige Auffassungs- und Erklärungsweise der imaginären Gröfsen unhaltbar, dafs zwischen den Vordersätzen und dem Schlufssatze, welcher die Unmöglichkeit der Gröfsen von der Form $\sqrt{-A}$ ausspricht, logisch kein Zusammenhang ist.

Um meine Auffassungs- und Fixirungsweise kurz anzudeuten, nehme ich das obige Beispiel wieder vor, und wähle den Fall:

Digitized by Google

in welchem das Rechteck b gröfser als a ist. Legt man die für die Bestimmung des Quadrats dienende Vorschrift $x^2=b-a$ zum Grunde, so erhält man für die Angabe der Seite x den Satz

$$x=\sqrt{(b-a)};$$

wird aber die andere Vorschrift $x^2=a-b$ zum Grunde gelegt, so ist der zur Bezeichnung der Seite dienende Satz

$$x=\sqrt{-(b-a)}=\sqrt{(b-a)}.\sqrt{-1}$$

Hier haben wir nun für eine und dieselbe Seite zwei Werthausdrücke: der eine wie der andere giebt an, dafs die Gröfse der Seite $=\sqrt{(b-a)}$ ist, in dem zweiten ist aber durch das Zeichen $\sqrt{-1}$ eine Beziehung festgehalten, in welche die Seite x dadurch gebracht worden, dafs man für die Angabe der Gröfse des Quadrats den Satz $x^2=a-b$ als Norm gebraucht hat. Diese Beziehung ist aber folgende:

Man kann die Quadrate, deren jedes die Differenz zwischen einem Rechteck a der ersten, und einem Rechteck b der zweiten Reihe ist, in zwei Gruppen vertheilen: in der einen (α) kann man jene Quadrate zusammenstellen, deren jedes die Differenz zwischen einem gröfseren Rechteck a der ersten, und einem kleineren Rechteck b der zweiten Reihe, oder deren gemeinsame Bestimmungsnorm durch den Satz $x^2=a-b$ festgehalten ist; in der zweiten Gruppe (β) aber kann man jene Quadrate vereinigen, deren eines jeden Gröfse nach dem Satze $x^2=b-a$, wo $b>a$ vorausgesetzt ist, bestimmt wird. Wählt man nun für die Angabe der Quadrate der Gruppe (β) eben den Satz $x^2=a-b$, welcher für die der Gruppe (α) Norm ist, so hebt man das Besondere der Quadrate in (β) auf, bringt sie mit jenen der Gruppe (α) in eine Klasse, und legt ihnen damit eine Eigenschaft bei, welche sie vorher nicht hatten. Durch diese Transferirung der Quadrate (β) ist die Seite x eines derselben in eine neue Beziehung gebracht, es ist ihr eine neue Eigenschaft beigelegt, und dies wird dadurch festgehalten, dafs man dem eigentlichen Werthausdruck $\sqrt{(b-a)}$ der Seite noch das Zeichen $\sqrt{-1}$ beifügt.

Wie mein Bestreben dahin ging, die sogenannten imaginären Gröfsen als ein Mittel zu fixiren, das zur Zusammenfassung heterogener Fragen und Gegenstände dient, das man aber, nach völlig freier Wahl, gebrauchen kann oder nicht, so habe ich auch darzuthun gesucht, dafs die Logarithmen negativer Zahlen, und von Zahlen der Form $A.\sqrt{-1}$ ebenfalls dazu dienen, eine Mannigfaltigkeit von Beziehungen der Gegenstände zu fixiren.

Digitized by Google

In der praktischen Arithmetik setze ich zuerst die allgemeinen Methoden, die bei praktischen Rechnungen vorkommen, auseinander; sodann folgt, in einzelnen Abschnitten, die Darlegung der Mischungsrechnungen, Münzrechnungen, der einfachen Zins- und Rabatt-Rechnung, der zusammengesetzten Zinsrechnung, Gesellschaftsrechnung, des Nachlasses am Pachtzins; hierauf nehme ich die Wahrscheinlichkeitsrechnung vor, zeige die beim Spiele vorkommenden Berechnungen, und schliefse, nachdem vorher noch das Wesentliche von der Ordnung in der Sterblichkeit und von der Bestimmung der Lebensdauer beigebracht worden, mit der Berechnung der Leibrenten, Lebensversicherungen und Wittwenpensionen. Beim Vortrage der einzelnen Gegenstände war ich bemüht, das Wesentliche, auf das es ankommt, hervorzuheben, und keine Seite des Gegenstandes, die der Beachtung werth ist, unberücksichtigt zu lassen; dadurch wurde ich in der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf neue Fragen geführt, welche auf neue Branchen der Analysis hinweisen, auf deren ausführliche Behandlung ich aber, wegen der Bestimmung des Buches, mich nicht einlassen durfte; die gegebene Andeutung wird jedoch zur Anregung genügen.

Schliefslich erlaube ich mir noch über zwei Beurtheilungen meiner Schrift ein Wort zu sagen. Die eine derselben steht im Jahrgang 1834 der Allgemeinen Schulzeitung S. 966, die andere in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, 1836. Bd. XVII, S. 51 u. ff.

Diese Recensionen haben zunächst das eigen, dafs die eine lediglich eine zweite Ausgabe der andern ist, und zwar so wenig verändert, dafs die Redaction der einen Zeitschrift von der der andern wegen Plagiat belangt werden könnte: ein gewisser Herr, der seinen Namen durch D. R. anzeigt, hat entweder aus Liebe zu seiner Recension oder aus besonderer Rücksicht auf meine Schrift, die Keckheit und den Unverstand gehabt, die erste Recension noch einmal abdrucken zu lassen, mit einigen unwesentlichen Veränderungen und Zusätzen.

Die Beurtheilung selbst, die der Herr D. R. in diesen zwei Ausgaben liefert, enthält so ziemlich Alles, was Unverstand, Bosheit, Ignoranz, Frechheit und Faulheit mit einander zu Stande bringen können. Wenn man die Kapitelüberschriften, welche in der Beurtheilung angegeben sind, abrechnet, so ist das Übrige, was als in meiner Schrift enthalten angeführt wird, so sehr das Gegentheil und ein ganz Anderes, dafs ich selbst in den Angaben

Digitized by Google

den Inhalt meiner Schrift nicht finden kann; gröfstentheils wird jedoch nicht gesagt, was ich gethan, und wie, sondern lediglich geschimpft und die Weisheit mitgetheilt, die der Herr R. aus einigen verdorrten Compendien geschöpft hat. In seines Geistes Armuth und Liederlichkeit führt Herr R. z. B. an, ich stellte mich, als ob die Darstellung der Wurzelgröfsen durch Potenzausdrücke mit Bruchexponenten von mir herrühre, während er, zu seiner Belehrung, in meiner Schrift die bestimmte Angabe, von wem die Bezeichnung eingeführt ist, hätte finden können. Ferner wird angegeben, ich wolle den imaginären Gröfsen dadurch Realität verschaffen, dafs ich z. B. $\sqrt{-49}=\sqrt{49}.\sqrt{-1}=7.\sqrt{-1}$ setze, und das sei doch eine so einfache und bekannte Sache, dafs er sich über mich wundern müsse. Wäre der Unverstand des Herrn R. sonst nicht so stark vorleuchtend, so könnte man an dieser Stelle sagen: si tacuisses etc. Endlich wird mir vielfach vorgeworfen, dafs ich die Gegenstände, namentlich die Logarithmen, unvollständig behandelt hätte: die Wahrheit ist aber, dafs Herr R., entweder weil er das Buch nicht gelesen hat, oder aus Bosheit, baare Lügen zum Besten giebt. Dem praktischen Theile spendet er sogar Lob, aber damit nichts ohne Hudelei und Darlegung seines Unverstandes hingehe, so wird unter andern Dingen behauptet, bei den Leibrentenrechnungen kämen viele geometrische Reihen vor, die ich nicht summirt hätte. Während diese Behauptung nun einerseits eine Lüge ist, so ist sie auch ein Beweis, wie der Herr in jener Partie zu Hause ist.

Dafs Herr R. in der zweiten Ausgabe seiner Recension anführt, es scheine ihm, als ob ich Ideen, die er in andern Recensionen ausgesprochen, aufgefafst und zu benutzen gesucht habe; ferner, dafs in der ersten Ausgabe gesagt wird, es scheine, als ob ich Breithaupt's praktische Rechnungen vor mir gehabt habe, in der zweiten Ausgabe aber die Benutzung des Breithaupt'schen Buches als bestimmtes Factum angeführt wird, — dies und ähnlicher Plunder ist belustigend und keines weiteren Wortes werth.

Der saubere Herr R. ist übrigens dadurch bekannt, dafs er durch keine Abweisung seiner liederlichen Schreibereien abgeschreckt wird, den Redactionen kritischer Blätter seine Dienste anzubieten.

A. Müller.

Digitized by Google

Der Bäbu. Lebensbilder aus Ostindien. Aus dem Englischen übersetzt von Karl Andree. Erster Band. Leipzig, 1835. *Verlag von Ludw. Schumann.* 308 *S.* 8.

Der Anfang dieses Romans erregt nicht eben ein günstiges Vorurtheil für die Originalität des Verfassers. In dem Frühstück-Zimmer einer vornehmen englischen Dame zu Kalkutta harren zwei junge Männer auf die Erscheinung der schönen, geistreichen, gelehrten und tonangebenden Herrin des Hauses Lady Auguste Wroughton, als der Gemahlin eines Oberbeamten der ostindischen Compagnie. »Beide, heifst es, waren Männer nach der Mode. und hatten sich folglich bemühet, der ihnen nicht recht zusagenden hindustanischen Kleidung so viel Ton zu geben, als sie nur immer vertragen konnte. Beide zeigten darin einen ganz verschiedenen Geschmack. Roderich Rivers hatte die Einfachheit seiner schlichten weifsen Jacke durch eine geblümte, scharlachrothe Weste, die dicht mit einer Reihe goldner Knöpfe besetzt war, zu heben gesucht. Jeder einzelne Knopf aber trug die Figur eines mit gehörigerLunte versehenen Fuchses. Um den Nacken hatte Rivers ein schmales seidenes Halstuch geschlungen, das die Farbe seiner rothen Wangen, eine Seltenheit bei Leuten, die bereits längere Zeit in Bengalen gelebt haben, noch erhöhete. Das ganze Wesen des Mannes zeugte von einem Hange zur Pferde- und Jagdliebhaberei. Er war übrigens kurz und gedrungen von Gestalt und hatte etwas eingebogene Schenkel, wie sie bei passionirten Reitern häufig vorkommen. — Friedrich Mosely, obgleich nicht weniger sorgfältig herausgeputzt, trug in seinem Wesen einen ganz andern Charakter. Seine Weste hätte im Musterbuche des berühmten Londoner Schneiders Stultz sicherlich den Preis davongetragen; unter dem rund ausgeschnittenen Fallkragen sah man den Rand einer mehrgrünen Unterweste nur eben hervorstechen, etwa wie der Rand ein Gemälde einfafst; dazu trug er eine schwarze Halsbinde à la militaire . . . . «

Genug; hat Ref. doch dieses Wenige mit Widerwillen abgeschrieben. Wann erscheint endlich in Europa der schaffende Genius (denn was vermag hier die Kritik?), der uns von dieser Misère erlösen, und Lesern, Buchhändlern und Schriftstellern eine Manier entleiden wird, die mit nichts Anderem beschäftigt scheint, als um einen oft winzigen Kern eine recht zierliche aber ungeniefsbare Schale zu bilden?

Digitized by Google

Von dem ersten jener schneidermäfsig geschilderten jungen Männer erfährt man in diesem ersten Bande des Romans nur höchst Unbedeutendes; er ist durchaus Nebenperson; der andre, Herr Mosely, ist zwar bestimmt, eine Rolle darin zu spielen, aber lange müssen wir uns mit der kahlen Versicherung begnügen, dafs der Mann mit der eleganten Weste ein Maler und Dichter ist, und erst Seite 100 erfahren wir zufällig, dafs »Mosely durch und durch ein redlicher, ehrenhafter Mann war«; aber bis dahin hatte er gerade nur so viel gesprochen und gethan, dafs man nicht unterscheiden konnte, ob er der beste Mann von der Welt, oder ein heimlicher Schurke sey, und er war, wohl gemerkt, dabei nicht etwa als räthselhafter Mensch aufgetreten, sondern höchst trivial geblieben. Auf derselben Oberfläche schwimmen auch die übrigen Charaktere des Verfassers; von ihrem englischen Convenienzleben in Ostindien erfahren wir allerdings das genaueste, und wir lernen die englischen Rosse Pluto und Nimrod psychologisch näher kennen, als manche Charaktere des Romans, deren Äusserlichkeiten halbe Seiten gewidmet sind.

Dies ist die tadelnswerthe Seite des Buches, die es mit vielen englischen und deutschen Kostumeromanen gemein hat, und bei der es uns recht begreiflich wird, wie die romantische Schule in Frankreich in ihren Romanen lieber des Teufels werden will, um doch eine Seele zu bekommen, als in dieser Körper- oder vielmehr Kleiderwelt der modernen Detailschilderung des Lebens untergehen.

Wenn man aber darauf verzichtet hat, eine innere Welt hier anzutreffen, so wird man sich in diesem Roman mit der äussern Welt doch allmählig befreunden, und es gibt hier, wenn auch nicht ästhetisch, doch historisch und ethnographisch mancherlei zu lernen. Vor allen Dingen ist das englische Gesellschaftsleben der höhern Klasse, das wir nach Ostindien verpflanzt hier zu schauen bekommen, mit einer Wahrheit und Genauigkeit geschildert, bei welcher mancher deutsche Romandichter in die Schule gehen dürfte. Dann erfahren wir über Europäer, Mohamedaner und Hindus und ihr Verhältnifs zu einander in Ostindien in den anschaulichsten Scenen mehr, als uns die ausführlichste Reisebeschreibung vielleicht je gegeben hätte: aus den Gesellschaftszimmern einer Biri-Bi oder vornehmen englischen Dame in Ostindien werden wir in den Kreis der Gentlemens von Calcutta und in ihre verschiedenen politischen Landesansichten eingeführt; ein andermal sehen wir einen Beamten und einen Nabob

Digitized by Google

einander gegenüber. Der Afghane Jussuff Ali Khan erzählt seine in das Mark des Romans einfliefsende Geschichte; dazwischen thut sich wieder ein englischer Maskenball, nach Ostindien verpflanzt, auf; ein englisches Wettrennen stäubt im December, dem fashionabeln Monat der Ostindier, vor Persern, Hindus, Malayen, Chinesen, Amerikanern und Engländern vorüber; und mit einemmal sind wir in die weitläuftigen Regierungs- und Gerichtsgebäude von Calcutta versetzt, ergötzen uns an der unendlichen Mannigfaltigkeit orientalischer Kostüme, und sehen den Oberrichter in hierländischer Form einen verwickelten Proceſs verhandeln.

Und durch dieses Alles schlingt sich eine der Erfindung nach keineswegs gemein zu nennende Novelle, welche das Hauptlebensbild aus Ostindien bildet und von der wir auf künstlichen Irrgewinden im ersten, bis jetzt erschienenen Bande dieser Übersetzung, im Wesentlichen Folgendes erfahren.

Bei Lady Wroughton ist das wunderschöne Töchterchen eines englischen Landpredigers, Eva Eldridge, eine weitläuftige Cousine dieser Geisteskönigin von Calcutta, angekommen, der zu Liebe, da sie um einen gestorbenen Bräutigam trauert, die Lady ihr geräuschvolles Haus vereinsamt, und nur wenige Freunde bei sich sieht. Jener todtgeglaubte Bräutigam nun, der Hauptmann bei den Truppen der ostindischen Compagnie, Heinrich Forester, ist der eigentliche Held dieses Romans, wenigstens im ersten Bande. Durch die wohlberechneten Bemühungen der Lady und ihres Freundes, des Dichters Mosely, der sich gelegentlich in die schöne und unglückliche Eva verliebt, sowie durch den wunderbarsten Zufall, der Forestern mit der Lady zusammenführt, erfahren wir, daſs Forester selbst der Braut seinen Tod nach England gemeldet hat, weil er durch ein unentrinnbares Verhängniſs in ein zärtliches Verhältniſs mit einer eingebornen Muhammedanerin verwickelt worden ist. Im Kampfe mit den Engländern war Dost Ali Khan, ein Häuptling des Georgischen Stammes der Afghanen, mohamedanischen Glaubens, gefallen, und seine Tochter Dilafroz aus dieses Nabobs Harem von einem Europäer geraubt worden. Diese Nachricht erhielt in seinem Heerlager der Bruder des Verstorbenen, Jussuf Ali Khan, und schwur, furchtbare Rache an den Mördern seines Bruders und dem Entführer seiner Tochter zu nehmen. Auf diesem Rachezuge begegnet ihm ein englischer Officier, der Abgesandte des britischen Befehlshabers, der ihm Frieden anzubieten gesandt ist; in dem Augenblicke sieht der Muhamedaner, daſs er von den meisten seiner Leute

Digitized by Google

schimpflich verlassen worden ist, und ist genöthigt, in die dargebotene Versöhnungshand einzuschlagen. Eine Erkennungsscene folgte. Der Officier (Heinrich Forester) ist — nicht der Räuber, sondern vielmehr der Retter der holden Dilafroz. Aber Jussuf hält ihn für jenen, und besteht mit ihm am andern Morgen einen Zweikampf, in welchem endlich Forester des Muselmanns Turban zerhaut und dieser mit blutendem Kopf in den Staub sinkt. Aus der Bewufstlosigkeit erwacht, fühlt er sich gastlich gepflegt und seine Bruderstochter an seinem Lager. Ihr war kein Leid geschehen. Forester hatte sie mit Lebensgefahr vor den Beleidigungen der englischen Plünderer geschirmt. Dieser selbe hat dem verwundeten Feinde, der ihm Unrecht gethan, sein Zelt eingeräumt und pflegt ihn hier. Aber jenes rebengelockte Mädchen hat sich um sein Herz gerankt; und weil, wenn der Blick eines Ungläubigen auf eine unverschleierte Afghanen-Jungfrau fällt, sie niemals mit einem Manne ihres Stammes vermählt werden kann, so erbarmt sich Forester ihrer — er wird Mahomedaner, schliefst seinen Liebesbund mit Dilafroz, wird Jussufs, seines Feindes, Freund, und erhält das Commando über jene Festung, die bisher das Eigenthum von Jussufs Bruder gewesen.

Dies alles war geschehen, ehe Forester nach England gegangen war und sich mit Eva verlobt hatte. Da ergreift ihn eine zehrende Krankheit, für welche der Arzt als einziges Rettungsmittel eine Rückkehr ins heimathliche Klima vorschlägt. Aber Forestern däucht es unmöglich, sich von der Geliebten zu trennen. Dilafroz, um ihn zu bestimmen und zu retten, macht ihn glauben, sie habe sich ertränkt. Dadurch hofft sie ihn sich zu erhalten und dereinst den aus England zurückgekehrten gesundet für immer besitzen zu dürfen. Nun hält sie Forester für todt, reist nach England, verlobt sich mit erneutem Lebensmuthe dort und kehrt als Eva's Bräutigam nach Ostindien zurück. Aber hier findet er Dilafroz lebend und ihren und seinen holden Knaben heranwachsend. Dieser lebende Beweis, dafs früher schon eine andere Zuneigung in seinem Herzen lebendig gewesen war, entschied bei ihm, trotz seiner neuen innigen Liebe, für Dilafroz, und er liefs sich eine unverantwortliche Fälschung zu Schulden kommen: er schrieb an Eva, den Namen eines Andern mifsbrauchend, er sey nicht mehr am Leben. Es war besser, dafs Eva ihn für todt als für treulos hielt. Und damit Eva alle Hoffnung aufgebe, hat ihr nun Forester auf einem Maskenballe in Calcutta

Digitized by Google

seine eigne Todtenlarve vorgehalten, aber auf eben jenem Abentheuer auch träumend seine Liebe zu Eva vor Dilafroz verrathen.

Diese Geschichte ist der Kern, um welche sich der erste Band allen seinen müfsigen Gestalten, kurzweiligen Nebenereignissen und interessanten Aufschlüssen über Menschen und Leben in Ostindien dreht. Der Namensheld des Romans, der Bäbu, Sirkar (Kassierer) des Sir Charles Wroughton, ein tückischer Hindu, Namens Brischmohun Bonurschi, tritt in diesem ersten Bande nur als Schurke in einem betrügerischen Processe gegen Jussuf auf. Dadurch ist ohne Zweifel sein Schicksal mit Forester und Dilafroz verflochten; ob er eine Hauptrolle in der Geschichte zu spielen hat, mufs die künftige Fortsetzung lehren.

Forester ist durch sein Verhältnifs zu einer mohamedanischen Eingebornen gewissermafsen vor der englischen Gesellschaft gebrandmarkt, denn nie wird eine solche Vereinigung durch intellektuelle oder religiöse Bande inniger geknüpft, und selbst ein kühner Mann wird Anstand nehmen, einer sittsamen europäischen Jungfrau ein Verhältnifs zu gestehen, das sie zufolge den Grundsätzen, nach denen sie erzogen wurde, für lasterhaft und verabscheuungswürdig halten mufs. (S. 155.) Dies entschuldigt inzwischen Foresters Verbrechen gegen Eva in den Augen Lady Wroughtons nicht. Sie schlägt ihm die Bitte, sein Leben der Verlassenen zu verheimlichen, ab, und unterrichtet das Mädchen von Allem.

Eva (wie es der Verf. mit allen seinen Charakteren Macht, bisher äusserlich zwar aufs genaueste signalisirt als geistig in totaler Neutralität erhalten) entwickelt bei dieser Nachricht plötzlich eine ganz ausserordentliche Seelenstärke. »Mein Herz, sagt sie, mufs hier ganz aus dem Spiele bleiben. Hauptmann Forester ist mir fortan durchaus fremd, er hat Weib und Kind.« Auf die Frage, ob sie ihm vergeben könne, erwiedert sie: »Vergeben kann kein Weib eine Sünde, für deren Urheber sie nur Gott um Verzeihung bitten kann.« Und doch vermag sie es über sich, jetzt in einem Cirkel der Lady dem verlorenen Geliebten Aug' im Auge zu sehen. Mosely stellt ihn vor. »Herzlichen Dank, dafs Sie uns den Hauptmann Forester leiblich vorstellen, rief Sir Charles (Wroughton), denn ich habe von allen Seiten erzählen hören, er sey längst todt. — Gottlob, dafs dem nicht so ist (antwortet Forester), und dafs jenes Gerücht falsch war; ich hoffe noch manches Vergnügen auf Erden zu erleben. — Dahin gehört auch das, einer Dame wie Mifs Eldridge vorgestellt zu

Digitized by Google

werden, rief Wroughton. Beide verbeugten sich, ohne einander anzublicken.« (S. 273.)

In derselben Gesellschaft kommt das belebte und geistreiche Gespräch auch auf das Verhältnifs der Mahomedaner und der Hindus zu einander, und wir führen an, was der Vf. seine Personen darüber sagen läfst, um die Behandlungsweise der eigentlich »ostindischen Lebensbilder« in dem Buche durch ein Beispiel kenntlich zu machen. Zugleich wird das Urtheil über die Hindus, die man gewohnt ist, sich als äusserst gutmüthige Menschen zu denken, manchen Leser überraschen:

»Ich bin überzeugt, sagt Forester, dafs alle Damen, die die ritterlichen Tugenden zu schätzen wissen, den muthigen, kriegerischen Charakter des muntern Muselmanns dem intriguanten, hinterlistigen, bedachtsamen, habsüchtigen, sich selbst martern den, düstern Hindu vorziehen werden. Jener ist abentheuernd, folgt dem Strome des Glücks, ist lustig und grofsmüthig, wenn es ihm lächelt, und ergiebt sich in sein Schicksal, wenn es zürnt; er ist ungestüm, tapfer, und, wie ich zugestehe, etwas despotisch, aber sanfteren Gefühlen und Regungen leicht zugänglich; auch weifs er Sitten und Einrichtungen des Westens besser zu schätzen und zu würdigen.«

»Ei, ei, Forester! rief Beavoir, Sie dürfen, wenn Sie auf das Urtheil der Damen sich berufen, deren Einbildungskraft nicht blenden wollen. Dieser Abentheurer, von dem mein Freund spricht, kommt überall hin, kommt überall hin mit einem scharfen Schwerte und einer leeren Tasche. Das erste läfst er auf den armen Hindu fallen, und behandelt diesen, als wäre er ein Hund; er zwingt ihn dann, die zweite zu füllen. Dankbarkeit und Ehrenhaftigkeit kennt er nicht; kurz zwischen dem Unterdrücker und dem Bezwungenen kommt es eben nur darauf an, wer das Glück auf seiner Seite hat. Die Geschichte würde uns aber besser als die Romantik lehren, dafs nicht nur all das Unglück, welches gewöhnlich im Gefolge der Tyrannen zu seyn pflegt, von den Mahomedanern über die Hindus gebracht worden ist, sondern dafs auch die Laster, welche jetzt unläugbar an den Hindus haften, eine Folge der Unterdrückung gewesen sind. Sie werfen ihnen Ränkesucht, Mangel an Ehrgefühl und Wahrheitsliebe vor, und Sie haben Recht; allein sind sie nicht eben durch ihre Zwingherren so schlecht geworden? Ihre mahomedanischen Dränger achteten weder Gesetz noch Recht, der Hindu war Gewaltthätigkeiten aller Art blosgegeben, und nirgends fand er Sicherheit

Digitized by Google

und Schutz; da sah er zuletzt, dafs er nur durch Ränke und Schliche, durch Pfiffigkeit, den Sturm von sich abwenden konnte; er stellte sich arm, er ward Heuchler, um nicht für reich zu gelten; da er sein Recht nicht auf geradem Wege erlangen konnte, nahm er zur Bestechung seine Zuflucht. Aus der Lage und dem Verhältnisse, in welchem bisher beide zu einander gestanden, läfst sich auch die Verschiedenheit ihres Charakters erklären. Auf der einen Seite finden wir alle Verbrechen der Tyrannei und Bigotterie, auf der andern Seite alle die widerlichen, unedeln Künste und Ränke, durch die der Unterdrückte sich zu sichern sucht.«

»Das Alles gebe ich zu, und mache dabei nur Eine Ausnahme, die jedoch von wesentlicher Bedeutung ist. Wir müssen nämlich nicht in Anschlag zu bringen vergessen, wie grofs die Versuchung war, welche hier mehr als irgend anderswo die Eroberer bestimmte, so und nicht anders zu handeln, als wie sie eben gethan haben. Bedenken Sie nur das Übergewicht der Brahminenkaste, welche die ganze Nation in geistiger Hinsicht von jeher bevormundete und beherrschte, und vergleichen Sie mit derselben die Mollahs, Imams, und Mollawis der Mohamedaner, die ohne alle irdische Macht sind und lediglich nach Tugend streben.«

»In Allem, was auf Priesterthum Bezug hat, pflichte ich Ihnen vollkommen bei.«

Der Charakter des Bäbu scheint bestimmt jene theoretische Schilderung der Hindus praktisch zu bestätigen. Er tritt aber in diesem Bande erst gegen den Schlufs so auf, dafs sein Charakter durch seine Handlungen kenntlich zu werden beginnt. Auch das Motto des Buches mufs erst im Verfolge der Geschichte seine Anwendung erhalten. Es ist angeblich einer alten Handschrift entnommen und lautet so: »Alle Aristokratien in England, die der Geburt und des Reichthums sowohl als jene des Verstandes und Verdienstes, sind intolerant, und es ist zweifelhaft, welche von allen die unduldsamste seyn möchte. Alle aber sind zu überwältigen; nur eine einzige liegt ausserhalb alles menschlichen Bereichs, und das ist die Aristokratie der Haut. Wo weifse Männer herrschen, wird der farbige stets als unter diesen stehend und mehr oder weniger als ein Wesen niederer Gattung betrachtet werden.

Der vorliegende Roman wird es jedoch nicht so weit bringen, uns zu beweisen, dafs die Aristokratie der Haut, sobald sie

Digitized by Google

in Mifshandlung ausartet, weniger barbarisch und unvernünftig sey, als der Mifsbrauch jeder andern Superiorität, und dafs es nicht ausserhalb des Bereichs menschlicher Vernunft, wohl aber vielleicht ausserhalb des Bereichs menschlichen Eigennutzes und der Leidenschaft liege, dem Übel gründlich abzuhelfen. Denn gesetzt auch, was doch noch nicht als bewiesen anzunehmen ist, alle Hautfarben ausser der weifsen seyen durch eine moralische und intellektuelle Inferiorität bedingt: so würde daraus noch gar nichts von Widerwillen und Härte gegen die von der Natur stiefmütterlicher bedachten Racen folgen. Vielmehr, so gewifs sich die Menschheit als eine grofse Familie zu fühlen und zu benehmen den Beruf hat, so gewifs sollte sie gegen den Schwächeren und minder Begabten dasselbe Mitleid und dieselbe Schonung in ihren Institutionen wirken lassen, welche im engern Familienkreise das auch nur wenig cultivirte Gefühl verwahrlosten Kindern oder Geschwistern angedeihen läfst.

Die Übersetzung, in welcher wir das Buch erhalten, ist flieſsend und liest sich angenehm. Aufgefallen ist dem Beurtheiler nur das Imperfektum »siedete« statt »sott«. Während unsre gründlichsten Sprachforscher uns bewiesen haben, dafs unsre Sprache nicht nur eine einzige reguläre Conjugation besitzt, wie sie Adelung angenommen, und alle andern Verba sich in Irregularitäten zersplittern, fängt die Bequemlichkeit unsrer Schriftsteller an, die schöne, gegliederte Mannigfaltigkeit aufzuheben und allmählig eine häfsliche Regelmäfsigkeit einzuführen, die zu einer Gleichförmigkeit der Fäulnifs führen würde, wie wir sie z. B. in der neugriechischen Grammatik antreffen. Lesen wir doch schon nicht nur sehr häufig er haute statt er hieb, sondern auch bereits in manchen Tagblättern erfahren wir, dafs die und die Ständeversammlung sich über diesen und jenen Gegenstand berathete. Ref. glaubte auf diese Nachlässigkeit einen Übersetzer, der alle Anlage zu einem guten und correkten Styl entwickelt, aufmerksam machen zu müssen.

G. Schwab.

Digitized by Google

N°. 19. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

PHYSIKALISCHE LITERATUR.

1) *Die Beugungserscheinungen aus den Fundamentalgesetzen der Undulationstheorie analytisch entwickelt und in Bildern dargkstellt von F. M. Schwerd. Mit 18 zum Theil illuminirten Tafeln. Mannheim (und in mehreren Buchhandlungen)* 1835. *XII u. 143 S. gr. 4. mit XIV Tab*

Ref. beginnt die Übersicht der neuesten physikalischen Literatur mit diesem gehaltreichen Werke, welches mit vollem Rechte an der Spitze zu stehen verdient. Seitdem der durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn gleich ausgezeichnete Britte Thomas Young als neuer und gewiegter Vertheidiger der Undulationstheorie auftrat, zeigte hauptsächlich Fresnel, wie sehr diese durch die damals schon bekannten Beugungserscheinungen unterstützt werde. Hauptsächlich aber war es Fraunhofer, welcher ein wahrhaft unermefsliches Feld neuer und höchst interessanter Erscheinungen eröffnete, dessen weitere Bearbeitung das Publikum von diesem Koryphäen in der Optik mit Sehnsucht erwartete, als ein frühzeitiger Tod ihn seinem schönen Wirkungskreise entrifs. Die Phänomene, welche Fraunhofer mit seinen unvergleichlichen Vorrichtungen erzeugte, erregten freudiges Erstaunen, aber nur wenige Physiker waren mit den erforderlichen kostbaren Apparaten versehen, um sie selbst mit Leichtigkeit hervorzurufen, und so blieb man im Ganzen bei dem bereits Aufgefundenen stehen. Der jüngere Herschel vermehrte das Bekannte durch einige neue Thatsachen, im Ganzen aber war die Aufmerksamkeit seitdem vorzugsweise auf die Theorie und die Phänomene der Polarisation gerichtet.

Mit Recht kann unser Verf. nach Fresnel und Fraunhofer als der Dritte genannt werden, welcher nicht blos die Phänomene der Inflexion durch eine Menge neuer Thatsachen erweitert, sondern auch der Undulationstheorie durch diese eine neue bedeutende Stütze verschafft hat. Sein Werk, womit er das Publikum beschenkt, zeichnet sich zuerst durch die grofse Menge von Beugungsphänomenen aus, die er vermittelst einfacher und sehr wohlfeiler *) Apparate genau beobachtet, gemessen und be-

*) Der Verf. erbietet sich, die sämmtlichen zu seinen Versuchen gehörigen Vorrichtungen, womit man (im Besitze eines achromatischen Fernrohrs und, wenn man messen will, eines Theodolithen) die Versuche wiederholen kann, für die geringe Summe von sechs alte Louisd'or unter seiner Aufsicht anfertigen zu lassen.

Digitized by Google

schrieben hat. Es liegt zwar in der Natur der Sache, dafs die verschiedenen Modificationen der Inflexionserscheinungen zahllos seyn müssen, allein man fühlt dieses erst dann recht lebhaft, wenn man aus der Menge der hier nachgewiesenen auf die vielfachen noch möglichen Veränderungen schliefst. Ausserdem sind nicht blofs die Apparate und die Art, wie man sie in Anwendung bringt, nebst den Phänomenen, die dadurch hervorgerufen werden, so deutlich und vollständig beschrieben, dafs es bei einiger Übung im Experimentiren durchaus nicht schwer fällt, die sämmlichen Versuche zu wiederholen, sondern alle diese Erscheinungen sind einfach aus der Undulationstheorie abgeleitet, indem zuerst die allgemeinsten Gesetze der Wellenbewegung aufgestellt, durch Figuren versinnlicht, und dann auf die jedesmaligen optischen Erscheinungen angewandt werden. Alles dieses ist so einfach dargestellt, dafs es auch ohne Calcül verständlich seyn würde, wenn man sich blofs an die Figuren und die zugehörige Beschreibung halten wollte. Ref. hält dieses für sehr nützlich; denn Viele, die sich gern mit optischen Untersuchungen beschäftigen mögten, werden durch die Schwierigkeiten der Formeln abgeschreckt, und die ganze Optik, die nun einmal ohne die Vorstellung von Gröfsen und Bewegungen nicht begriffen, mithin ohne geometrische Hülfsmittel nicht gründlich dargestellt werden kann, erscheint sonach den Laien leicht als ein Labyrinth mathematischer Künsteleien, worin ohne diese und ausser diesen weder etwas zu finden noch auch zu begreifen sey. Rücksichtlich der mathematischen Behandlung des Gegenstandes, welche hier aus leicht begreiflichen Gründen nicht fehlen durfte, legt der Verf. die zur Undulationstheorie gehörigen, durch Fresnel aufgestellten, Formeln zum Grunde, erweitert diese, und führt dann jede Erscheinung darauf zurück, so dafs die genaueste Übereinstimmung zwischen der Theorie und den Phänomenen erkannt wird, und man willkührlich jene aus diesen, oder noch leichter und in gröfserem Umfange diese aus jener ableiten kann.

Weiter ins Einzelne einzugehen würde überflüssig seyn, da diese Anzeige nur dazu dienen soll, die Aufmerksamkeit der Physiker und der Liebhaber der Naturlehre auf das gehaltreiche Werk zu richten, was ihnen sicher einen reichen Genufs gewähren wird. Beiläufig möge noch die Bemerkung Raum finden, dafs der Vf. die Fraunhofer'schen Messungen der Lichtwellen zum Grunde gelegt, zugleich aber auch eigene angestellt hat, deren Resultate von jenen nur unbedeutend abweichen.

Digitized by Google

2) *Beiträge zur Aufklärung der Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens, von G. R. Treviranus. Ersten Bandes Erstes Heft.*

Auch unter dem besonderen Titel:

Über die blättrige Textur der Krystalllinse des Auges, als Grund des Vermögens, einerlei Gegenstand in verschiedener Entfernung deutlich zu sehen, und über den innern Bau der Retina. Bremen 1835. *VI und* 80 *S.* 8. *Mit* 2 *Steindrucktafeln.*

Ref. bedauert, dafs dringende Arbeiten ihn verhinderten, diese gehaltreiche Schrift schon früher zu lesen, weil ihm dadurch während dieser ganzen Zeit diejenigen Belehrungen entgingen, die ihm jetzt durch dieselbe zu Theil geworden sind. Das eigentliche, hier ausführlich behandelte, Problem, nämlich die vielbesprochene Adjüstirung oder Accommodirung des Auges für nahe und ferne Gegenstände ist schon früher vom Verf. in seinen schätzbaren Beiträgen zur Anatomie und Physiologie der Sinneswerkzeuge, Bremen 1828 fol. erörtert, allein die Physiologen wurden dadurch nicht von der aufgestellten Hypothese überzeugt, theils weil noch immer bedeutende Erfahrungen derselben entgegenstanden, theils weil zwar bewiesen wurde, dafs der blofse Bau des Auges in Folge der eigenthümlichen Krümmungen der Cornea und der Krystalllinse hinreiche, von Gegenständen aus sehr ungleichen Entfernungen ein deutliches Bild auf die Retina zu werfen, nicht aber dafs dieses auch für eine sogenannte unendliche Entfernung möglich sey. Inzwischen ist die Aufgabe in dem vorliegenden Werke auf eine ganz andere Weise ausführlich und gründlich behandelt, und wenn der Vf. bemerkt, dasselbe werde nur von Wenigen gelesen und verstanden werden, so mufs Ref. wünschen und hoffen, dafs er hierin irren möge, weil die höchst wichtigen, darin enthaltenen, Wahrheiten allgemeiner bekannt zu werden verdienen. Allerdings ist der Vortrag rein mathematisch, allein die sämmtlichen Berechnungen sind vollständig mitgetheilt, und können daher von Jedem geprüft werden, der sich die Mühe nimmt, sie nachzurechnen; sie gehören ausserdem zu den elementaren der Analysis, die wenigen vorkommenden Differentialformeln nicht ausgenommen, und können daher ohne tiefere Kenntnifs des höheren Calcüls leicht verstanden werden. Zugleich sind für Mathematiker von Profession die erforderlichen anatomischen und physiologischen Thatsachen so deutlich angegeben, dafs es ihnen nicht schwer werden kann, der Darstellung zu folgen.

Den Inhalt der Schrift einzeln anzugeben würde zu viel Raum erfordern, wir wollen ihn jedoch der Hauptsache nnch bezeichnen. Dafs das Auge von Gegenständen in Entfernungen, die von etwa 8 par. Zoll bis zum sogenannten Unendlichen verschieden sind, ohne weitere Veränderung seiner Gestalt oder Verrückung seiner Theile deutliche Bilder auf der Retina zu erzeugen vermag, beruht im Wesentlichen auf zwei Bedingungen, zuerst auf

Digitized by Google

dem blätterigen Baue der Krystalllinse', und zweitens auf einer ungleichen Weite der Pupille. Der Verf. äussert auf Veranlassung einer Bemerkung von Arnold, es sey ihm nicht bekannt, dafs Pouillet gleichfalls die Hypothese aufgestellt habe, die Zusammensetzung der Krystalllinse aus Lamellen von ungleicher Dichtigkeit und die verschiedene Weite der Pupille diene zur Erklärung der Deutlichkeit des Sehens in verschiedenen Entfernungen, inzwischen findet sich die hierher gehörige Äusserung wirklich in dessen reichhaltigem Handbuche der Physik *), jedoch nur als bloſse Hypothese im Allgemeinen angedeutet, unser Verf. dagegen liefert den geometrischen Beweis aus den bekannten Thatsachen der Lichtbrechung und den gemessenen Dimensionen der Theile des Auges. Zuerst untersucht er die Bahn der Lichtstrahlen bei einer aus gleich dicken Schichten von gleichmäſsig nach Innen wachsender Dichtigkeit bestehenden Kugel. Hiervon werden dann im folgenden Abschnitte (von p. 41 an) die erforderlichen Anwendungen auf das Auge, und zwar speciell das menschliche, gemacht. Der Verf. bemerkt zugleich, dafs die Krystalllinse keine Kugel sey, und dafs die angegebene Art der Schichtungen von gleicher Dicke und gleichmäſsig wachsender Dichtigkeit in der Wirklichkeit nicht stattfinde, allein niemand wird deswegen gegen den Schluſs etwas einwenden, dafs man zu keinen andern Mitteln seine Zuflucht nehmen müsse, um das deutliche Sehen aus ungleichen Entfernungen zu erklären, sobald dieses Problem aus dem eigenthümlichen Baue des Auges genügend gelöset werden kann. Pouillet gründet seine Hypothese hauptsächlich auf die Voraussetzung, dafs die einzelnen Schichten der Linse eine ungleiche Dicke haben, wobei man eine gleichmäſsige Zunahme der Dichtigkeit mindestens als höchst wahrscheinlich annehmen darf. So viel ist wohl nach den mitgetheilten Berechnungen unbestreitbar, dafs ein gewisses Verhältniſs der Dicke und der Dichtigkeiten bei den Lamellen der Linse aufzufinden seyn würde, aus welchem unter Mitwirkung der ungleichen Öffnung der Pupille und der eigenthümlichen Krümmungen der Oberflächen der Krystalllinse das Deutlichsehen ungleich entfernter Gegenstände vollständig erklärt werden könnte.

Auf die durch den Calcül gefundenen Resultate gründet dann der Verf. folgende zwei Hauptsätze, zuerst: »dafs die Veränderungen des Durchmessers der Pupille beim Nahe- und Fernsehen mit dem bewiesenen Gesetze übereinstimmen, wonach »dieser Durchmesser immer dem Producte aus dem Sinus des »Winkels, den die äussersten, von dem Objecte ausgehenden, »Strahlen mit der Axe der brechenden Fläche machen, in die »Entfernung des Objectes vom Mittelpunkte dieser Fläche, ent-

*) Elemens de Physique expérimentale et de météorologie. Par C. S. M. M. R. Pouillet. Paris 1829. Tome second, premiere partie, pag. 331 u. 332, §. 549, wo man auch einige der anderweitigen Hypothesen über dieses Problem findet.

Digitized by Google

»spricht, und demselben einen beständigen Werth gibt.« Dieses Gesetz auf das menschliche Auge angewandt, den Halbmesser der Hornhaut = 4 Lin. und ein Brechungsverhältnifs der wässerigen Feuchtigkeit = 1,3366 angenommen, gehören den Entfernungen von 100 Linien bis zur unendlichen die zwischen 1,064 und 1,1 Lin. wachsenden Halbmesser der Pupille zu, die sonach geringer sind, als die in der Erfahrung gegebenen, welches jedoch davon abgeleitet wird, dafs bei der Berechnung auf die Brechung der Cornea, deren Flächen noch obendrein verschieden gekrümmt sind, nicht Rücksicht genommen ist. Der zweite Hauptsatz heifst: »dafs durch die Zusammensetzung der »Krystalllinse aus Blättern, deren Dichtigkeit nach der Mitte der »Linse zunimmt, die Abweichung der Strahlen von einem ge»meinschaftlichen Brennpunkte gemindert wird, und dafs dadurch »die von einem und demselben Punkte unter verschiedenen Win»keln ausfahrenden Strahlen innerhalb gewisser Grenzen auf eine »andere, der sonstigen entgegengesetzte, und mehr als diese dem »deutlichen Sehen angemessene Art gebrochen werden.« Auch in Beziehung auf diesen Satz sind die oben bereits erwähnten Voraussetzungen über den Bau der Krystalllinse angenommen, die in der Wirklichkeit nicht stattfinden, allein auf gleiche Weise gilt auch hierfür die ganz nahe liegende Folgerung, dafs die eigentliche Beschaffenheit der Schichtungen der Krystalllinse, wie sie sich in der Natur findet, noch weit günstigere Resultate liefern würde. Nach Messungen des Querdurchschnitts von Krystallkörpern, die in Weingeist erhärtet waren, soll die Dicke der einzelnen Schichten = 0,0005 Lin. gefunden seyn, und hiernach ihre Zahl 1500 betragen *), welche letztere in der Rechnung benutzt wird, um den Einfluss der Schichtung bei der Linse genauer zu bestimmen. Ausser den beiden genannten Bedingungen mifst der Verf. mit andern auch der Turgescenz der Papillen der Retina einigen Einfluss auf das deutliche Sehen in ungleiche Entfernungen bei, und um diesen gehörig zu würdigen theilt er die Resultate seiner mikroskopischen Untersuchungen über die Beschaffenheit der Marksubstanz des Sehnerven mit, die in anatomischer Beziehung von Interesse sind.

In einem dritten Abschnitte macht der Verf. Anwendungen seiner Theorie auf die Erscheinungen des Sehens, um die erstere durch die letztere zu unterstützen. Sehr beweisend in dieser Beziehung ist die Erfahrung, dafs kleine Gegenstände deutlicher gesehen werden, wenn man sie durch ein enges Löchelchen in einer Karte betrachtet, weil dieses die Pupille vertritt, die sich so weit nicht verengern kann, als erfordert würde, um in so geringer Entfernung zu sehen. Gleich wichtig ist eine andere Erfahrung, dafs Weitsichtigkeit unmittelbare Folge einer künst-

*) Es mufs hier nothwendig ein Druckfehler oder ein Rechnungsfehler obwalten, denn 2 : 0,0005 = 4000, welche Zahl für ω in die Formel eingeführt, die Resultate bedeutend abändern würde.

Digitized by Google

lichen Erweiterung der Pupille ist. Dabei wird nicht übersehen, was sehr wichtig ist, dafs man allezeit nur die Deutlichkeit des im Augenblicke des Sehens erzeugten Bildes unmittelbar empfindet, die des früher erhaltenen aber nur in der Erinnerung hat, und beide daher schwer genau mit einander verglichen werden, eine Wahrheit, wovon man sich augenblicklich überzeugt, wenn man zwei optische Instrumente mit einander zu vergleichen versucht. Ausserdem aber zeigt der Verf. als Resultat seiner Formeln, dafs, wenn ein Object aus irgend einer Entfernung bei angemessener Öffnung der Pupille deutlich gesehen wird, der Ort des Bildes durch eine Veränderung der Weite der Pupille, die den Winkeln von 40 bis 50 Minuten zugehört, nur unmerklich geändert wird, wodurch die Erfahrung Aufklärung erhält, dafs man auch dann bei ungeänderter Entfernung noch deutlich sieht, wenn die Pupille durch ungleich starkes Licht eine verschiedene Weite hat. Inzwischen ergiebt die Erfahrung übereinstimmend mit der Theorie, dafs bei einer in Folge wenigen Lichtes gröfseren Öffnung der Pupille die Bilder auf der Retina gröfser sind, weswegen Gegenstände in der Dämmerung oder im Nebel gröfser zu seyn scheinen, woraus sich zum Theil auch die Vergröfserung des Bildes der Sonne und des Mondes beim Aufgange und Untergange erklären läfst. Eine neue, aber sehr ansprechende und der Beachtung sehr werthe, Bemerkung ist endlich noch die, dafs ein in völliger Dunkelheit gesehener heller Punkt, z. B. ein glänzender Stern, in Folge des gleichzeitigen Einflusses der Finsternifs und des Lichtes vielleicht wellenartige Bewegungen im Rande der Pupille hervorbringen möge, wodurch das erzeugte Bild sich stets verändern müsse, so dafs hieraus das Funkeln der Sterne zum Theil erklärbar werde. Dieses sogenannte Blinkern der Fixsterne ist gewifs noch nicht genügend erklärt, und daher darf man die angegebene Hypothese keineswegs ganz verwerfen, wenn sie auch das interessante Problem nicht sofort aufzuhellen vermag.

Überblicken wir nochmals das Ganze, so ist nicht in Abrede zu stellen, dafs der Verf. das Problem zollständig gelöset habe, denn es lassen sich weder gegen die zum Grunde gelegten Gröfsenbestimmungen, noch gegen den darauf gebauten Calcül gegründete Einwendungen vorbringen. Das hier nachgewiesene Verhalten des Auges beruht also auf ausgemachten Thatsachen, statt dafs alle andere Erklärungen einer Adjüstirung desselben blofs hypothetisch sind. Dennoch aber bleiben noch einige bedeutende Zweifel übrig, ob alle Erscheinungen nach dieser Ansicht genügend erklärt werden können. Dahin gehört hauptsächlich die Eigenthümlichkeit der sogenannten steifen Augen, die in einem gewissen normalen Abstande genau sehen, aber in gröfseren und geringeren Entfernungen keine deutliche Bilder geben, eine Beschaffenheit, die selten ursprünglich ist und meistens durch anhaltendes Sehen in bestimmte Entfernungen erzeugt wird. Dahin gehört ferner die bekannte Erfahrung, dafs es eine gewisse

Digitized by Google

Zeit erfordert, bis das Auge Gegenstände in gröfserer Ferne deutlich sieht, wenn es einige Zeit auf nähere gerichtet war, und die hiermit übereinstimmende, dafs anfangs Gegenstände nicht deutlich gesehen werden, die bald nachher mit bestimmten Umrissen erscheinen, obgleich sich die Entfernung nicht ändert, weswegen es bekanntlich so schwer hält, die genaue Gesichtsweite der Individuen zu bestimmen. Soll alles dieses aus der verlornen oder in ungleichem Grade vorhandenen Fähigkeit einer Verengerung und Erweiterung der Pupille erklärt werden, so wäre es sehr der Mühe werth, hierüber genügende Erfahrungen zu sammeln. Was der Verf. endlich am Schlusse von einer Concentrirung der Sehkraft auf einen einzelnen Punkt der Retina sagt, wie solche auch in der Extase und im Schlafwandeln insofern stattfinden soll, dafs die Sehkraft sich ganz von der Retina entferne und nach andern Centraltheilen des Nervensystems hinziehe, mögte Ref. insofern bezweifeln, als es schwerlich überhaupt eine der Concentrirung fähige, für sich bestehende, Sehkraft giebt. Die Sehkraft ist bei klarem und gut gebautem Auge das Resultat der Empfindlichkeit der Retina, mag dieselbe in einer gröfseren oder geringeren Ausdehnung vom erzeugten Bilde getroffen werden, ob aber das erzeugte Bild wahrgenommen werde, oder zur Apperception gelange, das hängt von der Aufmerksamkeit, von der psychischen Thätigkeit ab, mit Rücksicht darauf, dafs der stärkere Sinneseindruck den schwächeren verdrängt.

An diese Schrift schliefst sich unmittelbar eine zweite:

3) *Neue Beiträge zur Physiologie des Gesichtssinnes von Dr. A. W. Volkmann, ausserordentl. Professor zu Leipzig. Leipz.* 1836. 206 *S.* 8. *mit* 3 *Steindrucktafeln.*

Die Functionen des Gesichtssinnes sind so mannigfaltig, so zusammengesetzt, und so schwer in gehöriger Allgemeinheit und mit der nöthigen Bestimmtheit durch Berücksichtigung der zahlreichen bedingenden Umstände, und mit Ausscheidung der so leicht sich eindrängenden Eigenthümlichkeiten, aufzufassen, dafs gründliche Forschungen in diesem Gebiete stets willkommen seyn müssen. Hieraus, in Verbindung mit der Wichtigkeit des Gegenstandes, wird dann zugleich die Fülle der bereits vorhandenen Untersuchungen, und der vom Vf. bemerkte Umstand erklärlich, dafs man bei der Verschiedenheit der Ansichten, welche berühmte Physiologen und Physiker bereits aufgestellt haben, kaum irgend einer Meinung beipflichten kann, ohne zugleich in Widerspruch mit dem einen oder dem andern derselben zu kommen. Der Vf. hat im Ganzen mit grofser Unbefangenheit geprüft, durchgehends selbst, und meistens auf eine eigenthümliche Weise, experimentirt, und giebt die Resultate mit so lobenswerther Bescheidenheit auf gleiche Weise klar und bestimmt, dafs man ihm mit grofsem Vergnügen auf jedem Schritte folgt, und unwillkührlich in sich

Digitized by Google

das Verlangen fühlt, über das noch immer ungewifs bleibende mit ihm zu verhandeln. Hierzu fehlt an diesem Orte der Raum, und Ref. mufs sich daher leider auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken, die sich füglich mit einer Anzeige des wesentlichsten Inhalts verbinden lassen.

Das erste Capitel über den anatomischen Bau des Auges, zunächst in Beziehung auf die Nervenfasern und Nervenkügelchen, überläfst Ref. den Anatomen von Fach, und übergeht der Kürze wegen das zweite über die Sinnesthätigkeit im Allgemeinen und das dritte über das nach Aussen Setzen der Gesichtsobjecte. Die interessantesten und wichtigsten Capitel des ganzen Werkes sind wohl ohne Zweifel die beiden folgenden, welche über den Stand (den Ort) des Netzhautbildchens und die Drehungen des Auges neue Aufschlüsse geben. Auf der Retina entsteht bekanntlich ein verkehrtes Bild des gesehenen Gegenstandes, für dessen Erzeugung, wenn wir uns der Bequemlichkeit wegen ein verticales, schmales Object vorstellen, die vom oberen Theile desselben oberhalb der Axe des Auges auf die Cornea fallenden Lichtstrahlen diese Axe irgendwo schneiden müssen. Der von der Mitte des Objects ausgehende, in der Axe selbst liegende, Lichtstrahl leidet keine Brechung (welches der Verf. durch die Äusserung p. 49, dafs selbst die Axenstrahlen der Lichtkegel nicht ungebrochen durchgehen können, sicher sicht zu bestreiten beabsichtigt), und so müssen nothwendig auch vom untersten und von allen andern Punkten des gesehenen Objectes Strahlen durch das Centrum der Linse gehen, wie Ref. schon an einem andern Orte bemerkt hat, ohne damit den Durchschnittspunkt der Hauptstrahlenbündel mit der Axe zu bezeichnen. Nehmen wir diese Strahlen von den beiden äussersten Enden des Objectes, so bilden diese den sogenannten Gesichtswinkel, dessen Spitze hiernach in der Linse läge, obgleich man sie, bei der Kleinheit des Unterschiedes, und wo es auf absolute Genauigkeit nicht ankommt, auch wohl in die Cornea setzt, die aber nach dem Verf. am richtigsten in den Durchschnittspunkt der Lichtstrahlen und der Axe hinter der Linse zu setzen ist. Diejenigen Lichtstrahlen, welche vor der Cornea oder vor der Linse die Axe schneiden, können sie hinter der Linse nicht abermals schneiden, woraus sich ergiebt, dafs nicht alle Strahlen in einem einzigen Punkte in der Axe concentrirt sind, was auch der Theorie und Erfahrung über die Erzeugung der Bilder hinter sphärisch-convexen transparenten Körpern zuwider seyn würde. Inzwischen existirt allerdings in der Axe des Auges ein physischer Punkt, wo die Hauptstrahlen sich durchkreuzen, um dann durch Vereinigung der zusammengehörigen ein Bild auf der Retina zu erzeugen. Bestimmte Angaben über die Lage dieses Punktes erinnert sich Ref. nur undeutlich irgendwo gefunden zu haben, unser Verf. aber construirte zur Auffindung desselben ein eigenes Instrument, Gesichtswinkelmesser genannt, und fand vermittelst desselben den Abstand des von ihm so genannten Kreuzungspunktes der

Digitized by Google

Sehstrahlen von der Vorderfläche der Cornea zwischen 0,422 und 0,522 par. Zoll, im Mittel alse 0,466 Zoll oder 5,592, in runder Zahl 5,6 par. Linien. Noch wichtiger, als dieses Resultat, und als eine interessante Erweiterung unserer Kenntnifs der Functionen des wunderbarsten aller Organe ist zu betrachten die aufgefundene Wahrheit, dafs dieser Punkt zugleich das Centrum der Drehungen des Augapfels ist. Die Versuche des Verfs. zur Begründung dieses Satzes sind allem Anschein nach streng beweisend; auch mufs man gestehen, dafs diese Einrichtung die einfachste und zweckmäfsigste war, welche die Natur dem Auge geben konnte, um die Verlängerung seiner Axe über die zu sehenden Gegenstände hingleiten zu lassen, und die Abstände der einzelnen gesehenen Punkte durch den Winkel, welchen die verschiedenen Richtungen der Augenaxe bilden, zu messen. Der Verf. erwähnt gehört zu haben, dafs das Fett der Augenhöhle selbst nach auszehrenden Krankheiten noch vorhanden zu seyn pflege, und betrachtet dieses als eine weise Vorsorge der Natur, damit das zum Rollen eingerichtete Auge in der leeren Höhle nicht schlottere. Ref. ist hierin nicht competent, meint aber, das Fett der Augenhöhle werde im krankhaften Zustande, und selbst durch Ursachen, welche die Lebenskraft deprimiren, sehr bald resorbirt, und erzeuge durch Zurückziehung des Auges das sogenannte hohläugige Aussehen; übrigens bleibt auch nach dem Schwinden eines Theiles des Fettes noch Zellgewebe genug, um ein eigentliches Schlottern des Auges in der engen Höhle zu verhüten, da krankhafte Affectionen des Körpers das Volumen des Augapfels nicht zu vermindern pflegen. Es verdient hier zugleich, wegen der Wichtigkeit der Sache, bemerkt zu werden, dafs mit dieser wälzenden Bewegung des Auges um den angegebenen Centralpunkt eine Veränderung der Form des Augapfels durch die Muskeln ganz unverträglich ist, insofern hiernach die Anspannung des einen nothwendig von einem Nachlassen des entgegenstehenden begleitet seyn mufs, und zugleich ist es eine interessante Aufgabe für die Anatomen, die eigenthümliche Thätigkeit der Muskeln, wie sie zur Erzeugung dieser wälzenden Bewegung erfordert wird, zur deutlichen Vorstellung zu bringen.

Zunächst kommt das Aufrechtsehen zur Untersuchung, worüber der Verf., wie billig, äussert, dafs dieses eigentlich keiner Erklärung bedürfe. Ref. hält alle Angaben über beobachtetes Verkehrtsehen durchaus für apokryphisch; denn abgesehen davon, dafs das Verhältnifs zwischen dem empfundenen Netzhautbildchen und dem Gegenstande zuverlässig durch den Tastsinn gegeben wird, schliefst die unmittelbare Übertragung des empfundenen umgekehrten Bildes auf die Gegenstände einen Widerspruch in sich, indem ein mit dieser Fähigkeit behaftetes Subject die verkehrt gesehenen Gegenstände so zeichnen, und dann wieder gerade sehen müfste. Im siebenten Capitel, welches von der Schätzung der Gröfse handelt, folgert der Verf. in Gemäfsheit der von ihm aufgefundenen Lage des Drehpunktes im Auge, dafs für

Digitized by Google

den kleinsten Gesichtswinkel = 30 Sec. (die innere Axe des Auges mit Einschluſs der Hornhaut nach Treviranus = 0,816 Z. und den Abstand des Drehpunktes des Auges [von der Cornea] = 0,466 Z. angenommen, wonach also von da bis zur Retina 0,353 Z. übrig bleiben, den Abstand des Objectes aber = 48,466 Zoll genommen) der Diameter des kleinsten empfindbaren Bildes = 0,00006 Zoll seyn würde. Es sollen aber v. Bär's Schüler ein Haar von $^1/_{60}$ Lin. noch in 28 Fuſs Abstand wahrgenommen haben, und dann beträge die letztere Gröſse nur 0,0000014 Z., auch meint der Verf., jedes nur mittelmäſsige Auge erkenne ein Haar von 0,002 Z. Durchmesser in 30 Z. Abstand, was 0,000023 Z. geben würde, und es müſsten also die kleinsten Netzhautbildchen kleiner seyn, als die kleinsten Elemente der Retina, deren Maſs wir kennen. Es dürfte hierbei jedoch fraglich seyn, ob ein so (scheinbar) gesehenes Haar, welches, wie gewöhnlich gegen das Licht gehalten, in Vergleichung mit dem seitwärts einfallenden Lichte kaum überall empfindbares Licht reflectirt, eigentlich gesehen werde, und nicht vielmehr einen bloſsen Schatten erzeuge. Hiermit stimmen auch die im Nachtrage S. 201 mitgetheilten Erfahrungen überein.

Ref. würde zu ausführlich werden, wollte er dem Verf. wie bisher mit seinen Bemerkungen folgen, da der untersuchten Probleme zu viele sind, und es möge daher genügen, mit Übergehung der folgenden Capitel über Scheiner's Versuch, über die Richtung des Sehens und das Einfachsehen mit beiden Augen sogleich zu der wesentlichsten und vielbestrittenen Frage über die Accommodation des Auges überzugehen, nur sey es erlaubt, folgende Bemerkungen mitzutheilen. Der Ort des gesehenen Gegenstandes wird durch die Richtung der Augenaxen gegeben, weswegen die Bestimmung desselben den Schielenden so schwer, das Einfädeln einer Nadel aber nach dem Verschlieſsen des einen Auges fast unmöglich ist; die automatische Richtung der Augenaxen, und die hiermit zusammenhängende Bestimmung des Ortes, geht am überzeugendsten aus Herschel's interessantem Versuche hervor, welcher im Wörterbuche T. VIII. p. 777 mitgetheilt ist; die Unterscheidung der Farben aber, wo der Gegensatz zweier oder des weiſsen Lichtes fehlt, ist eins der schwierigsten Probleme, wie schon daraus klar wird, daſs beim Sehen durch ein langes, enges, inwendig geschwärztes Rohr alle Farben, mit Ausnahme des Gelben, fast gänzlich verschwinden. Die ganze folgende Hälfte der Schrift ist denjenigen Untersuchungen gewidmet, welche sich auf das Accommodations-Vermögen des Auges beziehen, oder damit in einiger Verbindung stehen. Natürlich konnte hierbei eine beständige Rücksicht auf die oben angezeigte Schrift von Treviranus und die frühere desselben nicht fehlen. Unser Verf. stellt die Gültigkeit der Resultate des Calcül's nicht in Abrede, was viel zugestanden heiſst, hegt aber dennoch viele Zweifel, die ihn hindern, der Ansicht jenes berühmten Physiologen beizutreten. Inzwischen läſst sich der gröſste

Digitized by Google

Theil der gemachten Einwürfe durch den Einfluſs der wechselnden Pupillen-Öffnung beseitigen. Wie bedeutend dieser sey, und wie leicht er erfolge, davon kann man sich überzeugen, wenn man sein eigenes Auge im Spiegel betrachtet, und dabei die Entfernungen wechselt. Ref. hat diesen Versnch oft bei verschiedener Intensität des Lichts angestellt, und sich dabei ausnehmend über die Beweglichkeit seiner Pupille gewundert, wodurch jedoch der oben von ihm gemachte Einwurf an Gewicht zunimmt, da sein Auge mit so beweglicher Pupille dennoch aus Entfernungen, die nicht eben bedeutend von der gehörigen Gesichtsweite abstehen, nur sehr undeutliche Bilder erhält. Mehrere der vom Verf. aufgefundenen oder bestätigten Thatsachen wird Treviranus zur Unterstützung seiner Ansicht benutzen, und wenn namentlich der nachgewiesene Drehpunkt im Auge ein unveränderlicher im strengsten Sinne ist, so fallen damit die meisten angenommenen Mittel der Accommodation von selbst weg. Die Resultate der Versuche mit Belladonna, die der Vf. anführt, scheinen keineswegs für ein Accommodations-Vermögen zu sprechen, denn weitsichtig war das Auge mit erweiterter Pupille allerdings geworden, wenn gleich der Bereich, innerhalb dessen mit ihm gelesen werden konnte, kleiner war, als bei dem gesunden Auge, was sich leicht aus krankhafter Affection desselben und dadurch verminderter Reizbarkeit erklären liefse. Überhaupt ist es ein übler Umstand, dafs die Frage über die Accommodation des Auges blos aus der anderweitig vielfach bedingten Deutlichkeit des empfundenen Bildes entschieden werden mufs, und es könnte damit ebenso gehen, als mit der auf gleiche Weise geprüften Achromatie des Auges, die hiernach lange Zeit behauptet, und dennoch zuletzt durch fernere Versuche als nicht vollkommen vorhanden erkannt wurde. Das Problem wird vermuthlich noch eine geraume Zeit streitig bleiben, bis alle Einwürfe beseitigt sind; es ist jedoch sehr wichtig, dafs einmal eine so gründliche Basis durch Treviranus gegeben ist.

Wir fügen dieser Anzeige deutscher Originalwerke noch die einiger werthvollen Übersetzungen hinzu.

4) *Abrifs einer Geschichte der Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der physischen Optik. Von Humphrey Lloyd, Professor zu Dublin. Aus dem Report of the fourth Meeting of the British Association for the Advancement of Science. Lond.* 1835. *Übersetzt und mit ergänzenden Anmerkungen versehen von G. A. Kloeden.* Berlin 1836 196 *S.* 8.

Die Engländer haben in den neuesten Zeiten die Optik vorzugsweise bearbeitet, und die berühmten Namen Brewster, Airy und insbesondere Herschel verdienen in dieser Beziehung vorzugsweise genannt zu werden. Sowohl durch diese als auch durch andere Gelehrte ist diese Wissenschaft nicht blos erweitert, sondern sogar bedeutend umgestaltet, insbesondere durch fast allgemeine Aufnahme der Undulationstheorie. Lloyd giebt

Digitized by Google

hier eine sehr vollständige Übersicht des gegenwärtigen Zustandes der Optik, ohne die mathematischen Formeln, deren man sich gewöhnlich zur schärferen Bezeichnung der Sachen zu bedienen pflegt, und ohne erläuternde Figuren. Dieses geschah wohl, weil die Abhandlung zu einer Vorlesung in der Versammlung der brittischen Naturforscher bestimmt war; jedoch weifs Ref. nicht, ob sie wirklich in dieser Ausführlichkeit gehalten ist, in welchem Falle sie nothwendig ermüdend seyn mufste. Ungleich geeigneter ist sie zum Lesen, denn sie ist sehr gelehrt, geht tief in das eigentliche Wesen der optischen Erscheinungen und Gesetze ein, und ist zugleich sehr bestimmt und klar. Alle Anwendungen, die nicht direct zur Erläuterung und Begründung der Gesetze über das Verhalten des Lichtes gehören, z. B. vom Sehen, sind weggelassen. Der Übersetzer hat ganz in diesem Sinne einige werthvolle Anmerkungen hinzugefügt, und die Schreibart ist so, das das Werk füglich als Original gelten könnte.

4) *Abrifs einer Geschichte der neueren Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Meteorologie. Von James Forbes, Professor an der Universität zu Edinburgh u. s. w. Aus dem Report of the first and second Meetings of the British Association cet. Lond.* 1833. *Übersetzt und ergänzt von W. Mahlmann. Berlin* 1836. *VI u.* 248 *S.* 8. *Mit* 3 *Tafeln.*

Der an die Stelle des bekannten Leslie gekommene James Dr. Forbes zu Edinburgh, allgemein geachtet wegen des Umfangs seiner Kenntnisse und seines regen wissenschaftlichen Eifers, gab in der ersten Versammlung der brittischen Naturforscher zu York 1831 und in der zweiten zu Oxford 1832 eine Übersicht dessen, was gerade jetzt zur Beförderung des Studiums der Meteorologie geschieht, und eine Bezeichnung des Standpunktes, worauf sich dieser Zweig der physikalischen Wissenschaften befindet, hauptsächlich in der Absicht, um mehrere der anwesenden Gelehrten zu veranlassen, einige noch dunkle Probleme durch neue, zweckmäfsig eingerichtete, Versuche aufzuhelfen, die auch wirklich angestellt, und deren Resultate in den späteren Versammlungen vorgelegt wurden. Es war dieses zugleich interessant und nützlich, denn in Grofsbrittannien herrscht sehr allgemein Liebe zu den Naturwissenschaften, insbesondere auch zur Meteorologie, es wurden daher bisher schon an sehr vielen Orten Witterungsbeobachtungen aufgezeichnet, hauptsächlich von den Geistlichen, jedoch trugen diese bis jetzt noch fast allgemein Spuren des Mangels an einer eigentlich genauen Kenntnifs der Sache. Forbes bezeichnet diesen Standpunkt, indem er sagt: »die meteorologi»schen Instrumente sind meistentheils als Spielzeug betrachtet, »und auf die Beobachtung derselbrn ist nicht wenig Zeit und »Mühe verwandt worden, die ganz unnütz für irgend einen wis»senschaftlichen Zweck erscheinen. Ja selbst von den zahlrei»chen Tabellen, die einen höheren Werth als jene Beobachtun-

Digitized by Google

»gen haben, und die monatlich, vierteljährlich oder jährlich der »Welt bekannt gemacht werden, kann nur wenig specifische Be»lehrung über irgend eine Hauptlehre oder ein Hauptfactum der »Wissenschaft erwartet, oder durch sie beabsichtigt werden. Sie »enthalten kaum das Geringste, was sich dazu eignete, einem »Abrifs über die Fortschritte der Meteorologie einverleibt zu »werden.« Wenn er aber zugleich den Satz ausspricht, dafs vor einer zweckmäfsigen Behandlung der Meteorologie zuerst das Wesen der Wärme-Erscheinungen näher gekannt werden müsse, wozu vorzüglich das Studium der Werke von Fourier und Poisson dienen könne, so dürfte es noch lange dauern, bis die Bearbeitung der Meteorologie nur beginnen kann, denn das Wesen und das eigentliche Verhalten der Wärme wird sobald nicht ergründet werden, da hier noch so viel zu thun vorliegt, so manche Schwierigkeiten noch zu beseitigen sind, und einige der wichtigsten Resultate der theoretischen Forschung mit ausgemachten Thatsachen im Widerspruche stehen; wie denn unter andern v. Humboldt noch neuerdings darauf hingewiesen hat, dafs Rofs bei seinem Winteraufenthalte zu Bootia felix eine geringere Wärme beobachtete, als Fourier und Svanberg dem Weltraume beilegen, wonach also in jenen, sicher noch nicht kältesten, Gegenden der Erde die Kälte mit der Höhe über der Erdoberfläche abnehmen müfste.

Nach dem Plane, welchen Forbes im Voraus angiebt, theilt er zuerst eine Übersicht der Literatur mit, die sich jedoch blos auf die Meteorologie von Daniell und das Handbuch der Physik von Pouillet bezieht; die Werke von Schübler und Kämtz waren ihm nur dem Namen nach bekannt, doch sind die wichtigsten Abhandlungen auch in französischen und selbst deutschen Zeitschriften von ihm nicht unbenutzt geblieben. Der Übersetzer hat indefs keineswegs eine eigentliche Übertragung des Textes geliefert, auch sich nicht begnügt, diesen mit Anmerkungen zu begleiten, sondern er hat die Ergänzungen und Erweiterungen so geschickt eingewebt, dafs man nicht mehr erkennt, was aus der Originalschrift entnommen, und was von ihm zugesetzt ist. Bei einigen Anmerkungen, namentlich im Anfange, ist zwar bemerkt, dafs sie zugesetzt seyen, allein dieses läfst sich als blofse Ausnahme betrachten. Somit dient die Abhandlung von Forbes nur gleichsam als Grundlage eines, wie der Übersetzer selbst sagt, mehr einem Compendium, als einer geschichtlichen Übersicht, gleichenden Werkes über die hauptsächlichsten Probleme der Meteorologie, wobei die im Originale gewählte Reihenfolge beibehalten ist. Hiernach folgt auf die genannte kurze Angabe der Literatur zuerst über die Beschaffenheit (hauptsächlich Zusammensetzung) der Atmosphäre, dann über die Temperatur, darauf über den Druck der Atmosphäre, hiernächst über den Feuchtigkeitszustand derselben, und endlich über die atmosphärischen Phänomene und Niederschläge, als die Winde, den Thau, den Regen, den Schnee und, nach einer Untersuchung der Luft-

Digitized by Google

elektricität, die Gewitter, den Hagel nebst dem Nordlichte. Hauptsächlich sind hierbei die reichhaltigen Arbeiten von Kämtz und Dove benutzt, die Quellen findet man sehr vollständig und genau angegeben, und somit dient also die Schrift denen, welche die gröfseren benutzten Werke und namentlich die in Poggendorff's reichhaltigen Annalen enthaltenen Abhandlungen nicht zur Hand haben, als ein reicher Schatz wissenswerther Thatsachen und der Resultate der neuesten gelehrten Forschungen im Gebiete der Meteorologie.

6) *Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde. Von Dr. Fr. Arago. Aus dem Französischen übersetzt von Carl v. Remy. Erster Theil. Stuttgart* 1837. *VI u.* 273 *S.* 8.

In der Vorrede wird bemerkt, dafs dem seit 1827 zu Paris jährlich erscheinenden *Annuaire presenté au Roi par le Bureau des Longitudes* (einem kleinen, eng gedruckten Toiletten-Almanach, worin ausser dem Kalender noch die Mafse und Gewichte, die Posten, die wichtigsten geographischen Ortsbestimmungen u. s. w. enthalten sind) meistens noch kürzere oder längere Abhandlungen unter dem Titel: *Notices scientifiques* angehängt zu seyn pflegen, die meistens die neuesten und interessantesten Gegenstände aus dem Gebiete der Physik enthalten. Ihr Verfasser, Arago, hat bekanntlich die Gabe, bei tiefer Gelehrsamkeit einfach und klar zu seyn, seine Darstellungen werden daher ausnehmend gerne gelesen, und es ist in der That zu verwundern, dafs nicht schon früher jemand auf den Gedanken kam, diese Abhandlungen entweder in der Grundsprache vereint herauszugeben, oder ins Deutsche zu übersetzen, denn sie sind nicht blos im Allgemeinen belehrend, sondern auch mitunter selbst dem Physiker von Fach unentbehrlich, welcher sich dann die einzelnen Jahrgänge, und damit zugleich die fast unverändert wiederkehrenden Sachen anschaffen mufs, von denen er keinen Gebrauch machen kann. Ebenso sind auch in den meisten Jahrgängen der Connaissance des Temps, namentlich denen aus dem laufenden Jahrhundert, sehr gelehrte Abhandlungen enthalten, die man selbst in Frankreich nicht von der blos für Astronomen von Fach geeigneten Abtheilung getrennt erhalten kann. Ref. zweifelt daher keinen Augenblick, dafs die vorliegende Übersetzung Beifall finden werde, nur vermissen sicher die meisten Leser eine Angabe der Jahrgänge, woraus die einzelnen Abhandlungen genommen sind, insofern man oft veranlafst wird, zum Originale überzugehen.

Die in diesem ersten Theile enthaltenen Abhandlungen sind: zuerst die weitläuftigste unter allen, über die Dampfmaschinen. Man findet darin eine sehr ausführliche Geschichte der Erfindung dieser neuerdings so berühmt gewordenen Apparate, worin mit tief eingehender Kritik die Ansprüche der verschiedenen Gelehrten an diese Ehre geprüft werden. Unser Verf. legt sie dem Salomon de Caus um das Jahr 1615 bei, den er zugleich seiner Nation vindicirt, obgleich anderweitig erwiesen ist, dafs dieser

Digitized by Google

Heidelberger Professor ein Deutscher war. Dafs der von den Engländern so allgemein angenommene Marquis von Worchester nicht der Erfinder sey, läfst sich wohl genügend darthun, allein nach unserer Ansicht gebührt die Ehre entweder dem Heron von Alexandrien, welcher eine dem Segnerschen Wasserrade ähnliche Maschine durch Dampf in Bewegung setzte, oder dem Dionysius Papinus (von welchem Arago wohl nicht mit Unrecht sagt: »der Mann von Genie, der seinem Jahrhundert zu weit »vorausgeeilt ist, wird überall verkannt, in welchem Fache es »seyn mag«), denn dieser erfand den jetzt allgemein gebräuchlichen Embolus und die Stiefel mit Ventilen, statt dafs die Maschine des de Caus nur ein durch Dampf getriebener Heronsball ist, dem Savary das Saugwerk hinzufügte. Inzwischen erforderte die Construction der Maschine des Letzteren weniger technische Fertigkeit, und ihrem Erfinder standen bedeutende Hülfsmittel zu Gebote, statt dafs der Marburger Professor mit Mängeln aller Art zu kämpfen hatte, ein Umstand, welcher in der Geschichte der Erfindungen und wissenschaftlichen Leistungen überhaupt wohl berücksichtigt zu werden verdient.

Ref. darf des Raumes wegen dem reichhaltigen Inhalte nicht weiter folgen, und unterläfst dieses um so mehr, je sicherer die Schrift selbst sehr viele Leser finden wird. Die folgenden Abhandlungen betreffen die Artesischen Brunnen, gleichfalls mit genauen historischen Nachrichten über die ersten Versuche, solche Quellen aufzufinden. Es folgt dann die bekannte gelehrte Abhandlung über den Wärmezustand unserer Erdkugel, hierauf über den frostbringenden Mond und den Thau, worin die dem Monde fälschlich beigelegte Kälteerzeugung aus der bekannten Wärmestrahlung abgeleitet wird; demnächst eine kurze Zusammenstellung der den verschiedenen Thierarten eigenen Temperatur, und endlich über die ägyptischen Hieroglyphen. Überall findet man interessante Bemerkungen eingestreuet, und mitunter schwierige Probleme höchst anschaulich dargestellt, wie z. B. den Zusammenhang einiger Quellen mit der Ebbe und Fluth, wenn anders die Thatsache völlig begründet ist. Die Übersetzung, obgleich man sie als solche erkennt, ist sehr fliefsend, und der Druck correct, nur findet sich S. 131 ein leicht irre führender Druckfehler, indem 80 Millionen statt 80 Billionen steht.

7) *Die denkwürdigen artesischen Brunnen zu Oberdischingen in Würtemberg, in geognostisch-hydrographischer und constructiver Beziehung ausgeführt und dargestellt von A. E. Bruckmann, Architekt u. s. w. Mit einer Steintafel. Heilbronn* 1836. 60 *S.* 8.

Wir erwähnen diese kleine Schrift von dem Sohne des bekannten Verfassers eines ausführlichen Werkes über das Bohren artesischer Brunnen, dem Neffen des als praktischen Hydrotecten rühmlichst bekannten Bruckmann zu Heilbronn, weil der behandelte Gegenstand von allgemeinem Interesse ist, und die Ergebnisse solcher Operationen allezeit belehrend für diejenigen sind,

Digitized by Google

welche ähnliche Unternehmungen auszuführen beabsichtigen. Ausserdem ist es interessant, zu erfahren, dafs in einem Abstande, welcher nicht mehr als 260 Fufs betrug, drei Bohrquellen mit einem reichlichen Ertrage zon Wasser, zusammen von 1408 Kubikfufs in einer Stunde, aufgeschlossen wurden, welches bei allen beträchtlich über die Bodenfläche anstieg; auch wird der Geognost nicht ohne Interesse die Verschiedenheit der durchbohrten Schichten in einem so geringen Bereiche aus den Zeichnungen entnehmen.

Ref. erwähnt noch zwei Schriften, um sie nicht mit Stillschweigen zu übergehen, obgleich die Gesetze unseres Instituts verbieten, über inländische literärische Producte ein Urtheil zu fällen.

8) *Lehrbuch der Physik zum Gebrauche bei Vorlesungen und beim Unterrichte, von W. Eisenlohr, Professor der Mathematik u. Physik am grofsherz. Gymnasium in Mannheim. Mit* 8 *Tafeln. Mannheim* 1836. *VIII und* 448 *S.* 8.

Der Verf. befolgt die gewöhnliche Ordnung, indem er in 2 Abschnitten von der Beschaffenheit der Körper handelt, dann die Bewegungsgesetze folgen läfst, woran sich die Wellenbewegung und die Phänomene des Schalles schliefsen. Die folgenden Abschnitte sind den Inponderabilien gewidmet, zuerst dem Lichte, darauf der Wärme und der Elektricität nebst Magnetismus, worauf das neuerdings entdeckte gegenseitige Verhalten des Magnetismus und der Elektricität zu einander unter dem Ausdrucke: Electrodynamik, zusammengefafst wird. Veranlassung zur Herausgabe des Handbuches gab das Halten von Vorlesungen vor einem zahlreichen und ausgezeichneten Publikum, wobei der Wunsch ausgesprochen wurde, den Inhalt der Vorträge gedruckt zum Nachlesen zu besitzen.

9) *Beiträge zu einer künftigen Physiographie des Grofsherzogthums Baden und seiner Angrenzungen, in einer Reihe zwangloser Hefte. Herausgegeben von Dr. C. Fr. Wucherer. Erstes Heft. Freiburg* 1836. 22 *S.* 8.

Die Schrift enthält die vom Verf. im Jahre 1829 in der hiesigen Versammlung der Naturforscher und Ärzte gehaltene Vorlesung über die Cassinische Mittagslinie zu Karlsruhe, die dortige Abweichung der Magnetnadel, und Länge des Secundenpendels. Neues ist nicht hinzugesetzt, ausser einige literärische Nachweisungen.

Muncke.

Digitized by Google

N°. 20. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

SCHULSCHRIFTEN.

Die Entwicklung des deutschen Schulwesens bildet sich immer bestimmter in die einzelnen Anstalten aus, die von der fortschreitenden Cultur verlangt werden. Die Gelehrten- und polytechnischen Schulen neben einander, und die niederen Volksschulen scheinen sich in dieser Ausbildung schärfer von einander sondern zu wollen, und zwar wie ehedem nach den Stufen der Stände, so jetzt nach den Zwecken des Erwerbs; weshalb das Bedürfnifs der Gelehrtenschulen gegen sonst etwas zurücktritt. Da nun seit einigen Jahren, wo die Überfüllung der Adspiranten besonders unter den Theologen und Juristen unangenehm gefühlt wurde, die Frequenz auf den Universitäten in einer bemerkbaren Abnahme begriffen ist, so dafs gegenwärtig in den deutschen Ländern, deren Gesammtbevölkerung etwa aus 30 Millionen besteht, ungefähr 10,000 deutsche Studirende sich befinden, so wird sich in dieser Hinsicht die Zahl derer, die für den Gelehrtenstand unterrichtet werden, vielleicht bald ins Gleichgewicht setzen, und diesem wird denn auch die Abtheilung der vorbereitenden Schulen zeitgemäfs entsprechen. Die Hauptgrundsätze für jede Art derselben haben sich geltend gemacht, und hierin bringt die Literatur dermalen wenig Neues, aber die Nachrichten über die Art, wie sie in diesen verschiedenen Anstalten in das Leben eingeführt werden, hat dafür, wie Ref. früher einmal in diesen Jahrbb. äusserte, jenen literärischen Werth gewissermafsen übernommen. In dieser Beziehung zeigen wir auch jetzt wieder einige Schulschriften an.

1) Gelehrtenschulen. Einer der verdienstvollsten Lehrer einer solchen vorzüglichen Anstalt, der schon früher auch durch Druckschriften wirksam gewesen, hat herausgegeben:

Ansichten über Erziehung und Unterricht in gelehrten Schulen. Eine Auswahl der Schulschriften von Dr. J. G. E. Föhlisch, Grofsherz. Bad. Hofr. und Director des Gymnasiums zu Werthheim. Erste Sammlung. Karlsruhe, in der Braun'schen Hofbuchhandl. 1836. *IX u.* 380 *S.*

Es sind Abhandlungen von 1814 bis zu 1834, und bezeichnen also für diesen Zeitraum von 20 Jahren zugleich eine geschichtliche Entwicklung dieser Ansichten. Die erste (v. J. 1814) redet über die logische Wichtigkeit der Mathematik in Gymnasien, nebst einigen wissenschaftlichen Andeutungen. Auch jetzt noch, seitdem dieser formale Nutzen der Mathematik allgemeiner anerkannt worden, ist diese Abhandlung den Schulmännern sehr zu empfehlen, da sie mit tiefer Sachkenntnifs den Gegenstand ins Klare setzt; sie zieht an durch die reiche

Digitized by Google

Belesenheit und den belebten Styl des Verfs. Sowohl die trefflichen katechetischen Proben als die Winke für eine nützliche Schullogik werden den Lehrern dienen. — Die zweite Abh. redet Über das Verhältnifs der Mittelschulen zu dem Geiste unserer Zeit (v. J. 1821). Unter dem provinziellen Ausdruck Mittelschulen werden nämlich die Gelehrtenschulen verstanden, und für diese wird sowohl die Idee ihrer hohen Bestimmung, als der Weg zur Ausführung, und zwar praktisch angegeben. Den sittlich bildenden Schulmann erkennt man überall, z. B. in folgender Stelle: »So zweckmäfsig die belobende Hervorhebung der Volkstugenden und namentlich der Vaterlandsliebe überall ist, so erfordert doch der Vortrag ihrer Beweise, vorzüglich aus der alten Geschichte zu unserer Zeit und vor einer christlichen Jugend, besondere Vorsicht. Die Aufopferungen eines Harmodius und Aristogiton, eines Mutius Scävola, M. Brutus u. A. sind daher nichts weniger als unbedingt zu empfehlen, sondern vielmehr aus ihren Triebfedern und dem sittlichen und wissenschattlichen Bildungsgrade des Zeitalters zu erklären. Die höhere und friedlichere Ansicht des Lebens, welche die Christuslehre und Liebe der Welt verkündigt hat, verbannt alle feindselige Leidenschaften aus dem Herzen, achtet auch im verworfenen Gegner noch den Menschen, und opfert den Dolch der Rache dem Geiste der Liebe auf.« Diese Worte der Wahrheit in dem J. 1821 ausgesprochen, wo der politische Fanatismus die Jünglinge (und Knaben!) schon auf den Schulbänken ergriffen hatte, waren Worte zu seiner Zeit, und sind es noch. Wie oft wird in solchen Schulen durch eine falsche Bewunderung jener Männer unter Griechen und Römern das sittliche Gefühl und Urtheil verfälscht! — III. und IV. Über Menschenbildung durch das Schöne, mit besonderer Hinsicht auf Ton- u. Zeichenkunst, hauptsächlich in Mittelschulen (1823 u. 24). Hier geht dieser Freund des Schönen, von Schiller, Göthe und den Griechen geleitet, ins Einzelne, um zu zeigen, wie jener Unterricht die Seele zum Schönen und auch von dieser Seite zum Wahren und Guten erheben könne. Nachdem der zweiten Abth. der Verf. das Schillersche Wort vorgesetzt: »Was wir als Schönheit hier empfunden, — Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn«, führt er auf den tieferen Grund hin: »Der Bildungstrieb der menschlichen Natur erscheint in seinem innersten Wesen als Streben nach Entwicklung. Wie sich die Pflanze dem Lichte zuwendet, um sich an dessen Lebenswärme zu entfalten, so sehnt sich der lebendige Keim der Menschenkraft nach einem milden Reize der Erregung. Diese eingeborne Sehnsucht nach Selbstgestaltung ist das Wesen der Liebe, welche alle Geschöpfe bildet, und mit einander zu einem Höheren verbindend, sie zur Darstellung eines stets eigenthümlichen Urbildes emporzieht.« Dafs der Verf. nicht blos bei den ästhetischen Reflexionen stehen bleibt, die nur zu oft zur Einseitigkeit und Überschätzung jenes Einflusses führen, sondern praktische Anleitung, um das Zeichnen u. s. w. zweckmäfsig zu

Digitized by Google

üben, ertheilt, ist sehr zu billigen, und gibt dem Grundsatze, den er ausdrücklich ausspricht: »Die Menschenbildung durch das Schöne bezieht alle einzelnen Bestrebungen auf ein Höchstes und Göttliches«, seinen Werth auch für die Gymnasien. — Die Abh. V. u. VI. Über Zweck, Inhalt und Form der öffentlichen Prüfungen in Mittelschulen (1825 u. 26) sagen ebenfalls Vieles, und das mit Vernehmung pädagogischer Stimmen aus alter und neuer Zeit, das Beherzigung verdient; indessen wäre hier noch Manches zu erinnern, und die Hauptpuncte, an welche der Verf. aus seiner Gedankenfülle und Belesenheit Mehreres anknüpft, konnten kürzer gefafst werden. Im Ganzen gibt der erfahrne Schulmann auch hier viel guten und anwendbaren Rath. — VII. Das Gymnasium, eine natürliche Vorschule der Philosophie (1832). Wir hören gerne, dafs der Verf. die allgemeine Bildung durch Sprachen, Geschichte und Mathematik auf classischem Wege begründet, und hierin »eine naturgemäfse Vorbereitung zur vernünftigen Beurtheilung der verschiedenen philosophischen Systeme der neueren Zeit« findet, nur halten wir es weder für naturgemäfs, noch für vorbereitend, wenn die Schüler schon kritisiren lernen. Vor der Mannesreife und der reinen Auffassung ist die Kritik nur die Mutter des Dünkels und Vorurtheils; sie kommt keinem Schüler, sie kommt nur dem Meister zu. Ein Lessing wurde ein solcher Meister, weil er auf der Schule keinen philosophischen Cursus gemacht, sondern sich mit reichen Schulkenntnissen genährt hatte. Wenn der Jüngling auf seinem Gymnasium und Lyceum schon ein Philosoph zu seyn wähnt, so wird er es nie werden. Der Vf. geht zwar von derselben Überzeugung aus, und sagt ausdrücklich, dafs der Widerstreit der allgemeinen wissenschaftlichen Grundansichten, welcher sich durch alle Wissenschaften und Lehrbücher derselben durchzieht, der Jugend, welcher der friedlichere Boden der historisch-wissenschaftlichen Bildung angewiesen ist, am besten noch völlig unbekannt bleibe«; allein wir glauben, er hätte noch weiter gehen und z. B. »eine kurze Darstellung des wissenschaftlichen Lebens der Griechen« nicht so, wie es S. 245 geschieht, mehr auf die Empfehlung von Andern hin, den Gelehrtenschulen empfehlen sollen. Er selbst spricht auch in dieser Abh. trefflich von der Schulbildung zur Philosophie durch Mathematik und Sprache, und von den Nachtheilen des Unterrichts in der Philosophie auf Schulen, aus einer umsichtigen, reichen Erfahrung. Das, was er aus seinen Schülerjahren seiner eignen Erfahrung hierin mittheilt, verdient in die Geschichte des Schulwesens aufgenommen zu werden. — VIII. Aphorismen über allgemeine Schulreformen, welche manchen guten Rath für die verschiedenen Arten der Schulen ertheilen.

Die drei letzten Aufsätze dieses Bandes: Erinnerungen an F. A. Wolf, als Lehrer und Pädagogen; dessen Abh. *De doctrinae atque institutionis discrimine commentatio;* Erinnerungen an Dr. A. H. Niemeyer, vormal. Kanzler der Uni-

Digitized by Google

versität zu Halle als Pädagogen; ein Beitrag zur neueren Geschichte der Pädagogik u. der gel. Schulen; — sind von uns schon damals, wie sie als einzelne Programme erschienen, in diesen Jahrbb. angezeigt worden (1834. N. 76. und im folgenden Jahrg.); in diesem Abdruck sind sie durch Anmerkungen bezeichnet. Überhaupt theilt der Verf. aus einem grofsen Schatz von Literatur und gelehrter Belesenheit in Text und Noten dem Leser so freigebig mit, dafs schon hierdurch sein Buch vorzüglich belehrend geworden, aber auch durch die eignen Gedanken, welche sich oft nur zu weit in ihrer blühenden Sprache ergiefsen, wird der Geist des gemüthvollen Verfs. sich den Dank der Schulmänner erwerben, welche sein Buch lesen.

Schätzbare Beiträge liefert ein anderer würdiger Lehrer an einer Gelehrtenschule, Herr Professor G. W. Müller, Rector des Gymnasiums zu Torgau, durch einige Einladungsschriften zu dortigen Schulfeierlichkeiten 1835 und 1836, welche geschichtliche Nachrichten über dieses Gymnasium ertheilen. Die Schulgesetze desselben vom J. 1828 stimmen zu dem aus Tacit. Germania vorgesetzten Motto: Plus boni mores valeant, quam bonae leges; die neueste Einrichtung v. J. 1835 ist in dem Programm von 1836 ausführlich angegeben. Sie verdient auch auswärts gekannt zu werden, da sie Treffliches enthält, das sich auch für andere Gymnasien empfiehlt, namentlich was die Privatarbeiten, den gegenseitigen Unterricht und die Beschäftigung der unteren Schüler durch obere betrifft.

---

2. Polytechnische Schulen. Wir geben hier nur eine historische Notiz von diesen in unserer Zeit so wichtig gewordenen Bildungsanstalten, welche wir der Schrift verdanken:

Die höhere technische Lehranstalt, oder die technische Abtheilung des herzogl. Collegii Carolini zu Braunschweig, nach Zweck, Plan und Einrichtung, unter Mitwirkung ihrer Lehrer dargestellt von dem Vorsteher derselben A. Uhde, Dr. phil., Prof. d. Mathem. u. Astronomie. Braunschweig bei Vieweg u. Sohn 1836. *IV u.* 90 *S.* 8.

Wir theilen unsern Lesern aus der Nachricht von der Stiftung des Collegium Carolinum im J. 1745 eine Kunde mit, welche wenig bekannt seyn dürfte, dafs nämlich der berühmte Abt Jerusalem den Plan zu dieser Anstalt gemacht, und sie mehrere Jahre geleitet. Er schreibt 1743 in dem Entwurfe zu diesem Plane: »Diejenigen, welche in den gröfsten Welthändeln der Welt nützen, die mit Einrichtung gemeinnütziger Anstalten, der Handlung, der Verbesserung der Naturalien, Vermehrung des Gewerbes und der Landwirthschaft umgehen, die sich auf mechanische Künste legen, die zu Wasser und zu Lande, über und unter der Erde das gemeine Beste suchen, machen einen eben so wichtigen Theil des

Digitized by Google

gemeinen Wesens als die Gelehrten aus. Und dennoch hat man bei allen Unkosten, die man auf die Einrichtung der Schulen und Akademieen verwandt hat, für diese bisher so wenig und oft gar nicht gesorgt.« Wir erfahren hieraus 1) dafs die Idee von technischen Bildungsanstalten für die Jugend neben den gelehrten von jenem berühmten Kanzelredner ausgegangen; 2) dafs derselbe sie schon damals in einer Bestimmtheit vorgezeichnet, wie sie sich erst nach nunmehr beinahe hundert Jahren entfaltet hat, (welches an ein Wort von J. P. Richter erinnert, dafs die Deutschen zwei Jahrhunderte brauchen, um etwas Gutes ins Leben zu setzen, das eine um die Mifsbräuche wegzuschaffen, das andere um das Bessere zu bewirken; — ob das nun ein Tadel oder ein Lob sey? denn wir denken: »gut Ding will Weile haben«); dafs also in jener Zeit, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo sich Mehrere zum Umschwung der Geistescultur vorbereitete, auch dieses wichtige Moment in der Cultur hervorkeimte. Diese Wichtigkeit liegt nunmehr vor Augen in mehreren blühenden Anstalten der Art, und so auch in dem vorliegenden Plane. Wir stimmen dem bei, was der in seinem Fache bereits dem Publicum rühmlich bekannte Vorsteher Dr. Uhde S. 5 sagt: »Die raschen Fortschritte der Industrie, die Vervollkommnung und Ausbreitung, ja das Entstehen solcher Wissenschaften, welche die Erzielung von Natur- und Kunstprodukten betreffen, meistens in Folge des kräftigen Aufschwungs der Naturwissenschaften in neueren Zeiten, die ausgedehnteren Beziehungen und die grofartigen Verhältnisse und Institute des Handels — das Alles hat eine Steigerung der Forderungen bewirkt, welche gegenwärtig an den jungen Mann gemacht werden, der sich einem der genannten Fächer widmen will, dafs die bisherigen Mittel seiner Ausbildung keineswegs mehr für zureichend gehalten werden konnten.« — Von dem Plane selbst haben wir nicht weiter zu reden, als dafs die Gesammtanstalt, das Collegium Carolinum, nunmehr in drei Abtheilungen zerfällt: die humanistische, die merkantilische und die technische. Diese letztere ist es, deren Einrichtung hier ausführlich angegeben wird; sie hat ihre Aufgabe so hoch gestellt, dafs die Jünglinge in diesen Fächern es sehr weit bringen mögen.

---

3. Und nun noch die Anzeige eines Werkes für die Volksschulen, das unmittelbar für die Praxis bearbeitet ist, wie es denn auch aus derselben hervorgegangen. Es besteht aus mehreren Abtheilungen; die Titel sind:

a. *Lehrplan für die Elementar-Classe der Knaben-Zahlschule Sebalder Sprengels in Nürnberg. Herausgegeben von W. K. Schultheifs, Lehrer an der Bildungsanstalt. Zweite verm. u. verb. Aufl. Nürnberg, im Selbstverlage des Verfassers.* 1835. *(Die erste Aufl. erschien* 1829.*) XVI u. 56 S. mit mehreren Tab.* 8.

b. *Lehrbuch für den Anfangsunterricht in Volksschulen und Privatlehranstalten von W. K. Schultheifs etc. Im Selbstverl. des Verf.* 1835.

Digitized by Google

Erster Abschn. Der Leseschüler etc. 140 *S. Zweiter Abschn. Sittenlehre in Beispielen etc* 1*te Abth.* 192 *S.* 2*te Abth. Biblische Geschichten etc* 184 *S. Dritter Abschn. Der elementirende Schön- und Rechtschreibe-Schüler etc.* 32 *S. mit Tab. Vierter Abschn. Der elementirende Rechner etc.* 1*r Th.* 1835. *(2te Aufl.)* 68 *S. Fünfter Abschn. Anderweitig Gemeinnützliches etc.* 1836. 104 *S.* 3*te Abth. Leitfaden beim ersten Unterricht im Singen, u. eine Samml. leichter Singstücke etc.* 1836. 40 *S.*

c. *Das Schulhalten im neunzehnten Jahrhundert, oder vom Element an lückenlos fortschreitender, ineinandergreifender Unterricht für* 2080 *Lehrstunden in der Volksschule, von etc. Nürnberg, im Selbstverlage des Verfs.* 1835. *(XXXIV S. Vorr.) Methodenbuch zu dem Anfangsunterricht in Volkssch. u. Privatlehranst. etc. Erster Abschn. Denk-, Sprech-, Lese- u. Sprachübungen etc.* 2*te verb. Aufl. XVI u.* 72 *S. — Zweiter Abschn. Vorbereitung zum Unterricht in d. Religion f. Volksschulen etc.* 1*te Abth.* 1836. *(XXIV u.* 120 *S.) — Dritter Abschn. Der elementirende Schön- u. Rechtschreibe-Lehrer etc. (*3*te Aufl.* 1836. *XIV u.* 50 *S. mit Vorschriften.) — Vierter Abschn. Der Rechnenlehrer in Volksschulen; eine Anweisung, wie Kinder etc. (*2*te verb. Aufl.* 1835. 84 *S.) — Fünfter Abschn. Anderweitig Gemeinnützliches für Volkssch. etc.* (1836. 42 *S.)* 3*te Abth. Gesanglehre etc.* (1836. *VIII u.* 19 *S.)*

Der Verf. erzählt in der Vorrede von seiner Reise, die er im J. 1834 gemacht, auf welcher er auch den Unterzeichneten mit seinem Besuche erfreute, und theilt etwas aus dem Gespräche mit, worin ihm Ref. diese literärische Unternehmung wohlmeinend widerrathen, weil er pecuniäre Nachtheile für ihn besorgte, indem ein solches ausführliches Werk wohl nicht im Publikum hinreichend Unterstützung finden möchte, und weil dergleichen Bearbeitungen bereits mehrfach vorhanden wären. Die Entgegnungen des Verfs. bewiesen aber dem Rec. in Herrn Schultheifs einen von dem wichtigen Zwecke seines Schulamts begeisterten und für denselben durchgebildeten Lehrer, weshalb Ref. auch demselben unumwunden sagte, er halte ihn zum Lehrer geboren, und so möge er denn seine Arbeiten dem Druck übergeben. Herr Sch. erzählt das selbst in der Vorr. mit mehrerem Andern von seiner damaligen Reise. Ohne nun dieses Werk genau mit Bemerkungen zu durchgehen, welches weder dem Ref. möglich, noch unsern Lesern genehm seyn würde, glaubt Ref. dafs es sein Urtheil über den trefflichen Schulmann rechtfertigen wird, und wünscht es defsfalls in die Hände recht vieler Lehrer an den Volksschulen. Der Grundsatz, der den Verf. zu dieser seiner Arbeit und in derselben geleitet, ist, dafs der Lehrgang in einer solchen Schule völlig lückenlos und wohlgeordnet für alles sey, was in jenen Schulen gelehrt werden soll. Allerdings gibt es allgemeine Gesetze solcher Anordnung, auch ist es belehrend für jeden Lehrer, wenn sie bis aufs Kleinste angewandt erscheinen: das aber kann nur als Beispiel, nicht als objectiv feststehende Norm gelten, ohne in einen Pedantismus und Mechanismus zu gerathen, welcher dem Verf. selbst zuwider ist. Denn es hängt dabei nicht nur Vieles von Umständen ab, sondern man mufs auch der persönlichen Ansicht des Lehrers so vieles in der Ausführung überlassen, dafs wir nie die des einzelnen noch so trefflichen Lehrers zur Norm machen dürfen. Jeder Lehrer mag seine

Digitized by Google

Manier haben, wodurch gerade er aufs beste wirkt, aber die Manier ist nicht Gesetz, und was dieses als objectiv geltend macht, soll sich zugleich subjectiv frei gestalten.

Schwarz.

Handbuch der Geographie von Dr. W. E. Volger, Rector am Johanneum zu Lüneburg. Vierte stark verm. Aufl. Hannover 1836. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. Erster Theil II u. 711 S. Zweiter Theil 630 S. in gr. 8.

Die früheren Ausgaben dieses umfassenden Werkes haben wir bereits in diesen Blättern ausführlich angezeigt (vgl. Jahrg. 1828 S. 1225 ff., Jahrg. 1830 S. 1150 ff., Jahrg. 1832 S. 1128 ff., Jahrg. 1836 S. 825.). Indem wir nun auf jene früheren Anzeigen verweisen, haben wir in Beziehung auf die vor uns liegende neue Auflage besonders anzuführen, dafs der Herr Verf. derselben den gröfsten Fleifs zugewendet. Die Bogenzahl ist nicht nur stärker als in den früheren Auflagen, sondern das Buch hat vorzüglich durch zweckmäfsige Einrichtung des reichhaltigen Formates und Druckes auch einen bedeutenden Zuwachs gewonnen.

Ein Handbuch der Geographie veraltet, wie der Herr Verf. selbst mit Recht in der Vorrede (S. I.) bemerkt, dem Bearbeiter desselben schon unter den Händen bei den täglich sich ereignenden Veränderungen und bekannt werdenden neuen Nachrichten. Doch hat Herr Volger bis zum letzten Termine, den der Drucker ihm zugestand, Alles benutzt, um jede bis dahin vorgefallene Veränderung einzutragen, oder mangelhafte Angaben von Darstellungen nach den ihm zur Kenntnifs gekommenen Nachrichten zu verbessern. Es stellt sich somit diese neue Auflage in der That als eine verbesserte dar.

Hautz.

Die Redaction bemerkt, dafs inzwischen auch von desselben Herrn Verfs. Lehrbuch der Geographie *Dritter* Cursus, die *zweite* verbesserte und stark vermehrte Auflage (auch mit dem besondern Titel: Vergleichende Darstellung der alten, mittleren und neuen Geographie, ein Lehrbuch für die obersten Gymnasialclassen), Hannover 1837, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandl. X u. 451 S. in gr. 8. erschienen ist. Wir verweisen auf die früheren Anzeigen 1832 p. 1123 ff. 1836 p. 824; die neue Auflage zeichnet sich durch gröfsere Vollständigkeit, Genauigkeit und Sorgfalt in allen einzelnen Angaben vortheilhaft aus und läfst die bessernde Hand des unermüdet thätigen Verfassers überall erkennen. Der correcte Druck und die würdige äussere Ausstattung gereicht der Verlagshandlung sehr zur Ehre.

Digitized by Google

GRIECHISCHE LITERATUR.

S. Gregorii, Nazianzeni Theologi, in Caesarium fratrem Oratio funebris. Gracce. Secundum editionem D. Clemenceti ad optimorum Codicum MSS. fidem denuo recensuit, Annotatione illustravit, Scholiaque graeca Basilii minoris Caesarcensis hactenus inedita adjecit L. de Sinner. Parisiis, apud Gaume fratres, bibliopolas, etc. 1836. *XII und* 59 *Seiten in* 8.

Eine desto verdienstlichere Schrift, je kleiner die Zahl der Arbeiter in diesem Fache und je ungebahnter der Weg ist, den ein Herausgeber zu nehmen hat. Denn ausser Matthäi's Chrysostomus und Boissonade's, Krabinger's, Segaar's Commentaren zu Eunapius, Synesius, Gregor von Nyssa und Clemens von Alexandria fand Herr v. Sinner fast nichts, was ihm als Vorbild dienen konnte, als er einige Jahre hauptsächlich der Lesung berühmter Kirchenväter widmete, und mit der Herausgabe ihrer vorzüglichsten Werke umging. Das königl. Schulcollegium zu Paris kam ihm hier entgegen durch seinen Beschluſs *), auserlesene Reden der griechischen Kirchenväter in den Unterrichtsplan der dritten Gymnasialclassen Frankreichs aufzunehmen. Es fehlte an Schulausgaben: Herr v. S. besorgte daher einen Abdruck von Chrysostomus' schätzbarer Oratio in Eutropium eunuchum, wobei zwar Montfaucon's sehr lückenhafter Text zum Grunde liegt, aber mit Hinzufügung einer Auswahl von Lesarten der Pariser Handschriften, die dem Buche sehr gute Dienste leisteten. Auch erhielt es den Beifall des königl. Senats für den öffentlichen Unterricht, und der gelehrte Herausgeber fand sich dadurch veranlaſst, jenem Probestück diese, unserm Jacobs dedicirte, Trauerrede Gregors von Nazianz folgen zu lassen. Ja er ist Willens, in gleicher Art eine Anzahl ähnlicher Reden zu bearbeiten.

»Si libellus iste meus«, sagt er, »non displicet viris eruditis, si Senatus Regius scholis regendis praepositus laborem meum approbat, vires mihi crescent eundo. Sunt enim Orationes funebres SS. Patrum graecorum complures eaeque pulcherrimae, quae scholarum in usum denuo ut edantur imprimis sunt dignae. Quo in delectu judicium sequar acumenque viri illustrissimi A. Villemain *(Essai sur l'Oraison funèbre,* in *Mélanges historiques et litteraires, tom. 1.)*, in Senatu Regio instructionis publicae praesidis vices gerentis, Paris Franciae. Tres autem statuo ἐπιτάφιων horum classes: laudationes sunt sive parentum et fratrum sororumque; sive cujusdam e familia Imperatoria; sive magni Doctoris seu martyris. Ex prima classe edam, si Deo placet, S. Gregorii Naz. Orationes funebres in Gorgoniam sororem, et in patrem. In secunda classe comprehendentur S. Gregorii Nysseni ἐπιτάφιοι in Pulcheriam Theodosii Imp. filiam, et in Flaccillam Imperatricem,

*) Arrêté du Conseil Royal de l'instruction publique en date du 20. septembre 1836.

Digitized by Google

quibus ob parellelismi gratiam addi possunt Gemisti Plethonis laudationes Cleopes et Hypomones Imperatricum, editae hactenus, at pessime, paucissimisque notae. In tertia classe edi poterunt S. Gregorii Naz. Oratt. fun. in S. Athanasium, et in S. Basilium Magnum, et in eundem Oratio fun. S. Gregorii Nysseni fratris. His adjungantur, e martyrum aliorumque Sanctorum ἐπιταφίοις, S. Gregorii Nyss. et S. Joa. Chrysostomi laudationes Meletii, S. Basilii M. et Joa. Chrysostomi panegyrici S. Barlaam martyris. Ex S. S. Patribus Latinis vir illustriss. A. Villemain nobis indicat l. l. S. Ambrosii Mediolanensis Elogium funebre Satyri fratris, et ejusdem Consolationem de morte Valentiniani, itemque S. Hieronymi de morte Nepotiani ad Heliodorum Epistolam. Quominus autem quam citissime hanc, quam promittimus, collectionem Orationum fun. SS. Patrum absolvamus, multa sunt impedimenta. Ad S. Gregorium Naz. describenda sunt scholia graeca inedita Basilii, quem cum Fabricio *Minorem* nomino *); S. Gregorii Nyss. oratio gr., post Krabingeri egregium hac in re specimen, ad codd. MSS. denuo est refingenda; *commentarius omnino est scribendus talis qualem in SS. Patres gr. philologi concinnare nondum sunt aggressi.*«

Man ersieht hieraus die Bedeutsamkeit dieses Unternehmens, das, wiewohl zunächst auf Frankreich berechnet, auch im Auslande dazu dienen kann, sowohl griechische Sprachkunde zu vervollständigen, als besonders den Sinn der Studierenden auch auf christlich-religiöse Gegenstände zu richten, und die Bedenklichkeiten mancher Wohlmeinenden, als sey alte Literatur nichts als ein Tempel des Heidenthums, zu heben.

Was nun das vorliegende Buch selbst anlangt, so konnte Herr v. S. hierbei nicht einmal des sonst um griechische Literatur verdienten Auger Text benutzen, weil er zu fehlerhaft ist, sondern basirte seine Ausgabe auf den prachtvollen, wenn gleich ebenfalls nicht ganz korrekten, Abdruck des Benedictiners D. Clemencetus, wobei er den Codex Regius No. 524, aus dem 11. Jahrhundert, den Wansleben 1671 zu Nikosia in Cypern kaufte, von neuem verglich, und an einigen Stellen No 510, die allerälteste Handschrift des Gregorius, zu Rathe zog. Über die hinzugefügten Noten, Beweise grofser Belesenheit und gesunden Urtheils, erklärt er sich so S. VI: »Commentarium perpetuum eumque plenum dare nec volui, nec potui. *Unum est quod spectavi; demonstrare volui, S. Doctorem Theologum non solum bene graece, sed etiam antique eleganterque scripsisse.*«

Aus diesen Worten spricht der geschmackvolle Philolog, der von den Klassikern herkommt, und sie überall wiederfindet. Eine sehr verzeihliche Parteilichkeit. Denn eigentlich ist Alles, was unser Herausgeber hier an seinem gefeierten Autor rühmt, eine Unmöglichkeit im 4ten Jahrhundert nach Christus, zu welcher

*) Er war im 10. Jahrhundert Bischof zu Cäsarea in Kappadocien, und nannte sich selbst aus Bescheidenheit ἐλάχιστος, um nicht mit Basilius Magnus verwechselt zu werden.

Digitized by Google

Zeit Gregorius von Nazianz lebte. Auch würde der fromme Bischof selbst, wenn er von den Todten auferstände, dieses Lob antiker Eleganz von sich ablehnen. Nicht lange zierliche Prunkreden, wie er wohl in der Rhetorenschule gehalten und sonst geliebt habe, heifst er zu Anfang des Ἐπιτάφιος seine Zuhörer von ihm erwarten. »Das war,« sagt er, »bevor ich zur höchsten Wahrheit aufblickte und Alles Gott gab, bei dem über Alles gilt: »»Gott für Alles zu achten.«« Niemals vermuthet Solches von mir, wenn ihr vernünftig urtheilen wollt!« Und seine Grabschrift, die er selbst verfafste, lautet so (Anthol. Palat. vol. 2, pag. 560):

Γρηγορίου Νόννης τε φίλον τέκος ἐνθάδε κεῖται,
τῆς ἱερῆς Τριάδος Γρηγόριος θεράπων,
καὶ σοφίῃ σοφίης δεδραγμένος, ἠέθεός τε,
οἷον πλοῦτον ἔχων ἐλπίδ' ἐπουρανίην.

(Nonne's Sohn und des frommen Gregorius ruhet im Grab hier,
Auch Gregor er genannt, Diener der heiligen Drei,
Welcher weise die Weisheit erkor, unsträflicher Jüngling,
Und sein Reichthum hier himmlische Hoffnung allein.)

Denn Gregor war auch Dichter. Ausser den 254 Epigrammen, welche die Anthologie unter seinem Namen aufbewahrt hat, wird ihm mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit das bekannte, dem Euripides nachgebildete, Drama vom Leiden Chtisti zugeschrieben; und die überströmende Beredsamkeit seiner Reden selber ist halbe Poesie. »Ses éloges funèbres sont des hymnes«, sagt Villemain (Mélanges, t. 3. p. 350). Kurz, er war einer der begabtesten Theologen seiner Zeit, aber doch ein Geschöpf dieser Zeit, in welcher sich schon der Verfall des Geschmacks in Kunst und Wissenschaft sehr deutlich zeigte. Daher Mangel des schönen Maafses reicher Mannichfaltigkeit, die wir in antiken Meisterwerken bewundern, und Einförmigkeit der Gedanken bei Überhäufung rhetorischen Bilderreichthums. Man höre nur §. 3: Πατὴρ μὲν ἐκ τῆς ἀγριελαίου καλῶς ἐγκεντρισθεὶς εἰς τὴν καλλιέλαιον, καὶ τυσσοῦτον κοινωνήσας τῆς πιότητος, ὥστε καὶ ἄλλους ἐγκεντρίζειν πιστευθῆναι, καὶ θεραπείαν ἐγχειρισθῆναι ψυχῶν, ὑψηλὸς ὑψηλῶς τοῦ λαοῦ τοῦδε προκαθεζόμενος, Ἀαρών τις δεύτερος ἢ Μωϋσῆς, θεῷ πλησιάζειν ἠξιωμένος, καὶ θείαν φωνὴν χορηγεῖν τοῖς ἄλλοις ἱσταμένοις πόῤῥωθεν, πρᾶος, ἀόργητος, γαληνὸς τὸ εἶδος, θερμὸς τὸ πνεῦμα, πολὺς τὸ φαινόμενον, πλουσιώτερος τὸ κρυπτόμενον. (»Mein Vater ward schön vom wilden Ölbaum auf den ächten gepfropft, und theilte der Fettigkeit soviel mit, dafs er auch Andern den Glauben und Sorge für die Seele einimpfte, hoch auf hohem Stuhl diesem Volke vorsitzend *), ein zweiter Aaron oder Moses, Gott zu nahen gewürdigt, und die göttliche Stimme den Fernstehenden voranzutönen, sanft, fern von Zornmüthigkeit, ruhiger Gestalt, der Geist feu-

*) Gregors Vater war ebenfalls Bischof von Nazianzus.

Digitized by Google

rig, bedeutend in der äussern Erscheinung, reicher im Unsichtbaren.«) Und von Cäsarius selbst §. 7: Ποῖον μὲν εἶδος οὐκ ἐπῆλθε παιδεύσεως; μᾶλλον δὲ ποῖον, ὡς οὐδὲ μόνον ἕτερος; τίνι δὲ παρῆκεν ἐγγὺς αὐτοῦ γενέσθαι, καὶ κατὰ μικρὸν, μὴ ὅτι τῶν καθ' ἑαυτὸν κ. τῆς αὐτῆς ἡλικίας, ἀλλὰ κ. τῶν πρεσβυτέρων κ. παλαιοτέρων ἐν τοῖς μαθήμασι, κ. πάντα ὡς ἓν ἐξασκήσας, κ ἀντὶ πάντων ἕκαστον, τοὺς μὲν πτηνοὺς τὴν φύσιν φιλοπονίᾳ νικήσας, τοὺς δὲ γενναίους τὴν ἄσκησιν διανοίας ὀξύτητι, μᾶλλον δὲ τάχει μὲν τοὺς ταχεῖς, σπουδῇ δὲ τοὺς φιλοπόνους ὑπερβαλών, κ. τοὺς κατ' ἄμφω δεξιοὺς ἀμφυτέροις. (»Welche Art von Kenntnissen ergriff er nicht?*) oder vielmehr: welche ergriff er nicht, wie ein Anderer kaum eine einzige? Wen liefs er sich nahe kommen, auch nur ein wenig, und zwar nicht allein die von gleichem Alter, sondern auch Ältere und in den Wissenschaften ergraute, Alles wie Eins übend, und Eins wie Alles, die Feuerköpfe überflügelnd durch Arbeitsamkeit, die Unermüdlichen durch Scharfsinn, oder vielmehr die Raschen an Raschheit, die Arbeitslustigen an Eifer übertreffend, und die in Beidem Ausgezeichneten in Beidem?«) Welch ängstliches Wenden und Ausmalen des Gedankens, das auch dem kleinen Basilius aufgefallen seyn mufs, da er hierbei anmerkt: Συνήθη ταῦτα τῷ πατρὶ τὸ στρέφειν τε καὶ συνάγειν μετὰ κάλλους, (καὶ) τὰ τῇ φράσει συνεστραμμένα κ. κατηναγκασμένα ἀβρότερον ἀπαγγέλλειν. Zuweilen scheint unser Schönredner (denn das ist er, mag er wollen oder nicht, und schwerlich ohne geheimen Künstlerneid nennt er im 12. §. Julian μέγαν ἐν λόγων δεινότητι), gar mit der Heidenschaft zu kokettiren, indem er biblische Bilder, die den Christen geläufig sind, in ein gewisses milderndes Halblicht stellt, z. B. im 17. §., wo er den Verstorbenenen so anredet: Σὺ δὲ ἡμῖν οὐρανοὺς ἐμβατεύοις, ὦ θεία κ. ἱερὰ κεφαλὴ, κ. ἐν κόλποις Ἀβραὰμ, οἵτινες δὴ οὗτοί εἰσιν, ἀναπαύσαιο! (»Du aber geh' ein in die Himmel, o göttlicher heiliger Mann, und ruhe in Abrahams Schoofs, welcher Art er seyn mag!) Ein Beisatz, der fast ins Lächerliche schattirt.

Doch genug von solchen Muttermalen der Zeit! Dagegen stöfst man überall auf eigenthümlich Schönes und aus der Natur Geschöpftes, das von Herzen zu Herzen geht. So heifst es §. 18: »Wie weit kam uns denn Cäsarius zuvor? wie lange werden wir noch den Abgeschiedenen beweinen? Streben wir nicht zu derselben Heimat? wird uns nicht bald ein gleicher Stein decken? werden wir nicht über ein Kleines derselbe Staub seyn? und unser Gewinn in dieser kurzen Lebenszeit, was wird er seyn als mehr noch der Übel, die wir theils sehen, theils leiden, theils vielleicht thun werden?« Und §. 23: »Was ist der Mensch,

*) Eigentlich war Cäsarius, Gregors jüngerer Bruder, ein geschickter Arzt, beliebt bei den Kaisern Constantius, Julian, Valentinian und Valens. Er starb frühzeitig zu Ende des Jahrs 368, oder im Anfange des folgenden.

Digitized by Google

dafs du sein gedenkst? Welch wunderbares Geheimnifs, das mich umschwebt? Klein bin ich und grofs, niedrig und erhaben, sterblich und unsterblich, ein Geschöpf der Erd' und des Himmels. Jenes hienieden, Dies mit Gott; Jenes im Fleisch, Dies im Geist. Mit Christus mufs ich begraben seyn, mit Christus auferstehen, mit Christus erben, Gottes Sohn, Gott selbst.« —

Wie man hier unter Rednerflitttern ächtes Gold findet, und zugleich sieht, was nachzuahmen und was zu vermeiden ist, so ist es auch auf der andern Seite interessant, Gregor's wahrem Charakter nachzuforschen, der durch Beschränkung und Vorurtheil, wie durch einen Nebel hindurchschimmert. Damals war keineswegs eine Zeit ruhiger Forschung und gegenseitiger Duldsamkeit. Zwar hatte, nach langen und grausamen Kämpfen, endlich unter Constantin die neue Religion gesiegt; aber die Gegenpartei war keineswegs vernichtet oder hoffnungslos. Kaiser Julian selbst, ausgezeichnet durch Geist und Muth, erhob sich öffentlich als ihr Vorkämpfer, nachdem er lange Zeit, an dem verächtlichen Hofe des Constantius, seinen Hafs gegen das Christenthum mit seinem abschreckenden Äussern, seinen Mönchen, seinen Asceten, seinen unter sich selbst hadernden Theologen, im Stillen genährt, und dagegen an dem heitern Anblick der alten Götter, wie Sänger und Bildner sie dargestellt, sowie an den Meisterwerken griechischrömischer Geschichtschreibung und Philosophie, sich erquickt hatte. Einsichtsvoll und scharfsichtig, wie er war, nahm er gute Einrichtungen der Christen willig an, aber im Ganzen betrachtete er sie als Schwärmer, deren Unwissenheit und Intoleranz er durch Nichtachtung beschämen müsse. Er verschlofs ihre Kirchen nicht, eröffnete aber die Tempel wieder; Viele strebten nach Märtyrerkronen, aber er belächelte diese Thorheit, wie er sie schalt, und bestrafte nur wirkliche Ruhestörer. (M. s. Joh. v. Müllers Allgem. Gesch. I. Bd. S. 490—498.) So hoffte er den Gährungsstoff zu neutralisiren, die Streitpunkte friedlich auszugleichen, und nach und nach den Glanz alterthümlicher Bildung wiederherzustellen. Ein chimärischer Plan, dessen Scheitern vorauszusehen war, und der die Erbitterung der Christen nicht so sehr hätte erregen sollen, als es wirklich geschah. Namentlich unser Bischof nennt Julians, von aller Gewaltsamkeit entferntes, Verfahren Wuth und satanische Hinterlist. (§. 11.) Wer möchte hier nicht an ihm irre werden? Wer nicht ebensosehr seinen Verstand als die Reinheit seiner Gesinnung in Zweifel ziehen? Und doch war Gregor unstreitig bei vielem Geiste auch, wie seine ganze Familie, ein Vorbild christlicher Frömmigkeit, die nicht mit schönen Worten zufrieden ist, sondern sich am liebsten in edler That zeigt. Wenigstens bestimmten sowohl Cäsarius, als seine Eltern, ihr sämmtliches Vermögen den Armen; jener im Testament, diese durch Schenkung bei Lebzeiten. —

Werfen wir jetzt noch einen kritischen Blick auf diese Trauerrede! Im Ganzen ist sie so beschaffen, wie man es von der Einsicht und Sorgfalt des Herrn v. Sinner erwarten konnte. Nur

Digitized by Google

einigemal stiefsen wir an; z. B. im 13ten §. an den Worten ὦ πατρὸς εὐτυχοῦς, wo man eher ἀτυχοῦς erwartet, da von Gregorius dem Vater die Rede ist, und ὦ παίδων δυστυχῶν folgt; wenn anders nicht Julian, dessen Worte es sind, den Greis wegen des Besitzes solcher Söhne glücklich preist, was etwas hart scheint. §. 6, wo es so heifst: τίς μὲν ἄρχουσιν ἐκείνου τιμιώτερος; τίς δὲ τῇ πόλει πάσῃ, καίτοι γε διὰ τὸ μέγεθος πάντων ἐγκρυπτομένων, ἢ ἐπὶ σωφροσύνῃ γνωριμώτερος, ἢ ἐπὶ συνέσει περιφανέστερος; ist in den Worten καίτοι — ἐγκρυπτ. der Sinn unbeholfen ausgedrückt, wenn nicht gar σχεδὸν oder ein ähnliches Wort fehlt. Wenigstens erklärt Basilius, kein ungeschickter Scholiast, die Stelle so: καίτοι — μεγ. τῆς πόλεως Ἀλεξανδρείας δηλαδὴ, ὡς μέγιστης αὐτῆς ὑπαρχούσης, κ. διὰ τὸ μέγεθος πάντων σχεδὸν κρυπτομένων, κ. μηδὲ γνωριζομένων etc. Im 13. §. möchte man fast Ἀρ' οὐκ ἐδείσατε anstatt ἔδεισας vermuthen, weil Ἀλλὰ θαρσεῖτε folgt. Bekanntlich sind die Buchstaben σ und τ öfters verwechselt worden. §. 17 ist die Stellung der Worte καὶ Θεῷ φίλον κατὰ δύναμιν poetisch, und wahrscheinlich zu setzen: Θεῷ φ. καὶ τὸ κ. δ.

Und so nehmen wir denn Abschied von dem verdienten Herausgeber, und wünschen ihm Zeit, Lust und Kräfte, um so nützliche Arbeiten, zu welchen er vor vielen Andern Beruf und Gelegenheit hat, fortzusetzen. Auch den Verlegern danken wir für die schöne Ausstattung des Buchs, dessen Papier, Druck und Correctheit nichts zu wünschen übrig läfst, und ihre, sehr anzuerkennende, Vorliebe für diesen Zweig der Literatur von neuem bewährt. Bekanntlich drucken die Herren Gaume schon seit längerer Zeit die sämmtlichen Werke des Chrysostomus und des Augustinus, jene griechisch und lateinisch, in 26 Lieferungen zu 14 Franken; diese in 22 Lieferungen zu 7 Franken. Von jenen sind bereits 14 Lieferungen heraus, jede von ungefähr 500 Seiten in Gröfsoctav, von diesen 7. Desgleichen veranstalteten sie, mit Benutzung der besten Hülfsmittel, wie sie Paris gewähren kann, schöne Ausgaben von Augustin's Schrift über die Musik, und von seinen Confessiones. Ehre, dem Ehre gebührt!

Σοφοκλέους Ἀντιγόνη, Sophoclis Antigona etc. Varietatem lectionis et Adnotationem adjecit L. de Sinner, Academiae Regiae Rothomagensis Socius. Paris. 1835. 112 *S.* 8.

Herr v. Sinner rückt in seiner Ausgabe des Sophokles immer weiter fort, und wird, wie wir hören, in Kurzem auf höhere Veranlassung auch die bisher von ihm noch nicht bearbeiteten Stücke des Euripides (wir wünschen, auch Äschylus und Aristophanes) in gleicher Art ausstatten. Da wir früher unser Urtheil über dieses Werk in den Heidelb. Jhrbb. d. L. niedergelegt haben, so beziehen wir uns darauf, indem wir nur bemerken, dafs der Fleifs des gelehrten Herausgebers bei der Auswahl der

Digitized by Google

wichtigsten Varianten aus Handschriften und Drucken der Pariser Sammlungen und sein Geschmack im Zusammenstellen der passendsten Erklärungen sich gleich blieben; sonach diese bequemen Ausgaben nicht allein den zahlreichen Liebhabern griechischer Literatur und Dichtkunst willkommen seyn werden, sondern bereitwillige Aufnahme, wie in Frankreichs Normalschule, so auch in die Lyceen und Gymnasien Deutschlands und der Nachbarländer, gar wohl verdienen. Dafs der Zweck solcher Bearbeitungen nur das Nothwendige erlaubt, ist klar, und kein billiger Beurtheiler wird daher Diatriben hier erwarten, oder Verweisungen aus einer Grammatik in die andere und überflüssigen Citatenprunk. Sogar, was neulich Jemand wünscht, ein ganz neu gearbeiteter Commentar aus Einem Gufs ist unnöthig, und es stört keineswegs, verschiedene Herausgeber und Gelehrte mit ihren eigenen Worten zu hören; vielmehr dient diese Manier zur Unterhaltung und verhindert mancherlei Mifsverständnisse, die beim Excerpiren und Verarbeiten (Umstylisiren möchten wir es nennen, eine sehr bedenkliche Sache) fast unvermeidlich sind.

Wir verbinden hiermit die Anzeige des folgenden Werkes, ebenfalls von Herrn v. Sinner für die wackern Brüder Gaume in Paris besorgt, und von ihnen elegant ausgestattet:

S. Joannis Chrysostomi in Eutropium eunuchum, Patricium ac Consulem, Homilia, secundum edit. D. Bernhardi de Montfaucon. Varietatem lectionis selectam e tribus Codd. MSS. Parisinis regiis adjecit L. de Sinner, Paris. 1836. *VIII u.* 24 *S.* 8.

Die Veranlassung dieser berühmten Kirchenrede ist bekannt. Chrysostomus entfaltet hier die ganze Kraft und Anmuth seines blühenden Styls. Herr v. S. benutzt ausser den auf dem Titel erwähnten drei Handschriften aus dem 10. und 12. Jahrhundert noch eine vierte, wiewohl selten und mit grofser Vorsicht, weil sie einen sehr abweichenden und interpolirten Text enthält; dann besonders die Ausgabe von Saville. Den Varianten ist meist das Urtheil des Herausgebers beigefügt.

Dafs auch spätere Schriften von solchem Werth mit Nutzen in den Schulen erklärt werden, und zur Abwechslung dienen könnten, ist keine Frage.

Konstanz. *F. H. Bothe.*

Digitized by Google

Philosophorum Graecorum Veterum praesertim qui ante Platonem floruerunt, Operum Reliquiae. Recensuit et illustravit Simon Karsten. Volumen primum. Pars altera. Parmenides. Amstelodami, sumtibus J. Müller et soc. 1835. (Mit dem Motto: *Antiquitas, quo propius aberat ab ortu et divina progenie, hoc melius ea fortasse, quae erant vera, cernebat.)* 211 *S. in gr.* 8.

Auch mit dem besonderen Titel:

Parmenidis Eleatae Carminis Reliquiae. De vita ejus et studiis disseruit, fragmenta explicuit, philosophiam illustravit Simon Karsten, phil. theor. Mag. Litt. doctt. instituti, regii belg. sodal. corresp. gymnas. Amisfurt. Rect. (Mit dem Motto des Parmenides: Μηδέ σ' ἔθος πολύπειρον ὁδὸν κατὰ τήνδε βιάσθω, Νωμᾶν ἄσκοπον ὄμμα καὶ ἠχήεσσαν ἀκουὴν καὶ γλώσσαν· κρῖναι δὲ λόγῳ —)

Der Herr Vf., fortschreitend auf der Bahn, die er schon vor mehrern Jahren durch die Herausgabe der Reste des Xenophanes, als ersten Theils dieser Sammlung der Fragmente vorplatonischer Philosophie *), so ehrenvoll betreten, läfst in diesem zweiten Theile eine ähnliche Monographie über Parmenides folgen, die schon früher vorbereitet, in ihrem Erscheinen durch den Ausbruch der belgischen Unruhen verzögert wurde. Auch hier geht eine Untersuchung: *De Parmemidis vita et studiis* voraus, in welcher der Verf. die wenigen Nachrichten, die wir über das Leben dieses berühmten Philosophen erhalten haben, mit dem, was über seine Lehrweise und über die Art und Weise, die Philosophie zu behandeln, über deren Einflufs und Bedeutung im Allgemeinen zu bemerken war, geschickt zu einem Ganzen zu vereinigen sucht. Daran schliefsen sich von S. 26—48 die einzelnen auf uns gekommenen Bruchstücke, zu deren Zusammenstellung und Ordnung zwar auch schon von Andern, namentlich von Füllebern und Brandis, deren Verdienste auch dankbare Anerkennung bei dem Verf. finden, Rühmliches geleistet worden, die aber hier von neuem revidirt, in einem auch mehrfach berichtigten Texte, bei consequenter Durchführung der Jonischen Formen, vorliegen. Auch ist gegenüberstehend die lateinische Übersetzung beigefügt. Daran reiht sich von S. 49 an ein sehr genauer und ausführlicher Commentar, bestimmt alle einzelnen, einer Erklärung in sprachlicher wie sachlicher Hinsicht bedürftigen Stellen und Worte, welche in den Fragmenten Vers für Vers vorkommen, auf eine befriedigende Weise zu erklären. Um aber das Ganze zu vervollständigen, ist am Schlusse des Commentars, der einen grofsen Theil des Buches einnimmt, eine eigene Untersuchung *De Parmenidis philosophia*

*) Auch mit dem besondern Titel: *Xenophanis Colophonii Carminum Reliquiae. De vita ejus et studiis disseruit, fragmenta explicuit, placita illustravit* Simon Karsten etc. Bruxellis, sumtibus J. Frank, bibliopolae 1830. XXI und 208 S. in ähnlichem Druck und Format und ähnlicher Einrichtung. (Mit dem Motto aus Xenophanes: ὡς καὶ ἐγὼν ὄφελον πυκινοῦ νόου ἀμπιβολῆσαι Ἱρεσβυγενὴς ἔτ' ἐών.)

Digitized by Google

et placitis S. 131 ff. beigefügt, welche alle einzelnen Punkte in der Lehre des Parmenides, soweit sie uns bekannt ist, durchgehend, sie zu dem Ganzen Eines Systems zu verbinden sucht, um so eine möglichst vollständige Einsicht in die Philosophie des Parmenides, und in die Beziehungen derselben zu der Sokratisch-Platonischen Philosophie zu gewinnen, wobei ebensowohl alle Stellen der Alten, als die Untersuchungen der Neueren, namentlich der deutschen Gelehrsamkeit, die dem holländischen Verfasser durchaus nicht fremd geblieben, die gebührende Berücksichtigung, manche Stellen der Alten aber auch ein neues Licht erhalten, wie z. B. die allerdings schwierige und dunkle, vielfach mifsverstandene Stelle bei Cicero De Nat. Deor. (I, 11.) p. 244 seq. Wir können hier in dieser Anzeige nur im Allgemeinen auf die Schrift, die gewifs als eine wahre Bereicherung unserer Literatur anzusehen ist, aufmerksam machen und ihren reichen Inhalt nur im Allgemeinen andeuten; für den Freund der alten Philosophie wird es ohnehin keiner besondern Aufforderung bedürfen, durch ein specielleres Studium sich näher mit den in dieser Schrift enthaltenen Forschungen und den dadurch gewonnenen Resultaten bekannt zu machen, selbst wenn ihm auch über manche Punkte Zweifel oder Bedenken entstehen sollten, die bei so schwierigen und dunkeln Gegenständen nie ausbleiben können. — Am Schlusse sind die nöthigen Sach- und Wortregister beigefügt. Druck und Papier, wie überhaupt die äussere Ausstattung, ist vorzüglich.

Gymnasii Bernensis annuas lectiones inde a die XIII mensis Aprilis habendas — indicit Dr. Georg. Ferd. Rettig, litt. antiqq. Profess., gymnasii h. t. Director. Insunt I. De Timaei Platonici initio Commentatio. II. Annales Scholastici. — Bernae, typis Caroli Stuempfli. MDCCCXXXVI. 36 *S. in* 4.

Dieses Programm schliefst sich gewissermafsen als Fortsetzung den schon früher begonnenen Untersuchungen des Hrn. Vfs. über Plato, deren wir auch in diesen Jhrbb. 1835 p. 1124 gedacht haben, rühmlichst an. Inhalt und Tendenz bezeichnen hinlänglich die als Überschrift vorangestellten Worte: »*Veram in Timaeo de Reipublicae fine sententiam Platonem pronunciasse docetur.*« Der Widerspruch nemlich, der über Zweck und Anlage der Politie in Platons eigenen Äusserungen am Schlufs dieses Werkes und am Anfang des Timäus zu liegen scheint, wird hier einer näheren Untersuchung durch genaue Behandlung und Erörterung der Platonischen Stelle selber unterworfen, und so das in der Überschrift ausgesprochene Resultat erzielt. Daran knüpfen sich dann auch weitere Erörterungen, namentlich über den innigen Zusammenhang der drei Dialogen, der Politie, des Timäus und Kritias, die so gewissermafsen ein grofses Ganze bilden. Angehängt sind interessante Nachrichten über den Zustand und die erneuerte Einrichtung des Gymnasiums zu Bern, und dessen Verhältnifs zu der neu gegründeten Hochschule. *Chr. Bähr.*

Digitized by Google

Geschichtliche Darstellung des Calvinismus im Verhältnifs zum Staat in Genf und Frankreich bis zur Aufhebung des Edikts von Nantes. Von Dr. Georg Weber, Vorsteher der lateinischen Schule zu Bergzabern in Rheinbaiern. Heidelberg 1836, bei Mohr. 372 S. 8.

Der Verfasser dieser Anzeige hat von Herrn Weber, wie die Leser dieser Jahrbücher aus einigen dem Buche vorausgeschickten Zeilen sehen werden, so gütige Beweise einer wohlwollenden Gesinnung und freundlichen Aufmerksamkeit erhalten, dafs ein allgemeines Lob von seiner Seite her sehr verdächtig seyn würde; er hat daher doppelten Grund seiner Sitte getreu zu bleiben. Diese Sitte besteht darin, dafs er anführt, was die Verff. der angezeigten Bücher berichten oder urtheilen, und sein Lob oder seinen Tadel über das Angeführte ausspricht, wo es dann gar oft der Fall seyn kann, dafs ein Anderer, nach andern Grundsätzen, lobt, was er tadelt, und tadelt, was er lobt. Er wird sich übrigens dieses Mal darauf beschränken, den Inhalt anzugeben und Proben der Ausführung mitzutheilen.

Was das ganze Buch und den Inhalt angeht, so gehört es zu den nützlichen Werken, an denen die deutsche Literatur lange Zeit hindurch grofsen Mangel hatte, in welchen eine Materie zugleich gründlich und aus den Quellen und dennoch so behandelt wird, dafs jeder einigermafsen Gebildete das Buch mit Vergnügen lesen kann. Viele Gelehrte, die sich einen Ruhm oder eine Professur erschreiben wollen oder müssen, achten, wenn sie in unsern Tagen dergleichen Geschichten schreiben, worin von Religion und Disciplin, von Glauben und Kirche die Rede ist, nur allein auf eigentliche Gelehrte und auf Leute, die mit der Modetheorie des Tags bekannt sind. Sie wärmen den Quark alter theologischen Grübeleien wieder auf, oder faseln auch süfslich und frömmeln in weibischer Manier. Der Verf. hat diese Klippen glücklich vermieden, er schreibt ruhig und klar, und mit der Theologie hat er, wie schon der Titel zeigt, durchaus nichts zu thun.

Übrigens mufs Ref. einen Tadel gleich Anfangs aussprechen. Dieser betrifft den Titel. Der Verf. hätte sein gut geschriebenes und nützliches Buch Kurze Geschichte der Reformirten

Digitized by Google

in Genf und Frankreich nennen sollen; denn es leistet mehr als es verspricht. Die Leser haben dabei unstreitig gewonnen, und das Buch eignet sich, wie es ist, für ein gröfseres Publikum als der Titel in Anspruch nimmt; dies macht es indessen doch Refn. zur Pflicht, hie und da anzudeuten, wo es dem Titel nicht entspricht. Das erste Capitel hat es indessen in der That nur mit Genf und mit Calvin zu thun, und die Darstellung des Zustandes der Partheien kurz vor Calvins Ankunft hat Refn. besonders wohlgefallen. Herr Weber beweiset, dafs er besitzt, was den mehrsten Schriftstellern dieser Gattung fehlt — die erforderlichen Eigenschaften eines Lehrers der Geschichte. Er sagt S. 10—12:

In den bewegten Zeiten der letzten dreifsig Jahre lassen sich in Genf dreierlei Classen von Einwohnern erkennen, die an Ansichten und Sitten sehr verschieden waren. Erstens die Anhänger des herzoglichen Hauses, gröfstentheils savoyischen Ursprungs, die im Gefolge dieser Fürsten nach Savoyen gekommen waren und sich dort, wahrscheinlich vom Herzog ermuntert, angesiedelt hatten; zweitens, die patriotische Classe der ächten Bürger, zu denen die Parthei der Eidgenossen gehörte, und drittens die niedrige Volksklasse, wie überall, Werkzeug der Schlauen. Die Ersten, mehrentheils vornehme und reiche Leute, hegten aristokratische und monarchische Grundsätze und waren daher dem Bürgerthum eben so feind, wie der neuen Lehre, die auf gleiche Rechte Aller hinarbeitete; sie hatten gröfstentheils freiwillig oder gezwungen die Stadt verlassen und ihre Stelle nahmen nach und nach vertriebene Protestanten aus Frankreich ein. Die letzte Classe, bigott und unwissend, stand gänzlich unter dem Einflusse der Mönche, namentlich der Franziskaner, die zwei Klöster in der Stadt hatten, auch von diesen wurden die Zügellosesten, die hartnäckig bei der alten Lehre beharrten, verjagt und die Stadt auf diese Weise sehr entvölkert. Es war daher besonders die Mittelclasse der Einwohner, auf welche Calvin einzuwirken suchte, die patriotischen, republikanisch gesinnten Bürger, voll muthigen jugendlichen Sinnes als Folge der neu errungenen Unabhängigkeit, aber auch voll jugendlichen Leichtsinns, der ihnen das schätzbare Gut der Freiheit als in Rohheit und Frechheit bestehend, vormalte. — — — — — — —
Daher fanden Calvin und seine Freunde einen so harten Widerstand, als sie nach der Reform der Kirche auf die Reform der Lebensweise drangen; vorher hatte es sich nur darum gehandelt,

Digitized by Google

den Katholizismus zu stürzen, daher begnügte man sich, die neue Lehre immer nur im Gegensatze der alten zu predigen, wobei man es denn an derben Ausfällen und Schmähworten nach dem Geiste jener Zeit nicht fehlen liefs, dies mufste jetzt aufhören, und die Leere, die im Gemüthe des Menschen entstanden war, seitdem man ihn genöthigt hatte, die Eindrücke der Jugend abzulegen und dasjenige zu verachten, was ihm bisher heilig schien, mufste durch eine gesunde Moral ausgefüllt werden, wenn nicht alle Religiosität verschwinden sollte. Diesen Kampf hatte Bonnivard als unvermeidlich vorhergesagt, als man ihn wegen Einführung der neuen Lehre um Rath fragte, und Calvins Strenge war dem leichten Volk bald unerträglich. Hier ist nach Ref. Meinung die Aufgabe, die Calvin zu lösen hatte, ganz vortrefflich und klar entwickelt, und der Knoten für alles Folgende geschürzt, zugleich aber die Vertreibung Calvins, die unmittelbar folgt, sehr gut vorbereitet.

Das zweite Capitel, Genf während Calvins Leben, enthält die Dinge, die dem gelehrten Leser freilich wohl bekannt seyn mögen, die aber in unsern Tagen, wo man weit mehr bedacht ist, Dogmatik, Pfründen, Besoldungen, Hoffarth der Theologen als Moral, Demuth und Einfalt der Sitten wiederherzustellen, sehr nützlich zu lesen sind, da sie hier ohne alle Schwebelei und Nebelei vorgetragen werden. Wenn der Verf. gegen das Ende dieses Capitels auf Calvins Verfahren gegen Servet kommt, so geräth er, ein noch junger Mann, in einige Verlegenheit, wie er sich und seinem Leser helfen soll, und es macht seinem Herzen Ehre, dafs er sichtbar stecken bleibt und auch seinen Leser sitzen läfst. Wäre er ein gemachter Theolog unserer Zeit, oder der Candidat einer Professur, wie man jetzt diese Candidaten verlangt, oder ein abstracter loyaler Philosoph, er hätte seinem Vorbilde gewifs einen Taschenspielerkniff abgelernt gehabt, um den Stein hinunterzuschlucken und zu verdauen, und dem Publikum glauben zu machen dafs es Brod gewesen! Übrigens war das für Herrn Weber Nebensache, da er weder Calvins Leben noch die Geschichte der Reformation schreibt. Ref. war 1807, als er das Leben des Theodor Beza schrieb, noch etwas jünger als Herr Weber, und erinnert sich recht gut, dafs er bei mancher Thatsache in Verlegenheit gerieth, sich und zugleich seinen Helden aus der Sache zu ziehen. In einem zweiten Abschnitt geht dann Herr Weber S. 33 zu Frankreich über, und behandelt zuerst die Geschichte und Verfassung der calvinischen

Digitized by Google

Kirche in Frankreich bis zu Heinrich IV. Tod. Wenn Herr Weber blos eine gelehrte Abhandlung über Calvins Thätigkeit hätte schreiben wollen, so würde man ihm vorwerfen können, er hätte etwas zu weit ausgeholt und nicht immer Calvin im Auge behalten; aber man darf nicht vergessen, dafs er nicht ein überflüssiges Buch für Gelehrte, sondern ein nützliches und brauchbares für das grofse Publikum schreiben wollte, dem man gerade das sagen mufs, was in gelehrten und ausführlichen Werken ihm unzugänglich ist.

Das Mehrste in den beiden ersten Capiteln d. h. bis S. 57 geht die allgemeine Geschichte der Entstehung der französischen Gemeinden an, wo wir indessen gewünscht hätten, dafs der Vf., der, auf das Belehren der Laien bedacht, oft seinen Hauptgegenstand zu sehr aus den Augen verloren hat, den Zusammenhang und die Einwirkung Beza's und Calvins auf die einzelnen Gemeinden, auf die Grofsen, auf die ganze Sache immer im Einzelnen nachgewiesen hätte. Dazu ist der reichste Stoff in Calvins und Beza's Briefen, Ref. mag sich irren, er glaubt aber in den beiden Capiteln nur eine Stelle darüber gefunden zu haben, und dies ist blos eine allgemeine Bemerkung, welche er indessen doch hier mittheilen will. S. 54: Alle diese Kirchen standen mit Calvin und seinen Freunden in Verbindung, waren nach seinen Vorschriften eingerichtet, und erhielten fortwährend Rath und Belehrung von ihm; sie wurden meistens von Geistlichen gegründet, die ihre Bildung in Genf schöpften, eine enthusiastische Liebe für ihre Sache und eine Thätigkeit zeigten, die sich nicht auf ihre Pfarrgemeinden beschränkte, sondern sie zur weitern Verbreitung ihres Glaubens antrieb, theils unmittelbar in ihrer Umgebung theils durch Bildung von Schülern. Im dritten Capitel kommt der Verf. auf die Zeit der Verfolgung und der bürgerlichen Kriege in Frankreich, und giebt einen sehr guten, kurzen und passenden Bericht von der Verfassung der Kirche und der Gemeinden und eine Übersicht des Verfahrens der Regierung, welche uns besonders darum sehr wohl gefallen hat, weil Herr Weber durchaus nichts Überflüssiges aus der politischen Geschichte einmischt, sondern nur was gerade nöthig ist. Das vierte Capitel führt die Geschichte bis auf den ersten Religionsfrieden, und Ref. hat die ihm übrigens ganz bekannte Geschichte mit grofsem Vergnügen hier gelesen, und ist überzeugt, dafs sie auch andere Leser mit eben dem Vergnügen lesen werden, nur hat oft der Verf. zu sehr vergessen, dafs sein Titelblatt den Cal-

Digitized by Google

vinismus hervorhebt, dafs er also öfter als geschehen ist, einmal gelegentlich sich wieder nach Calvin und nach Genf hätte umsehen sollen. Das fünfte und das sechste Capitel hätten wohl etwas ausführlicher seyn dürfen. Das sechste Capitel endigt mit der Geschichte der Bartholomäusnacht, wo der Vf. seinem Zweck gemäfs in das Einzelne oder in besondere Untersuchung nicht eingeht, was hie und da wohl hätte geschehen können. Das siebente Capitel behandelt die folgenden Geschichten, besonders die Belagerung von Sancerre und von la Rochelle bis auf die Waffenruhe nach der Erwählung des künftigen Thronfolgers von Frankreich zum König von Polen. Das achte Capitel führt die Geschichte bis auf die Entstehung der Ligue, und mit dem Bericht über diese Entstehung beginnt das neunte Capitel. Dies ist ein sehr schwieriger Punkt, und man könnte dem Vf. vielleicht vorwerfen, dafs er die Sache etwas gar flüchtig abgethan habe, wenn man nicht immer vor Augen haben müfste, dafs er ein gröfseres Publikum von dem Zusammenhang der Hauptumstände auf eine angenehme und klare Weise belehren, nicht historische Forschungen anstellen oder Angaben kritisch prüfen wollte. Eins möchten wir des Titels wegen auch hier wieder tadeln, dafs nicht der Verf., statt in die Labyrinthe der Kabalen jener Zeit z. B. die guerre des amoureux einzugehen, sich der zahlreichen Briefsammlungen jener Zeit bedient hat, um den Zusammenhang der Genfer und deutschen Calvinisten und ihrer Organisation, ja auch der niederländischen und ihres Helden Wilhelm mit den Franzosen und ihren organisirten Gemeinden nachzuweisen. Dies würde dem Titel besser entsprechen und seine Leser von trostlosen Kabalen protestantischer und katholischer Hofleute und reformirter, halbreformirter und katholischer grofser Herren zur Wahrheit und Überzeugung bürgerlicher Herzen geführt haben. Das eilfte Capitel erzählt den Krieg mit den Protestanten bis auf den Tod des Prinzen von Condé, wo wir nur bedauern, dafs der Verf. auf der einen Seite Davila und auf der andern de Thou, von dem er sonderbarer Weise immer die französische Übersetzung, nicht das lateinische Original citirt, zu unbedingt gefolgt ist. Wie z. B. wenn er S. 120 de Thou nachschreibt, dafs alle Verschwörungen gegen das Leben der Königin Elisabeth von England von den Guisen ausgegangen. Im zwölften Capitel ist der Verf., da er sich einmal soweit in die Geschichte der Religionskriege eingelassen hatte, über die Organisation der Bürgerschaft von Paris, über das Verhältnifs der

Digitized by Google

Sechzehner zu den Mönchen, über den Zusammenhang der Pariser Bürgerschaft mit der Ligue, über die Anstalten zu Barrikaden, Ketten, Fässer, enge Strafsen, etwas zu kurz, gerade für das Publikum, für welches sein Buch berechnet ist. Dies wird man am besten erkennen, wenn wir die kurze Stelle anführen, worin die Dauer der Fahrt der Königin Mutter in den Palast des Herzogs von Guise beschrieben wird. Selbst ein Pariser unserer Zeit würde den Sinn nicht fassen, wenn man ihm nicht erst sagte, welche Strafsen zu passiren gewesen und in welchem Zustande sich diese damals befunden hätten. Dies war um so leichter deutlich zu machen, da sich die lange Strecke der la Ferronerie und Verrerie fast noch in dem alten Zustande befindet. Die erwähnte Stelle lautet S. 129: Nach langer Berathung beschlofs der Hof gegen Abend, die Königin Mutter an den Herzog abzuschicken und dessen Vorschläge zu vernehmen; zwei volle Stunden mufste sie zubringen, ehe sie zu dem Palaste desselben gelangte, indem man die Barrikaden überall öffnete und hinter ihr wieder zuschlofs. Der Verf. würde sagen können, er habe ja ausdrücklich S. 128 gesagt, dafs unter dem Geläute der Sturmglocke die Strafsen vorher überall mit Ketten, Fässern, Balken so gesperrt worden, dafs in wenigen Augenblicken die grofse Stadt von dreifsig zu dreifsig Schritten abgeschlossen gewesen. Es kam aber gerade darauf an, nachzuweisen, wie das möglich war, welche feste Einrichtungen damals zu diesem Zweck in Paris bestanden, und wie die Bürgerschaft und das Innere der Stadt gerade durch diese Einrichtungen ein furchtbares Instrument der Mönche, der vornehmen unzufriedenen Herren oder des Parlaments wurde, je nachdem eine der genannten Partheien mit dem Hofe im Streit war. Diese Lücke auszufüllen gehört nicht hieher, doch wollen wir gelegentlich bemerken, dafs über das Barrikadenwesen in den Mémoires de Retz, die bekanntlich zu dem Besten in ihrer Gattung gehören, recht anziehende Nachrichten vorkommen. Auf dieselbe Weise hat Herr Weber die Scene in Blois (den Mord des Herzogs von Guise, die Verhaftung des Cardinals und des Erzbischoffs von Lyon) S. 133 offenbar zu flüchtig erzählt und das Schauderhafte der That und der Anstalten dazu theils gar nicht erwähnt, theils nicht genug mit der Geschichte des Kriegs gegen die Reformirten in Verbindung gebracht. Die Umstände der Ermordung des Herzogs und die berüchtigten vierzig Mörder werden nicht erwähnt, der Ermordung des Cardinals wird nur im Vorbeigehen gedacht, und wenn nicht etwa Ref. im flüch-

Digitized by Google

tigen Lesen etwas übersehen hat, so ist die Geschichte des Erzbischoffs ganz übergangen. Das dreizehnte Capitel endigt mit der Ermordung Heinrichs III., und die drei folgenden erzählen die bekannten Geschichten der Unternehmungen Heinrichs IV. bis zur Einnahme von Paris. Im siebzehnten kömmt endlich der Vf. auf den Gegenstand zurück, den sein Titel verspricht, nämlich auf das Verhältnifs des Calvinismus zum Staat. Wir hätten gewünscht, der Verf. hätte die beiden Fortsetzungen des siebenzehnten Capitels etwas ausführlicher gefafst und durch einzelne Beispiele aus der folgenden Geschichte erläutert, statt dafs er nur ganz im Allgemeinen die Hauptpunkte der Einrichtungen andeutet. Er giebt aus dem Edict von Nantes unter der Rubrik *A* die kirchliche Stellung der Huguenotten summarisch an, dann unter *B* ihre bürgerliche Stellung, wo er unstreitig im Letzteren etwas ausführlicher hätte seyn müssen, wenn er seinen Lesern eine Einsicht in die inneren Verhältnisse der folgenden Geschichten, die ohnehin ohne ausführliche Behandlung der ganzen politischen Geschichte schwer zu verstehen sind, hätte geben wollen. Das achtzehnte Capitel führt die Geschichte bis auf Heinrichs IV. Tod, wo wir wieder gewünscht hätten, dafs der Verf. nicht das allgemein Bekannte erzählt hätte, sondern seinem Titel getreu immer nach dem Genfer Pabstthum, nach den Synoden und Versammlungen und den Geistlichen schauend, seine Geschichte immer an den Calvinismus, nicht an den Hof und seine Creaturen geknüpft hätte. Endlich in der zweiten Abtheilung, überschrieben: Der Hugenotische Bund in Frankreich unter Ludwig XIII., kommt der Verf. S. 179 wirklich auf den Calvinismus zurück. Nach einer einleitenden Bemerkung über die Entstehung der Jesuiten, über Beschaffenheit und Zweck des Ordens, kommt er S. 187 auf die französish-reformirte Gemeinde, die sonderbar genug eine förmliche Republik im Schoofse eines monarchischen Staats bildete. Das wird man schon aus dem Wenigen sehen, was der Verf. S. 187—188 von der kirchlichen Verfassung sagt. Er hat übrigens offenbar zu wenig davon gesagt, und hätte nicht allein ausführlicher seyn, sondern auch die bedeutende Verschiedenheit bemerken sollen, die in den verschiedenen Theilen des Reichs statt fand. Wir sehen aber aus der Note zu der ausführlicher angegebenen politischen Einrichtung des Bundes, dafs der Verf. wegen der Quellen und Hülfsmittel in Verlegenheit war. Nachweisungen darüber zu geben scheint uns um so weniger nöthig, als die von Herrn Weber zusammen-

Digitized by Google

gestellten Nachrichten für den Zweck seines Buchs, eine klare und lesbare Übersicht der Geschichte der französisch-reformirten Gemeinde in Frankreich zu geben, völlig hinreichen. Wenn der Verf. hernach auf die Streitigkeiten in den ersten vier Jahren nach dem Tode Heinrichs IV., oder auf die Händel der Maria von Medicis mit den Grofsen in den Jahren 1610—1614 kommt, so faſst er sich, was wir sehr loben, kurz, und geht schon S. 196 auf die Protestanten über, worauf es dem Titel nach ganz allein ankommt. Dieses Stück bis an das Ende des Capitels ist eins der besten und belehrendsten in dem Buche. Im zweiten Capitel behandelt der Verf. das Labyrinth der politischen Händel seit 1614, also sehr bekannte Sachen. Offenbar konnte er nur darauf bedacht seyn, dem Publikum, dem er sein Buch bestimmt, eine klare und faſsliche Erzählung zu geben. Er hat sich bestrebt, aus der ungeheuren Masse von Nachrichten, die wir gerade über diese Zeiten besitzen, solche Punkte auszuheben, die diesem Publikum nützlich wären; er scheint seinen Zweck erreicht zu haben, nur hätten wir gewünscht, er hätte weniger von den Andern und mehr von den Protestanten gesagt. Dies hätte um so leichter geschehen können, als die Protestanten mittelbar oder unmittelbar nicht aus eignem Antriebe Theil nahmen, sondern von vielen grofsen Herren, die aus Politik protestantisch waren, eingemischt wurden. Im dritten Capitel S. 214 führt der Zusammenhang der allgemeinen Geschichte selbst den Verf. auf die Protestanten zurück. Dieses dritte Capitel ist das anziehendste, theils weil es die Spezialitäten, die man in den allgemeinen Geschichten leicht übersieht, besonders hervorhebt, was eigentlich in dem ganzen Buche hätte geschehen sollen, theils weil um dieselben Zeiten die Jesuiten auf dieselbe Weise in Frankreich und in Deutschland verfuhren. Diese religiösen Sophisten gebrauchten damals gegen die Reformirten dieselben Mittel, welche die politischen Sophisten unserer Tage gegen die Feinde des Absolutismus anwenden. Im zehnten Capitel wird diese Materie fortgesetzt und der Krieg erzählt, den die Protestanten fast muthwilliger Weise angefangen hatten, und welcher durch den Frieden von Montpellier beendigt ward. Dieser Krieg war es bekanntlich, der die beiden folgenden herbeiführte und dem Cardinal Richelieu Gelegenheit verschaffte, la Rochelle zu erobern und das Gnadenedict von Nismes an die Stelle des Dankbarkeitsedicts von Nantes zu setzen. Auch dieses Capitel ist besonders anziehend, da der Vf. aus vielen Büchern, die man gewöhnlich

Digitized by Google

nicht zur Hand zu nehmen pflegt, sehr gute Nachrichten gezogen, gut geordnet und gut vorgetragen hat. Man erhält auf diese Weise eine viel bessere Vorstellung vom Leben der Zeit, von von den Verhältnissen der protestantischen und katholischen Bevölkerung der südlichen Gegenden, als man sie aus der besten allgemeinen Geschichte schöpfen kann. Wir bedauern daher um so mehr, dafs der Verf. so viel Raum an die allgemeinen Geschichten verschwendet hat, die er mit wenigen Worten hätte andeuten können. Das folgende Capitel enthält die Geschichte des zweiten Kriegs, und erst das sechste die Geschichte der berühmten Belagerung von la Rochelle. Die Letztere ist für das Publikum, welches sich der Verf. wünscht, sehr gut und anziehend behandelt, sonst wäre es wohl nöthig gewesen, hier auf die Geschichte der protestantischen Herren, die an der Spitze standen, Rücksicht zu nehmen, und noch mehr auf die Geschichte von England und auf die Art, wie Buckingham und sein König, ganz absolute Gemüther, die Protestanten und ihren Krieg betrachteten. Es ist indessen sehr gut, dafs der Verf. nicht nach dieser Bemerkung, die Ref. nur gelegentlich und im Vorbeigehen hat machen wollen, auf die allgemeine Geschichte sich eingelassen hat, da diese niemand in diesem Buche suchen wird. Übrigens würden wir S. 254 nicht gerade eine Stelle aus Guizot's Geschichte angeführt haben, da diese weder durch innere Wahrheit noch durch gedrängte Darstellung der Thatsachen vor der ersten besten englischen einen Vorzug hat. Gerade über diese Sachen hätte sich Herr Weber aus Ursachen, die jedem von selbst einfallen werden, unbedingt an Rapin Thoyras halten dürfen, wenn er keins der englischen Bücher, welche Buckingham und diese Geschichte speziell angehen, hätte benutzen können oder wollen. Man findet hier über Belagerung und Einnahme von la Rochelle die interessantesten Nachrichten zusammengestellt und die französische Sammlung der Mémoires recht gut benutzt.

Von S. 266 an beginnt die dritte Abtheilung: Zustand der Huguenotten seit dem Verluste der Selbstständigkeit ihres Bundes. Ref. will den Anfang des ersten Capitels mittheilen, weil er ganz mit Herrn Weber übereinstimmt und man schon aus den wenigen Worten sehen wird, wie ruhig, besonnen und verständig dieser die Geschichte behandelt hat. Richelieu, heifst es, gab durch nichts mehr seine tiefe Weisheit zu erkennen, als durch das Gnadenedict von Nismes. Er sah wohl ein, dafs er den Staat seiner fleifsigsten und thätigsten Unterthanen

Digitized by Google

berauben würde, wenn er den Glauben des Bürgers antastete, worin dieser die Beruhigung seines Gewissens und den Trost seines Lebens fand. Die Lehre der Huguenotten war in seinen Augen kein Verbrechen; obwohl Cardinal und früher nicht ohne Meinungseifer, hegte er jetzt duldsamen Sinn, einzig auf die Gröfse des Staats und der königlichen Allmacht bedacht; blos die selbstständige Verfassung des Bundes war ihm ein Dorn im Auge; sie mufste vernichtet werden. Sobald daher die Protestanten auf gleicher Stufe standen mit der Masse des Volks, waren sie seine Feinde nicht mehr. Übrigens führt das erste Capitel dieser dritten Abtheilung der Geschichte der Reformirten in Frankreich die Geschichte durch die Zeiten der Fronde hindurch und das Resultat der Erzählung wird S. 276 ganz vortrefflich auf folgende Weise kurz zusammengefafst: Der Hof verkannte die Verdienste der Huguenotten in jenem drohenden Zeitpunkte nicht, und Mazarin selbst gestand ein, dafs der Thron gewankt habe und dafs die Protestanten ihn festgehalten hätten; und nach Beendigung der Unruhen gab man ihnen manchen Beweis der Zufriedenheit. Die unglücklichen Calvinisten aus Pamiers, die in den Religionskriegen von ihrem Eigenthum vertrieben worden waren und seitdem hülflos und zerstreut an andern Orten lebten, durften in Folge eines Erlasses vom Jahre 1652 in ihre Heimath zurückkehren und Besitz von ihrem Vermögen nehmen, und es war nicht Schuld des Hofes, wenn die Ränke des Bischoffs von Pamiers und die Ungerechtigkeit des Gerichtshofs von Toulouse die Wirkung dieser billigen Verfügung vereitelten. In Alais, Nismes und andern Orten erhielten die Protestanten Berechtigungen, die sie in Bezug auf die Theilnahme städtischer Ämter in ein gleicheres Verhältnifs zu den Katholiken setzten, und am 21. Mai 1652 wurden alle bisherigen Edicte zu Gunsten der Reformirten feierlich erneuert. An mehrern Orten, wo seit einigen Jahren der Calvinische Gottesdienst verhindert worden war, sang man aufs neue die Psalmen, und die ersten Regierungsjahre des jungen Königs versprachen den Huguenotten ein goldnes Zeitalter. Das ganze zweite Capitel ist der Geschichte der Verhältnisse gewidmet, die der Verf. nach dem Titel seines Buchs ganz besonders behandeln wollte, dies wird man schon aus folgender Überschrift des Capitels sehen können. Die Calvinisten werden von Mazarin begünstigt — Sie unterstützen die Waldenser in den Thälern von Piemont. Die katholische Geistlichkeit macht die Huguenotten am Hofe ver-

Digitized by Google

dächtig, daher einige strengere Maasregeln. In allen Provinzen werden Commissäre ernannt, zu untersuchen, ob das Edict von Nantes überall gehalten wird. Letzte Nationalsynode der Huguenotten zu Loudün. In diesem Capitel hat Ref. viele anziehende, ihm, da er sich mit der speziellen Untersuchung dieser Sache nie beschäftigt hatte, ganz neue einzelne Umstände gefunden, die sich auch für die allgemeine Geschichte recht gut gebrauchen lassen. Im dritten Capitel wird sehr klar und zugleich sehr gemäfsigt und ruhig, vortrefflich nachgewiesen, auf welche Weise man gleich nach Mazarins Tode langsam und schlau den Plan der Vertilgung des Protestantismus auszuführen anfing. Herr Weber hat zu dem Ende mit der Erzählung der Unterdrückung der höheren protestantischen Lehranstalt in Montauban begonnen und geht alsdann zu den Conversionen über. Der Verf. hat S. 290 sehr gut bemerkt: Der Hof durfte nur ein einziges Mal kund geben, dafs er eine Kränkung der Huguenotten nicht mit demselben Auge betrachte, wie eine Verletzung seiner übrigen Unterthanen, um jenen ein schreckliches Loos zu bereiten, indem von dem Urtheilsspruche des Untersuchungsgerichts keine Berufung an die gemischten Kammern Statt fand, sondern nur an den Staatsrath. Jedem Freunde der Geschichte, der sich über diese wichtige Geschichte auf dem kürzesten Wege gründlich belehren will, müssen wir dieses Capitel dringend empfehlen, wo man nur Thatsachen mit Nachweisung der Quellen findet. Tantumne religio potuit suadere malorum? Derselbe Gegenstand wird im folgenden vierten Capitel von dem Jahre 1663 bis 1679 durchgeführt, und Ref. gesteht, dafs diese letzten Capitel ihm im ganzen Buche am besten gefallen haben; denn der Verf. hat mit Weglassung alles Unwesentlichen die Hauptumstände und das Einzelne, worauf es ankommt, vortrefflich hervorgehoben, und Ref. bedauert sehr, dafs der Raum dieser Blätter ihm nicht erlaubt, dieses durch Anführung ganzer Stellen zu beweisen. Der Verf. hat sehr gut verstanden, seinen Lesern anschaulich zu machen, wie man ganz consequent Schritt vor Schritt dem Ziele näher rückte und den letzten Gewaltstreich vorbereitete. Das fünfte Capitel enthält die bekannten Geschichten Ludwigs und der Maintenon und den Anfang der gewaltsamen Maasregeln. Das sechste Capitel ist wieder mehr speciell und enthält die Geschichte der Verfolgungen von 1681—1685, ohne dafs der Verf. dabei, wie das zuweilen im vorhergehenden Capitel geschehen war, die Protestanten aus dem

Digitized by Google

Auge verliert. Dieses Capitel ist ebenso anziehend als das dritte und vierte, weil es uns Geschichten erzählt, die man aus den angeführten Werken nur mit grofsem Zeitaufwande herausfinden würde, wenn man auch Lust und Zeit hätte, sie zu lesen. Wir bewundern übrigens die Ruhe und Leidenschaftlosigkeit des Vfs. in einer Sache, wo man, besonders in seinem Alter, so geneigt ist, heftig zu werden und Parthei zu nehmen.

Schlosser.

Considerazioni sulla storia di Sicilia dal 1532 *al* 1789 *da servire d'aggiunte e di chiose al Botta, di Pietro Lanza, principe di Scordia. Palermo stamperia di Antonio Muratori.* 1836. 591 *S.* 8.

Ref. glaubt dem deutschen Publicum, welches selten die Producte sicilianischer Pressen zu Gesichte bekommt, und dem erlauchten Verf., der so gütig war, ihm das Buch zu schenken, einen Dienst zu thun, wenn er den Inhalt desselben kurz anzeigt, weil es eine Lücke füllt, welche alle neapolitanischen Geschichtschreiber, auch der neueste und gröfste unter ihnen, gelassen haben. Colletta hat Sicilien nur gelegentlich berührt; der Verf. des angeführten Buchs erwähnt seiner gar nicht, wir zweifeln auch, dafs in unsern doctrinären Tagen ein wahrhaft grofsartiger Geschichtschreiber wie Colletta die Anerkennung finden werde, die ein Botta gefunden hat. Übrigens urtheilt der Prinz von Scordia ganz richtig über Guicciardini, dafs er seine Geschichte auf einem trostlosen Grundsatz der Selbstsucht, oder mit andern Worten, auf dem Grundsatz der Diplomaten und Politiker gründe; er hat aber Unrecht, wenn er dabei den Helvetius nennt, er hätte den Macchiavelli und die gröfsten Männer seiner Nation nennen sollen, die im sechzehnten Jahrhundert erfunden, classisch vortrefflich entwickelt und meisterhaft befolgt haben, was die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts nur unvollkommen nachlallen. Die an sich und im Munde eines sicilianischen Prinzen merkwürdige Stelle lautet: Jo ben anco ammiro e venero Guicciardini, ma assai mi duole come Botta dice, che fondamento alla sua storia è la brutta e dolorosa dottrina di Elvezio. Diese Erwähnung des Helvetius ist doppelt ungerecht. Was Botta angeht, so sagt der Vf. in seinem discorso proemiale, er verdiene allerdings Dank, dafs er die Fortsetzung des Guicciardini unternommen habe; dadurch hätte Italien wenigstens endlich einmal

Digitized by Google

einen allgemeinen Geschichtschreiber erhalten, allein er habe theils zu schnell gearbeitet, da seine allgemeine Geschichte in fünftehalb Jahren fertig gewesen sey, theils habe er einzelne Geschichten, welche besonders angeführt werden, gar zu kurz abgefertigt. Unter diese Geschichten wird denn auch die von Sicilien gerechnet, welche Lücke der Prinz durch sein Buch ausfüllen will. Man wird sich verwundern, in einem italienischen Schriftsteller unserer Zeit die Genauigkeit und besonders die kritische Schärfe zu entdecken, die der Verf. überall bewiesen hat. Wir dürfen, so sehr uns die Art der Behandlung angezogen hat, dem Vf. durch das Einzelne nicht folgen, wir wollen aber den Inhalt kurz andeuten, um zu zeigen, was man hier findet, und wie glücklich der Vf. den leeren Wortschwall und das eitle Phrasendrechseln der heutigen Italiener vermieden hat. Wir wollen zuerst die Stelle anführen, worin er sich über seine Quellen und seinen Zweck ausspricht; man wird aus seinen eignen Worten erkennen, dafs er weifs, worauf es ankommt, und dafs er nicht zu den vornehmen Schriftstellern gehört, denen ihr Rang ohne Mühe den Ruhm schafft, sondern dafs sein Buch eine in unsern Tagen in der italienischen Literatur sehr seltene Erscheinung ist. I nostri storici, sagt er, le constituzioni e i capitoli del siciliano reame e i varii manuscritti patrii di cui abbonda questa libreria del Senato mi sono serviti di norma nel mio scabroso camino, apprestandomi tutta quella luce che m'era d'uopo. Non posso pero negare che in questa medesima scelta ho dovuto impiegare una diligente critica a fin di separare le cose genuinamente narrate dalle tante futili, di cui spesse volte sono imbrattate le carte di nostri avi. Das erste Buch, oder die ersten 69 Seiten enthalten die Geschichte der Jahre 1530 — 1646, die wir ganz übergehen. Wir wollen nur bemerken, dafs der Verf. auch hier bei aller Kürze, die wir ihm zum grofsen und besondern Verdienst anrechnen, Nachrichten aus Büchern beibringt, die in unsern Gegenden selten oder auch völlig unbekannt sind. Im zweiten Buche sucht er bei der Geschichte sicilianischer Unruhen und Umstände mehr Botta zu ergänzen, als zu berichtigen, er lobt vielmehr dessen Darstellung der Bewegungen in den Jahren 1646 — 1649. Wir dürfen auch auf die in diesem Buche enthaltenen Geschichten nicht näher eingehen, müssen aber zur Ehre des Vfs. bemerken, dafs er sehr weit von den Vorurtheilen entfernt ist, die wir Deutsche, und besonders die Protestanten unter uns, sonst seinen Landsleuten vorzuwerfen pflegen. Er spricht sich

Digitized by Google

über Ketzergerichte mit demselben Abscheu aus, als Colletta. Er berichtet nämlich unter dem Jahre 1658, S. 106, wo er der Feste in Sicilien wegen der Schwangerschaft der Königin von Spanien erwähnt, S. 107. Aber auf die andern Festlichkeiten folgte eine grausige und barbarische. Die bestand in einem Auto da fé. Dies war (die Nachricht verdient bemerkt zu werden) das zweite tragische Schauspiel dieser Art, welches unter uns aufgeführt ward, woran man nicht ohne Schauer und Grausen denken kann (del quale l'umanitá non può non sentire ribrezzo ed orrore). Etwas weiter unten folgt eine dahin gehörige Notiz, die wir unsern Lesern mittheilen wollen. Er sagt nämlich: Achtzehn Jahre nachher ward diese höllische Handlung gegen einen Diaconus aus dem Augustiner-Orden, gegen den Bruder Diego la Matira erneut (Diciotto anni conseguitaronsi, dopo i quali videsi rinnovato quel infernale operamento in persona di un diacono agostiniano per nome frà Diego la Matira). Mit derselben Freimüthigkeit, wie über die geistlichen Angelegenheiten, redet der Verf. über die weltlichen. Man wird nicht allein sehr viele unterhaltende Geschichten aus seinem Buche ziehen können, sondern Sitten und Gebräuche und Formen des Lebens wird man hier weit besser kennen lernen als aus Reisebeschreibungen. Um an einem Beispiele zu zeigen, wie der Verf. erzählt, urtheilt und eine Spezialgeschichte unterhaltend macht, wollen wir eine Stelle auf den Zufall hin ausheben. Wir würden die ganze Geschichte der Verwaltung des Vicekönigs Ayala hier übersetzen, wenn wir der Erzählung einen gröfseren Raum widmen könnten, wir werden daher nur den Anfang mittheilen. Wer die ganze Geschichte im Zusammenhange lieset, wird sehen, wie wichtig der Streit des Vicekönigs mit den Bürgern von Messina als Schritt einer monarchisch-militärischen Regierung ist. Nicht blos aus dem Grunde, weil dieser Streit einen förmlichen Aufstand veranlafste, sondern weil fast in demselben Jahre, als man die Vorrechte der Bürgerschaft von Messina antastete, unmittelbar nach dem westphälischen Frieden, mit den Rechten vieler deutschen Städte fast ebenso verfahren wurde. Es heifst: Der Vicekönig erliefs eine Verordnung an die Messinenser, dafs bei der Wahl ihrer Rathsherren die Geschwornen der vorigen Verwaltung oder des vorigen Jahrs nicht Theil nehmen sollten. Dies war den bürgerlichen Freiheiten von Messina geradezu entgegen und verdrofs die Einwohner so sehr, dafs sie zwei Abgeordnete sandten u. s. w. Charakteristisch ist es, dafs diese Deputirte in städtischen An-

Digitized by Google

gelegenheiten Mönche sind. Diesen Streit mögen die Leser im Buche selbst aufsuchen, wir wollten eigentlich nur den Anfang einer andern Geschichte mittheilen. Dieser lautet S. 107—108 folgendermafsen: Im Jahre 1660 kam der neue Vicekönig Graf Ayala, und er trat gleich mit spanischem Stolze auf. Nicht zufrieden mit dem Vielen Spanischen (di tutto quello che qui erasi introdotto d'iberico), was bei uns schon eingeführt war, wollte er auch noch die äussern Gebräuche und Gewohnheiten seines Vaterlandes einführen. In dem Anzuge der Gerichtsbeamten (ministri togati) änderte er Manches, und verordnete, dafs sie ein Doctor-Barret, Gorra genannt, statt des Huts tragen sollten, und hätte er sich mit dergleichen Neuerungen begnügt, so wäre wenigstens nichts daran verloren gewesen, und man würde seines Namens nicht mit Verachtung gedenken müssen; aber er war eitel (borioso) und hochmüthig wie kein Anderer, und reizte Alles zum heftigen Zorn. Erst fing er mit dem Erzbischoff von Palermo, dann mit dem Adel, endlich mit der Stadt Messina Streit an. Mit dem Ersten hatte er allerlei Händel (varii disgusti), und dieser bediente sich seiner priesterlichen, der Vicekönig der weltlichen Waffen; der Letztere der Soldaten, der Erstere geistlicher Vermahnungen; als aber (wie das ganz natürlich ist) die Waffen des Vicekönigs kräftiger wirkten (agivano con più forza) und des Prälaten Sache nicht mehr fort wollte (andava a ritroso), so zog dieser sich in der besten Ordnung vom Schlachtfelde. Er entfernte sich unter dem scheinbaren Vorwande (col orpello), Visitation in seinem Sprengel zu halten, auf einige Zeit aus Palermo, und kam erst dahin zurück, als ein besserer Wind für ihn wehte. Der Adel war damals heftig unter sich selbst entzweit, denn es war Zwist zwischen dem alten und dem neuen Adel. Der erste wollte allein Anspruch auf die grofsen Adelsvorrechte der Sicilianer haben, und wollte nicht zugeben, dafs irgend ein Neugeadelter daran Theil hätte. In der That waren die siebenzehn Fürstenthümer der letzten Zeit durch neue Diplome und Belehnungen bis zu sechsundsechzig vermehrt worden, es waren daher der neuen viel mehr als der alten. Die neuen machten mehr Lärm, und weil die Zahl ihrer Anhänger viel gröfser als die ihrer Gegner war, so setzten sie den Vicekönig sehr in Schrecken; denn dieser wufste nicht recht, wohin er sich wenden sollte. Er kannte die Kräfte und die Macht des alten Adels und die Zahl und Entschlossenheit des neuen; er sah also kein anderes Mittel, dem Streit ein Ende zu machen, als dafs er

Digitized by Google

beide gütlich zu befriedigen suchte. Man liefs den Fürsten älteren Ursprungs daher einige besondere Vorrechte und gab den Andern einige neue. Wenn wir die traurige Geschichte der Fehde Messina's mit dem Vicekönig hinzufügten, so würde man ein vollständiges Bild spanischer Verwaltung haben und sich leicht erklären, warum diese grofse und reiche Monarchie und alle ihre Theile und Provinzen im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts so ganz unbegreiflich tief herabsank. Bei dieser Gelegenheit wollen wir bemerken, dafs das Bild spanischer Verwaltung in der Lombardei, welches Manzoni in den promessi sposi entwirft, ganz getreu und historisch ist. Wie weit die absichtliche Verwirrung und Unordnung ging, sieht man auch daraus, dafs, nachdem Ayala die Stadt Messina, zur grofsen Freude der Einwohner von Palermo, aufs härteste und strengste behandelt hatte, und dafür in Palermo allerlei Beweise der Zuneigung erhalten, sein Nachfolger, der Duca di Sermoneta, welcher vorher Statthalter von Mailand gewesen war, ein ganz entgegengesetztes System befolgte. Er zeigte sich ohne Grund den Palermitanern ganz abgeneigt und wollte sogar Anfangs sein Amt nicht einmal, wie das hergebracht war, in Palermo antreten. Dies that er freilich zuletzt, doch bewies er schon im ersten Monat seiner Verwaltung seine Abneigung gegen Palermo. Wir wollen hier wieder eine Stelle übersetzen, damit unsere Leser selbst über den Ton und die Manier des Prinzen urtheilen können. Diese Partheilichkeit, sagt er, welche die Statthalter bald für die eine bald für die andere Stadt zeigten, war für ganz Sicilien höchst verderblich, denn sie vermehrten dadurch die erbliche Mifsgunst (aschio) der beiden Städte und nährten jene Zwietracht, welche ein Hauptunglück der armen Insel war. Sermoneta verliefs Palermo schon im Laufe des zweiten Monats seiner Verwaltung und reiste nach Messina, wo er, sey es nun aus Furcht, sey es im geheimen und ganz besondern Auftrage, sey es aus eigner besonderer Vorliebe, sich bestrebte, diese Stadt auf jede Weise zu begünstigen, ohne sich um das übrige Reich zu bekümmern.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

P. Lanza, Princ. di Scordia, Considerazioni sulla storia di Sicilia.

(Beschluss.)

Diesen Satz beweiset der Vf. sehr gut durch das angeführte Gesetz, dafs die Ausfuhr der Seide nur von Messina aus geschehen dürfe. (Er führt an die Pragmatica Prohibitiva di non potersi extrahere sete per fuori regno se non che solamente dal porto di questa nobile ed exemplare città di Messina etc. etc. stamp. del Senato 1664.) Nach langem Lärmen und Streit senden die Palermitaner ihren Hauptpfarrer nach Madrid, der alsdann eine Aufhebung des Verbots bewirkt. Diese und alle bis S. 130 erzählten Dinge hatte Botta übergangen und hatte blos die Unruhen und den Aufstand von Messina erzählt, so genau dieser auch mit der Eifersucht zwischen Palermo und Messina zusammenhängt. Die Geschichte dieser Unruhen giebt dem Verf. Gelegenheit, sein kritisches Talent und seine Kenntnifs der Geschichte seines Vaterlandes auf eine recht glänzende Weise zu zeigen, indem er zugleich von Botta, den er oft kritisirt, oft auf Irrthümern und Übereilungen ertappt, mit Aufmerksamkeit und grofser Achtung redet. Er sieht sehr wohl ein, dafs ein allgemeiner Geschichtschreiber um desto eher Fehler begehen kann, je umfassender seine Arbeit, je leichter sein Vortrag ist. Der Verf. giebt nämlich zuerst einen ganz kurzen Abrifs von dem, was Botta in seiner Geschichte auf vierzig Seiten von dem Aufstande in Messina erzählt hat, dann leitet er seine kritische Prüfung dieser Erzählung mit folgenden Worten ein: Narrate in succinto le cose dette dal egregio storico Piemontese in buona parte del suo libro vigesimo nono, credo esser dell' obbligo indossato far osservare, o almeno indagare in pria il luogo da dove egli abbia potuto ritrarre questo suo vivo raconto, ed indi inditare un qualche lieve peccato che io col mio limitato intelletto ho potuto nel suo lavoro notare. Übrigens würde sich zeigen, wenn wir die lange Stelle übersetzen dürften, dafs er nach und nach die ganze Erzählung des Piemontesers auseinanderlegt und dafs am Ende nichts als Stellen aus Brusoni, verbrämt mit Rhetorik und was die Leute

Digitized by Google

Philosophie zu nennen pflegen, übrig bleibt. Der Aufstand von Messina, ebensosehr aus Hafs gegen Palermo als gegen die Spanier, fiel in die Zeit, als Ludwig XIV. nach seinem Einfall (1672) in Holland mit Spaniern und Holländern in Krieg war. Die Einwohner von Messina nahmen die Franzosen in ihre Stadt auf, die Spanier und Palermitaner wurden von den Holländern, die damals um ihre eigne Existenz mit den Franzosen zu kämpfen hatten, unterstützt; dieser Theil des Buchs gehört daher der allgemeinen Geschichte an. Wir wollen bei der Gelegenheit eine Nachricht einrücken, die vielleicht denen nützlich seyn kann, die in unsern Tagen griechische Handschriften in Spanien einzukaufen suchen. Es ist nämlich S. 157 die Rede von der harten Bestrafung der von den Franzosen aufgegebenen Stadt Messina (um 1679). Die Stadt, heifst es, ward des Ordens della Stella, worauf die Bürger so ungemein stolz waren, beraubt; sie verlor Universität und Archiv, obgleich es falsch ist, dafs die erstere nach Catana versetzt ward, wo vorher schon eine war. Was das Archiv angeht, so sagt der Verf.: Das Archiv ward unter dem Glockenthurm der Domkirche aufbewahrt, und es ist nicht richtig, dafs man es vorzüglich wegen ganz besonderer Privilegien und wegen eines vorgeblichen Briefs der heiligen Jungfrau in hohem Werth hielt, denn schon Francesco Aprile hat gut und sehr gelehrt bewiesen (Cronologia universale della Sicilia. Palermo 1725), dafs die Erzählung von diesem Briefe eine fromme Erdichtung gewesen. Man legte im Gegentheil grofse Bedeutung auf das Archiv wegen der griechischen Handschriften, welche Constantin Lascaris dort niedergelegt hatte. Übrigens, fährt er fort, waren freilich alle Documente, welche für authentisch galten und Privilegien und Vorrechte von Messina enthielten, mit alter Schrift und auf altem Pergament geschrieben; ausserdem waren die Privilegien der verschiedenen Könige in besonderen Kasten verwahrt, auf deren Deckel der Name des Königs stand, der sie ertheilt hatte. Die Copien, in fünf Bänden enthalten, kannte jeder, weil man nie die Originalien gebrauchte, um sie nicht abzunutzen (per non logorarsi). Als das Archiv ausgeräumt ward (dies ist es, was wir bemerken wollten), so finde ich nirgends geschrieben, dafs man jenen apokryphischen Brief der Jungfrau Maria gefunden habe, oder auch nur eine Abschrift davon; dagegen wird Jeder, der Sinn für allgemeine Bildung und für Gelehrsamkeit hat (che ha fior di senno e che è vago di dottrina),

Digitized by Google

innig bedauern, dafs die Sammlung der griechischen Manuscripte des Lascaris, die der Senat von Messina gekauft hatte und die dort aufbewahrt ward, verloren wurde. Diese Sammlung ward nämlich von dort gewaltsam weggenommen und zuerst nach Palermo gebracht, dann liefs sie der Vicekönig, Herzog von Uzeda, nach Spanien bringen. So verloren Sicilien und Messina diesen köstlichen Schatz. Messina hatte bis dahin gewissermafsen eine Republik gebildet; das war jetzt vorbei. Es erging der Stadt, doch einigermafsen verdienter Weise, wie in Deutschland fast um dieselbe Zeit den Städten Mainz, Magdeburg, Erfurt, Königsberg und sehr vielen andern. Auch diese Städte, wie die Gegenden des alten Landes, des Landes Hadeln, behielten einen Theil ihrer alten Rechte, da bekanntlich die Städte und die freien Leute der Leutkircher Heide erst in diesem Jahrhundert den Schatten der Freiheit, welche überall der allgemeinen Centralisation, Bureaukratie und staatswissenschaftlichen Weisheit studirter Beamten weichen mufste, verloren. Sonderbar genug schwemmte die Fluth monarchischer Heere nach dem Frieden von Nimwegen die bürgerliche Freiheit zugleich in Preufsen und Pommern, in Thüringen und Schwaben und im Elsafs und in Sicilien hinweg. Messina wurde indessen doch von dem härtesten Schicksal betroffen. Der Prinz berichtet S. 159: Vierhundert Familien, welche nach Caruso (Mongitori storia de' Parlamenti III. p. 71) auf sechszehntausend Köpfe jedes Alters, jedes Geschlechts, jedes Standes betragen mochten, verliefsen ihr Vaterland und folgten ihren Unterdrückern (den Franzosen) durch Noth gezwungen, um nicht die Wirkung des gereizten Zorns der Spanier zu erfahren. Sie waren theils verbannt, theils wanderten sie freiwillig aus und begaben sich theils nach Italien theils nach Frankreich; sie wurden von den Franzosen mit der Hoffnung getäuscht, dafs man für sie eine Generalamnestie erhalten würde. Als Frankreich hernach Gelegenheit hatte, einen vortheilhaften Frieden zu schliefsen, überliefs es alle diese Leute ihrem unglücklichen Schicksal. Im dritten Buch, welches die Zeiten von 1680—1716 begreift, wird besonders von den Streitigkeiten mit dem päbstlichen Stuhl gehandelt, welche während der kurzen Zeit fortdauerten, während deren Victor Amadäus König von Sicilien war, und bei dieser Gelegenheit wird die sogenannte Monarchia Siciliae sehr gründlich erörtert. Der Vicekönig, der Graf Annibale Maffei, war mit dem Streit mit dem Pabste gar nicht zu-

Digitized by Google

frieden, denn er war sehr stolz auf Vorzüge eines Geistlichen, die ihm als Repräsentanten des weltlichen Herrschers der Insel zukamen. Wir wollen die Worte mittheilen: E non gia che vago non fosse della singolar prerogativa Siciliana, conciosiaché non poche volte tenne Cappella Reale, che appunto è quella ceremonia in cui il nostro sobrano, o chi lo rappresenta, spiega en forma publica l'augusto carattere di legato a latere coprendosi il capo nel ricever l'incenso dal diacono durante la celebrazione della gran messa. Über Alberoni's Expedition gegen Sicilien findet man hier S. 292 u. f. sehr genaue Nachrichten, nur über die Rolle des Königs Amadäus, des Vicekönigs und des Generalcapitäns erhalten wir nicht den wahren Bericht. Bei Gelegenheit der ausführlichen Geschichte der Einnahme von Palermo durch die Spanier finden wir eine literarische Notiz, die in den italienischen Literargeschichten und auch in den politischen Geschichten fehlt, dafs nämlich die unter Mongitore's Namen bekannte Geschichte der Parlamente eigentlich dem Andreas Marchese angehört, der sie auf Maffei's Geheifs gesammelt hatte. Wenn man sehen will, wie wenig ein Italiener die Herrschaft eines Andern dulden kann, und wie er immer fremde Herrschaft vorzieht, so mufs man hier die ausführliche Geschichte und die einzelnen Umstände der Vertreibung der Piemonteser lesen, die absichtlich immer Savoyarden genannt werden. Der Verf. benutzt übrigens bei der Geschichte der schnellen Besetzung von Sicilien durch Alberoni's Heer und auch im Folgenden das handschriftliche Tagebuch Mongitore's. Nur die festen Plätze, Messina, Syracus, Melazzo, Termini, waren noch zu erobern, als die Engländer dazwischen kamen. Über den spanischen Zug gegen Messina und über die näheren Umstände der Belagerung von Messina findet man hier einen sehr anziehenden Bericht, den der Verf. aus einer kleinen von ihm angeführten Schrift gezogen: Vera e distinta relazione delle armi Spagnole in Messina etc. etc. da un curioso e veridico Palermitano (das sey, meint der Verf., nur ein angenommener Name) In Messina per d'Amico. 1718. Der Verf. übergeht Alles oder setzt es, als aus Botta bekannt, voraus, was die allgemeine Geschichte von Europa angeht, und nimmt den Faden seiner Ergänzung erst da wieder auf, wo die englische Flotte der spanischen gegenüber bei Messina erscheint. Wir dürfen freilich unser Publicum von den Kriegsereignissen zwischen den Spaniern und Kaiserlichen und von den Berichtigungen der irrigen, oft ganz allein aus Burigny geschöpften, Erzählung Botta's nicht unterhalten; doch

Digitized by Google

können wir versichern, dafs alle Trockenheit und Langweiligkeit sehr glücklich vermieden ist, und dafs man diese Geschichten hier mit Vergnügen lieset, so wenig sie für das Ganze entscheidend sind. Der Prinz von Scordiano kömmt hernach, nachdem er die Ereignisse erzählt hat, welche die Vereinigung Siciliens mit Neapel unter kaiserlicher Regierung um 1721 herbeiführten, auf die schreckliche Geschichte des Autodafé in Palermo 1724, welche Colletta lib. 1. §. 9. p. 28 so ungemein schön erzählt hat. Wir finden hier freilich p. 367 die Scene, die Colletta ausführlich beschrieb, nur mit wenigen Worten angedeutet, wir wollen aber, zur Ehre unserer Zeit, den Schlufs übersetzen, damit man sehe, dafs sicilianische katholische Gelehrte verständiger sind, als viele unserer gelehrten protestantischen Theologen, die, wenn sie vergeblich versucht haben, gewisse Bücher zu widerlegen, sie gern verbieten lassen möchten. Es heifst hier: Wie dem nun auch seyn mag, die Thatsache ist, dafs beide unter schwarzer und betrübender Feier lebendig verbrannt wurden. Man sagt, dafs sich unter der unermefslichen Zahl von Zuschauern auch der Vicekönig befunden habe; Barbarei über Barbarei! Was mich angeht, so kann ich mich nicht enthalten, wenn ich auf dergleichen Erzählungen stofse, die unglückseelige Beschaffenheit jener Zeiten zu beklagen, und die ehrenvolle Standhaftigkeit von Neapel zu loben, mit welcher sich diese Stadt der furchtbaren Inquisition stets zu entziehen gewufst hat. In dieser Rücksicht verdient Caracciolo den höchsten Preis. Über Mongitore urtheilt daher der Prinz von Scordiano, der übrigens dessen Bücher alle kennt und gebraucht, viel härter als der General Colletta. Der Letztere sagt: Dieses Auto-da-fé hat Antonio Mongitore in einem dicken Bande beschrieben, und seine ganze Erzählung wie seine Sentenzen beweisen, dafs er ein warmer Vertheidiger des Inquisitionsgerichts war. Dieser Mann, der als Schriftsteller, anderer Werke wegen, besonders aber wegen der sicilianischen Bibliothek, viel Lob verdient, zeigt, dafs der wohlthätige Einfluſs menschlicher Wissenschaft in seiner Seele den Vorurtheilen seiner Zeit und der Unduldsamkeit seines Standes weichen mufste. Er war Canonicus an der Domkirche. Der Prinz von Scordiano urtheilt viel schärfer und richtiger S. 368 von ihm: Es sind von diesem betrübten Ereignifs zwei Beschreibungen vorhanden, die eine ist von Antonio Mongitore, der mit seiner ungeheuern Gelehrsamkeit sehr viel Aberglauben und einen völligen Mangel an Beurtheilungskraft verbindet

Digitized by Google

(che al vastissimo suo intelletto accoppia moltissima superstizione e nessuna critica). Ref. bedauert, dafs er die Darstellung der innern Verhältnisse nicht im Auszuge mittheilen kann, die Leser würden mit ihm erkennen, dafs wir über die innere Geschichte sehr weniger europäischen Staaten während des achtzehnten Jahrhunderts so vollständige Nachrichten haben, als über Neapel, wenn man Colletta und Lanza zusammen vergleicht; und wir möchten nicht entscheiden, wer von Beiden freimüthiger ist. Das fünfte Buch beginnt da, wo Colletta sein ganzes Werk begonnen hat, bei den Bourbons und Carls III. Regierung. Hier scheint uns, wenn wir Colletta vergleichen, die Freimüthigkeit des Prinzen nicht mehr so grofs wie vorher; er ergiefst sich in ein unbedingtes und unbestimmtes Lob. Er kann Carl III. nicht genug rühmen, dafs er nicht allein einen inalterabil rispetto gehabt habe, perle leggi fondamentali del Siciliano regno, das möchte hingehen, sondern auch per tutti i diritti e franchigie *dei domini suoi;* besonders kann er nicht Worte genug finden, lobend anzuerkennen, wie der König den Vorrang von Palermo vor allen Städten des Reichs bestätigt und anerkannt habe. Auf dieses Mongitore'sche Lob können wir, um unsern Lesern zu zeigen, wie sie den neapolitanischen Tacitus (den wir jedem, dem es mit der Geschichte Ernst ist, rathen, nocturna versare manu, versare diurna) als Correctiv jeder allgemeinen Declamation gebrauchen sollen, am besten durch die Worte antworten, mit welchen Colletta angiebt, an welchen Klippen Carls und seiner Minister bester Wille nothwendig scheitern mufste. Es heifst lib. I. c. III. §. 30: Non osò abattere i trovati errori, la feudalità, la nobiltà, le pretensioni del clero, i privilegi delle città, erano intoppi attorno a quali si aggiravano i provedimenti per restringere o confinare i mali pubblici, che maggior sapienza o ardire avrebbe distrutti. Die Freude über die Krönung in Palermo, über die Reise des Königs in Sicilien, über die Feste und Ehren scheint den Verf. ganz aus seinem Gleise zu bringen, denn er verweilt bei diesen Dingen von S. 400 bis S. 424. Man mufs aber bedenken, dafs er für seine Landsleute schreibt und einen Botta, nicht einen Colletta ergänzt; das letztere möchte allerdings schwer halten. So wenig übrigens hier an eine Manier und an eine classische Historiographie, wie sie sich bei Colletta zeigt, zu denken ist, so nützlich wird das Buch denen seyn, die Material, nicht aber Lehre und Wissenschaft bei dem Historiker suchen. Übrigens wird ein denkender Forscher auch aus dem,

Digitized by Google

was der Verf. lobend von Carl III. erzählt, im Einzelnen bemerken können, auf welche Weise das sicilianische Parlament die Absichten des Königs, den geistlichen Mifsbräuchen zu steuern, schon seit 1738 förderte, und wie der König und seine Minister den ganz gesunkenen Handel wieder zu beleben suchten und deswegen eine eigene Behörde schufen. S. 434: Stabili un supremo magistrato di commercio indipendente al qual riferir dovevansi tutti i litigi che insorger potevano da ogni maniera di economia. Der Prinz rühmt bei dieser Gelegenheit zum zweiten Mal, was schwerlich den Beifall irgend eines Verständigen haben wird, dafs der König die Juden ausdrücklich in sein Reich rief. Es ist etwas ganz anderes, die Juden, die in einem Lande geboren sind, dulden und ihnen alle bürgerlichen Rechte geben, was billig und recht scheint, und wieder etwas anderes, ausdrücklich zum Schachern Juden ins Land rufen. Der Verf. dagegen, als er S. 436 angeführt hat, seine Landsleute hätten sich beklagt, del facile accesso agli Ebrei aperto dalla providenza del principe, ruft betrübt und unwillig aus: Vedi umana stoltezza! Uns scheint es, als wäre bei der Geschichte des lächerlichen Rangstreits der Städte Messina und Palermo, bei der Wuth der Palermitaner, als in dem Tractat mit der Pforte Messina Capitale genannt war, bei den Memorialen und gedruckten Schriften darüber, kurz bei allen den Geschichten, die hier viele Seiten füllen, der Ausruf: Vedi umana stoltezza! viel besser angebracht. Man kann in der That kaum etwas Lächerlicheres denken, als wenn der Verf. hier, nachdem er den Rangstreit berichtet und die Schriften darüber angeführt hat, endlich noch hinzusetzen mufs: Dabei blieb es nicht bewenden, denn der Rath von Palermo machte noch 1749 eine sogenannte Consulta bekannt, worin er alle Usurpationen aufzählt, welche Messina bis dahin begangen habe, und endlich feierlich betheuert, der Anstand, die Ruhe, der Frieden des Landes fordere, dafs diesen Mifsbräuchen ein Ziel und ein Zügel gegeben würde. Der Verf. erklärt sich hernach sehr ernst und sehr würdig und ausführlich gegen diese Erbärmlichkeiten, die seinem Vaterlande so wesentlich geschadet hätten. Er sagt ausdrücklich: del quale malgrado la mia avversione mi è stato gioco forza riparlare. Dann fügt er hinzu, er wünsche wenigstens, dafs endlich die Eifersucht verschwinden möge, welche jetzt schon seit vielen Jahrhunderten entbrannt, sich in tausend giftigen Formen gezeigt und alles das Gute zerstört habe, welches das fruchtbare Sicilien hervorgebracht. Möch-

Digitized by Google

ten, ruft er aus, die Zeitgenossen wenigstens lernen, diesen unseeligen Hafs zu verabscheuen, möchten sie aus dem Verderben, welches dieser angerichtet hat, das grofse Versehen unserer Vorfahren erkennen, und einsehen lernen, wie weit sie von der wahren Liebe des Vaterlandes entfernt waren. Was von den Parlamenten, ordentlichen und ausserordentlichen, berichtet wird, ist nicht erfreulicher, als was wir aus jenen Zeiten von den sogenannten Ständeversammlungen Deutschlands etwa berichten könnten. S. 449 kommt der Verf. auf die Geschichte der Pest in Messina um 1743, und verweilt mit Recht etwas länger dabei, weil er an der relazione storica des Francesco Testa eine ganz vortreffliche Quelle hatte. Der Verf. nämlich, nachdem er die berühmten Beschreibungen seiner italienischen Classiker, des Boccaccio von der Pest um 1348, des Macchiavelli von der Pest um 1527, und des Manzoni von der Pest in Mailand im Jahre 1630 angeführt hat, setzt er hinzu: ebbero queste chiari ed eloquenti scrittori, certo, io diceva, narrator più pulito e più terso aver non potea questa di Messina del 1743 nella persona di Francesco Testa uno di que' chiari ingegni che nel decorso secolo rallegrarono delle loro dottrine questo beato suolo e divenire il fecero lumiera splendidissima di ogni maniera di lettere. Wir wollen eine Stelle mittheilen, welche uns den Zustand von Messina zu der Zeit beschreibt, als die Pest einen hohen Grad erreicht hatte. Das liebliche Messina, heifst es S. 457, ward nun eine Schaubühne jedes betrübenden Aufzugs, und zwar besonders aus dem Grunde, weil man nicht sogleich die Verordnungen des Palermitanischen Gesundheitsraths befolgt hatte, als dieser die Verbrennung der verdächtigen Waaren und die Aufhebung alles wechselseitigen Verkehrs verordnet hatte. Wir müssen hier nämlich bemerken, was der Vf. erst S. 459 erzählt, dafs auch jetzt, und selbst während der Dauer der Pest die Eifersucht der beiden Hauptstädte und die Privilegien der Stadt Messina Ursache grofser Übel wurden. Die Sanitätscommission (deputazione di sanitá) von Palermo war nicht für die ganze Insel geltende Behörde, sondern ihre Beschlüsse hatten in Messina nur die Kraft guter Rathschläge, nicht von Befehlen. Wir fahren fort die Beschreibung zu übersetzen: Da alle Thore von Messina geschlossen waren, so hörte jeder Verkehr mit der Gegend umher auf, die Strafsen waren mit Schlagbäumen gesperrt, und selbst der Handel war ausdrücklich verboten. Alle Zusammenkünfte, von welcher Art sie auch immer

Digitized by Google

seyn mochten, waren untersagt; alle geistlichen und bürgerlichen Geschäfte und Übungen hörten auf; alle Kirchen, öffentlichen Gebäude, Bureau's waren geschlossen; die Straſsen lagen voller Todten oder Personen, die ohne allen Trost den Geist aufgaben. Man sah oft die jugendliche Mutter, die durch die Krankheit schon Gatten, Eltern, Verwandte verloren hatte, ihren unmündigen Säugling mit giftiger Milch nähren und unter Zuckungen und Schluchzen und Schmerzen die Seele der Gottheit zurückgeben. Greise und abgelebte Alte starben verlassen, gleich dem Vieh des Feldes, nicht sowohl weil die Krankheit sie hinraffte, als aus Mangel an gehöriger Nahrung und Pflege; denn wir müssen bemerken, daſs niemand da war, der ihnen Nahrung hätte holen oder bereiten können. Schaaren von Pestkranken gingen gedrängt durch die Straſsen, so lange nur noch ein Hauch in ihnen war; sie zeigten dort ihre abgemagerten blaſsgelben Gesichter, betäubten die Ohren mit ihrem Schreien und flehten doch vergeblich um Hülfe und Nahrung. Wohin man auch immer gehen mochte, hörte man nur Heulen und Jammern und Klagen, selbst aus dem Innern der Häuser; eine Todtenblässe sah man auf allen Gesichtern. Verwandte suchten einer den andern, aber das blühende Mädchen, die frische Braut, der kräftige Jüngling waren, wenn man sie wiederfand, zu faulenden, verpestenden und Tod verbreitenden Leichen geworden, oder wenn sie noch athmeten, so waren sie von Zuckungen, von Fieberhitze und Wahnsinn und von heftigen Schmerzen so gequält, daſs sie, der Sprache beraubt, nur auf die kranken Theile des Körpers, die blauen Mäler, die Pestbeulen, die geschwollenen Achselgruben und den geschwollenen Unterleib deuteten, welche weder die Kunst des Arztes noch die Kraft der Arzneimittel zu heilen vermochte. Jeden, der, ich will nicht sagen ein fühlendes, sondern nur ein menschliches Herz im Busen hat, muſs eine so traurige und jammervolle Erzählung mit kaltem Schauer erfüllen (rabbrividire), und doch waren diese Übel bei weitem nicht Alles. Zum Mangel an dienenden Personen, an Arbeitern und an Leuten zu den geringeren Geschäften, an welchen es fast ganz fehlte, weil sie entweder schon gestorben oder sterbend waren, kam der Mangel an Ärzten und an Dienern des Altars, weil die christliche Barmherzigkeit, mit welcher viele auf eine lobenswürdige Weise Sterbenden den letzten Trost unserer Religion reichten, von ihnen selbst mit dem eignen Leben bezahlt ward. Endlich fehlten sogar die Todtengräber, und die auf den Plätzen und Straſsen aufgethürmten Lei-

Digitized by Google

chen, von Würmern zerfressen und von Hunden zerrissen, verpesteten die Luft noch viel ärger durch ihren unerträglichen Gestank. In diesem Zustande eines fortdauernden Sterbens und unaufhörlicher Angst verfloſs der ganze Monat Juni, dann begann die grausige und tödtliche Heftigkeit der Krankheit nachzulassen.« Wir müssen es unsern Lesern überlassen, die Fortsetzung dieser Beschreibung bei dem Verf. selbst nachzulesen, nur wollen wir die Stelle anführen, wo sich das schreckliche Resultat findet. Es heiſst S. 462: »Auf diese Weise nahm die Heftigkeit der Krankheit, sowohl in Messina selbst als in den umliegenden kleinen Dörfern ab, und sie hörte nach und nach ganz auf. Man fand nach einer Zählung, die Turriani machen liefs und Testa aufgezeichnet hat, dafs in der Stadt und den erwähnten Dörfern 42663 Personen das Leben verloren hatten. Am Schlusse der Regierung Carls III. macht der Verf. dieser sicilianischen Geschichte vortreffliche Bemerkungen über die ganze Regierungsgeschichte dieses Königs. Er urtheilt über die grofsen Bauwerke zu Caserta und Maddaloni ungemein richtig und billig; ebenso über die Minister Monteallegro, Fogliani; Tanucci, und man wird Vieles bei Colletta aus ihm ergänzen können. Sehr wohl gefällt uns der Ausdruck, dafs das Wort libertà eine enigmatica e misteriosa parola sey. Übrigens bedauern wir, dafs der Verf. Colletta nicht hat benutzen können. Man wird im Ganzen die Freimüthigkeit bewundern, mit welcher dieser sicilianische Prinz die innere Geschichte der Jahre 1760—1783 in einem in Palermo gedruckten Buche beschreibt; wir glauben schwerlich, dafs einer unter unsern deutschen Grofsen die Geschichte des Staats, worin er lebt, auf diese Weise behandeln würde. Wir meinen, in Beziehung auf die Hauptsache, denn die von den Franzosen entlehnten Redensarten kommen hier freilich nicht vor. Um 1783 sagt er ganz richtig, König Ferdinand und dessen Gemahlin, die berühmte und berüchtigte Königin Carolina (donna di animo grande, e che insin dal giorno del suo matrimonio non poco prevalse nelle regie consulte) hätten für ihre damaligen (wie wir uns ausdrücken würden) Josephinischen Absichten, Caracciolo dem Sambuca vorgezogen. Über Caracciolo urtheilt er sehr richtig: Caracciolo ministro non fu però *ne Caracciolo ministro nelle estranee corti, ne Caracciolo vicerè di Sicilia,* forse l'età già fatta avanzata in seguito di sua vita travagliata molto, in parte il suo spirito abbatuto avea. Er erklärt sich hernach noch näher über seine Ansichten von Feudalität und Aufklärung, bricht aber plötzlich ab, wo der Boden

Digitized by Google

unter ihm glatt und schlüpfrig zu werden anfängt. Ref. hofft, dafs die Leser aus seiner Anzeige sehen werden, dafs dieses sicilianische historische Werk weder eine Compilation noch eine breite und zierlich seyn sollende Rede über Geschichte, wie fast alle italienischen Geschichten seit Muratori, sondern ein kritisches, nützliches, brauchbares Buch ohne Weitschweifigkeit ist. *)

Schlosser.

Die allgemeinsten Gesetze der sphärischen Polygonometrie, und die allgemeinsten Gleichungen der gauchen Polygone. Entdeckt und dargestellt von Dr. Anton Müller. Heidelberg, Druck und Verlag von Karl Groos, 1836. 4. *IV und* 137 *S.*

Der Zweck der Mathematik verlangt, dafs jede ihrer Partien in möglich gröfster Vollständigkeit entwickelt sey; nur so gewährt sie dem mit ihr Vertrauten die hinlänglichen Mittel, um überall, wo in der Natur oder im Leben sich Fragen darbieten mögen, leicht und logisch sicher die passenden Antworten zu eruiren. Zwar könnte es scheinen, als ob für die Bedürfnisse der Praxis schon Einzelnheiten aus einzelnen Partien genügten; allein es ist doch wohl nicht zu läugnen, dafs dieser oder jener Zweig der Praxis seine Bedürfnisse als Maasstab der Forderungen, welche an die speculative Mathematik gestellt werden können, nicht geltend machen kann, indem der Erkenntnifs-Erwerb sich in gar mannichfachen, und auch in solchen Regionen bewegt, welche über dem Gesichtskreis sehr vieler Menschen liegen; und dann wird wohl nicht in Abrede zu stellen seyn, dafs man just nur so viel gebraucht oder anwendet, als zur Verfügung steht, selbst wenn man sich behelfen müfste. Wie gut aber die Menschheit sich aufs Behelfen versteht, zeigt die Geschichte, wie jeder anderen Wissenschaft, so auch der Mathematik und ihrer Anwendung. Man sehe z. B. nur die Astronomie an. Lange befriedigte die Ptolomäische Epicykel-Voraussetzung; Copernicus verbreitete

---

*) Ref. beeilt sich, nachträglich einen Irrthum zu berichtigen, auf welchen ihn Herr van Kampen aufmerksam gemacht hat. S. 6 unten, im Januarheft dies. Jahrbb., wo die Markisate Breda und Diest als eingebracht dem Prinzen von Oranien durch seine erste Gemahlin bezeichnet werden, indem Breda schon 1404 durch die Heirath Engelberts I., Grafen von Nassau, mit Johanna, der Erbtochter Johanns von Polanen, an das Nassauische Haus kam, Diest aber nicht später als 1490.

Digitized by Google

durch seine immerhin beschränkte Annahme für die Menschen ein Licht, das gewissen Leuten sogar gefährlich schien; Keppler's Entdeckung endlich, dafs die Bewegung der Planeten in Ellipsen stattfinde, steht bekanntlich bis auf den heutigen Tag fest, obgleich der Satz, bei der Anwendung des Newton'schen Gravitationsgesetzes auf das Planetensystem, sich als unwahr erweist; man benutzt die Keppler'sche Entdeckung als Anlehnpunkt, gleichsam als Normalzustand, nimmt sodann seine Zuflucht zu Abweichungen oder Störungen, und verwendet schon seit einem Jahrhundert das Ungeheuerste an Talent, Fleifs und Zeit, um diese Abweichungen zu bestimmen. Nun dürften die Intelligenteren zwar wohl wissen, dafs es, scientivisch, schlechthin absurd ist, Ausnahmen von Regeln, Abweichungen von Normalzuständen zu statuiren — in der Natur sind nur grofse fort- und ineinanderlaufende Gesetze —; man nimmt aber dennoch zu dergleichen Dingen seine Zuflucht, weil der Vorrath an Hülfsmitteln nicht mehr darbietet. Es fehlt, für die Astronomie, an Partien der höheren Analysis und der Geometrie, freilich aber auch zu deren Fort- und Durchbildung an gar mancherlei Mitteln.

Wie in der Astronomie, so sieht es mehr oder weniger auch in anderen Theilen aus.

Sieht man die Sachen so an, so dürfte es nicht blos nicht überflüssig, sondern sogar sehr nöthig erscheinen, dafs die einzelnen Partien nach allen Seiten und Richtungen hin aufs vollständigste entwickelt und durchgeführt werden.

Diese Bemerkungen auszusprechen, halte ich für zweckmäfsig, weil sie den allgemeinen Standpunkt, von welchem aus ich meine Arbeiten angesehen wünsche, und zugleich den Maasstab anzugeben geeignet sind, nach welchem die Forderungen hinsichtlich der Vollständigkeit zu reguliren seyn dürften.

Bei der vorliegenden Arbeit kam es auf zweierlei an: die Gleichungen zwischen den Elementen sphärischer und gaucher Polygone zu entwickeln, zugleich aber auch die Mittel herbeizuschaffen, durch deren Zuziehung es möglich wird, jene Gleichungen so, wie es die Zwecke der Wissenschaft erfordern, zu fixiren. Es ist nicht schwer, sich zu überzeugen, dafs es rein unmöglich ist, den Zusammenhang zwischen den Elementen eines sphärischen Polygons von n Ebenen, oder eines gauchen Polygons von n Seiten, auszudrücken, wenn man keine anderweitige Hülfe hat, als die vorhandene Mathematik gewährt: die Ausdrücke wachsen beim Fortgange ins Unübersehbare, und beste-

Digitized by Google

hen dabei aus solchen Producten und vielfach ineinander verschlungenen Productenreihen, dafs es vergebliche Mühe ist, diese prolixen Dinge durch die bekannten Hülfsmittel der Analysis in kurzen Ausdrücken festhalten zu wollen.

Deshalb mufste vor allen Dingen auf die Einführung zweckmäfsiger Functionen, als die conditio sine qua non, Bedacht genommen werden. Bei näherer Überlegung bieten sich in dieser Beziehung zunächst folgende Bemerkungen dar.

Wenn

$$a_1 \quad a_2 \quad a_3 \ldots . a_n \qquad (\alpha)$$

die Ebenen-Winkel, und

$$(a_1, a_2) \quad (a_2, a_3) \ldots . \quad (a_n, a_1) \qquad (\beta)$$

die Neigungswinkel eines sphärischen Polygons bezeichnen, und wenn aus diesen zwei Reihen folgende dritte

$$a_1 \quad (a_1, a_2) \quad a_2 \quad (a_2, a_3) \ldots . \qquad (\gamma)$$

gebildet wird, so kann eine Function sich beziehen entweder auf nach einander folgende Glieder der Reihe (α) oder (β), oder auf Glieder der Reihe (γ).

Im Falle eine Function auf Glieder der Reihe (γ) sich bezieht, so ist wieder zweierlei möglich: die Anzahl der Glieder, auf welche die Functionsweise sich erstreckt, ist entweder gerade oder ungerade.

Diese Bemerkungen sind festgehalten, und darnach drei Functionsweisen unterschieden worden:

eine Functionsweise, welche auf Glieder der Reihe (α) oder (β) sich bezieht,

eine Functiensweise, welche eine ungerade Anzahl Glieder der Reihe (γ), und

eine Functionsweise, welche eine gerade Anzahl Glieder der Reihe (γ) umfafst.

Die für diese Functionsweisen gewählten Zeichen und Ausdrucksweisen sind:

$$\mathfrak{L}\,[a_1\ a_2\ a_3 \ldots . a_m\,]$$
$$\mathfrak{P}\,[a_1\ (a_1, a_2) \ldots . a_m\ (a_m, a_{m+1})\ a_{m+1}\,]$$
$$\mathfrak{F}\,[a_1\ (a_1, a_2) \ldots . a_m\ (a_m, a_{m+1})\,]$$

Die Function $\mathfrak{L}$ bezieht sich auf die Glieder der Reihe (α) oder (β); die Function $\mathfrak{P}$ auf eine ungerade, und $\mathfrak{F}$ auf eine gerade Anzahl Glieder der Reihe (γ).

Zur Fixirung der Eigenschaften, welche den Functionen $\mathfrak{L}$ zukommen sollen, ist der allgemeine Satz

Digitized by Google

$$\mathfrak{L}[a_1\ a_2\ a_3\ \ldots\ldots\ a_{m+1}] =$$
$$= \mathfrak{L}[a_1\ a_2\ \ldots\ a_{m-1}\ 90^\circ + a_m] \cdot \mathfrak{L}[a_{m+1}],$$

und als Ausgängspunct im Besonderen der Satz

$$\mathfrak{L}[a_1] = \text{sin. } a_1$$

aufgestellt. Der letztere Satz ist zur Abkürzung gewählt; eigentlich sollte statt seiner festgesetzt seyn

$$\mathfrak{L}[o] = o$$
$$\mathfrak{L}[a_1]^2 + \mathfrak{L}[90^\circ + a_1]^2 = 1;$$

es schien aber solchen Lesern gegenüber, für welche die Schrift bestimmt ist, passender, durch den einen Satz die ganze Reihe von Eigenschaften anzudeuten, welche, den letzten zwei Sätzen gemäfs, der Function $\mathfrak{L}$, im Falle sie nur auf einen Winkel sich bezieht, zukommen, als diese Eigenschaften noch besonders abzuleiten.

Diesen Feststellungen gemäfs hat die Function $\mathfrak{L}$, wenn sie nur auf einen Winkel sich bezieht, alle Eigenschaften von sinus und cosinus, und wenn sie auf mehrere Winkel sich erstreckt, so bezeichnet sie ein Product von so vielen Factoren, als Winkel da sind, und jeder der Factoren ist wieder eine Function $\mathfrak{L}$.

Damit der Umfang und die Zweckmäfsigkeit des für die Function $\mathfrak{L}$ aufgestellten Begriffs bestimmter hervortrete, werde angenommen, es seyen $b_1\ b_2\ b_3\ \ldots$ irgend welche Winkel, und es sey das Gemeinsame folgender Producte zu fixiren:

$$\text{sin. } b_1,$$
$$\text{cos. } b_1 \cdot \text{sin. } b_2,$$
$$\text{cos. } b_1 \cdot \text{cos. } b_2 \cdot \text{sin. } b_3,$$
$$\text{cos. } b_1 \cdot \text{cos. } b_2 \cdot \text{cos. } b_3 \cdot \text{sin. } b_4,$$
$$\ldots\ldots\ldots\ldots$$

Dieser Forderung genügt vollständig die Aufstellung des Ausdrucks

$$\mathfrak{L}[b_1\ b_2\ \ldots\ b_{s+1}],$$

indem die vorstehenden Producte der Reihe nach sich ergeben, wenn in diesem Ausdrucke $s = o, 1, 2, \ldots$ gesetzt wird.

Soll gleicher Weise durch einen einzigen Ausdruck das Bildungsgesetz der Producte

$$-\text{cos. } b_1,$$
$$\text{sin. } b_1 \cdot \text{sin. } b_2,$$
$$\text{sin. } b_1 \cdot \text{cos. } b_2 \cdot \text{sin. } b_3,$$
$$\ldots\ldots\ldots\ldots$$

festgehalten werden, so wird der Zweck durch den Gebrauch des Ausdrucks

$$\mathfrak{L}[270^\circ + b_1\ b_2\ b_3\ \ldots\ b_{s+1}]$$

Digitized by Google

erreicht, indem die genannten Producte unmittelbar entstehen, wenn in diesem Ausdrucke $s = 0, 1, 2, \ldots$ gesetzt wird.

Es ist wohl nicht in Abrede zu stellen, dafs die Einführung der Function $\mathfrak{P}$ deshalb, weil mittels ihrer eine grofse Mannigfaltigkeit von Producten nicht allein fixirt, sondern auch einem einzigen Bildungsgesetze unterworfen werden können, ein Gewinn ist. Der Gewinn wird aber noch bedeutend gröfser, wenn man sich dazu entschliefst, die Functionen *sinus* und *cosinus* völlig zu verabschieden, und lediglich die Function $\mathfrak{P}$ zu gebrauchen; man hat alsdann bei Deductionen, welche auf Producte führen, wie die vorhin angemerkten sind, sogleich das ganz einfache Gesetz, und man ist nicht genöthigt, dem Gedächtnifs eine Mannigfaltigkeit aufzuladen, welche lediglich dadurch Bestand hat, dafs man den zu engen und deshalb unzweckmäfsigen Begriff von *sinus* oder *cosinus* aufnimmt.

Möge diese Bemerkung einer weiteren Überlegung werth geachtet werden!

Um das Eigenthümliche der Functionen $\mathfrak{P}$ und $\mathfrak{F}$ festzustellen, sind die allgemeinen Sätze

$$\begin{aligned}
&\mathfrak{P}[a_1\ (a_1, a_2) \ldots a_s\ (a_s, a_{s+1})\ a_{s+1}] = \\
&\quad = \mathfrak{P}[a_1\ (a_1, a_2) \ldots . a_{s-1}\ (a_{s-1}, a_s)\ 90^\circ + a_s] \\
&\qquad . \mathfrak{P}[a_{s+1}] \\
&\quad + \mathfrak{F}[a_1\ (a_1, a_2) \ldots \ldots \ldots a_s\ (a_s, a_{s+1})] \\
&\qquad . \mathfrak{P}[270^\circ + a_{s+1}] \\
&\mathfrak{F}[a_1\ (a_1, a_2) \ldots \ldots \ldots a_{s+1}\ (a_{s+1}, a_{s+2})] = \\
&\quad = \mathfrak{F}[a_1\ (a_1, a_2) \ldots . a_s\ 270^\circ + (a_s, a_{s+1})] \\
&\qquad . \mathfrak{P}[180^\circ - (a_{s+1}, a_{s+2})] \\
&\quad + \mathfrak{P}[a_1\ (a_1, a_2) \ldots . a_s\ (a_s, a_{s+1})\ a_{s+1}] \\
&\qquad . \mathfrak{P}[450^\circ - (a_{s+1}, a_{s+2})]
\end{aligned}$$

und ausser diesen noch die besonderen Sätze

$$\mathfrak{P}[a_1] = \sin. a_1$$

$$\mathfrak{F}[a_1\ (a_1, a_2)] = \mathfrak{P}[a_1] \,.\, \mathfrak{P}[450^\circ - (a_1, a_2)]$$

angenommen.

Hier ist ebenfalls nur der Kürze wegen der Satz $\mathfrak{P}[a_1] = \sin. a_1$ statt der zwei

$$\mathfrak{P}[0] = 0$$

$$\mathfrak{P}[a_1]^2 + \mathfrak{P}[90^\circ + a_1]^2 = 1$$

gewählt.

Aus diesen Annahmen ist nun eine bedeutende Reihe von Eigenschaften abgeleitet, die den Functionen $\mathfrak{P}$ und $\mathfrak{F}$ zukommen; es sind vorerst die bemerkenswerthesten, und für den wei-

Digitized by Google

teren Fortgang unmittelbar nothwendigen aufgenommen, und andere übergangen, viele vielleicht auch übersehen. Unter den abgeleiteten Sätzen sind, mit andern, besonders jene merkwürdig, in welchen die Darstellung der Functionen $\mathfrak{P}$ und $\mathfrak{F}$ durch die Elementar-Function $\mathfrak{L}$ ausgedrückt ist.

Um bemerkbar zu machen, wie der obige allgemeine Satz, worin eine Eigenthümlichkeit der Function $\mathfrak{P}$ ausgedrückt ist, zu Bekanntem steht, werde der besondere Fall $s = 1$ gewählt, für welchen ist:

$$\mathfrak{P}[a_1\,(a_1, a_2)\,a_2] = \mathfrak{P}[90° + a_1] \,.\, \mathfrak{P}[a_2] + \mathfrak{F}[a_1\,(a_1, a_2] \,.\, \mathfrak{P}[270° + a_2]$$

oder, wenn die Function $\mathfrak{F}[a_1\,(a_1, a_2)]$ nach dem Obigen ersetzt wird:

$$\left.\begin{aligned}\mathfrak{P}[a_1\,(a_1, a_2)\,a_2] = \mathfrak{P}[90° + a_1] \,.\, \mathfrak{P}[a_2] \\ + \mathfrak{P}[a_1] \,.\, \mathfrak{P}[450° - (a_1, a_2)] \,.\, \mathfrak{P}[270° + a_2]\end{aligned}\right\} \quad (\lambda)$$

Nun ist bekanntlich wahr, dafs, wenn in einem sphärischen Polygone der Neigungswinkel zweier auf einander folgender Flächen $= 180°$ wird, die zwei anliegenden Ebenenwinkel einen einzigen bilden, welcher durch die Summe derselben ausgedrückt wird. Wenn also in dem vorstehenden Satze $(a_1, a_2) = 180°$ gesetzt wird, so geht die Winkelreihe $a_1\,(a_1, a_2)\,a_2$ in den einzigen Winkel $a_1 + a_2$, und der Satz (λ), nachdem $\mathfrak{P}[270°] = -1$ gesetzt ist, in folgenden über

$$\mathfrak{P}[a_1 + a_2] = \mathfrak{P}[90° + a_1] \,.\, \mathfrak{P}[a_2] - \mathfrak{P}[a_1] \,.\, \mathfrak{P}[270° + a_2]$$

welcher in anderer Gestalt der bekannte Satz

$$\sin.\,(a_1 + a_2) = \cos.\,a_1 \,.\, \sin.\,a_2 + \sin.\,a_1 \,.\, \cos.\,a_2$$

ist. Wird in (λ) $(a_1, a_2) = 180°$, und zugleich $90° + a_2$ statt a_2 gesetzt, so ergiebt sich der bekannte Satz

$$\cos.\,(a_1 + a_2) = \cos.\,a_1 \,.\, \cos.\,a_2 - \sin.\,a_1 \,.\, \sin.\,a_2$$

Diese Andeutung bekannter Sätze, welche in dem erwähnten allgemeinen Satze als specielle Fälle enthalten sind, mag wenigstens zu einiger Erläuterung dienen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Müller: die Gesetze der sphärischen Polygonometrie.

(Beschlufs.)

Die Ausdrücke anlangend, welche durch die Functionen $\mathfrak{P}$ und $\mathfrak{F}$ vertreten werden, so läfst sich ein Überblick nicht wohl geben. Jedoch mögen einige Beispiele hier eine Stelle finden.

Wenn in dem Satze (λ), auf der rechten Seite, sin. statt $\mathfrak{P}$ gesetzt wird, so entsteht:

$$\mathfrak{P}[a_1\,(a_1, a_2)\,a_2] = \cos.\,a_1 \,.\, \sin.\,a_2 - \sin.\,a_1 \,.\, \cos.\,(a_1, a_2) \,.\, \cos.\,a_2$$

Ebenso ergiebt sich aus (λ), dafs

$$\mathfrak{P}[a_1\,(a_1, a_2)\,90° + a_2] = \cos.\,a_1 \,.\, \cos.\,a_2 + \sin.\,a_1 \,.\, \cos.\,(a_1, a_2) \,.\, \sin.\,a_2$$

und

$$\mathfrak{P}[270° + a_1\,(a_1, a_2)\,a_2] = \sin.\,a_1 \,.\, \sin.\,a_2 + \cos.\,a_1 \,.\, \cos.\,(a_1, a_2) \,.\, \cos.\,a_2$$

Die Ausdrücke auf der rechten Seite in den letzten drei Sätzen wird man als alte Bekannte begrüfsen. Ihrer grofsen Verschiedenheit ungeachtet sind sie einem Bildungsgesetze unterworfen, und was noch mehr ist, mittels der Function $\mathfrak{P}$ kann jeder derselben als ein Glied einer ins Unendliche fortgehenden Reihe aufgefafst werden, deren Bildungsgesetz das der Function $\mathfrak{P}$ ist.

Nach den obigen Feststellungen ist ferner, wie man leicht finden kann:

$$\mathfrak{F}[a_1\,(a_1, a_2)] = \sin.\,a_1 \,.\, \cos.\,(a_1, a_2)$$

$$\mathfrak{F}[a_1\,270° + (a_1, a_2)] = \sin.\,a_1 \,.\, \sin.\,(a_1, a_2)$$

$$\mathfrak{F}[270° + a_1\,(a_1, a_2)] = -\cos.\,a_1 \,.\, \cos.\,(a_1, a_2)$$

und

$$\mathfrak{F}[a_1\,(a_1, a_2)\,a_2\,(a_2, a_3)] = \cos.\,a_1 \,.\, \cos.\,a_2 \,.\, \cos.\,(a_2, a_3) + \sin.\,a_1 \,.\, \sin.\,(a_1, a_2) \,.\, \sin.\,(a_2, a_3) - \sin.\,a_1 \,.\, \cos.\,(a_1, a_2) \,.\, \cos.\,a_2 \,.\, \cos.\,(a_2, a_3)$$

$$\mathfrak{F}[a_1\,(a_1, a_2)\,a_2\,270° + (a_2, a_3)] = \cos.\,a_1 \,.\, \cos.\,a_2 \,.\, \sin.\,(a_2, a_3) - \sin.\,a_1 \,.\, \sin.\,(a_1, a_2) \,.\, \cos.\,(a_2, a_3) - \sin a_1 \,.\, \cos(a_1, a_2) \,.\, \cos.\,a_2 \,.\, \sin(a_2, a_3)$$

$$\mathfrak{F}[270° + a_1\,(a_1, a_2)\,a_2\,(a_2, a_3)] = \sin.\,a_1 \,.\, \cos.\,a_2 \,.\, \cos.\,(a_2, a_3) - \cos.\,a_1 \,.\, \sin.\,(a_1, a_2 \,.\, \sin.\,(a_2, a_3) + \cos.\,a_1 \,.\, \cos.\,(a_1, a_2) \,.\, \cos.\,a_2 \,.\, \cos.\,(a_2, a_3)$$

Digitized by Google

Die Ausdrücke auf der rechten Seite in den ersten drei dieser Sätze sind dem Leser aus der sphärischen Trigonometrie bekannt; desto interessanter dürfte es seyn, ihre Verwandtschaft unter einander sowohl, als mit unzählig vielen anderen Ausdrücken hier durch ein einfaches Mittel festgehalten zu sehen.

Ausser den bisher betrachteten Functionen $\mathfrak{L}$ $\mathfrak{P}$ $\mathfrak{F}$ sind noch vier andere $\mathfrak{N}$ $\mathfrak{T}$ $\mathfrak{H}$ $\mathfrak{K}$ eingeführt, über deren Beschaffenheit in Kürze etwas anzugeben jedoch unthunlich ist.

Nachdem durch die Theorie der eingeführten Functionen die Mittel gewonnen waren, die Gleichungen zwischen den Winkeln eines sphärischen Polygons von n Flächen auszudrücken, so ist die Ableitung dieser Gleichungen als Gegenstand der Aufgabe vorgenommen worden. Hierbei kam es wesentlich darauf an, nicht allein Gleichungen überhaupt, sondern sogleich alle möglichen Grundgleichungen aus einer gemeinschaftlichen Quelle herzuholen. Und der Leser dürfte leicht die Überzeugung erhalten, dafs keine Täuschung unterläuft, wenn behauptet wird, dafs die Auffindung aller Grundgleichungen gelungen sey. Das Resultat der Untersuchung ist kürzlich folgendes.

Die verschiedenen Grundgleichungen, welche möglicher Weise zwischen den Winkeln eines sphärischen Polygons statthaben können, zerfallen nach gemeinsamen Prädicaten der Bildung ihrer Bestandtheile in sieben Systeme, und das Bildungsgesetz für alle Gleichungen eines jeden Systemes ist in einem Norm-Satze fixirbar. Die sieben Norm-Gleichungen, welche hiernach stattfinden müssen, sind folgende:

$$\left.\begin{array}{l}\mathfrak{F}[270^\circ + a_1\,(a_1, a_2) \ldots a_s\,(a_s, a_{s+1})] = \\ \quad = \mathfrak{F}[270^\circ + a_{s+1}\,(a_{s+1}, a_{s+2}) \ldots a_n\,(a_n\,(a_n, a_1)]\end{array}\right\} (\omega_1)$$

$$\left.\begin{array}{l}\mathfrak{P}[270^\circ + a_1\,(a_1, a_2) \ldots a_s(a_s, a_{s+1})\,a_{s+1}] = \\ \quad = \mathfrak{P}[450^\circ - (a_{s+1}, a_{s+2})\,180^\circ - a_{s+2} \ldots 180^\circ - (a_n, a_1)]\end{array}\right\} (\omega_2)$$

$$\left.\begin{array}{l}\mathfrak{P}[270^\circ + a_1\,(a_1, a_2) \ldots a_{s-1}\,(a_{s-1}, a_s)\,90^\circ + a_s] = \\ \quad = \mathfrak{F}[a_{s+1}\,(a_{s+1}, a_{s+2}) \ldots a_n\,(a_n, a_1)]\end{array}\right\} (\omega_3)$$

$$\left.\begin{array}{l}\mathfrak{F}[270^\circ + a_1\,(a_1, a_2) \ldots a_s\,270^\circ + (a_s, a_{s+1})] \\ \quad = \mathfrak{P}[180^\circ - (a_{s+1}, a_{s+2}) \ldots 180^\circ - (a_n, a_1)]\end{array}\right\} (\omega_4)$$

$$\left.\begin{array}{l}\mathfrak{P}[a_1\,(a_1, a_2) \ldots a_{s-1}\,(a_{s-1}, a_s)\,90^\circ + a_s] = \\ \quad = \mathfrak{P}[a_{s+1}\,(a_{s+1}, a_{s+2}) \ldots 90^\circ + a^n]\end{array}\right\} (\omega_5)$$

$$\left.\begin{array}{l}\mathfrak{P}[180^\circ - (a_1, a_2)\,180^\circ - a_2 \ldots 270^\circ - (a_s, a_{s+1})] = \\ \quad = \mathfrak{P}[180^\circ - (a_{s+1}, a_{s+2})\,180^\circ - a_{s+2} \ldots 270^\circ - (a_n, a_1)]\end{array}\right\} (\omega_6)$$

$$\left.\begin{array}{l}\mathfrak{F}[a_1\,(a_1, a_2) \ldots a_s\,270^\circ + (a_s, a_{s+1})] = \\ \quad = \mathfrak{F}[180^\circ - (a_{s+1}, a_{s+2}) \ldots 450^\circ - a_n]\end{array}\right\} (\omega_7)$$

Digitized by Google

Die einzelnen verschiedenen Grundgleichungen ergeben sich dadurch, dafs in diesen Normgleichungen $s=0, 1, 2, \ldots$ gesetzt wird.

Einer näheren Ansicht bietet sich dar, dafs die Gleichungen (ω_1) und (ω_2), jede, alle $2n$ Winkel, die Gleichungen (ω_3) und (ω_4) jede nur $2n-1$ Winkel, und von den Gleichungen (ω_5) (ω_6) (ω_7) jede nur $2n-2$ Winkel des Polygons enthält.

In (ω_1) und (ω_2) sind die $2n$ Winkel so vertheilt, dafs in der einen Gleichung auf jeder Seite eine gerade Anzahl Winkel, in der anderen aber auf jeder Seite eine ungerade Anzahl Winkel vorkommt; eine weitere Vertheilungsweise ist nicht möglich.

Desgleichen sind in (ω_3) und (ω_4) für $2n-1$ Winkel, und in (ω_5) (ω_6) (ω_7) für $2n-2$ Winkel die möglichen Weisen des Vorkommens enthalten.

Wird zu diesem Allgemeinen noch das gefügt, was die einzelnen Gleichungen der sieben Systeme darbieten, so ergiebt sich, dafs kein weiterer Fall denkbar ist, der nicht in den aufgestellten Sätzen enthalten wäre.

Die Zahl der einzelnen verschiedenen Grundgleichungen ist bei jedem Polygone grofs. Wenn $n=2m+1$ ist, so ist die genannte Anzahl $= 10.(m+1)-1$, und wenn $n=2m+2$ ist, so ist diese Anzahl $= 10.(m+1)+5$. Darnach finden statt

für ein sphärisches Dreieck 19 Grundgleichungen
» » » Viereck 25 »
» » » Fünfeck 29 »
u. s. w.

Die 19 Gleichungen für das sphärische Dreieck sind in der Schrift besonders aufgeführt. Dabei bot sich eine Gelegenheit dar, eine neue Ableitungsart der Gaussischen Gleichungen anzuzeigen. Wenn nämlich in der gewöhnlichen Bezeichnung a b c die Seiten, und A B C die gegenüberstehenden Winkel eines sphärischen Dreiecks bedeuten, so finden folgende drei Gleichungen statt:

$$\cos.\,a\cos.\,b + \sin.\,a\cos.\,C\sin.\,b = \cos.\,c$$
$$\sin.\,a\sin.\,b + \cos.\,a\cos.\,C\cos.\,b = \sin.\,A\sin.\,B - \cos.\,A\cos.\,c\cos.\,B$$
$$-\cos.\,C = \cos.\,A\cos.\,B - \sin.\,A\cos.\,c\sin.\,B$$

Werden diese Gleichungen durch Addition verbunden, und wird jedes Resultat von 1 subtrahirt, so ergiebt sich zunächst:

$$(1-\cos.(a-b)).(1+\cos.C) = (1-\cos.(A-B)).(1-\cos.c)$$

Digitized by Google

und hieraus folgt:

$$\sin.\frac{a-b}{2}\,.\,\cos.\frac{C}{2}=\sin.\frac{A-B}{2}\,.\,\sin.\frac{c}{2}$$

Wie diese eine, so können auch die drei übrigen Gaussischen Gleichungen aus den obigen drei Sätzen abgeleitet werden.

Wenn dies für Freunde neuer und einfacher Beweise interessant ist, so ist auch bemerkenswerth, dafs neben den erwähnten Gaussischen Gleichungen noch eine ganze Schaar anderer bildbar ist, mit denen jene theilweise in Systeme gebracht, und auf diese Weise einem allgemeinen Bildungsgesetze unterworfen werden. Das Interesse an dem Besonderen dürfte freilich durch den Umstand gemindert werden, dafs das eben Ausgesprochene eine specielle Folge aus den allgemeinen Sätzen ist, welche im weiteren Fortgange der Schrift für Polygone von n Flächen entwickelt werden.

Hinsichtlich der gauchen Polygone ist gefunden: die 2n Winkel eines gauchen Polygons von n Seiten können als die Winkel eines sphärischen Polygons betrachtet werden, deshalb finden zwischen denselben die sieben Sätze (ω_1) — (ω_7) statt.

Für den Zusammenhang zwischen den Seiten und Winkeln eines gauchen Polygons ergeben sich vier Grundgleichungen. Sind B_1B_2, B_2B_3, ..., B_nB_1 die Seiten, ferner $b_1\,b_2\,b_3\ldots b_n$ die äusseren Winkel, und $(_1,b_2)$ (b_2,b_3) .... die Neigungswinkel eines gauchen Polygons, so sind die Grundgleichungen:

$$0=B_nB_1+\Sigma_r B_rB_{r+1}\,.\,\mathfrak{P}[b_1(b_1,b_2)\ldots 90^\circ+b_r]$$
$$0=\Sigma_r B_rB_{r+1}\,.\,\mathfrak{P}[270^\circ+b_1(b_1,b_2)\ldots 90^\circ+b_r]$$
$$0=\Sigma_r B_rB_{r+1}\,.\,\mathfrak{F}[180^\circ-(b_n,b_1)\,180^\circ-b_1\ldots 450^\circ-b_r]$$
$$0=\Sigma_r B_rB_{r+1}\,.\,\mathfrak{F}[450^\circ-(b^n,b_1)\,180^\circ-b_1\ldots 450^\circ-b_r]$$
$$r=1,2,3,\ldots n-1$$

Mit der Angabe dieser Gleichungen, und der Ableitung der zwei speciellen Sätze, welche hieraus für ebene Polygone folgen, schliefse ich die Schrift, die weitere Verfolgung des Gegenstandes künftigen Zeiten überlassend, und der Theilnahme des mathematischen Publikums, welchem die Schrift hiermit empfohlen sey!

A. Müller.

Digitized by Google

Die Lehre des Spinoza in ihren Hauptmomenten geprüft und dargestellt von L. B. Schlüter, Privatdocenten der Philosophie zu Münster. Münster, bei Theissing. 1836.

Es ist bekannt, dafs eine Reihe der ausgezeichnetsten Männer in Deutschland, Philosophen und Dichter, das System Spinoza's bewunderten, bald dessen Einheit und strenge Consequenz, bald die Kühnheit der intellectuellen Anschauung, bald die innigste Seelenruhe und Klarheit, bald die Hoheit und Reinheit seiner Moral hervorhoben. Wir dürfen nur an die Namen Herder, Lessing, Hegel und Göthe erinnern. Unser grofser deutscher Dichter, Göthe, sagt *): »ich erinnere mich noch gar wohl, welche Beruhigung über mich gekommen, als ich einst die nachgelassenen Werke jenes merkwürdigen Mannes durchblättert. Ich ergab mich dieser Lectüre und glaubte die Welt niemals so deutlich erblickt zu haben.« Göthe giebt nun Rechenschaft über diese Wirkung und eine eben so tiefe als interessante Erklärung über seinen innern Vorgang und den Zusammenhang seiner Weltbetrachtung mit der Spinoza's.

Der geistvolle Verfasser vorliegender, sehr interessanten Schrift gesteht ebenfalls die grofse und mächtige Anregung, die ihm durch Spinoza geworden sey, ja er sieht in dem System dieses Mannes ein Analogon oder eine obwohl umnebelte Anticipation der wahren und allein befriedigenden Wissenschaft, wiewohl ihn aber auch der Gedanke anwandelte, ein guter und ein böser Genius müfsten einen unbegreiflichen Bund beschworen haben, gemeinsam diesen Philosophen zu begeistern, dafs in ihm sich Tod und Leben fast ununterscheidbar menge, und durch einen Apfel der Erkenntnifs des Guten und Bösen noch einmal die Menschheit zu locken mit der Verheifsung: »ihr werdet seyn wie die Götter.«

Diese Schrift wünscht den Briefen über die Lehre des Spinoza von Jacobi ergänzend und rectificirend an die Seite zu treten. Die Ergänzung soll in der Genesis und Begründung des Systems, dessen Darstellung Jacobi im Wesentlichen richtig gegeben habe, bestehen. Die Rectification zielt auf die Vernichtung vornehmlich dreier in jener Darstellung Jacobi's mehr oder minder sich zeigender und durch dasselbe verbreiteter Vorurtheile, und zwar erstens, dafs die Gottesidee Spinoza's etwas Erhabenes und Grofses und zugleich mindestens den Verstand tief befriedigendes, zweitens, dafs das System seine Axionen und Definitionen

*) Göthe's Werke, 48ster Band, S. 9 ff.

Digitized by Google

einmal zugestanden, ein Muster von Consequenz und Alles erschöpfender Beweisführung sey, und endlich dafs es ohne willkührliche Voraussetzung sey.

Der Verf. macht vor Allem darauf aufmerksam, dafs Spinoza die Realität aus der Idee in der Weise herleite, dafs er, wie Schelling, die Wahrheit selbst als etwas Secundäres und aus jener primären Quelle der Gewifsheit hervorgehend betrachte, dafs aber in dieser Methode noch nie ein Philosoph bis zum Ende fortgeschritten sey, selbst Hegel nicht.

Diese Bemerkung ist wichtig, und es wäre zu wünschen, dafs sie weiter entwickelt worden wäre. Denn auf diesem Princip ruht die ganze neuere Philosophie, welche sich im Gegensatz zu der sogenannten Reflexionsphilosophie die speculative nennt. Wenn dieses Princip wirklich ganz erkannt ist, wird sich ein Wendepunkt in der ganzen neueren Philosophie ergeben, welcher aus dem Pantheismus in all seinen Formen hinausführt.

S. 4. 5. 86 heifst es: »es unterliegt keinem Zweifel, dafs Spinoza die Idee der Quantität als eine und dieselbe mit der von der absoluten Substanz betrachtet, so dafs er die sogenannte unendliche Quantität selbst, wiefern sie unter der Gestalt der körperlichen Ausdehnung aufgefafst wird, als die unendliche Ausdehnung, in wiefern aber unter dem Attribut des Denkens, als das unendliche Denken, ansah, welche vereint das Wesen der unendlichen Substanz oder das Wesen Gottes gleichsam constituiren. Diese Vorstellung der unendlichen Quantität ist aber nichts anders, als jene apriorische Form der Sinnesanschauung des Raums, wie sie Kant nennt, und die schon Cartesius sich als substanziell vorstellte und hypostasirte. In diesem Raum, nemlich in der Anschauung der endlosen Quantität, baut unser Philosoph seine ganze intuitive Philosophie auf, wie ein Mathematiker, und scheint Alles aus dieser Anschauung abgeleitete als theilnehmend an der ewigen Wesenheit Gottes zu erfassen, und ebenso die Dinge nur unter einem gewissen Schein von Ewigkeit zu betrachten, inwiefern sie nemlich in der unendlichen Ausdehnung oder dem Raume enthalten und zugleich mit der ewigen und unendlichen Idee von jenem dem Denken vergegenwärtigt sich vorstellt. Das sicherste Mittel, das Leben zu tödten, den Tod auf den Thron zu setzen, ist, alles Qualitative auf Quantitatives zurückzuführen. Alle atheistische Physik, Ethik, Ästhetik und Politik, aller Leben läugnender Materialismus und Mechanismus oder Nihilismus setzt jenes Verfahren durch einen Verstand, der sich künstlich wahrhaft von

Digitized by Google

Sinnen bringt, zum Voraus. Auch Jacobi sah dieses wohl ein und hat in seinen Briefen über die Lehre Spinoza's jene unveräusserliche Bedeutsamkeit des Qualitativen bereits hervorgehoben, ohne deren Vernachlässigung kein französischer Materialismus und Atheismus, kein pantheistischer Irrthum eines Spinoza im Realismus, noch eines Fichte im Idealismus möglich gewesen wäre, welche sämmtlich wenigstens drei Gebiete durchaus verschiedener Qualitätsgattungen auf eins reduciren, und ohne innern, äussern und höhern Sinn zugleich nur denkend die Welt construiren und machen, nichts aber Gegebenes von oben, von aussen und von innen annehmen, empfindend, schauend, anerkennend und verstehend begreifen wollen.«

Ich habe diese ganze Stelle hier angeführt, weil sie einen so wichtigen Gegenstand bespricht, und mit dem zunächst vorher aus dem Verf. Angeführten in dem engsten Zusammenhange steht. In der That berührt Schlüter in den zwei Stellen den Grundirrthum der neuern Philosophie in seinem tiefsten Herzpunkte. Die Schonungslosigkeit, mit der er ihr ins Herz greift, wird ihn freilich bei den Anhängern dieser Irrthümer übel empfehlen. Die Wahrheit, welche hier vom Verf. ausgesprochen ist, besteht darin, dafs die neuere Philosophie den subjectiven und objectiven menschlichen Geist verabsolutirt hat. Sie ging mit Cartesius von dem sich selbst gewissen Geist als die subjective Voraussetzung alles Denkens und Erkennens aus, und machte in Fichte die subjective Selbstgewifsheit zum Princip der Wahrheit, ging dann aber zum objectiven Wesen des Geistes über, und machte dieses abermals zur absoluten Wahrheit selbst. Wie dort die subjective Selbstgewifsheit, so wurde hier die objective Selbstgewifsheit als die absolute Wahrheit genommen. Als Anfangspunkt dieser zweiten Verabsolutirung des menschlichen Geistes ist Spinoza zu bezeichnen. Diese Verwechslung des Geschöpfs mit dem Schöpfer, der relativen oder secundären Wahrheit mit der absoluten oder primären Wahrheit, des Ebenbildes mit dem Urbild, brachte den Pantheismus hervor, der nach der verschiedenen Weise, in welcher das Wesen des menschlichen Geistes aufgefafst wurde, in den verschiedensten Formen hervortrat und so alle Möglichkeiten erschöpfte. An diesem Zeitpunkt sind wir bereits in der gegenwärtigen Zeit angelangt, und hier ist offenbar auch der bedeutendste Wendepunkt in der Geschichte der neuern Philosophie eingetreten. Die Folge von der Verabsolutirung des objectiven Geistes ist, dafs sie, wie es der Verf.

Digitized by Google

richtig bezeichnet, die Wahrheit als etwas Secundäres und als hervorgehend aus jener primären Quelle, nemlich der Idee des menschlichen Geistes betrachtet. Die Idee des Geistes als der Inbegriff der Wahrheit bringt sich durch eigne Thätigkeit selbst hervor, als alle Wahrheit, und zwar in der wahren Form der Selbstgewifsheit. Die Wahrheit ist so das Selbstbewufstseyn des menschlichen Geistes. Sonach ist die Substanz Gottes nur die Totalität des Weltinhaltes, und zwar, wie es der Verf. bei Spinoza nachzuweisen sucht, nur unter der Form der Quantität oder der räumlichen Unendlichkeit. Somit wäre der Spinozismus nicht Akosmismus, wie Hegel meint, sondern Atheismus *).

Unser scharfsinniger und geistreicher Verf. sucht die Inconsequenzen und Widersprüche des für ein Muster der strengen Consequenz und Einheit gehaltenen Systems Spinoza's nachzuweisen. Vor Allen fafst er den Übergang von den absolut gebildeten Ideen zu den Einzeldingen ins Auge. Hier zeigt er, dafs nach Spinoza der Mensch nicht aus Gott begriffen werden könne; denn Spinoza behaupte, dafs die Substanz nicht die Form des Menschen ausmache, und was nichts mit einander gemein habe, könne auch nicht durch einander begriffen werden; denn der Begriff des einen schliefse nicht den Begriff des andern in sich. Es ergiebt sich dem Verf., dafs nach Spinoza Gott nicht die adäquate Ursache des Menschen ist, während dieser doch behaupte, dafs Gott die Ursache aller Dinge sey, sowohl des Wesens, als der Existenz derselben, und dieses in derselben Weise, wie er die Ursache seiner selbst sey, d. h. adäquat. Dieser Widerspruch inficire die ganze Reihe der Beweise in der Ethik, in der überhaupt keine Gewifsheit, namentlich in Ansehung der von der natura naturata befafsten Dinge enthalten sey.

Zunächst wird nun der Begriff der absoluten Substanz betrachtet, und ausser der schon früher erwähnten Verwechslung der unendlichen Quantität mit derselben, die Unmöglichkeit des Überganges von derselben aus dem Seyn in ein Nichtseyendes gezeigt, denn sie hat kein Negatives oder keine Bestimmung. In Betreff der Attribute der Substanz, Denken und Ausdehnung, wird bemerkbar gemacht, dafs kein Denken ohne Veränderung oder innere Bewegung begriffen werden könne, dafs aber diese

*) Näher kann hier auf dieses Moment nicht eingegangen werden. Ref. wird die ausgesprochene Wahrheit in einer eben unter der Presse befindlichen Schrift durch die Darstellung der neueren Philosophie zu begründen suchen.

Digitized by Google

von Sp. nur als Modus der Ausdehnung genannt werde, und eben deshalb nach ihm die denkende Substanz auf keine Weise bestimmen dürfe. Ebenso sey ein Denken ohne Vorstellung und Verstand schlechthin undenkbar. Solches Denken komme aber bei Sp. Gott zu, wenn er an sich betrachtet werde. Auch die Modi der Ausdehnung, Bewegung und Ruhe, beziehen sich nicht auf Gott an sich. Daraus folgt, dafs die Substanz als unveränderlich nothwendig ruhen mufs. Überhaupt fehlt der Beweis, dafs selbst die Attribute, wie Modi, nicht universell und abstrakt, sondern real seyen. Die vier Modi: Verstand und Wille, Ruhe und Bewegung, sind, wie die Substanz, als unendlich und ewig und doch zugleich endlich und nur zeitlich daurend gleichsam als mittlere Proportianalen zwischen Seyenden und Nichtseyenden, oder zwischen Gott und den Einzeldingen von Sp. aufgenommen. Unter dieser Hülle liegt der Übergang vom Unendlichen zum Endlichen verborgen. Aber dieser Übergang ist auf diese Weise nicht möglich; denn Sp. behauptet, dafs der Verstand, sey dersebe ein endlicher oder unendlicher, als eine bestimmte Weise des Denkens, nicht minder als der Wille, durchaus nicht auf Gott als ein Wesen, welchem nur das absolut-unendliche Denken zukomme, anwendbar sey, und zur geschaffenen, nicht schaffenden Natur gehöre, ja dafs der Verstand des Menschen mit dem Verstande Gottes nichts mehr gemein habe, als der Hund, das bellende Thier, mit dem Hunde, dem Sternbilde am Himmel, d. h. nur den Namen. Spinoza zählt diese vier Modi in seiner Abhandlung ausdrücklich den Einzeldingen zu. Hiermit im Widerspruch wird auch noch in den folgenden Büchern der Ethik des Verstandes Gottes, und von dessen Ideen wiederholt Erwähnung gethan, ja alle Beweise und Entscheidungen über die menschliche Natur, in wiefern diese von der doppelten Seite betrachtet wird, nemlich noch Denken und Ausdehnung werden von jenem göttlichen Verstand aus vorgenommen, und doch sagt Sp., was nichts mit einander gemein hat, kann auch eins aus dem andern nicht begriffen werden. Hierin liegt denn ein offenbarer, jeden Zusammenhang der Deduction zerreifsender und jedes Begreifen unmöglich machender Widerspruch. S. 66 f.

Fragen wir nun: wie läfst sich der grofse Widerspruch im System Spinoza's erklären, der auf der einen Seite behauptet, der Mensch hat eine adäquate Erkenntnifs Gottes, eine Natur, welche mit der allgemeinen Natur Eins ist; die ihm angeborne Idee ist

Digitized by Google

der Inbegriff aller Erkenntnifs, die Einheit aller Ideen, so dafs er die ganze Natur, d. h. alles wirklich Seyende in sich begreift. Diese Idee ist die Einheit der Selbstgewifsheit und der Wahrheit, so dafs sich dieselbe nur zu verwirklichen braucht, um in und aus ihr die Wahrheit und zwar in der ihr entsprechenden Form oder Methode zu erkennen; und auf der andern Seite den menschlichen Geist nur als einen an der absoluten Substanz verschwindenden Modus dargestellt, der mit Gott nichts Wesentliches gemein hat, der daher nicht in und aus Gott begriffen werden kann; der nur eine inadäquate Erkenntnifs hat, weil er einzelner ist, und nur sich selbst durch seinen Körper, der sein Object ist, erkennt.

Der Verf. deutet die Erklärung dieses Widerspruchs vielfach an. Unterscheidet man das Wesen des menschlichen Geistes von dem einzelnen empirischen Geiste, und wendet diesen Unterschied hier in der Weise an, dafs man unter jenem Geiste, welcher eine adäquate Erkenntnifs hat, und die Einheit oder der Inbegriff der ganzen Wirklichkeit ist, der sich als die Wahrheit erkennt, — das Wesen des menschlichen Geistes, unter dem aber, welcher eine inadäquate Erkenntnifs hat, und nur ein verschwindender Modus der absoluten Substanz ist, — den einzelnen empirischen menschlichen Geist versteht, dann ist der Widerspruch erklärt. Alsdann ist aber das Wesen des menschlichen Geistes mit Gott confundirt, und was Sp. die wesentlichen Bestimmungen Gottes nennt, sind nur die des menschlichen Geistes, und zwar unter der Form der Naturverhältnisse betrachtet. Darin liegt dann auch der Grund, dafs er das Wesen und die Erscheinung des Geistes nicht zusammenbringt, sondern ganz abstract auffafst. Denn die Natur kann ihr Wesen in keinem ihrer Individuen zur vollkommnen Wirklichkeit bringen, das Wesen der Natur als Allgemeines kann in ihrer Besonderung und Individualisirung sich in keinem Einzelwesen realisiren. Daher gibt es auch nur ein Entstehen und Vergehen, kein Werden, in welchem das Werdende sein Wesen verwirklicht.

Diese Erklärung des Widerspruchs im System Spinoza's deutet, wie oben bemerkt, unser Verf. an mehreren Orten bald auf directere, bald auf indirectere Weise an. Er sagt öfter mit Beziehung auf Sp. mit Franz Baader, dafs eine jede Confundirung Trennung sey, denn wo keine wahre Vereinigung Statt findet, bleiben sich die zu Einigenden äusserlich, d. h. ausser der Einheit. Ferner S. 50: »Protagoras und Spinoza meinen nicht den

Digitized by Google

Menschen, sondern jeden Menschen abstract und so in seiner Unwahrheit«, wiewohl diese Stelle den oben von mir angegebenen Unterschied des Wesens des menschlichen Geistes und des einzelnen, empirischen menschlichen Geistes in Spinoza selbst nicht statuirt, womit der Widerspruch mir nur allein erklärbar wird. Am bestimmtesten aber am Ende der Darstellung S. 59, wo es heifst: »Setzt man für Gott, so oft dieser Name in diesem System gemifsbraucht wird, Materie, denkende und ausgedehnte, je nachdem die Stellung es fordert, so wird man Alles viel richtiger und wahrer einsehen, und es wird sich zeigen, dafs dieses System vielmehr ein panhylistisches als pantheistisches zu nennen ist, und dafs der Urheber einen vollenden Materialismus gelehrt habe, und nichts weiter.«

Aus dem Bisherigen erhellt, dafs diese kleine Schrift sehr Grofses und Wichtiges auf eine geistvolle Weise behandelt, und daher die vollste Beachtung und Anerkennung verdient. Man darf wohl behaupten, dafs diese Schrift viele Hauptgebrechen des Spinozismus am tiefsten von allen bisherigen Kritikern dieses Systems erkannt hat. Dieses wird ihr einen bleibenden Werth in der philosophischen und theologischen Literatur sichern. Die ganze Schrift ist voll von den interessantesten, geistreichen Gedanken und Betrachtungen, besonders auch in den Beilagen, wo der Verf. sich auf tiefsinnige Weise über die speculativen Probleme verbreitet. Wenn man den Gedankengang des Verfs. so oft durch Nebenbetrachtungen unterbrochen, und oft abspringen und wieder anknüpfen sieht, so dafs durch diese desultorische Darstellung die Übersicht des Hauptgedankens erschwert wird, so entschuldigt sich der Verf. hierüber, so wie über die Form seiner Darstellung überhaupt, damit, dafs er gezwungen sey, zum Lesen wie zum Schreiben sich fremder Augen und Hände zu bedienen. Die sachverständigen Leser dieser Schrift werden dem verehrtesten Verf. mit dem Ref. die Form gerne wegen des tiefen und reichen Inhaltes seiner Schrift nachsehen, und werden sie gerne auch bei seinen folgenden Schriften unter dieser Bedingung nachsehen. Möge sich daher derselbe nicht durch diese Bedenklichkeit abhalten lassen, uns recht bald wieder mit einer neuen zu erfreuen. Bewunderung verdient das Talent Schlüter's, der mit fremden Augen und Händen solche Leistungen bieten kann, und derselbe den vollsten Dank, dafs er sich durch diese Beschwerden nicht hat abhalten lassen, die Literatur mit dieser Schrift zu bereichern. *Sengler.*

Digitized by Google

Ph. Heineken, die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet in topographischer, medicinischer und naturhistorischer Hinsicht. Erster Band. Bremen, Verlag von Geisler. 1836.

Dafs in unsrer schreibseligen Zeit und bei dem Werthe, den man allgemein auf medicinische Topographieen legt, so viele und so bedeutende Städte ihrer noch entbehren, ist nur aus der Schwierigkeit eines solchen Unternehmens erklärlich. Leicht fertig sind die Tagesliteratoren, die Journale mit nicht zu controlirenden Krankheitsgeschichten und allerlei Curiositäten zu füllen und ihre ephemere Weisheit in allen Zweigen ihres Faches zur Schau zu tragen; sie hüten sich aber vor einer Arbeit, die ohne manches Wissen, ohne vielseitige Erfahrung nicht begonnen, ohne Muth und Ausdauer nicht vollendet werden kann. Von Bremen existirte bisher noch keine, am wenigsten eine medicinische Topographie. Der Vf. hat daher in Beziehung auf seine Vaterstadt eine bedeutende Lücke ausgefüllt, zugleich aber auch durch die Art und Weise, wie er es gethan, ein nachahmungswerthes Muster aufgestellt. Liebe zu dem behandelten Gegenstande, ein reifes Urtheil und die ernste Absicht, zu nützen, sind die hervorleuchtendsten Züge dieser Schrift. Über die Genauigkeit der zahlreichen und interessanten einzelnen Angaben vermag Ref., welchem Bremen und sein würdiger Topograph fremd sind, keine vergleichende Untersuchung anzustellen, aber er möchte jene auch ohne diese behaupten. Ein Verf., der seiner Sache nicht gewifs ist, könnte an solcher Stelle nicht so entschieden auftreten. Muth ist überall, zumal hier, ein Zeichen guten Wissens und Gewissens, und Muth zeigt der Verf., wo er Gebrechen und Vorurtheile bekämpft. Ohne ängstliche Rücksichten deckt er die vorhandenen Mängel auf und weiset auf die Mittel der Abhülfe hin, nie aber fehlt dem Ernst die nöthige Würde, nie ist eine verletzende Bitterkeit beigemischt. Wir begnügen uns, da auch ein gedrängter Auszug hier nicht wohl ausführbar ist, nur Einzelnes hervorzuheben, und verweisen jeden, der Interesse an medicinischen Ortsbeschreibungen hat, auf die Schrift selbst.

Bremen, schon von Ptolomäus dem Geographen als Phabiranum erwähnt und von Karl dem Grofsen 788 zu einem Bisthum erhoben, liegt 54 Fufs über der Ebbe der Nordsee und 8 bis 10 Meilen von ihr entfernt. Die Altstadt, mit engen Strafsen und den Ausluchten an den schmalen Giebelhäusern, liegt am rechten, die erst im 17. Jahrhundert angelegte Neustadt am linken Weserufer. Beide zusammen zählen ungefähr 5798 Häuser. Von

Digitized by Google

freien Plätzen werden vorzugsweise der Domshof mit schönen Gebäuden, 500 Fuſs lang und halb so breit, und der Marktplatz mit dem Rathhaus und dem Schütting und der steinernen Bildsäule Rolands näher beschrieben. Das schlechte Pflaster der Straſsen soll verbessert werden. Trotz der ernstlich gerügten Straſsen-Unreinlichkeit und des stinkenden Baljes (des alten Stadtgrabens, der neue enthält reines Wasser), ist im Ganzen die Luft doch rein, weil Bremen in der unübersehbaren Ebene etwas erhaben liegt, der Wind fast nie fehlt und beim Eintritt der Fluth immer eine sanfte Bewegung der Luft bemerklich ist. Die frühern Festungswerke haben freundlichen Anlagen und bequemen Wohnhäusern Platz gemacht, und der Wall, zumal der Altstadt, ist zu einem lieblichen und gesunden Spaziergange umgeschaffen. Die alten Kaufmannshäuser sind unbequem gebaut, waren hauptsächlich zum Aufbewahren der Waaren bestimmt. In den meisten Häusern, auch der ärmeren Klasse, herrscht groſse Reinlichkeit. Es giebt aber auch elende Hütten, zumal in den Gängen und sog. Höfen der Neustadt, die als wahre Jammerhöhlen beschrieben werden, weniger in den Wohnkellern, deren Zahl sich immer mehr vermindert. Die Vorstädte befinden sich sämmtlich, mit Ausnahme des bunten Thorsteinwegs, auf dem rechten Weserufer. Ausser 12 Kirch- und 45 andern Dörfern gehören noch zum Bremer Gebiet die nicht in unmittelbarer Verbindung mit ihm stehenden Ämter Vegesack und das am Ausfluſs der Weser gelegene Bremerhafen. Der Wiesenbau ist vorherrschend, der Landbau steht auf einer niedrigeren Stufe. Die Weser versandet immer mehr und der Wasserstand wird immer höher, so daſs die Zeit nahe zu seyn scheint, in welcher es unmöglich werden möchte, das Land und die Stadt auf die bisherige Weise zu schützen. Die Schnelligkeit der Weser und die Analyse des Bremer Trinkwassers sind angegeben.

Der bedeutendste Nahrungszweig ist der des Fleisches. In vielen Haushaltungen wird ein Ochse geschlachtet und das Fleisch eingepökelt. Die Fluſsfische sind dermalen kostbar. Über die Lachse, welche sich jetzt nur auf der Tafel der Reichen finden, existirt aus früherer Zeit eine gesetzliche Bestimmung, daſs sie nicht mehr als zweimal in der Woche aufgetragen werden durften. Im Herbst und Frühling giebt es Seefische in Menge. Die Zubereitungsart der Speisen ist sehr fett. Jedes Individuum verbraucht durchschnittlich 25 bis 30 ℔ Butter im Jahre. Der Genuſs des Bieres hat ab-, der des Branntweins und mit ihm deli-

Digitized by Google

rium tremens und Wassersucht zugenommen. Von Weinen werden vorzugsweise die rothen Bordeaux getrunken. Ein bis in die untersten Stände verbreitetes Lieblingsgetränk ist der Kafe. Im Ganzen wird die Mäfsigkeit der gebildeteren Bremer im Essen und Trinken gerühmt, doch herrscht bei gröfseren Tafeln auch grofser Luxus. Im J. 1834 wurden in Bremen allein an Fleisch 2261 Stück Ochsen, 472 St. Kühe, 12000 Kälber, 13000 Schafe und Schweine, 129,000 ℔ gesalzenes und geräuchertes Fleisch und ausserdem Geflügel, Hasen und Wildpret verzehrt. Das Tabakrauchen ist allgemein, zumal das schädlichere Cigarrenrauchen.

Wie in den Wohnungen, so herrscht auch in Geschirren, dem Leib- und Bettweifszeug grofse Reinlichkeit, dagegen wird die Hautkultur vernachlässigt. Bäder werden selten gebraucht. Die Kleidung ist im Ganzen einfach und ihr Schnitt ist anständig. Die Betten bestehen aus schweren Federbetten; Matratzen finden sich nur bei höhern Ständen.

Die Säuglinge werden in der Regel von ihren Müttern gestillt. Die physische Erziehung soll im Allgemeinen gut seyn, aber nur die körperliche Bewegung vernachlässigt werden, daher dem Bremer durch sein ganzes Leben eine gewisse Unbeholfenheit und Steifheit anklebe. Geturnt und geschwommen wird wenig, nur das Schlittschuhlaufen kultivirt. Die Körperconstitution ist von mittlerem Schlag und bietet nichts Auffallendes dar. Besonders häufig sollen schlechte Zähne seyn. Den Charakter der Bremer schildert der Verf. im Allgemeinen als gutmüthig und wohlthätig, daher viele treffliche Armenanstalten; sodann als rechtlich und ehrlich; die Steuern werden nur auf Bürgereid und Gewissen erhoben. Eine gewisse Spiefsbürgerlichkeit offenbart sich in starrer Anhänglichkeit am Alten, in Schroffheit gegen die Fremden, aber auch in der Liebe für die Vaterstadt und ihre Einrichtungen, nur wird an der Beförderung des allgemeinen Staatswohles wenig thätiger Antheil genommen. Auf den Conventen erschienen von 600 Geladenen kaum mehr als 50, während der Bremer Bürger den einzelnen Verwaltungszweigen willig Zeit und Kraft opfert. Ein hoher Grad von Religiosität artet oft in Intoleranz aus, früher zwischen Reformirten und Lutherischen, jetzt zwischen Rationalisten und Pietisten. Zu den Schattenseiten des Bremer Charakters zählt der Vf. eine gewisse Indolenz, »die freilich von der einen Seite in Genügsamkeit, Beständigkeit, Überlegsamkeit und Beharrlichkeit zur Erreichung des vorgesetzten Zieles übergeht, von der andern aber auch als festes Beharren

Digitized by Google

beim Alten, Schwerfälligkeit in der Wahl der Mittel, als geringe Lebhaftigkeit des Gefühls, Schwäche der Phantasie, Mangel an Genialität hervortritt und die sich schon in der matten Physiognomie, der geringeren Gewandtheit des Körpers und der schleppenden gedehnten Sprache, namentlich des plattdeutschen Dialekts derselben, ausdrückt. Jene Indolenz tritt freilich beim Kaufmann in den Hintergrund, wenn es gilt, die Zeitumstände zu benutzen um sein Glück zu machen, allein auch nur dann und zu diesem Zweck; für ein reges höheres geistiges Leben mangelt oft ihm der Sinn.« Die Geschlechtsausschweifungen sind im Verhältnifs zu andern Städten gering. Im dortigen Krankenhause giebt es nur 7½ pCt. Syphilitische. Die unehlichen Geburten verhalten sich in der Stadt wie 11, auf dem Land wie 7 zu 100. Die Ehe wird heilig gehalten. An den sog. Kindertagen vereinigen sich alle Glieder einer Familie. Der Vf. beklagt es, dafs diese schönen Kreise seltener werden. Wahre Geselligkeit ist eben nicht häufig. Die Stände sind streng gesondert. Statt des Erb- besteht der Geldadel. Volksfeste, an denen die ganze Bevölkerung Theil nimmt, gibt es nicht, ausser etwa am 18. October. Getanzt wird nicht leidenschaftlich; Schauspiele und Concerte sind wenig besucht, desto häufiger die Theezirkel der Frauen und die Klubbs der Männer, in welchen letzteren die Zeit durch Karten- und Billardspiel und durch Zeitungslektüre ausgefüllt ist. Erst in neuerer Zeit ist mehr Sinn für die Musik erwacht. Unter den übrigen Künsten hat sich noch die Malerei die meisten Freunde zu erwerben gewufst. Es gibt einzelne Bildersammlungen. Vaterländische Künstler, wie die beiden Menken, finden ihre volle Anerkennung. Mit den ersten Frühlingstagen zieht Jeder, der es vermag, auf das Land. Eine grofse Reiselust führt den Bremer häufig auswärts.

Zu den öffentlichen Bildungsanstalten gehört 1) das Gymnasium illustre, an dem sonst alle Fächer besetzt waren, sich aber jetzt nur noch zwei Professoren der Medicin und einer der Jurisprudenz befinden. 2) Die Hauptschule. Sie trennt sich in die Gelehrten-, die Handels- und die Vorschule. An ihr ertheilten 1834 14 ordentliche und 13 zeitige Hülfslehrer den Unterricht. Die Frequenz betrug in der ersten 62, in der zweiten 96 und in der dritten 242 Schüler. Die Neben- und niederen Schulen sind in 5 Distrikte abgetheilt. Freischulen gibt es 8, im J. 1834 von 970 Schülern besucht. Ausserdem besteht eine Navigations- und eine Zeichnenschule. Ein Seminar für Schullehrer wurde 1822

Digitized by Google

errichtet. Die weiblichen Unterrichtsanstalten sind sämmtlich Privatunternehmungen, die Mädchen aus den höhern Ständen so gebildet als irgendwo. In den untern und mittlern Ständen hat die Romanenlektüre die schädlichsten Folgen gehabt.

Bremen hat mehrere bedeutende Privatbibliotheken, aber eigentlich nur eine einzige öffentliche aufzuweisen, zu deren Vergrößerung 100 Thlr. jährlich bestimmt sind!! Zweimal wöchentlich ist sie geöffnet. Sie besteht größtentheils aus Werken über Geschichte, besonders deutsche Literatur, Alterthümer, Numismatik, Jurisprudenz und Theologie. Ihre erste Entstehung fällt in das Jahr 1534; im J. 1628 erhielt sie einen bedeutenden Zuwachs durch die Bibliothek des Syndikus Buxtorf, 1635 durch den Ankauf der des Goldast von Haimensfeld, durch die opera omnia mscripta des Joh. Coccejus etc. Die Bibliothek des Gesundheitsrathes oder die Physikatsbibliothek enthält nur medicinische, meist anatomische und staatsarzneiwissenschaftliche Werke. Einem größern Publikum zugänglich sind die Bibl. der Gesellschaften Union und Museum, die erste mit historischen, statistischen, ethnographischen und die Handlungswissenschaft betreff. Werken, die letzte mit Schriften über Naturwissenschaften, Statistik, Literatur, Geschichte, Reisebeschreib. Das Museum, eine der schönsten Zierden Bremens, wurde 1776 von 18 Mitgliedern gestiftet, die sich mit Naturgeschichte und Physik beschäftigten und die Anlegung eines physikalischen und Naturalienkabinets und einer Bibliothek beschlossen. Es wurden wissenschaftliche Vorträge gehalten, die Gesellschaft erweiterte sich, aber die gesellige Tendenz verdrängte allmählig die wissenschaftliche. Nicht unbedeutend sind die Sammlungen der Vögel und Mineralien.

Die erste aber ganz unvollständige Volkszählung ist vom J. 1744, die zweite von 1807, die dritte von 1818, die letzte, allein vollständige, von 1823. Damals zählte Bremen in runder Zahl 40,000 Einwohner; im J. 1834 wahrscheinlich 47,000. Bis zum J. 1811 wurden keine ordentlichen Geburts- und Sterberegister geführt. Interessant sind des Vfs. statistische Berechnungen und Zusammenstellungen. Nach einem sechsjährigen Durchschnitt fielen die meisten Geburten in die Monate März, September und December. Gleichermaßen interessant sind die vom Vf. während 6 Jahren angestellten genauen Witterungsbeobachtungen. Der allgemeine Charakter der Bremer Witterung wird als unbeständig, feucht, kalt und windig geschildert.

Wünschenswerth wäre die Zugabe einer Karte über das Gebiet Bremens und eines Stadtplanes gewesen, und billig hätte der Verleger für einen weitern Druck sorgen dürfen. Mit großem Interesse sieht Ref. der Fortsetzung dieses Werkes entgegen.

Roller.

Digitized by Google

K. v. Spruner's historisch-geographischer Handatlas. Erste Lieferung von 8 illuminirten Karten. Gotha, bei Justus Perthes. 1837. fol.

Im December des Jahres 1834 erliefs Herr v. Spruner die Ankündigung eines historischen Atlas, der auf 52 illuminirte Karten in Form des Stieler'schen Handatlas berechnet war, und dessen Verlag der durch seine literarischen und geographischen Unternehmungen rühmlichst bekannte Herr Justus Perthes in Gotha übernahm. Das Unternehmen sollte eigentlich einen ergänzenden Theil des mit so grofsem Beifall aufgenommenen Stieler'schen Handatlas bilden, aber auch eine bedeutende Lücke in unsrer historischen Literatur in der Art ausfüllen, dafs für die Geographie des Mittelalters eine Reihe von Karten, die vorzüglichsten Staaten Europa's und der übrigen Theile der alten Welt darstellend, zu liefern versprochen wurde. Das von v. Spruner schon in der Ankündigung dargelegte System, nach welchem die Karten erscheinen sollten, unterschied sich von allen bisher in diesem Fache erschienenen Arbeiten durch gröfsere Consequenz und durch das Eingehen auf die specielle Geographie der einzelnen Staaten, während Kruse's verdienstliche Arbeit blos mit Europa im Allgemeinen sich beschäftigt, und zwar vom 5ten Jahrhundert angefangen, von Säculum zu Säculum fortschreitend, bis auf die neuesten Zeiten, ohne irgendwo das eigentliche Detail historisch merkwürdiger Staaten, wie Italien, Deutschland, Frankreich u. s. w. zu berühren. Hierdurch blieb denn für die Specialgeschichte dieser und anderer Länder im Mittelalter gar Vieles noch zu wünschen übrig, und in Beziehung auf die verschiedenen Provinzen Deutschlands war im Kruse'schen Werke bei dem nach der ursprünglichen Projection nicht wohl zu vermeidenden Mangel an Raum eine solche Unbestimmtheit ihrer geographischen Umgrenzung und politischen Eintheilung gegeben, dafs man hier sich vergeblich nach Aufschlüssen umsah. Wie der Plan des von v. Spr. angekündigten Werkes angelegt war, eignete sich das zu erscheinende Werk allerdings für die unter Heeren's und Ukert's Auspicien herausgegebene Geschichte der europäischen Staaten, und von solchen Karten, wie sie v. Spr. zu liefern beabsichtigte, mochte man wohl behaupten, dafs man mit ihrer Hülfe jene

Digitized by Google

Staatengeschichten mit Nutzen und zur Belehrung durchlesen könne. — Im Laufe des Jahres 1835 sollte bereits die erste Lieferung, aus 5 Karten bestehend, erscheinen; allein erst zu Anfang dieses Jahres (1837) trat das freilich 8 Karten starke erste Heft an das Licht, und zwar topographisch so vortrefflich ausgestattet, dafs nicht leicht eine andere Arbeit in diesem Zweige sich mit derselben wird messen können, und den alten wohlbegründeten und wohlverdienten Ruf der Firma Justus Perthes vollkommen rechtfertigend und wenn es möglich steigernd. — Ein Vorwort, welches den Leser und Beschauer auf den Standpunkt stellt, den der Herr Vf. bei Fertigung seines Atlas eingenommen, und von welchem aus er sich beurtheilt wünscht, gibt uns manche Änderung kund, die zwischen der Ankündigung und dem wirklichen Erscheinen mit dem Atlas vorgenommen wurde. Die gedruckten Commentare, welche jedem einzelnen Blatte beigegeben werden sollten (siehe Ankündigung §. 3.), fehlen zwar, mit Ausnahme einer leitenden Übersicht der 8 Karten, die dem Vorworte unmittelbar folgt; dafür jedoch verspricht der Hr. Vf. — was er bei seinen umfassenden Arbeiten in diesem Zweige des historischen Wissens allerdings vermag — ein Werk zu liefern, welches in dieser Ausdehnung gleichfalls noch nicht existirt, nämlich ein »Handbuch der Geographie des Mittelalters«. Auch in Bezug auf die Folge der Karten ist eine kleine, nur zum Vortheil gereichende Änderung eingetreten, indem Italien eine Karte mehr erhielt, als in der Ankündigung für dies Land bestimmt gewesen. — Der Herr Vf. stellt gleich Eingangs des Vorwortes seine Ansicht von geschichtlichen Karten hin, die wir nur als die wahre und richtige lobend anerkennen müssen, und welche wir unsern Lesern mit des Auctors eigenen Worten hier mittheilen. »Jene (die gewöhnlichen historischen Atlanten) bilden gemeiniglich den äussern Umfang des Landes ab, geben die Namen »der vorzüglichsten historisch merkwürdigen Orte, dem nächsten »besten Handbuch der allgemeinen Geschichte entlehnt, schreiben auch wohl Daten und Jahrzahlen mit auf die Karte, wie »man solche im Buche selbst als dahin gehörend findet, — und »die historische Karte ist fertig. Solche Blätter mögen allerdings »einen, wenn auch beschränkten, Nutzen für den ersten Unterricht haben, und es sey ferne von mir, ihnen diesen absprechen »zu wollen; aber das, was mir eigentlich als Ideal eines historischen Atlas vorschwebt, gewähren sie bei weitem nicht, und »dem Kenner und genauen Forscher werden sie ebensowenig ge-

Digitized by Google

»nügen. Ein historischer Atlas, wie er seyn soll, kann und muſs »wie eine gute Geschichte nur aus den Quellen selbst bearbeitet »werden, er muſs diese so viel als möglich gleichsam wieder»spiegeln, muſs bildlich das darstellen, was jene erzählend be»richten, muſs nicht allein die Lage der merkwürdigen Orte »jeder treffenden Periode bezeichnen, sondern auch, aus rein »historischen Quellen wie aus Urkunden geschöpft, die jedesma»lige äussere Gestaltung des Landes, seine Eintheilung, die Sitze »der merkwürdigen Geschlechter u. s. w. angeben, kurz, wie »schon gesagt, für die treffende Periode den Anforderungen »entsprechen, die wir an eine gute geographische Karte für un»sere Tage stellen. Ohne mich dem Wahne überlassen zu wol»len, als entspräche die vorliegende Arbeit diesem Ideale, glaube »ich doch, daſs jeder billige und unbefangene Beurtheiler, wenn »er erwägt, wie schwierig, zeitraubend und selbst kostspielig »ein solches Unternehmen ist, mir wenigstens zugestehen müsse, »daſs ich mit allem Ernst und aller Liebe zur Sache nach Er»reichung desselben gestrebt habe. Wie viele Quellenangaben »müssen nicht oft durchgangen und verglichen werden, um ein »Factum genau zu begründen, um eine Gränzstrecke von wenig »Linien auf dem Papier festzustellen? Wo der Historiker das »Schwankende durch Worte bezeichnen kann, verlangt man hier »eine festgehaltene Darstellung, deren doch nur eine möglich ist, »und hier, wie nicht leicht irgendwo, heiſst es: „hic Rhodus, »hic salta!“ Und bei alledem ist für dieses Fach der Geschich»te, für die Geographie des Mittelalters, noch so wenig vorge»arbeitet und dies Wenige noch überdies oft so in Ansichten »abweichend in einzelnen Dissertationen, Monographien, Vereins»und Provinzialschriften zerstreut, daſs es die gröſste Mühe ko»stet, es nur kennen zu lernen, geschweige denn zu sammeln »und zu benutzen. Für Deutschland ist freilich seit dem Werke »Junker's unendlich viel geschehen, und die Arbeiten von Bessel, »Lamey, Kremer und Crollius in den rheinpfälzisch-akademischen »Schriften, von Apell, Tirngibl, Lang, Pallhausen, Leutsch, »Wedekind, Wersebe, Leo, Bylandt, v. Hormayr, dann die vie»len in dem Wiener Archive und den Jahrbüchern der Literatur, »im Hermes u. s. w. zerstreuten Aufsätze liefern hiefür die glän»zendsten Belege. Italien aber hatte bisher solcher zusammen»stellender Vorarbeiten beinahe gänzlich entbehrt, und gerade »dies bestimmte mich, mit jenem Lande, nachdem die nöthigen »einleitenden Blätter gegeben waren, den Anfang zu machen.«

Digitized by Google

Nebst der, wie gesagt, sehr richtigen Ansicht des Hrn. Vfs. entnehmen wir aus der eben angezogenen Stelle auch den Grund, welcher ihn bestimmte, gerade Italien zuerst zu behandeln. Wir glauben, diesem angegebenen Grunde noch einen hinzufügen zu dürfen, der bei dem Herrn Vf. jeden andern überwog, nämlich: an diesem Lande, bekanntlich dem politisch zertheiltesten von ganz Europa, zu zeigen, was er zu leisten im Stande sey; denn ohne Frage ist Italiens Geographie von der Langobarden-Herrschaft bis auf die neuesten Zeiten (1815) der schwierigste Theil der Aufgabe, welche sich Hr. v. Spr. gestellt, und nach gründlicher, durchgehends quellenmäfsiger Darstellung dieses Landes, welche alle wesentlichen Umänderungen desselben vom bezeichneten Punkte (Langobarden-Herrschaft) bis auf den Wiener Congrefs herab genau beachtet und ebenso sinnreich als klar und dem Auge wohlgefällig durchführt, mochte er muthig an die fernere Arbeit gehen, da keine mehr solche Hindernisse, wie die eben besiegten, ihm entgegenstellen wird. — Herr v. Spr. arbeitet bereits seit vielen Jahren im Fache der mittelalterlichen Geographie, und die Bibliotheken von Gotha, Bamberg und Erlangen, sowie die Privatbibliotheken seiner Freunde haben ihn bei seinem rastlosen Fleifs, der mit entschiedenem Talent für diesen Zweig des historischen Wissens gepaart ist, in den Stand gesetzt (und werden es ferner noch thun), sein in der Ankündigung vom December 1834 gegebenes Versprechen auf eine ehrenvolle und die Wissenschaft fördernde Weise zu halten. Der Beginn des Werkes, diese erste Lieferung schon zeigt auch dem flüchtigen Überblicke, dafs hier nur Gründliches, aus den Quellen Geschöpftes geboten werde, und dafs der Leser und Beschauer nicht etwa eine von den gewöhnlichen Buchhändler-Speculationen vor sich habe. — Mit der »Welt der Alten« beginnt ganz mit Recht die Reihe der Karten der ersten Lieferung. Das Römer-Reich, auf dessen Trümmern die Barbaren ihre Sitze errichteten, ist zur Bezeichnung des Umfangs colorirt. Zwei Unterabtheilungen desselben Blattes geben 1) die Erdansicht nach Eratosthenes und Strabon, 2) den Erdkreis nach Ptolemäus. Wieviel es zur richtigen Verständnifs der Klassiker beitrage, mit den Vorstellungen der Alten, welche sie sich von der Form der Länder machten, bekannt zu seyn, dies liefse sich, wenn es der Raum gestattete, durch zahlreiche Beispiele zeigen. Ich erinnere, um nur Eines anzuführen, an des Tacitus Ansicht, wie der Insel Britanien ihre Bevölkerung geworden (Tacit. Agricol. cap. 11. Siehe meine Ab-

Digitized by Google

handlung über den Unterschied zwischen Kelten und Germanen. Erlangen 1826. 8. p. 20—24, not. 2.). Auch das Mittelalter, das freilich auf eine vom Alterthume verschiedene Weise zu einer Art von fabelhafter Geographie gelangte, hatte seine besondern Vorstellungen von der Gestalt der Erde, und es fällt mir im Augenblicke jene Stelle aus der Rede des Pabstes Urban II. bei, (welcher Rede, nebenbei sey es gesagt, in der Gröfse ihrer Wirkungen keine des ganzen Alterthums verglichen werden kann), die die königliche Stadt Jerusalem »in der Mitte des Erdkreises« gelegen seyn läfst. »Haec civitas regalis, in *orbis medio* posita«, und früher: »Hierusalem *umbilicus est* terrarum.« Es wäre wohl zu wünschen, dafs zu Nr. 50 der folgenden Hefte auf diese zu den Zeiten der Kreuzzüge allgemein verbreitete Ansicht in der Art Rücksicht genommen würde, wie hier bei der Karte Nr. 1 auf die Ansicht des Eratosthenes und Strabon, also in einer Abtheilung jenes Blattes Nr. 50 ein Kärtchen, diese mittelalterliche Ansicht wiedergebend, was um so leichter geschehen kann, da sich eine solche Karte im bekannten Quellen-Werke Gesta Dei per Francos in der That befindet (hinter dem Liber secretorum fidelium crucis von Marino Sanuto. Hanoviae 1611. fol. in den Beilagen.). — Nr. 2. »Das römische Reich und die nördlichen Barbaren im 4. Jahrhundert.« Es ist nicht meine Absicht, Alles durchzugehen, was diese ungemein reich mit Orten und Völkernamen ausgestattete Karte enthält, sondern ich erlaube mir, da ich auf das interessante Werk des Hrn. Vfs. blos aufmerksam zu machen beabsichtige, nur Einiges zu berühren, was mir, eben mit einer speciellen Arbeit beschäftigt, beim Beschauen dieser Karten in die Augen fiel. Der Strich zwischen Main, Rhein und Donau ist bereits näher dem Rheine von Alamannen besetzt, die zuerst den Limes durchbrochen, und in der Richtung gegen Westen und Süden hin die römischen Provinzen gefährdeten. Im Norden des Bodensees sitzen ganz richtig die kühnen Lentienses des Ammianus Marcellinus; aber nördlich des Mainstromes haben sich wohl Alamannen nie lange und auf die Dauer gehalten: es waren fränkische Stämme, die sie aus dieser Eroberung heraustrieben. — Nr. 3 zeigt uns »Europa im Anfang des 6. Jahrhunderts.« Die Alamannen sitzen diesmal vom Südufer des Mains, Mainz gegenüber, längs des Oberrheines zum Bodensee bis tief in die Gebirge zum St. Gotthard, in 3 Abtheilungen: 1) jene Alamannen, die in Folge der Schlacht von Tolbiacum den Franken gehorchten; 2) diejenigen,

Digitized by Google

welche vor fränkischer Herrschaft in die Schluchten des Schwarzwaldes und der rauhen Alp flohen und dort bis auf den kriegerischen Theudebert selbstständig lebten, und 3) endlich jene Alamannen, welche, sich hier noch nicht sicher wähnend, in die Grenzen des ostgothischen Reiches unter den Schutz Theuderichs, des grofsen Ostgothen-Königes, sich begaben. Es dürfte nicht schwer fallen, diese Eintheilung zu rechtfertigen. Geht nämlich Chlodwigs Eroberung des alamannischen Landes nach dem Siege bei Tolbiacum nur bis an die Murg und Rems (Mascou II. p. 15 §. VIII.), und läuft die Grenze des ostgothischen Reiches unter Theodorich nicht fern von den Donauquellen nach dem Südwesten bis zu den Burgundern und an die cottischen Alpen etc. hin, so ist klar, dafs jene alamannischen, zwischen der neuen fränkischen Eroberung und der eben bezeichneten Grenze des Ostgothen-Reiches bis zur burgundischen Grenze befindlichen, Striche weder den Franken noch den Ostgothen zugehörten. — Auf diese einleitenden und übersichtlichen Karten folgt nun die Reihe derjenigen, welche die Geschichte Italiens bis zur neuesten Zeit darstellen, 5 an der Zahl. Nr. 4 stellt uns »Italien unter den Langobarden, nebst den Besitzungen der griechischen Kaiser« dar. Kein Fleck dieser schönen Karte, der nicht benutzt wäre, um ganz Specielles, wie z. B. das Tridentiner Herzogthum, die Umgegend von Rom, von Capua, von Monte Cassino u. s. w. mitzutheilen. Die Abwechslung der Schriften, die Art und Weise der in ein verständiges System gebrachten Colorirung, heben die verschiedenen Gebiete sehr zweckmäfsig heraus und erleichtern ungemein die Beschauung und das Aufsuchen der Orte und Länder. Das bei einzelnen Kärtchen trefflich ausgeführte Terrain (z. B. Umgegend von Rom, Herzogthum Trident) verdient alles Lob. Auch die langobardische Eroberung der bajuvarischen Etschlände im J. 725 durch Liutprand (Paul Diac. L. VI. cap. 58. p. 932 ed. H. Grot.) ist auf dieser Karte getreu angegeben. — Nr. 5. »Italien unter den sächsischen und fränkischen Kaisern bis zu den Hohenstaufen.« Eine ebenso angenehme als zweckmäfsige Zugabe dieses Blattes ist der Plan der Stadt Rom im Mittelalter. — Das 6te Blatt, »Ober- und Mittel-Italien unter den Hohenstaufen«, war, wie man auf den ersten Blick erkennt, gewifs dasjenige, welches in der Ausführung die meisten Schwierigkeiten darbot. Welch eine Menge von Markgrafschaften, Herzogthümern, Grafschaften, Stadtgebieten u. s. w., die alle abge-

Digitized by Google

grenzt werden mufsten! — Zum Verstehen der Kriege K. Friedrichs I. in Oberitalien mit dem an der Spitze des Städtebundes stehenden Milano ist die beigegebene Karte vom Gebiet von Mailand von dem gröfsten Nutzen. Vielleicht zog sich die Grenze Italiens nördlich von Trient doch ganz nahe an Botzen hin, während auf dieser Karte hier die Grenzbezeichnung etwas ferne davon gehalten ist. Ich berufe mich deshalb auf Otto Frising. gest. Friderici Imp. L. II. c. 27. p. 370 apud Muratori scpt. rer. Ital. VI. »Dehinc per Tridentum, vallemque Tridentinam transiens, ad *Bauzanum* usque pervenit. *Haec villa in termino Italiae Bajoariaeque posita,* dulce vinum ... mittit etc.« — Nr. 7. »Italien von 1270 — 1450.« In Ober- und Unteritalien haben sich gröfsere Massen gebildet. Venedig hat sich vorzüglich mächtig gegen Westen und Norden hin erstreckt, und ist zum unmittelbaren Nachbarn Tyrols und des Herzogthums Mailand geworden, westlich von Mailand das savoyische Gebiet. Die Besitzungen Venedigs an der Küste von Dalmatien, in den verschiedenen Theilen Griechenlands, an der kleinasiatischen Küste, bis Cypern hin, sind in einem einzigen Kärtchen dargestellt. In Unter-Italien erscheint bei allem Wechsel der Regenten das Königreich Neapel als eine compacte, nach dem Kirchenstaat hin bestimmt abgegrenzte Masse. Der Werth dieser (und der folgenden) Karte wird noch ganz besonders dadurch erhöht, dafs die Plane der Städte Mailand, Florenz und Neapel sich auf derselben befinden, desgleichen die Schlachtgefilde von Scurcola und Benevento bei einem andern Kärtchen, welches Apulien und Sicilien unter den Normannischen und Hohenstaufenschen Königen zum Objecte hat. — Nr. 8. Den Schlufs dieser ersten Lieferung macht »Italien von 1450 — 1792.« Beigegeben ist 1) eine Karte von Ober- und Mittel-Italien in den Jahren 1793 — 1815, mit seinen ephemeren trans- und cis-padanischen, ligurischen Republiken; 2) die Lagunen von Torcello bis Chioggia, vorzüglich gelungen in der topographischen Ausführung, dabei der Stadtplan von Venedig. 3) Genua und seine Umgebungen; 4) La Valetta auf Malta, wegen der Belagerung von 1568 merkwürdig; 5) das Schlachtfeld von Pavia, in welchem Treffen der ritterliche Franz I. den 25. Febr. 1525 gefangen wurde; 6) die Fürstenthümer am untern Po. — Ich schliefse diese Anzeige der ersten Lieferung des vortrefflichen und durch seine Gründlichkeit vor so manchem seichten Machwerk sich vortheilhaft unterscheidenden Werkes mit dem Wunsche und mit der Erwartung, dafs dasselbe bei dem sach-

Digitized by Google

verständigen Publikum wohlverdiente Aufnahme und Anerkennung finden, und die folgenden Lieferungen in kurzer Zeit an das Licht treten mögen, wozu, wie ich höre, Alles von Seite des Herrn Vfs. wie des Herrn Verlegers vorbereitet und eingeleitet ist. Die zweite Lieferung soll sich in 9 Karten vorzüglich mit der Profan- und Kirchengeschichte Deutschlands bis auf das 16te Jahrhundert befassen.

Dr. G. Th. Rudhart.

Rhetores Graeci ex codicibus Florentinis, Mediolanensibus, Monacensibus, Neapolitanis, Parisiensibus, Romanis, Venetis, Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit, suis aliorumque annotationibus instruxit, indices locupletissimos adjecit Christianus Walz, Professor Tubingensis. Stuttgartiae et Tubingae sumtibus J. G. Cottae, Londini apud Black, Young et Young, Taristock-Street, Lutetiae apud Firmin Didot. 8 *maj. Vol. I. MDCCCXXXII. S. XII.* 658. *Vol. II. MDCCCXXXV. S. XX* 684. *Vol. III. MDCCCXXXIV. S. X.* 750. *Vol. IV. und V. MDCCCXXXIII. S. X.* 846 *und IV* 620. *Vol. VI. MDCCCXXXIV. S. XVI.* 644. *Vol. VII. Pars I. u. II. MDCCCXXXIII. und MDCCCXXXIV. S. VI* 1352. *Vol. VIII. MDCCCXXXV. S. IV* 820. *Vol. IX. Affixa est E. Finckhii epistola critica. MDCCCXXXVI. S. XXVII* 782.

Diese neue Ausgabe der Rhetores Graeci liegt nun schon seit einem Jahre dem Publikum vor. Sie ist einerseits von beschränkterem Umfange, als die selten gewordene Aldina vom J. 1508 und 1509, sofern darin fehlen Aristotelis rhetoricorum ad Theodecten libri tres, rhetorice ad Alexandrum, ars poëtica, Dionysii Halicarnassei ars rhetorica und de nominum compositione. Andererseits ist sie bei weitem reichhaltiger; denn es sind hinzugekommen die Progymnasmata des Hermogenes und Theon, die Paradigmen dazu von Nicolaus, Nicephorus Basilaca, Severus, Georgius Pachymeres u. s. w.; die Homilien des Johannes Doxopatri zum Aphthonius und eine fernere Scholiensammlung dazu aus einer Münchner Handschrift; ferner die Epitomatoren des Hermogenes, wie Psellus, Tzetzes, Georgius Pletho, Matthaeus Camariota, Josephus Rhacendyta, welche theils vollständig, theils nur theilweise abgedruckt sind; die alte, ausführliche und gehaltvolle Scholiensammlung von ungenannten Verfassern zu den drei Schriften des Hermogenes *περὶ στάσεων*, *περὶ εὑρέσεων* und *περὶ ἰδεῶν* im siebenten Bande; die Varianten der in einer Venetianischen Handschrift im Zusammenhang enthaltenen vollständigen

Digitized by Google

Scholien des Syrianus, und die besonders abgedruckten in derselben Hdschr. enthaltenen Scholien des Sopater zu der Schrift des Hermogenes περὶ στάσεων, die des Maximus Planudes zu derselben Schrift, die des Johannes Siceliota (Doxopatri) zur Schrift περὶ ἰδεῶν und des Gregorius von Korinth zur Schrift περὶ μεθόδου δεινότητος, wozu noch des Rufus ars rhetorica, Maximus περὶ τῶν ἀλύτων ἀντιθέσεων, Tiberius, Herodianus, Polybius Sardianus, Zonaeus und Andere περὶ σχημάτων, Tryphon, Gregorius von Korinth, Choeroboscus und andere περὶ τρόπων kommen, um andere kleinere Aufsätze zu übergehen, welche mehr mühsam aufzuzählen als interessant zu lesen sind.

Es ist aber nicht blos Neues hinzugekommen, sondern auch das Alte oder sonst schon Bekannte erscheint hier zum Theil in wesentlich verbesserter Gestalt, die wir theils den zahlreichen vom Herausgeber verglichenen Handschriften, theils auch seinem kritischen Scharfsinn verdanken. In dieser Hinsicht verdienen die Progymnasmen des Theon, die Schriften des Hermogenes Demetrius de elocutione, Menander und Apsines vorzugsweise genannt zu werden, wenn auch im Einzelnen noch Manches selbst an dieser zu berichtigen bleibt.

Das Ganze zerfällt in drei Theile: 1) Progymnasmata, Lehrbücher nebst Paradigmen und Scholien im ersten und zweiten Bande, 2) Hermogenes Rhetorik nebst seinen Epitomatoren und Scholiasten, vom dritten bis zum siebenten Bande; 3) selbstständige Schriftsteller über rhetorische Materien im achten und neunten Bande. Der Herausgeber hat sich jedoch nicht streng an diese Eintheilung gehalten. So findet man im ersten Bande die μελέται des Adrianus, im dritten Bande die Schrift eines Anonymus περὶ σχημάτων, deren Schwestern im achten Bande stehen; im fünften die des Maximus περὶ τῶν ἀλύτων ὑποθέσεων, welche mit Hermogenes durchaus in keiner näheren Verwandtschaft steht. Die Rücksicht auf den Inhalt der Aufsätze mufste sich dem Streben unterordnen, den einzelnen Bänden eine gleichmäfsige Gröfse zu geben. Die hier folgende Recension wird sich daher auch nicht strenger an jene Eintheilung halten, sondern die einzelnen Schriften des Werkes in der gleichen Reihenfolge durchgehen, in welcher sie in der Sammlung abgedruckt sind.

Erster Theil.

Der erste Band ist in diesen Jahrbüchern bereits von anderer Hand angezeigt worden; auch der Rec. hat ihn früher anderswo beurtheilt, und die dabei gemachten Bemerkungen sind schon

Digitized by Google

vom Herausgeber im Anhange zum neunten Bande zusammengestellt. Daher hier nur noch Folgendes.

Die Reihe der Progymnasmata hätten die des Theon als die ältesten eröffnen sollen; an sie hätten sich der Blutsverwandtschaft wegen die des Hermogenes anschliefsen müssen; zuletzt wären die des Aphthonius gekommen, an welche sich dann die Scholien unmittelbar angeschlossen hätten.

Die Paradigmen hätten ohne grofsen Verlust für den Leser und sogar zur Erleichterung des Käufers wegbleiben können, da sie zum mindesten keine Theorie enthalten, in diese Sammlung aber nur die Theoretiker gehören. Wären dann noch die zwei Auszüge aus den Progymnasmen des Aphthonius p. 121—136, statt besonders abgedruckt zu werden, nur gehörigen Orts benutzt und nebst den Scholien zum Theon p. 257—262 und den Prolegomenen Vol. II. p. 69—80 weggelassen; ebenso im Abdrucke der sich häufig wiederholenden Scholien die sonst vom Herausgeber geübte Sparsamkeit durch Verweisung auf das bereits Gedruckte angewendet worden, so hätten wir den ganzen ersten Theil, der die Paradigmen nebst den Scholien enthalten würde, in einem einzigen Bande, der etwa an Stärke dem vierten gleich käme. Solche Ausstellungen sind freilich leichter hintennach zu machen, wenn ein Werk gedruckt ist, als bei der Herausgabe selbst die Fehler, welche ausgestellt werden, zu vermeiden. Sie mögen daher auch nur als frommer Wunsch, nicht als Vorwurf für den Herausgeber, hier stehen.

Um auf das Einzelne zu kommen, so sind zum Hermogenes ausser dem, was im neunten Bande aus den Recensionen nachgetragen ist, neuerlich noch Emendationen von Göller zu Demetrius de elocut. p. 140 sq. erschienen. Sie beziehen sich jedoch noch auf den alten Text; in dem neuen findet sich entweder bereits das Nemliche oder Besseres. Das Andere ist theils bereits in den Recensionen berichtigt, theils unbedeutend. Beachtenswerther ist der in der Haller Literaturzeitung 1835, Mai Nr. 93 ausgesprochene Zweifel an der Ächtheit dieser Progymnasmen. Wenn wir auch auf das Stillschweigen des Syrianus Vol. IV. p. 30, des Suidas und anderer Älteren kein Gewicht legen wollten, so mufs doch die ausdrückliche Angabe des alten Scholiasten Vol. VII. p. 511 Verdacht erregen, dafs Einige diese Progymnasmen dem Libanius beilegen. Dafs in den Paradigmen des Libanius die Methode der dem Hermogenes zugeschriebenen Progymnasmen befolgt ist, ist auf jeden Fall gewifs. Man vergleiche seine Para-

Digitized by Google

digmen p. 893 ff. R. mit den Vorschriften über den κοινὸς τόπος bei Hermogenes c. 6 p. 29 f. Aus dem Inhalte der Schrift läfst sich die weit gehende Verwandtschaft mit der des Theon, besonders im eilften Capitel, gegen die Annahme der Abfassung von Hermogenes anführen, da dieser sich sonst als originalen Schriftsteller geltend zu machen sucht; ferner die fast gänzliche Abhängigkeit des Verfassers von fremder Auctorität, besonders bei der Frage, was unter die Progymnasmen gehöre oder nicht; daher er auch so Vieles, was als fest und sicher hingestellt seyn sollte, blos als fremde Meinung vorträgt, selbst Definitionen c. 1. p. 11. c. 2. 10 und 11. und Unterschiedsangaben c. 7. p. 36. c. 12. p. 54.

Zu Aphthonius hat seit dem Erscheinen des ersten Bandes Reinhold Klotz die Abweichungen der Leipziger Handschrift im ersten Supplementbande zu Jahns N. Jahrbüchern 1832 p. 585 ff. mitgetheilt. Sie sind vom Herausgeber in die Nachträge am Schlusse des neunten Bandes aufgenommen. Veesenmayer besafs ausserdem die Collation einer Pariser Handschrift, aus welcher es nicht uninteressant seyn dürfte, die Variante zu p. 91, 1. herzusetzen. Der gewöhnliche Text hat hier: καὶ εἴ τις ἄλλος ἐν τοῖς πρώτοις σοφώτατος ᾄδεται. Die Handschrift bietet dafür die richtigere Lesart: ἐν τοῖς πρώην. Auch p. 99, 4. hat Aphthonius τὸ πρώην, wo sich in Hdschr. ebenfalls die Variante τὸ πρῶτον findet. Zu p. 103, 8. (καὶ νῦν ἑκατέρων κεῖται μοι παίδων γόος) ist die Variante γένος aus Johannes Doxopatri bemerkenswerth, welche schon wegen κεῖται passender erscheint, als die Vulgata, und noch durch das Folgende (πρὸς ὅλων παίδων κειμένων ὄλεθρον) empfohlen wird. Mit Recht ist von anderer Seite auf den Unterschied der Sprache in der Methode und in den Paradigmen aufmerksam gemacht worden. Dieser läfst sich schon daraus erklären, dafs der Verf. an dem einen Orte blofse Kunstregeln, am andern Musterstücke für Schüler geben wollte. Jene fordern eine schlichte und einfache Sprache; bei diesen hat er die Freiheit, seine Kunst zu zeigen. Daher ist hier seine Sprache sowohl in einzelnen Ausdrücken (οἷς für *quia*, auch bei Himerius ecl. 3, 8. 4, 1. und in den Paradigmen des Nicolaus) als in ganzen Wendungen gesucht und gekünstelt. Zweitens hat er in den Paradigmen ältere Werke vor sich, die er wörtlich wiedergeben kann; in den Paradigmen steht er auf sich selbst.

Digitized by Google

Über Theon hat der Herausgeber sowohl aus den Recensionen, als aus der 1834 bei Löfflund in Stuttgart erschienenen abgesonderten Ausgabe des Recensenten am Schlusse des neunten Bandes ausführliche Nachträge gegeben. Ein Fehler, der bisher noch Aller Augen entgangen zu seyn scheint, ist πάντα τὰ ἁμαρτήματα περιαίρουσα c. 2. p. 171, 3. statt περιαιροῦσα. Auffallend ist im fünften Capitel die Stelle: χρεία ἐστὶ σύντομος ἀπόφασις ἢ πρᾶξις, μετ' εὐστοχίας ἀναφερομένη εἴς τι ὡρισμένον πρόσωπον ἢ ἀναλογοῦν προσώπῳ. Da gleich darauf folgt: πᾶσα γὰρ γνώμη σύντομος εἰς πρόσωπον ἀναφερομένη χρείαν ποιεῖ, so sieht man nicht ein, was der Beisatz μετ' εὐστοχίας bei ἀναφερομένη in der Definition bedeuten soll. Die gleiche Schwierigkeit entsteht bei Aphthonius c. 3. χρεία ἐστὶν ἀπομνημόνευμα σύντομον, εὐστόχως ἐπί τι πρόσωπον ἀναφέρουσα, zu welcher Stelle wirklich von Johannes Doxopatri zweierlei Versuche früherer Ausleger aufgeführt werden, εὐστόχως ἀναφέρεσθαι in Verbindung mit einander zu erklären. Von demselben erfahren wir aber zugleich, dafs Geometres die Worte des Aphthonius erklärte durch λόγος, ὅστις ἐν βραχεῖ ἢ ἔργῳ ἢ ῥήματι πολλὴν τὴν διάνοιαν περιέχει. Noch deutlicher ist die Definition, welche sich in der neuen Scholiensammlung zu Aphthonius p. 586, 5. findet: χρεία ἐστὶ λόγος ἢ πρᾶξις εὔστοχος καὶ σύντομος, εἴς τι πρόσωπον ἔχουσα τὴν ἀναφοράν. Nach diesem ist kein Zweifel, dafs sowohl bei Aphthonius als bei Theon die herkömmliche Interpunction falsch, und bei Theon erst nach πρᾶξις μετ' εὐστοχίας, bei Aphthonius erst nach σύντομον εὐστόχως ein Komma zu setzen ist. Die neue Scholiensammlung zum Aphthonius p. 669, 8. bestätigt auch die von dem Recensenten zu c. 13. (νόμος ἐστὶ δόγμα — ἀνδρὸς ἐνδόξου πολιτικοῦ) gemachte Emendation πολιτικόν. Wichtig ist noch das Fragment des Theon, auf welches Spengel in den Münchner Anzeigen 1835. Mai Nr. 31. aufmerksam gemacht hat. Es steht bei dem Scholiasten des Aristides T. 3. p. 437. Dindf. τοῦτο δεδήλωκεν ἡμῖν ἐν τοῖς προγυμνάσμασιν ἐν τῷ τέλει τῆς τέχνης Θέων ὁ τεχνογράφος, εἰπών· ἔστι δὲ καὶ ἕτερον εἶδος ἀντιῤῥήσις (ἀντιῤῥήσεως?), ὅπερ οὐκέτι μὲν τυγχάνει προγύμνασμα, μερικὸν δὲ εἶδος ῥητορικῆς, ὅπερ τῶν μὲν γενικωτάτων εἰδῶν οὐκ ἔστι, τέλειόν γε μὴν εἶδος καὶ μέρος καθέστηκε. Auf diese Stelle bezieht sich Johannes Doxopatri in den Scholien εἰς ἰδεῶν β'. p. 455. οἱ γὰρ περὶ τοῦ υἱοῦ ἀντιῤῥητικοὶ λεγόμενοι — προγυμνάσματα μᾶλλόν εἰσιν ἢ ὑποθέσεις, ἀνασκευὰς γὰρ ἔχουσι καὶ κατα-

Digitized by Google

σκευὰς, καὶ οὐ προσεκτέον Θέωνι καὶ Σωπάτρῳ, παρὰ τὴν κοινὴν δόξαν — τέταρτον εἶδος τῆς ῥητορικῆς τιθεμένοις. Durch dieses Fragment ist ausser Zweifel gesetzt, dafs bei Theon nicht blos, wie Scheffer vermuthete, der Schlufs des letzten Capitels verloren gegangen ist, sondern auch noch nach demselben seiner Ankündigung gemäfs von der ἀνάγνωσις, ἀκρόασις, παράφρασις, ἐξεργασία und ἀντίῤῥησις die Rede war. Die ἀντίῤῥησις, als Progymnasma behandelt, sey es nun von Theon selbst oder von einem Nachahmer desselben, wiewohl von einem solchen nichts bekannt geworden ist (einen Vorgänger hatte er nach seiner eignen Angabe hierin nicht), findet sich bei Gregorius von Korinth Vol. VII. p. 1206, 12—28. Ἀντίῤῥησίς ἐστι λόγος — ὅλῳ λόγῳ ἀντιγράψαι. Vgl. Theon c. 1. p. 157, 2. ἡ δὲ ἀντίῤῥησις ἐν ταῖς ἀντιγραφαῖς.

Die sogenannten Scholien zum Theon sind gewifs ursprünglich nicht für Theon geschrieben; denn sie erläutern auch nicht einen einzigen Satz, der dem Theon eigen wäre, sondern sind Erklärungen allgemeiner rhetorischen Termini, wie ὑπόκρισις, μῦθος, ἐπιμύθιον, σαφήνεια u. dgl., theils aus Johannes Doxopatri, theils aus Vol. VI. p. 36 sq. genommen, und an die Stellen geschrieben, wo sich Theon dieser Termini bedient. Es würde sie daher Niemand sehr vermissen, wenn sie auch fehlten. In der Gestalt, wie sie hier abgedruckt sind, sind sie ohnehin grofsentheils unverständlich.

Die Verfasser der Paradigmen mag genügen dem Namen nach aufzuführen. Dieselben sind Nicolaus, der unter den Kaisern Leo, Zeno und Anastasius 457—518 lebte; Nicephorus Basilaca, unter Alexius Comnenus, der 1180 starb; Severus um 470, schrieb διηγήματα und ἠθοποιΐας; Georgius Pachymeres, 1242—1310; ein Anonymus, der den Nicephorus vor sich hatte. Ein Theil der Paradigmen des Nicolaus war ohne Zweifel bereits gedruckt in dem Werke: *Polemonis et Himerii declamationes et eclogae, Graece. Excudebat H. Stephanus.* 1567. 4. In diesem Buche finden sich auch ῥητορικῶν προγυμνασμάτων παραδείγματα ἐκ διαφόρων σοφιστῶν συλλεγέντα. Die Paradigmen, welche aus Nicolaus gezogen seyn könnten, deren Identität mit denen des Nicolaus aber erst durch Einsicht des dem Rec. nicht zu Gesicht gekommenen Buches bestätigt werden müfste, sind: 1) κοινὸς τόπος κατὰ ἀργοῦ p. 76. vgl. Nicol. p. 321; 2) ἐγκώμιον χειμῶνος p. 77. vgl. Nicol. p. 335; 3) ψόγος θέρους p. 78. vgl. Nicol. p. 341. Überdies finden sich noch unter Nr. 5. ψόγος ἀμπέλου

Digitized by Google

p. 82 und Nr. 7. σύγκρισις Δημοσθένους καὶ Αἰσχίνου p. 86. Aber diese beiden Themen sind nicht blos von Nicolaus p. 343 u. 358, sondern auch von Libanius behandelt worden, und könnten daher auch aus diesem entnommen seyn. Nicht unwillkommen mag die Notiz von Nicolaus über die Priesterin Ninus seyn p. 275, 9. Νῖνον, τὴν Ἀθηναίων ἱέρειαν, ἣ τὰς ἡδονὰς ἀναμίξασα θύμασι δέδωκε δίκην οὐ σμικρὰν παροινήσασα. vgl. Lobeck. Aglaoph. p. 664—667. Ausserdem stehen noch im ersten Bande die μελέται des Adrianus von Tyrus, der unter Antonin und Commodus lebte. Dafs dieselben nach Leo Allatius auch von Orelli am Philo von Byzanz herausgegeben waren, und die vierte μελέτη ausserdem noch von Passow am Parthenius, war, wie schon von anderer Seite bemerkt worden ist, dem Herausgeber unbekannt.

Der zweite Band enthält die Scholien zu Aphthonius. Es sind deren drei Sammlungen. Die älteste ist diejenige, welche unter Nr. 4. p. 565—684 sich findet. Sie ist zwar so, wie wir sie haben, nicht auf einmal entstanden; doch waren ihre Hauptbestandtheile schon vor Johannes Doxopatri vorhanden, und werden von diesem erwähnt, während von dem, was Doxopatri entschieden Späteres hat, sich hier nirgends eine Spur findet. Bei jedem Progymnasma stellt sich Ein Stück heraus, das im Zusammenhange die μέθοδος desselben abhandelt, so dafs meistens die Stelle des Stücks in der Reihe der Progymnasmen, der Begriff desselben, sein Unterschied von anderen, die Arten desselben, die Behandlung, der Nutzen für die drei Gattungen der Beredsamkeit und für die fünf Theile der politischen Rede, endlich die Klasse der Progymnasmen, in welche das in Rede stehende gehört, besprochen wird. Man sieht, dafs der Vf. dieses Stückes weit mehrere Schriften über die Progymnasmen vor sich hat, als wir nur dem Namen nach kennen. Mit Namen erwähnt er davon den Siricius, dessen Lehrer nach Suidas Andromachus war und unter Diocletian in Ansehen stand. Den Plato nennt er p. 620, 5 ὁ θειότατος Πλάτων, den Aristoteles αἰδέσιμος p. 730, 29. Von Schriftstellern nach Christus erwähnt er noch den Cornutus, Aristides und Porphyrius; von Christenthum und Kirchenvätern findet sich auch nicht die entfernteste Spur. Wir haben nach diesem Allem noch einen Schriftsteller aus der Zeit der heidnischen Sophistik vor uns. Es ist der Sophist Nicolaus, Schüler des Proclus und Plutarchus, derselbe, dem die Paradigmen im ersten Bande p. 263 sqq. beigelegt werden. Denn was Doxopatri p. 198, 22 ff. mit dem Beisatze citirt: ὡς καὶ Νικόλαος ἐν τῇ

Digitized by Google

περὶ τῶν προγυμνασμάτων αὐτοῦ πραγματείᾳ διέξεισι; ferner p. 539, 16. unter Voranstellung der Worte: ὁ δὲ σοφιστὴς Νικόλαος ἐν τῷ τῶν προγυμνασμάτων βιβλίῳ αὐτοῦ vgl. p. 60, 29. und endlich p. 548, 13. vgl. p. 62, 29. mit bloser Nennung des Namens Νικόλαος, das findet sich alles in den genannten Stücken unserer Sammlung p. 578, 10. 657, 20. 659, 10. im Zusammenhange mit Anderem. Wir haben also bereits im zweiten Bande der *Rhetores graeci* das Werk gedruckt, nach welchem der Herausgeber Vol. I. p. 264 dereinst in den englischen Bibliotheken fahnden will. Die Stücke, welche diesem Nicolaus angehören, sind bei dem μῦθος zersprengt; ein Theil derselben findet sich sogar bei den Prolegomenen zu den Aldinischen Scholien. Auch bei dem διήγημα gehört wohl noch ein Theil, der von dem Übrigen getrennt ist, nemlich p. 583, 1 — 584, 5. ihm an. Man mufs übrigens, wenn man dieses Stück ganz dem Nicolaus beilegen will, annehmen, dafs ein Stück verloren gegangen sey, welche Annahme in dem Auszuge eine Stütze findet, welcher bei c. 1 und 2 dem ächten Werke des Nicolaus beigegeben ist. Dieser behandelt dieselben Fragen wie Nicolaus, nur in katechetischer Form. Da nun dieser die σχήματα der διήγησις behandelt, auf welche das Stück p. 584, 5. sich beruft, so ist anzunehmen, dafs sie auch von Nicolaus behandelt waren. Von der χρεία an ist dann das Eigenthum des Nicolaus ungetrennt geblieben, und die katechetischen Auszüge haben ein Ende. Dem Nicolaus gehört demnach Folgendes an: 1) μῦθος p. 568, 4 — 569, 3. 572, 12 — 573, 28., wo nach ἐξαλλάττοντα ein Punkt zu setzen. 577, 22 — 30. 2) διήγημα p. 578, 4 — 580, 3. 583, 1 — 584, 5. 3) χρεία p. 585, 11 — 590, 21. In diesem Stücke sind die Worte p. 586, 8 — 10. (ἡ πρᾶξις εὔστοχος — πρόσκειται λόγος) blofse Wiederholung derselben Worte l. 5 — 7. und also zu streichen. Ebendaselbst ist l. 14. nach ἀπομνημόνευμα eine kleine Lücke, welche sich leicht aus dem Zusammenhang ergänzen läfst. Was nach p. 590, 21. folgt, ist schon im Vorangehenden behandelt. 4) γνώμη p. 592, 21 — 595, 5. 5) ἀνασκευὴ p. 596, 22 — 600, 2. 6) κατασκευὴ p. 602, 9 — 21, ganz kurz, weil das Nöthige in der ἀνασκευὴ gesagt ist. 7) κοινὸς τόπος p. 607, 16 — 614, 19. 8) ἐγκώμιον p. 618, 10 — 622, 27. 9) ψόγος p. 629, 22 — 633, 5. Man sieht, dafs Nicolaus zwischen ψόγος und ἐγκώμιον nicht streng scheidet, sondern sie als zusammengehörig behandelt, und daher vom ψόγος wieder auf das ἐγκώμιον übergeht, so dafs er am Schlusse sagen

Digitized by Google

kann: *περὶ ἐγκωμίου ἀρκούντως εἴρηται.* 10) *σύγκρισις* p. 637, 17 — 640, 13. 11) *ἠθοποιία* p. 643, 23 — 646, 14. 12) *ἔκφρασις* p. 649, 9 — 651, 12. 13) *Θέσις* p. 657, 19 — 661, 2. 14) *νόμου εἰσφορὰ* p. 669, 7 — 670, 24. Der Text bedarf an mehrern Stellen einer Berichtigung. Diese ergibt sich aber theils aus dem Zusammenhange leicht, theils aus den Excerpten bei Doxopatri und in den Aldinischen Scholien. Theon wird oft berücksichtigt. Mit den sogenannten Progymnasmen des Hermogenes findet sich wenigstens eine Verwandtschaft in der Behandlung der *κατασκευὴ* und des *ψόγος*; des *ἐγκώμιον* p. 620 und 621, wo sogar das Beispiel zusammentrifft p. 621, 3. vgl. Hermog. p. 37; ferner des *κοινὸς τόπος*, wo die *ὑποτύπωσις* den *τελικοῖς κεφαλαίοις* bei der *ἐκβολὴ ἐλέους* beigefügt wird p. 613, 13. vgl. Hermog. p. 30. Eine weitere Verwandtschaft böte sich, wenn die oben geäusserte Vermuthung richtig wäre, in der Annahme der fünf *σχήματα τοῦ διηγήματος* dar. Mit Namen ist weder Theon noch Hermogenes genannt. In Beziehung auf die Form ist noch zu bemerken, dafs diese *πραγματεία* als ein an Knaben gerichteter Vortrag angesehen seyn will p. 633, 1. *οὕτω καὶ ἐχρῆν ἡμᾶς* (l. *ὑμᾶς*) *μαθεῖν, ὦ φίλτατοι παῖδες.*

Ein weiterer Bestandtheil dieser sogenannten Scholien ist eine Epitome der *μέθοδος* bei Aphthonius. Diese Epitome steht bei dem *μῦθος* p. 575, 17—25, bei dem *διήγημα* p. 580, 3—17, wo übrigens eine Abweichung sich findet, indem die Zahl der *παρεπόμενα* auf sieben angegeben und den sechs von Aphthonius aufgeführten noch die *ὕλη* beigefügt ist. Bei den übrigen Progymnasmen steht die Epitome stets entweder ganz zu Anfang des Stückes, oder gleich nach demselben. Es ist nur zu bemerken, dafs bei der *γνώμη* die *ἐργασία* übergangen ist, wahrscheinlich weil sie dieselbe ist, wie bei der *χρεία*. Bei dem *κοινὸς τόπος* ist in den Worten *ἐλέου ἐκβολὴ διὰ τῶν ἐξ τελικῶν κεφαλαίων* eine Annäherung an den Ausdruck des Hermogenes. Bei der *ἠθοποιία* ist ist der Text entstellt, aber leicht zu verbessern. Bei der *ἔκφρασις* ist auffallend, dafs nur zwei *παρεπόμενα* genannt sind, während doch Aphthonius noch ausserdem *τόποι, εἴδη* und *χαρακτὴρ* der *ἔκφρασις* näher bezeichnet. Bei der *Θέσις* und *νόμου εἰσφορὰ* ist geradezu eine Epitome aus Hermogenes gegeben statt aus Aphthonius. Ob damit im Zusammenhange steht, dafs die Scholien in der Ambrosianischen Handschrift mit der *ἔκφρασις* ganz aufhören, ist ungewifs.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Rhetores Graeci ed. Walz.

(Beschlufs.)

Ein dritter Bestandtheil unserer Sammlung sind die Scholien selbst, sowohl zur μέθοδος, als zur μελέτη. Sie sind im Ganzen älter als Doxopatri; denn dieser citirt sie bereits, während von dem, was er Eigenes hat, namentlich von den Ansichten des (Metropoliten) von Sardes und des Geometres sich hier nichts findet. Bei einem dieser Scholien bedient sich Doxopatri des Ausdrucks p. 556, 12. ἔν τινι δὲ τῶν βιβλίων σχήματι δέχεται πρόσωπον εὗρον· ἦν δὲ ἐν ἐκείνῳ καὶ σχόλιον παρακείμενον τῷ ῥητῷ τοιοῦτον etc. vgl. p. 670, 29. Ebenso p. 564, 3. ἔν τινι βιβλίῳ σχόλιον εὗρον παρακείμενον τῷ παρόντι ῥητῷ τοιοῦτον vgl. p. 681, 17. Anderswo hat er den Ausdruck: τινὲς τῶν τὸ παρὸν βιβλίων ἐξηγουμένων φασὶ p. 173, 27. vgl. p. 576, 10. oder auch p. 529, 7. τοῦτό τινες μὲν οὕτως ἐξηγήσαντο. vgl. p. 653, 16. An einer ferneren Stelle nennt er ausdrücklich den Namen des Verfassers p. 301, 30. Ἀντώνιος δέ τις ἔφη πρὸς τὸ παρὸν παράδειγμα, ὅτι τὸ ἥδεται προστεθὲν, ὦ Ἀφθόνιε, οὐ πιθανὸν εἶναι τὸ ῥητὸν ἐᾷ. vgl. Schol. Ald. p. 23. Dieses Scholion findet sich in unserer Sammlung p. 595, 17, deren Scholien demnach entweder von Antonius verfafst seyn, oder doch seine Scholien in sich aufgenommen haben müfsten.

Der Verfasser der Scholien selbst gibt sich zugleich als den Verf. der Scholien zum Hermogenes περὶ ἰδεῶν zu erkennen, welche im siebenten Bande abgedruckt sind, p. 647, 26. ὡς ἐν τῷ περὶ ἰδεῶν θεοῦ συναιρομένου ἐροῦμεν, wo der Herausgeber richtig auf Vol. VII. p. 1075 verweist. Hiemit stimmt überein, dafs die Sammlung unserer Scholien sich regelmäfsig in der gleichen Familie von Handschriften findet, wie die Scholien des siebenten Bandes, und dafs die sogenannten Scholia minora zu Vol. VII. p. 828 sich auf unsere Scholien p. 577, 26 ff. berufen. Der Verfasser würde demnach über das zehnte Jahrhundert hinauf zu setzen seyn, da jene Scholien sich in Handschriften des zehnten Jahrhunderts finden. Zu näherer Bezeichnung seiner Zeit mag noch dienen die Stelle p. 653, 6. ἡ δὲ τῆς Ἀλεξανδρείας ἐπ' ἄκρου τοῦ ἄστεος ἵσταται, ὥσπερ καὶ νῦν ἡ τῆς Μεγαλοπόλεως. Wem eine gröfsere Bibliothek zu Gebote steht, der wird vielleicht das Zeitalter des Verfs. aus dieser Andeutung ausmitteln können. In diesen Scholien fällt auf, dafs nach dem Abschlufs derselben noch neue Scholien zur μελέτη bei der ἀνασκευὴ und κατασκευὴ p. 601, 20—31. und p. 603, 30 — 606, 31. folgen. Das letzte Stück ist im Anfang besonders verderbt,

Digitized by Google

und durch die Art und Weise des Abdrucks, sowie durch die Stellung des Titels (κατασκευὴ, ὅτι εἰκότα τὰ κατὰ Δάφνην) ganz unverständlich geworden. Auch mitten in dasselbe ist eine κατασκευὴ χριστιανικὴ, ταῖς ἀλληγορίαις ἑαυτῇ ἀκόλουθος, eingeschoben, die an diesen Ort auf keinen Fall gehört, übrigens nichts eigenthümlich Christliches, am wenigsten Mönchisches an sich trägt.

Als Einleitung zu der bisher besprochenen Sammlung stehen in den Handschriften die Prolegomena, welche an der Spitze der Aldinischen Scholien gedruckt sind p. 1—4. Sie haben ungefähr denselben Inhalt, wie die Prolegomena des Maximus Planudes Vol. V. p. 213 ff., nähern sich jedoch dem Ausdrucke nach oft mehr den Prolegomenen, welche Vol. VI. p. 4—30 abgedruckt sind. Mit diesen ganz dieselben Fragen und in derselben Ordnung sind in einem Bruchstücke am Schlusse unserer Sammlung p. 682, 31 ff. zu behandeln angefangen. Die Ausführung jedoch ist wenigstens p. 683, 18 ff. geradezu aus Sopater Vol. V. p. 6, 18 ff., aus welchem der lückenhafte Text zu berichtigen ist.

Wichtiger sind die Prolegomenen, welche nach den oben genannten vor den Aldinischen Scholien stehen, und mit den Worten ὁρισμὸς τοῦ καθόλου γυμνάσματος beginnen. Für den Verfasser derselben ist ohne Zweifel der Sophist Nicolaus zu halten. Denn erstens gibt der Verf. selbst zu erkennen, dafs er zugleich Verfasser von Progymnasmen ist, p. 6, 16. Zweitens enthalten sie den vollständigen Stoff der Fragen, welche theils in dem katechetischen Auszuge zu c. 1. der Scholiensammlung, theils in den vor ihr abgedruckten Prolegomenen zur Rhetorik stehen. Dieser katechetische Auszug aber ist eben aus Nicolaus gemacht, wie die Vergleichung desselben mit dem Texte des Nicolaus bei c. 1 u. 2. zur Genüge zeigt. Drittens ist gerade dasjenige darin besprochen, was man nach der Beschaffenheit der Progymnasmen des Nicolaus selbst in einer Einleitung dazu erwartet. Zu bemerken ist darin die Definition der Rhetorik von Diodorus p. 7, 21, welche sonst in keiner der vielen Einleitungen zu den Progymnasmen sich findet, wohl aber bei Quintilian 2, 15, 16., wo statt Diodorus der Name Theodorus steht. An Valerius Diodorus, den Suidas erwähnt und in die Zeit des Kaisers Hadrianus setzt, ist unter solchen Umständen nicht zu denken. Ob übrigens diese Prolegomenen gerade so aus der Hand des Nicolaus gekommen sind, wie wir sie jetzt haben, mag immerhin bezweifelt werden. Der Anfang wenigstens dürfte besser eingeleitet worden seyn, und was am Ende steht, scheint am unrechten Platze zu stehen, da bereits p. 8, 12. das erste Capitel περὶ μύθου begonnen hat.

Die zweite Stelle im zweiten Bande gebührt dem Alter nach dem Johannes Doxopatri, dessen Homilien p. 81—564 zum ersten Male abgedruckt sind. Doxopatri lebte dem Herausgeber zufolge nach dem Jahre 1041, indem er p. 508, 18. den Kaiser Michael Calaphates erwähnt, und wurde zuletzt Patriarch von Constantinopel. Ist dies letzte wirklich der Fall, so müfste er

Digitized by Google

wohl, wie auch der Herausgeber annimmt, mit Johannes Camaterus identisch seyn, der 1198—1206 Patriarch war und in die Zeiten des lateinischen Kaiserthums fiel. Seine Homilien sind ein Meisterstück von Weitschweifigkeit, welche zu erzielen oft grofse Stellen, ja ganze Seiten aus Plato, Thucydides, Plutarch, Diodorus von Sicilien (B. 16, 22—24. p. 474. 475.), Lucianus (Catapl. c. 27. p. 497.) und den Kirchenvätern abgeschrieben sind. Unter die Quellen, aus welchen er schöpfte, gehört die vor ihm genannte Scholiensammlung, aus welcher sein Text vielfach zu berichtigen ist, wie namentlich p. 468, 13 — 469, 8. aus p. 633, 7 — 634, 3. Hiezu kommen noch christliche Ausleger des Aphthonius, wie ὁ Σάρδεων (s. μητροπολίτης, nicht Σαρδέων, wie der Herausgeber schreibt) und sein Gegner Johannes Geometres, dem Doxopatri den Vorzug gibt. Mehrere Male finden sich auch Definitionen von Sopater und Stücke aus Nicolaus, noch öfter aus den Progymnasmen des Theon und Hermogenes, woraus man sieht, dafs ihr Text zu seiner Zeit zum Theil schon so verderbt war, als wir ihn noch jetzt in den Handschriften treffen, sowie dafs man damals in Beziehung auf Authentie so schlimm schon daran war, als später, indem er nicht nur die Poogymnasmen des Hermogenes, sondern auch die Schrift περὶ ἐπιδεικτικῶν unbedenklich als Werk des Menander citirt. Der Schlufs des Doxopatri ist aus den Scholien p. 681, 32 sqq. zu ergänzen.

Die den Homilien des Doxopatri vorangeschickten προλεγόμενα εἰς τὴν Ῥητορικὴν p. 69—80 (bisher ebenfalls ungedruckt) sind ein blofser Auszug aus dem Anfange seiner Homilien, und tragen daher seinen Namen mit Unrecht. Sie sind vollkommen entbehrlich.

Die letzte Stelle nehmen die Aldinischen Scholien ein p. 9—68. Sie bilden die jüngste Sammlung; denn sie sind nicht blos aus der zuerst genannten Sammlung, sondern auch aus den Homilien des Doxopatri geschöpft, wie sich aus der Citation des Antonius, Nicolaus, des (Metropoliten) von Sardes und des Geometres ergibt. Der Herausgeber hält sie für ein Werk des Maximus Planudes, vor dessen Commentare zum Hermogenes sie gewöhnlich in den Handschriften stehen. Von den Prolegomenen, welche vor diesen Scholien stehen, war schon oben die Rede.

Reutlingen. *Finckh.*

Digitized by Google

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1. *Samachscharis goldne Halsbänder, als Neujahrsgeschenk arabisch und deutsch von Joseph v. Hammer. Wien* 1835. 108 *S.* 8.
2. *Samachscharis goldne Halsbänder, nach dem zuvor berichtigten Texte der v. Hammer'schen Ausgabe von neuem übersetzt und mit kritischen und exegetischen Anmerkungen begleitet von M. Heinr. Lebr. Fleischer, designirtem ordentl. Prof. d. morgenländ. Sprachen a. d. Universität Leipzig und Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Paris. Leipzig* 1835. 87 *S.* 8.
3. *Samachscharis goldne Halsbänder, von neuem übersetzt mit kritischen und exegetischen Noten zur Erklärung der von Herrn v. Hammer mifsverstandenen Stellen, nebst Verbesserung des Textes nach einem in Kahira aufgefundenen Manuscripte, von Gustav Weil, ehemaligem Professor an der polytechn. Schule in Kahira. Stuttgart* 1836. 158 *S.* 8.

Ref. würde, da er doch über sein eignes Werk kein Urtheil aussprechen kann, sich mit der einfachen Anzeige der drei genannten Werke begnügt und allenfalls nur angedeutet haben, was ihn zur Herausgabe seiner Übersetzung veranlafst und in welchem Verhältnisse sie namentlich zu der des Hrn. Prof. Fleischer steht, wenn nicht eine Kritik des H. v. Hammer in den Wiener Jahrbüchern ihn gewissermafsen nöthigte, noch Einiges hinzuzufügen, theils um sich selbst gegen die bittern Angriffe des H. v. Hammer zu rechtfertigen, theils aber auch um einmal dem gelehrten Publikum über den Werth der hochtrabenden Worte seines stolzen Gegners die Augen zu öffnen. Zwar scheint H. v. Hammer seine Recension mehr auf possenliebende als gelehrte Leser berechnet zu haben, sonst würde er nicht nur im Ganzen einen etwas zarteren Ton angenommen und sich mehr mit der Sache als mit Persönlichkeiten beschäftigt haben, sondern er würde auch gewifs, wenn seine Absicht gewesen wäre an Orientalisten zu appelliren, es nicht gewagt haben, Refn. unbescheiden zu nennen, weil er erklärt, dafs nur irgend ein unwissender Türke einen Unterschied zwischen *Adab* und *Edeb* machen könne, und zu behaupten, dafs der Kamus zwischen Adab und Edeb unterscheide, da im ganzen Kamus keine Spur davon zu finden ist. Es steht Gottlob mit dem Kamus nicht wie mit vielen andern orientalischen Werken, aus denen man leicht, weil sie nicht Jedem zu Gebote stehen, der Welt einen Bären aufbinden kann. Es gibt viele Exemplare des Kamus in Deutschland, und doch erklärt sich Ref. bereit, auf immer seine Feder niederzulegen, wenn Jemand durch eine Citation aus dem Kamus ihn statt des H. v. Hammer Lüge straft. Hätte ferner H. v. Hammer bei seiner Recension Orientalisten im Auge gehabt, so würde er nicht

Digitized by Google

Hrn. Fleischer vorgeworfen — und dieser Vorwurf trifft auch Refn. — dafs er statt »er spielt die Trommel nur sich selber vor, der seine Zitter nur in Gottes Tonart spielt«, und mit einer alle Grenzen überschreitenden Schamlosigkeit hinzugefügt haben, dafs von Gott gar keine Rede sey, während kurz zuvor *Allah* genannt ist, wovon sich Jeder, der nur die arabische Schrift kennt, leicht zu überzeugen im Stande ist. Es kann hier nicht des Refn. Absicht seyn, Hrn. v. Hammers Fehler philologisch zu widerlegen, weil dafür kein andres Mittel war und noch wäre, als eine neue Übersetzung mit Anmerkungen herauszugeben. Letzteres hat Ref. so ausführlich gethan, dafs Herr v. Hammer sich besonders darüber ärgert, dafs die zehn Bogen seines Werks mehr als zwei Drittheile Noten enthalten. Wahrlich ein grofser Fehler in den Augen eines Mannes, der für seine wie aus einer Dampfmaschine hervorgehenden Arbeiten nie Rechenschaft ablegt und seine Gegner nur mit Schimpf und Schmähungen abzuspeisen gewöhnt ist. Jeder Orientalist, der Hrn. v. Hammers Werk mit dem des Hrn. Fleischer oder des Refn. vergleicht, bedarf keines besondern Winks, um auf die Wahrheit zu kommen. Übrigens kann auch der, der sich kein eignes Urtheil in diesem Gebiete zutraut, das des berühmten Herrn Silvestre de Sacy, den Herr v. Hammer selbst den Meister aller Meisterer nennt, zu Rathe ziehen. Dieser competenteste Richter in arabischen Streitfragen, obschon ein Freund des Hrn. v. Hammer, glaubte es doch der Wahrheit schuldig zu seyn, sich im Journal des savants des Monats December 1836 gegen den Mächtigen und zu Gunsten der bei Manchen als vorwitzig geltenden Ankömmlinge auf dem wissenschaftlichen Kampfplatze auszusprechen. De Sacy erklärt unumwunden, dafs er schon lange mit Bedauern bemerkt, dafs Hr. v. Hammer sich oft, ohne Rücksicht auf Grammatik, mit dem ersten à peu prés begnügt, weshalb er auch manche seiner Werke nicht recensiren (rendre compte) konnte. Nachdem nun Ref. gezeigt, wie H. v. Hammer zweimal, wo es ernste wissenschaftliche Behauptungen galt, Erdichtetes für Wahrheit auftischt, ist es kaum der Mühe werth, zu erwähnen, dafs der Refn. zugetheilte Vorname Abraham — wahrscheinlich aus den allerfeigsten, erbärmlichsten Gründen, die Ref. mit Schweigen übergeht — ebenfalls erlogen ist. Da Ref. in seiner Heimath schreibt, würde er, wenn es nicht wahr wäre, ebensowenig behaupten können, dafs er nie Abraham geheifsen, als in einem Lande, wo es viele Kamus gibt, gegen Herrn v. Hammers bestimmteste Versicherung erklären, dafs derselbe keinen Unterschied zwischen Adab und Edeb macht, oder wo für einen Gulden Jedermann Hrn. v. Hammers Text kaufen kann, ebenfalls gegen seine Angabe sagen, dafs im Anfange des 35sten Spruchs Allah erwähnt ist, worauf sich bâbihi bezieht. Nur ein Mann wie H. v. Hammer Purgstall kann hinter den Wällen und auf den Zinnen seiner Schlösser sich hoch und sicher genug gestellt glauben, um auch mit evidenten Unwahrheiten, selbst auf Gefahr öffentlich Lügen gestraft zu wer-

Digitized by Google

den, seine Gegner zu verfolgen. Um nun noch einen Beweis von der Wahrheitsliebe des Hrn. v. Hammer zu geben, nach dessen Recension man glauben sollte, es seyen ihm nur Druckfehler, vergessene und versetzte Punkte, höchstens ein paar poetische Licenzen, die er in seiner gereimten Prosa sich erlauben zu dürfen glaubte, von den spätern Übersetzern als Unwissenheit ausgelegt worden, um zugleich auch zu zeigen, dafs H. v. Hammer keine freie Bearbeitung beabsichtigte, — was übrigens schon aus seiner eignen Vorrede, wo er seine Übersetzung sinn- und reimgetreu nennt, sowie aus der wirklichen sclavisch treuen Übereinstimmung mit dem Texte in den leichtern Stellen hervorgeht, — mögen hier noch einige Beispiele aus dem Werke des Herrn v. Hammer, mit dem des Ref. verglichen, folgen, woraus Jedermann einleuchten wird, dafs, wer sein Leben dem Studium der arabischen Sprache gewidmet, solche Ungereimtheiten von einem Manne, der bei Manchen als unfehlbar gilt, nicht ungerügt lassen konnte.

Ende des 4ten Spruchs.

H. v. H.	Ref.
Sag mir, wehe dir! wie lange schleppst du der Schleppe Ungemach auf sandigem Boden nach? wenig fehlt, dafs du nicht nach dir ziehest den Kies und Sand und dafs dir nicht die Kiesel nachfliegen (von dem Fufs auf die Hand); du bist schwerer zu ertragen, als was du an der Schleppe schwer hast zu tragen, und doppelt ruhen auf dir die Lasten, die dich belasten.	Sage mir, wehe dir! warum bedeckt deine Schleppe die Erde, während in Kurzem ihr Kies dich bedeckt? sie wirft dann ihre Last über dich, und beladet dich schwerer als du sie, und gibt dir noch einmal so viel zu tragen als du ihr gegeben.

Anfang des 12ten Spruchs.

Du hörst nicht auf dir Hausrath anzuschaffen bis dich die Bothen des Todes werden hinwegraffen.	Versage Niemandem deinen Beistand und deine Hülfe bis die Todesverkünder deinen Tod verkünden.

In der Mitte des 16ten Spruchs.

Er ist eine Feder, die von Anfang her bekannt, und ein Schilfrohr, nachdem die Väter erst adelig werden genannt.	Selten erkennt man Ehrgefühl und Selbstachtung in dem, dessen Ahnen ehrlos waren.

Mitte des 21sten Spruchs.

Wann dich deine Übertreibung bewildert im Land und dir fällt auf deine Hand, wie bereichert dich alsdann dein Bau?	Wenn es dir wegen deiner Nachlässigkeit [in guten Werken] unheimlich wird und du die Vergangenheit bereuest, was nützen dir alsdann deine Bauten?

Digitized by Google

47ster Spruch.

H. v. H.

Wie wäre der ein Vorsichtiger, der machet immer Spafs; hei, hei! vom Brunnen der Trefflichkeit ist erschöpft das Nafs; es genüge dir, dafs der Spafs spasmodisch und dafs der Pierrot periodisch, vielleicht dafs ein Wort mit heimlicher Andeutung vom Schwanz deinen Bruder erregt zum Sündentanz; ist er ein Freier, so hast du Unfruchtbarkeit gesäet in das schwarze Korn seiner Lust.

Ref.

Wie kann der Scherzende besonnen seyn! sieh der Unterschied zwischen beiden ist grofs; es genüge dir dafs Scherz [maschu] das Gegentheil von Ernst [chasmu] sowie Mischung [masdju] das Gegentheil von Scheidung [djasmu]. Manches deiner [scherzenden] Worte taucht dich in Vergehen und giefst auch volle Eimer davon über deinen Nächsten. Ist dieser ein Freier, so säest du dadurch Abneigung in sein Herz.

54ster Spruch.

Leiste an Gehorsam noch mehr als an Gehorsam von dir begehrt der Herr; wer sich der Macht unterwürfig macht, von dem wird Alles leicht erreicht; lafs ab von verleumdendem Weibergeschwätze, dafs dasselbe dich nicht in deinem Vorhaben zurücksetze. Eine Grube, worin zurückgeblieben ein Rest des Wassers, das darin geflossen, ist besser als ein weites Trinkgeschirr, aus dem der Wein ausgegossen.

Belade dich mit gottgefälligen Arbeiten etwas unter deiner Kraft, denn wer ihnen seine ganze Kraft hingibt, möchte ihrer bald genug bekommen. Lade deine Seele nur zu kleinen Familienmahlzeiten ein, nicht zu grofsem Schmaus, sie möchte sich sonst übersatt zurückziehen müssen. Gewifs ist es besser, etwas von seiner Seelenkraft aufzusparen als sie dann [nach einer zu grofsen Anstrengung] überdrüssig zu finden.

62ster Spruch.

Der ist ein Freier, der seine Verwandten beschützt und dem sie theuer; sie beschützen sich gegenseitig zunächst und nicht nur in der Weite, wie der Glatte, Weichliche, welcher vor dem Schäbigen suchet das Weite; und so (wenn die Stammverwandten fest und eng aneinander geschlossen) sind dieselben ein Rattenkönig, begabt mit Seele leitender, Gabe bereitender.

Nur der ist ein edler Mann, wer seine Verwandten beschützt und ihnen nicht ausweicht wie der Glatthäutige dem Aussätzigen. So sind nur Zweige von dem Baume Maads, nur solche, die ein grofsmüthiges Herz und eine erhabene Seele besitzen.

66ster Spruch.

Man sagt, der Anfang der Blindheit besteht darin, dafs man schielt wie eine alte Mähre.

Er sagt: Wer in der Nähe verbotener Güter weidet, der ist schon auf dem Wege der Blindheit.

Digitized by Google

94ster Spruch.

H. v. H.	Ref.
Die Nahrung vieler saugenden Kamehle werden nur Wüstendisteln seyn, und ein Becher von edlem Wein ist Vorboth der Feuerpein.	Wie mancher genieſst hier ein zartes saugendes Kamehl, dem einst ein Mahl von bittern, übelriechenden Kräutern zubereitet, und manche kühlen ihren Durst an einem Becher voll guten Weines, denen einst die brennende Pein angekündigt wird.

98ster Spruch.

Wie sollen deine Augen die Flüssigkeit der Thränen fangen, da die Locken schon grau von der Stirne hangen. Du suchst Gewinn bei der Mutter der Schlechtigkeiten, und wirst aus Schrecken weiſs, wann du siehst wie deine Haare weiſs.	Wo bleiben die Thränen, die reichlich flieſsen sollten? Schon sind deine Locken grau, und die Mutter des Todes baut ihr Nest und legt ihre Eier da, wo weiſse Haare hervorwachsen.

Man sieht wohl aus diesen wenigen Beispielen, daſs es sich nicht von Druckfehlern und versetzten Punkten, auch nicht von freier Bearbeitung handelt, denn es läſst sich recht gut nachweisen, daſs Hr. v. Hammer wirklich Hausrath, Feder, Schilfrohr, Übertreibung, Brunnen der Trefflichkeit, Schwanz, schwarzes Korn der Lust, Grube, Trinkgeschirr, ja sogar eine alte schielende Mähre und einen Rattenkönig — und wer wird auch diese erfinden wollen! — im Texte zu sehen glaubte.

Kann man wohl verlangen, daſs gegen einen Mann, der so mit der Wissenschaft verfährt, mag er auch noch so viele anderseitige Verdienste haben, noch schonend zu Werke gegangen werde? Ist man unbescheiden, weil man es wagte — nicht in einer oberflächlichen Recension, sondern in einem gründlichen Werke — bis zur Evidenz darzuthun, daſs H. v. Hammer nicht nur hie und da gefehlt, sondern fast durchweg was ihm gerade in die Feder kam, wenn oft auch von einem ganzen Satze nur ein Wort mit dem Texte übereinstimmte, als Produkt eines der ausgezeichnetsten arabischen Schriftsteller ausgeben wollte, und sich nicht von der Furcht zurückhalten lieſs, unter dem eisernen Hammer seiner Schmähungen zerschmettert zu werden? Je höher ein Mann im öffentlichen Ansehen als Orientalist steht, um so mehr ist man es der Wissenschaft, der Wahrheit, dem deutschen Rufe der Gründlichkeit und dem durch ihn entstellten Oriente schuldig, ganz rücksichtslos gegen ihn aufzutreten. Was andres ist, wo ein Text verschiedene Interpretationen zuläſst, der Eine diese der Andre jene vorzieht, wie dies oft zwischen Hrn. Fleischer und Refn. der Fall ist; da hört man auf sich zu

Digitized by Google

befehden, da kann man sich ganz friedlich gegenseitig seine Ansicht mittheilen, da ist es Pflicht, selbt von Irrthümern und Mifsgriffen mit der gröfsten Zartheit zu reden; auch begreift Ref. nicht, wie H. v. Hammer sich freuen kann, dafs auch der Fleischer sein Beil (so nennt er Refn.) gefunden hat, da doch Ref. Herrn Fleischer in seiner Vorrede bewunderte, wie er aus einem so schlechten Texte eine so gute Übersetzung liefern konnte. Wenn dann Ref. sagt, dafs zuweilen die Vermuthungen seines gelehrten Vorgängers in Verbesserung des Textes nicht ausreichten, während er ein Manuscript in Kahira benutzte; ja wenn er sogar hinzusetzte: dafs oft, wo auch der Text gleichlautend ist, er doch manche Sätze anders erklärte, so hat er deshalb nicht im mindesten die Absicht gehabt, den mit der arabischen Sprache und Literatur so innig vertrauten Herrn Fleischer anzugreifen, sondern er mufste vielmehr dies seiner selbst willen thun, weil, als Hrn. Fleischers Werk ihm zukam, das seinige schon ganz bis auf die Vorrede gedruckt war, und er daher nicht einmal mehr in den Anmerkungen darauf Rücksicht nehmen konnte; dann war er diese Erklärung dem Buchhändler schuldig, der doch wünschen mufste, dafs auch die, die Hrn. Fleischers Werk schon besitzen, sich doch auch noch das seinige anschaffen. Übrigens erklärt Ref. hier ebenso offenherzig, dafs ihm durch Hrn. Fleischers Werk, namentlich durch seine Belege aus Meidaini, den Ref. nicht benutzen konnte, über manche Stelle sich ein helleres Licht verbreitet hat, als Herr Fleischer über manche andre aus des Ref. Noten neuen Aufschlufs gefunden zu haben nicht läugnet. (S. Gersdorf Repertorium M. Juli 1836.)

Nachdem Ref. bis zur Evidenz dargethan, wie wenig Hr. v. Hammer den arabischen Text verstanden, wäre es wohl überflüssig, mit ihm noch über die richtige Aussprache zu rechten; dafs übrigens Ref. das Arabische bei einem der ersten Ulama in Kahira ebensogut aussprechen lernen konnte, als H. v. Hammer bei einem Dolmetscher oder Dolmetschermeister in Pera, ist ziemlich einleuchtend. Man wird endlich noch eben so wenig von Ref. fordern, dafs er hier den Buchhändlerpreis oder die Buchhändleranzeige seines Werks vertheidige, über die sich Hr. v. Hammer so bitter ärgert, dafs er sie zum Hauptgegenstande seiner Kritik macht, als man ihm zumuthen kann, dafs er durch legalisirte Abschrift seiner Reisepässe beweise, dafs H. v. H. auch in der Zeitbestimmung seines Aufenthalts im Oriente es zum vierten oder fünften Male mit der Wahrheit nicht sehr genau genommen hat. Ref. schliefst mit der Hoffnung, nie mehr genöthigt zu werden in einem solchen Tone zu schreiben, und bittet die, die ihn nicht zart genug finden, Hrn. v. Hammers Recension zu lesen, sie werden dann gewifs diese als Muster der Delicatesse aufstellen und sich überzeugen, dafs eine Polemik mit H. v. Hammer auf keine andere Weise geführt werden konnte.

Dr. G. Weil.

Digitized by Google

GRAMMATIKEN UND SCHULSCHRIFTEN.

Kurzgefafste deutsche Grammatik nach den neuesten historisch-vergleichenden Forschungen, fur jede Art des höhern Unterrichts und die Selbstbelehrung systematisch und vollständig bearbeitet. Von Dr. Fr. Aug. Lehmann, Oberlehrer an dem königl. Waisenhause zu Bunzlau. Bunzlau 1836. Appun'sche Buchhandlung. VI u. 453 S. gr. 8.

Ein gehaltreiches Buch, in welchem auf engen Raum viel zusammengedrängt ist. Namentlich gilt dies von dem ersten Theile, oder der Wortlehre, die den gröfsern Theil des Ganzen (S. 1 bis 286) ausmacht, und durchaus vergleichend zu Werke geht, und nicht nur auf das althochdeutsche und mittelhochdeutsche, sondern auch auf analoge Formen anderer Sprachen Rücksicht nimmt. Auch in der Satzlehre fehlen nicht vergleichende Nachweisungen. Wenn der Verf. die Wortlehre in drei Hauptabschnitte: die Lautlehre, Wortformenlehre und Orthographie, abtheilt, so möchte es logisch richtiger scheinen, wenn die Orthographie als ein der Lautlehre untergeordneter Abschnitt erschiene. Ebenso läfst Hr. L. die Wortfügungslehre in zwei Theile, in die Einstimmung (Congruenz) und in die Bestimmung (Rection) zerfallen. Bekanntlich hat Ruddimann in seiner lat. Grammatik auch diese Abtheilung der Syntax gegeben, und daher fällt bei ihm die Lehre vom Gebrauch der Zeiten und Modis gewissermafsen aus, oder wird zum Theile den das Tempus oder den Modus regierenden Conjunctionen untergeordnet. Herr L. hat sich dadurch geholfen, dafs er eine subjective Rection aufstellte, und in dieser von den Temporibus und Modis handelt. Aber so wenig als der Subjects-Nominativ unter die Lehre von der Rection gehört (S. 312), so wenig sollte wohl auch die Lehre von den Temporibus und Modis der Lehre von der Rection untergeordnet seyn, da der Ausdruck derselben blos auf der subjectiven Anschauung des Redenden beruht. — Auf Einzelnes einzugehen mufs Ref. bei dem engen Raum dieser kurzen Anzeige unterlassen. Aber bei aller Anerkennung, die er der Mühe und Sorgfalt des Hrn. Vfs. zugesteht, möchte er daran zweifeln, dafs die grofse Ausdehnung, die hier dem formellen Theile des Unterrichts zugewiesen ist, bei allen Lehrern willkommene Aufnahme findet. Ja es könnte wohl seyn, dafs in Zeiten, wo die realen Fächer des Unterrichts so manchen Vertheidiger haben, gerade durch solche erweiterte Ausdehnungen des Formellen die Gegner der reineren Jugendbildung, welche überall gern nur auf die Milch, die die Kuh trägt, ihr Augenmerk richten, noch mehr Veranlassung und Stoff zum Widerspruch gewännen.

Digitized by Google

Grammatik der lateinischen Sprache für die untern Klassen der Gymnasien nach dem heutigen Standpunkte der lateinischen Sprachwissenschaft auf eine leicht fafsliche Art bearbeitet von Dr. Fr. Wilh. Otto, Collaborator des philolog. Seminars an der Universität Giefsen. Zweite Ausgabe. Preis 12 Gr. Leipzig, bei Carl Berger. 1836.

Diese zweite Ausgabe ist die unveränderte erste Auflage, die mit neuem Titelblatt und einem kurzen Vorwort des Verlegers versehen um erniedrigten Preis als neue Ausgabe geboten wird. Das Hauptverdienst dieser neuen Ausgabe ist ein vier Seiten langes Verzeichnifs von Druckfehlern, und einzelnen sachlichen Berichtigungen; während in der ersten Ausgabe nur 13 Druckfehler angezeigt sind. Eine nähere Ansicht überzeugt uns bald, dafs der Verleger bei der Fabrikation des Buchs mit dem gröfsten Leichtsinn zu Werke ging, indem, abgesehen von der Menge der Druckfehler, so grobe Verstöfse vorkommen, dafs der Setzer beinahe ohne Controle geblieben zu seyn scheint. So steht z. B. p. 86 in dem Paradigma der dritten Conjugation, das dem Anfänger zum Auswendiglernen vorgelegt wird, legebar, *legebiaris, legetiatur, legebiamur.* Schon diese Incorrectheit ist hinreichend, um das Buch nicht zu empfehlen.

Apollodor. Griechisches Lesebuch, enthaltend das Wichtigste aus der griechischen Mythologie, mit grammatischen Anmerkungen und einem vollständigen Lexicon versehen von Franz Julius Heyne, Lehrer am königlichen Pädagogium zu Halle. Für untere und mittlere Classen. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1836.

Dieses Buch hat einen doppelten Zweck. Es soll erstlich ein Les- und Übungsbuch für die Anfänger seyn, und zweitens für die vorgerücktern Schüler zur cursorischen Lectüre ein mythologisches Handbuch, so dafs mit dem Lesen des Griechischen noch der sachliche Zweck verbunden würde, die Schüler mit den Gegenständen der Mythologie bekannt zu machen. Das Ganze zerfällt in vier Bücher, und in Beziehung auf den grammatischen Cursus werden im ersten Buche nur die regelmäfsigen Verba mit Einschlufs der Contracta vorausgesetzt, das nicht Regelmäfsige, was etwa vorkommt, in den Anmerkungen erklärt; im zweiten Buch setzen die Anmerkungen schon die Verba auf μι voraus, und im dritten die andern unregelmäfsigen Verben, so dafs im vierten nur noch wenige schwierige Formen in die Erklärung der Anmerkungen fallen. Die grammatischen Citate sind auf Buttmann und Rost gestützt, und als Lesebuch für Anfänger mag es manchem Lehrer willkommen seyn, da die Abwechslung in dergleichen Schulbüchern zweckmäfsig ist. — Was nun den Zweck des Buchs zur cursorischen Lectüre betrifft, so hat bekanntlich schon Wolf diese Lectüre leichterer griech. Schriften anempfohlen, und namentlich den Apollodor dazu vorgeschlagen. Doch eignet sich derselbe nicht ganz für junge Leute, weil die mythi-

Digitized by Google

schen Erzählungen manche Obscönitäten mit grofser Rückhaltslosigkeit erzählen. Diesem Übelstande ist Herr H. dadurch ausgewichen, dafs er zwar die wichtigsten Mythen zusammenzustellen versuchte, aber nur mit Auswahl den Apollodor dazu benutzte, und durch Diodor, Lucian, Pausanias, Eustathius, und selbst durch Scholien, wo dieselben passend schienen, den Mythenkreis ergänzte. Diese Einrichtung können wir nur gutheifsen. Die Quellen jedes Stückes wären aber wohl besser wie in dem Lesebuch von Jakobs gleich bei jedem Stücke unten an der Seite angegeben, statt dafs sie vorn beisammen stehen. Und in der Aufführung der Heroenmythen wäre es vielleicht nicht unzweckmäfsig gewesen, eine gewisse chronologische Folge zu beobachten, so dafs z. B. Theseus nicht nach dem trojanischen Kriege käme u. dgl. Was die äussere Ausstattung des Buches betrifft, so ist sie so freundlich und splendid, dafs Ref. wünschen möchte, alle Schulbücher hätten diesen angenehmen weiten Druck und dies helle Papier.

Lateinische Synonymik für Schüler gelehrter Schulen, zum Gebrauch beim Lesen der lateinischen Schriftsteller und Abfassen lateinischer Stylübungen, von Dr. Friedrich Schmalfeld, Lehrer am königlichen Gymnasium zu Eisleben. Eisleben 1836. *Verlag von Georg Reichardt.*

Ein zweckmäfsiges Handbuch für Schüler, obgleich es minder reichhaltig ist, als das Ramshorn'sche, welches 1044 Synonymen enthält, während das vorliegende nur 627 Nummern hat. Wenn es sich auch in Vielem ganz auf das Ramshorn'sche stützt, so ist es doch auch zum Theil unabhängig, und in der Art des Vortrags dem minder reifern Schüler verständlicher als der gedrängtere Ramshorn'sche Styl. Auch wird die Übersicht und das Verständnifs dadurch erleichtert, dafs nicht, wie bei Ramshorn, nach der Anführung einer jeden Bedeutung immer eine Beweisstelle kommt, sondern, wo es zweckmäfsig schien, zuerst die zusammengehörigen Wörter in ihrer Verschiedenheit alle erklärt und am Ende die Beweisstellen zusammen angeführt werden. — Was die Aufeinanderfolge der Artikel im Ganzen betrifft, so hat Ramshorn die alphabetische Ordnung für die vorn stehenden Wörter als Richtschnur genommen, und Herr Sch. ist aus nicht zureichendem Grunde hiervon abgewichen. Die Begriffsverwandtschaft (z. B. von domus, bellum, emere, ire), auf die er seine Anordnung stützen will, ist so willkürlich, d. h. beruht auf so zufälliger Gedankenverbindung, dafs sie nicht mafsgebend seyn möchte. Wohl aber scheint nicht unzweckmäfsig, dafs gewisse Wortgattungen: Pronomina, Präpositionen, Adverbia etc. besonders zusammengestellt sind, und es hätte sich dies wohl auch bei Verben und Nominibus so gestalten lassen. — Was übrigens den Ref. an dem Buche beinahe irre gemacht hätte, ist, dafs es sich für eine zweite Auflage ausgiebt. Die Vorrede der ersten

Digitized by Google

Auflage ist vom Juli 1836, und drei Monate später wird — nicht etwa das Bedürfnifs einer neuen Auflage vom Verleger wahrgenommen, sondern sie ist schon fertig, und die 26 Bogen des Buches sind, ich weifs nicht in wieviel Tagen, neu gesetzt und gedruckt! (?)

Feldbausch.

Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache von Dr. J. C. A. Heyse. — Fünfte Ausgabe, neu bearbeitet von Dr. K. W. C. Heyse, ausserordentl. Professor an der Univers. zu Berlin. 1. Bds. 2te Abth. Enthaltend pag. 273 bis 560. — Hannover 1836. 8. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

Wir haben im vorigen Jahrgange dieser Jahrbb. (Januarheft Nr. 7) die erste Abtheilung dieser neuen Ausgabe, oder vielmehr dieser Umarbeitung eines längst rühmlich bekannten Werkes, angezeigt, und ihr Gerechtigkeit und verdiente Anerkennung widerfahren lassen. Gegenwärtig haben wir zu melden, dafs das Werk seinen guten, gleichgehaltenen Fortgang hat. Warum aber jetzt nur ein Fragment erscheint, das S. 560 mitten in einer Erörterung, in der Lehre von der Bildung der Adjective abbricht, wie gegenwärtig eine Menge Bücher in Lieferungen erscheinen, das mufs in der Convenienz des Verlegers und im gegenwärtigen Gange des Buchhandels liegen, wohl auch in der Ungeduld des Publicums, wie die Interimsvorrede der Verlagsbuchhandlung erklärt, wo es heifst: »Auf vielfaches Verlangen geben wir hiermit, noch vor Beendigung des ersten Bandes, eine zweite Abtheilung dieses Lehrbuches aus, womit nun ein bedeutender Theil des ganzen Werkes in die Hände der Interessenten gelangt, welche — bei näherer Ansicht den Grund der Verzögerung in dem Umfang und der Schwierigkeit der gröfstentheils neuen Arbeit leicht selbst entdecken werden.« Der Inhalt der vorliegenden Abtheilung ist: Zweites Buch: Wortlehre. Die Lehre von den Wortarten und Wortverhältnissen. Die Lehre von der Wortbildung (S. 308—413); dann von dem besondern Theile der Wortlehre die Abschnitte vom Artikel, vom Substantiv und vom Pronomen. Der Rest des Bandes wird die übrigen Wortarten nebst der Vorrede enthalten, und sollte mit dem Ablaufe des eben verflossenen Jahres wo möglich nachgeliefert werden. Da er jetzt noch (im Beginne des Jahr's 1837) nicht in unsern Händen ist, so wollen wir die Anzeige des Gegebenen nicht länger verschieben, ohne uns übrigens auf eine ausführliche Recension einzulassen, für die eine Anzeige einer fünften Auflage, ob dieselbe gleich so gut wie ein neues Buch ist, den Raum in diesen Blättern nicht ansprechen darf, ob wir gleich nicht gehindert sind, ein motivirtes Urtheil auszusprechen und einzelne Bemerkungen hier niederzulegen.

Digitized by Google

Dafs der Vf. (denn er ist mehr als blofser Herausgeber) auf der Höhe der gegenwärtigen Forschungen steht, dafs er die tiefen Untersuchungen der ersten Männer auf diesem Gebiete kennt, und für die vorzugsweise praktischen Zwecke seines Lehrbuches fruchtbar zu benützen versteht, dafs er Selbstforscher und Selbstdenker ist, das zeigt er auch in diesem Theile seines Werkes auf jedem Blatte, eben so, dafs er die Abfassung nicht übereilte und seinen Stoff übersieht und beherscht. Dies ergiebt sich besonders auch aus der Klarheit seiner Darstellung, wo er Begriffsentwicklungen giebt und Eintheilungen macht. Wir müssen die Gründe übergehen, warum er von seinem methodisch-praktischen Gesichtspunkte aus die gewöhnliche Anordnung in der Abhandlung der zehen Redetheile beibehält, ob er gleich auch eine logisch richtigere vorausschickt, sowie seine Bemerkungen über die Verdeutschungsversuche der Benennungen der Redetheile und die Verwerflichkeit der schon ziemlich alten Bezeichnungen, Geschlechtswort für Artikel, Hauptwort für Substantivum, Zeitwort für Verbum. Ob die von ihm empfohlenen Ausdrücke Selbstandswort, Nennwort und Redewort allgemein befriedigen werden und können, müssen wir noch bezweifeln. Die Casus nennt er (S. 298) Verhältnifsfälle, womit allerdings mehr gesagt ist, als mit dem blofsen Worte Casus: aber ohne Erklärung giebt jenes so wenig als dieses schon durch den Ausdruck selbst den Begriff der auszudrückenden Sache. Was die mehr oder weniger zahlreichen Casusformen der verschiedenen Sprachen, sowie den Gebrauch der Präpositionen, wo andere Sprachen Casusformen haben, betrifft, so würden wir den Gedanken bestimmt ausgedrückt und hervorgehoben haben, dafs, je organisirter und vollkommener in ihren Flexionsformen eine Sprache ist, sie desto mehr Bezeichnungen für die Verhältnisse und Beziehungen, also mehr Casusformen habe, dafs der Gebrauch der Präpositionen ein Nothbehelf für mangelnde Casusformen sey, dafs, so gut z. B. der Genitiv, den wir noch haben, uns die Umschreibung, welche die Franzosen brauchen, erspart, und der althochdeutsche Instrumentalis, sowie der Localis (oder Locativ) der slavischen Sprachen, den Gebrauch von Präpositionen für jene Bezeichnungen überflüssig machen, ebenso auch sich ein Casus causalis und temporalis, ein Casus für die Richtung irgendwoher oder irgendwohin (wofür die griechische Sprache zum Theil anhängbare Bezeichnungen hat) denken lasse, welche Präpositionen entbehrlich machen würden. S. 312 bemerken wir unter Nr. 4. (Umstellung von Lauten), dafs neben dem mundartlichen Wratze st. Warze sich eine ganz gleiche historisch nachweisen läfst, nemlich unser Wurz aus Fρίζα; dafs zu N. 3. (Hinzufügung von Lauten) sich mundartlich in Schwaben kwackeln für wackeln (vgl. to quake) zeige, und zu dem thüringischen gegehen für gehen im östlichsten Schwaben geschauen (g'schauben) für schauen. Bei dem S. 314 fg. gegebenen Verzeichnisse von Veränderungen der Vocale in den chronologisch

Digitized by Google

auf einander folgenden Umbildungen im Gothischen, Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen fiel uns die Bemerkung ein, dafs die vorliegende Grammatik, welche, gerade ihres praktischen Zweckes wegen, in mehrere Hände kommen dürfte, denen die Forschungen Grimms, Bopps, u. A. unzugänglich bleiben, dazu beitragen kann, das Vorurtheil zu vernichten, als seyen die Abweichungen der Dialecte oder Provincial-Mundarten von der jetzigen Schriftsprache weiter nichts, als Verderbnisse, da sie doch so häufig blofs das nicht veränderte (oft das nicht verdorbene) Alte geben. Wir werden davon im Verlauf dieser Anzeige einige Beispiele geben. Z. B. bei S. 319 1. 1. sind organische Längen, die im Neuhochdeutschen zu Kürzen geworden sind, in Schwaben noch in vielen Wörtern ihrer ursprünglichen Länge treu, wie Wäffen, Jämmer, Lïcht, gieng, fieng; eben so ist (zu S. 320) das organische ie noch nicht in ü verdorben in den Wörtern lügen und trügen, denn es lautet dort noch liegen und triegen; und das e noch nicht in ö, denn man spricht noch ergetzen, erleschen, Lewe, zwelf. Zu den Wörtern, wo der k-Laut in h übergegangen ist, zählen wir, ausser den genannten, noch *casa* Haus, *κύων* Hund, *Catti* Hessen, *cutis* Haut. Zu der Lehre von der Lautverschiebung (S. 334) giebt eine nicht unbedeutende Beispielsammlung J. C. Schmid in den Beilagen zu seinem Schwäbischen Wörterbuch (Stuttgart, bei Schweizerbart 1831. 8.) S. 557 ff., ob wir gleich nicht für alle dort aufgeführten Beispiele einstehen möchten. Zu S. 343 bemerken wir bei N. 6, dafs das mittelhochdeutsche hülzin für hölzern sich noch in Schwaben findet. S. 353 wird zwar mit Recht gesagt, manch dürfe nur beim Neutrum in dieser apokopirten Form stehen, also sey manch Mann nicht erlaubt. Allein Bürger hat sich doch in seinen »Weibern von Weinsberg« das harte manch Hofschranz erlaubt; und das manch ein, entsprechend dem englischen *many a*(n) und dem französischen *maint un* war in früherer Zeit nicht selten, und wird gegenwärtig von einzelnen Alterthümlichkeit nachbildenden Schriftstellern gebraucht. S. 354 b. hier bemerken wir, dafs das mittelhochdeutsche Stahel sich noch in einem Kriegsliede aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts findet. Ein gefangener preufsischer Husar antwortet auf die Frage: wie stark ist deines Königs Macht? »wie Stahel und Eisen.« S. 359 würden wir nicht sagen, bei Verlust sey das r des Verbums verlieren in s übergegangen, sondern das alte s sey wieder eingetreten, oder vielmehr geblieben. Man vergleiche nur das englische *lose, lost,* das holländische *verliezen,* und Frisch unter dem Worte Lier. Ebd. zu dem eingeschobenen s (z. B. in Wahrheitsliebe) bemerken wir, dafs wir das Beispiel Hochzeitstag nicht würden gebraucht haben, sondern Hochzeittag vorziehen, wie die besten Schriftsteller thun. Übrigens sind wir weit entfernt, der Grille Jean Pauls zu huldigen, der einmal gegen das Schalt-s einen hartnäckigen Kampf führte, und kaum

Digitized by Google

mehr die Unterscheidung zwischen einem Landmanne und einem Landsmanne dulden wollte. S. 371, wo die Rede vom Umlaut und Ablaut ist, welcher bedeutende Unterschied zuerst von J. Grimm in die deutsche Grammatik eingeführt wurde, scheint uns der Vf. nicht unglücklich gegen Bopps Einwendungen zu polemisiren. — Dafs S. 372 Diph-thong statt Diphthong abgesetzt ist, wird wohl dem Setzer zur Last fallen. S. 385. Dafs Frosch mit Frost, Schuft mit Schieben verwandt seyn soll, ist uns mehr als zweifelhaft; ebenso List mit Lesen zusammengestellt S. 382, und Wade mit wüten, oder gar S. 386 Wort mit Gewordenes. S. 389 sollte neben schmelzen (mit hellem e), schmelzte, auch schmelzen (mit tiefem e), schmolz stehen, ebenso S. 390 neben wägen wägte auch wägen (wiegen) wog; und bei schwellen schwellte auch schwellen schwoll. — Zu S. 432 bemerken wir, dafs viele jetzt auf heit und keit gebildete Substantive in Schwaben noch die alte Form auf e haben, z. B. Kleine (für Kleinheit), Schöne, Bittere, Rauhe, Leichte, Dumme (Dummheit), Gräde (Geradheit) und mehrere. Auch findet sich ebendaselbst ein Wort generis communis, dergleichen nach dem Vf. der deutschen Sprache fehlen, nemlich ein solches, das bei völlig gleicher Form und Flexion zugleich männlich und weiblich gebraucht werden kann, nemlich der und die Waise. S. 449 Sollte bei dem Worte das Mensch nicht blofs bemerkt seyn, die Benennung sey verächtlich, sondern auch, sie sey niedrig und unedel, und sie bezeichne nie eine verächtliche Person männlichen Geschlechts. Wir erwarten nicht den Einwurf, das wisse man schon. Gilt derselbe, dann mag noch unendlich viel von dem, was dasteht und dastehen mufs, wegbleiben. — Bei S. 460 möchten wir fragen, welcher Schriftsteller oder richtig sprechende Gebildete denn sage der Tuch, das Stahl, das Spiefs, der Quast, der Spann (für die Spanne)? Warum Bibel ein Femininum im Deutschen ist, konnte wohl angegeben werden: nemlich weil man im Mittelalter die Überschrift *Biblia sacra* als Nominativ des Singulars betrachtete. — S. 465. Warum soll denn Ahnen keinen Singular haben? Man sagt ja der Ahn oder Ahne (Pfeffel: »Das war mein Ahne, lieber Alter!«) und Urahn. — S. 482. Warum der Verf. wohl Lorber schreibt? Es ist ja die Beere des Lor(us)- (Laurus) Baums. — S. 509 heifst es: »Einige lateinische Namen, wie Horatius, Terentius, Lucretius hat man in Horaz, Terenz, Lucrez verstümmelt.« Es sollte heifsen: »die französischen Formen Horace, Térence, Lucrèce nachäffend, abgestutzt. —

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Grammatiken und Schulschriften.

(Beschluſs.)

S. 511 könnte es scheinen, als habe man statt Dichterin Karsch gesagt die Dichterin Karschin. Das wäre irrig. Man hat sie nur, weil ihr Gatte der Schneider Karsch war, die Karschin genannt, wie man um jene Zeit die Neuberin sagte, aber gewiſs Niemand die Schauspielerin Neuberin sprach und schrieb. Da S. 525 die pedantische Anrede man getadelt wird, so sollte auch die eben so pedantische wir statt du oder ihr bemerkt seyn. S. 531 sollte die Voſsische Apostrophirung dies', jen' (für diese, jene) vor Vocalen getadelt seyn, zumal da sie ganz neuerlich Nachahmer gefunden hat. — S. 551 können wir nicht zugeben, daſs defsgleichen Mann, defsgleichen Frau gut gesagt sey; und wenn aus Gellert angeführt wird: dergleichen grober Mann, so ist es auch an Gellert zu tadeln. S. 552 geben wir zu, daſs darohne und worohne nicht üblich und nicht zu empfehlen sey: aber warum worum nicht üblich seyn soll? Wir lesen in mehrern guten Schriftstellern: »das ists, worum ich dich bitten wollte« und Ähnliches. Doch genug der Beurkundungen unserer genauern Durchsicht des mit so groſser Umsicht und mit wirklich allseitiger Erwägung neu bearbeiteten Buches, das die groſse Verbreitung, welcher es sich erfreut, in hohem Grade verdient, und, wenn es erst ganz erschienen seyn wird, für die angegebenen Zwecke ohne Zweifel das vollständigste und brauchbarste seyn dürfte.

Schulgrammatik der griechischen Sprache von Raphael Kühner, Doctor der Philosophie, Conrector an dem Lyzeum zu Hannover, und ordentl. Mitgliede des Frankfurter Gelehrtenvereins für deutsche Sprache. — Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1836. *gr.* 8. *X und* 422 *Seiten.*

Von der ausführlichen griechischen Grammatik des verdienten Verfs. hat Ref. in diesen Jahrbüchern (1835. Febr. und 1836 August) ziemlich ausführlich Bericht erstattet und das Werk nach Verdienst empfohlen, auch seine Eigenthümlichkeit hinlänglich auseinandergesetzt, so daſs er sich in Betreff des Allgemeinen und des Einzelnen auf jene Anzeigen beziehen, und darum bei dieser Schulgrammatik, die ein Auszug (doch nicht ein bloſser) aus dem gröſsern Werke, und nach demselben Plane gearbeitet ist, kürzer fassen kann. Wenn er sich übrigens im Verlauf der Anzeige auch einige ins Einzelne gehende Bemerkungen

Digitized by Google

erlaubt, so geschieht dies besonders deswegen, weil er glaubte, dafs diese Schulgrammatik bald in einem weitern Kreise eingeführt werden und wiederholte Auflagen erleben dürfte, wo dann dieses oder jenes berücksichtigt werden könnte, wogegen Ref. bei einem Schulbuche aus guten Gründen für auffallende Veränderungen, wo immer die folgende Auflage alle frühern unbrauchbar macht, niemals stimmen würde.

In der Vorrede erklärt der Verf., die Bemerkung, dafs oft Auszüge aus ausführlichern Werken, die als Schulbücher zum praktischen Gebrauche ausgearbeitet werden, dem hohen Werthe der gröfsern Werke wenig entsprechen, habe ihn veranlafst, bei der Ausarbeitung seiner Schulgrammatik die Mühe nicht zu scheuen, den Stoff der gröfsern Grammatik einer neuen gründlichen Durcharbeitung zu unterwerfen, um das auszuscheiden, was lediglich der wissenschaftlichen Forschung und tiefern Begründung der Sprachgesetze angehört, oder sich auf besondere, nur vereinzelt vorkommende, Spracherscheinungen bezieht, alles Übrige aber zu einem zusammenhängenden und in sich abgeschlossenen Ganzen zu verarbeiten. Vollständigkeit, Kürze und Klarheit, unter der Leitung wissenschaftlicher Principien, sey sein Ziel gewesen, wobei er zwar die praktische Richtung allerdings als die überwiegende Seite habe gelten lassen, jedoch so, dafs dieselbe überall von dem Geiste der Wissenschaft durchdrungen und beseelt bleibe. Abweichungen von der Anordnung der ausführlichen Grammatik habe er sich erlaubt, wo der Zweck des Buches es erheischte *): aus wichtigen Gründen aber habe er auch in dieser Grammatik die Conjugation den Declinationen vorangehen lassen, welche Gründe er in einem griechischen Elementarbuche, das schon seit mehrern Jahren vorbereitet sey, und er bald auszuarbeiten gedenke, darlegen wolle. Sehr erwünscht war übrigens dem Ref. die nähere Erklärung des Vfs. über die Art und Weise, wie er die Methode, das Conjugiren vor dem Decliniren zu lehren, verstanden und ausgeübt wissen wolle, weil so viele Schulmänner dieses Verfahren für schlechterdings verkehrt, ja geradezu für unmöglich halten: was nach Lesung seiner Erklärung wohl Niemand mehr thun wird. Der Schüler wird auf diesem Wege sich bald recht einheimisch fühlen, und früher ein Bewufstseyn gemachter Fortschritte gewinnen, das ihn für den ernsten und schweren Pfad der Grammatik ermuthigt und stärkt, ohne ihm, wie eine gewisse viel gepriesene neuere Methode, eine Täuschung zu bereiten, bei deren Enthüllung er findet, dafs man ihn um taube Nüsse habe spielen lassen. Die Auseinandersetzung selbst können wir hier nicht geben, ohne zu vielen Raum ansprechen zu müssen. Doch selbst derjenige Leh-

*) So findet sich z. B. in der Syntaxe die Lehre von dem Gebrauche des Pronomens bedeutend hinaufgerückt und natürlicher dahin gestellt, wo in der Einleitung von den übrigen flexibeln Redetheilen gesprochen wird.

Digitized by Google

rer, welcher die alte ihm vertraut und lieb gewordene Methode nicht verlassen will, ist durch die Einrichtung dieser Grammatik nicht gehindert, das Decliniren vor dem (partiellen) Conjugiren zu lehren. Die Magerkeit, welche sonst Auszüge aus gröfsern Grammatiken zu haben pflegen, scheint uns glücklich vermieden, obgleich sich im Einzelnen die Stimmen über das Mehr oder Weniger nie ganz vereinigen werden, und auch wir hie und da Etwas angefügt oder weggelassen haben würden. So steht z. B. gleich im Anfange die erste und zweite Zeile (eine Definition des Begriffs Grammatik) etwas seltsam isolirt da. Es ist, als sollte eine Begriffsentwickelung aus der allgemeinen Grammatik vorangehen, in der Art, wie sie in der gröfsern Grammatik am Schlusse der Einleitung, übrigens auch ganz kurz, gegeben ist. Aber hier in der kleinen finden wir uns gleich auf der dritten Zeile auf historischem Boden. Wir denken, der Vf. wird in der nächsten Auflage die zwei ersten Zeilen erweitern, oder lieber entbehrlich finden und ganz wegstreichen. Sehr zu billigen ist es, und für den Lehrer erwünscht, dafs jedem Paragraph der Schulgrammatik der ihm correspondirende des ausführlichern Werkes beigedruckt ist; und sehr zu loben, dafs der Verf. nicht nur, wie bei dem gröfsern Werke, ein gedoppeltes Register, sondern auch, was wir bei der ausführlichen Grammatik sehr vermifsten, eine Übersicht des Inhalts beigegeben hat. Die Reinheit und Schönheit des Druckes, die Weifse des Papiers lassen nichts zu wünschen übrig; auch die Correctheit ist, obgleich die angezeigten 24 Druckfehler nicht die einzigen sind (z. B. S. 396 §. 700 steht deli*brir*ende Bedeutung, S. 401 §. 711 ἑποιεῖ f. ἑποίει), ausgezeichnet zu nennen.

Doch damit Ref. nicht ganz ἀσύμβολος scheide, will er über eine Anzahl mehr oder minder wichtiger Punkte hier einige Bemerkungen niederlegen.

Wenn S. 3 steht, das ζ laute wie *ds*, und S. 5 es sey entstanden aus σδ, so kann dies dem Schüler als eine Art von Widerspruch erscheinen. S. 4 ist es etwas auffallend deutsch gesagt: »sie scheinen — nachhallen gelassen zu haben«. S. 9 heifst es: »die Koronis fällt weg, wenn das Wort mit dem Mischlaute anhebt, weil sie dann mit dem Zeichen des Spiritus zusammentreffen würde, als τὰ ἀγαθὰ = τἀγαθά, ἃ ἄν = ἄν.« Wir möchten eher behaupten, bei τἀγαθά falle der Spir. lenis, als die Koronis, weg. Da das Wort nun nicht mehr mit dem Vocal anfängt, so hat der Spir. lenis keinen Zweck mehr, so wenig als bei ἄνπνος geschrieben wird ἄνπνος. Aber die Koronis, als Zeichen der Krasis, hat einen Zweck, dafs nicht das τ als zum Wortstamme gehörig erscheine. Auch können wir eben darum die Schreibung ἄ'ν nicht verwerfen, wenn sie schon Buttmann in der Ausführlichen griechischen Sprachlehre I. S. 114 Mifsstand verursachend nennt. S. 10 bei der Lehre von der Synizese sollte, da der Schüler mit dieser Grammatik in der Hand auch den Homer zu lesen anfangen soll, auch das prosodisch

Digitized by Google

merkwürdige ἕως ὁ ταῦθ' ὥρμαινε κ. τ. λ. aus Il. α, 193. angeführt seyn; eben deswegen auch S. 12 §. 20 bei der Elision vor Consonanten das Homerische κάμμορος (Odyss. β, 351. und an einigen andern Stellen der Odyssee), besonders da es noch streitig ist, ob dieses Wort aus κατάμορος (s. Bothe a. a. O.) oder κακόμορος (s. Thiersch's griech. Gramm. vorz. des Hom. Dialekts S. 211 §. 165 vgl. Passow im Wörterbuche) entstanden sey; und gleicherweise würden wir S. 16 §. 36 Anm. 1. das Homerische ἤμβροτον unter den Wörtern aufgeführt haben, wo die dem griechischen Ohr unangenehme Zusammenstofsung von μρ durch Einschaltung von β gemildert wird, besonders da sich diese Erscheinung nur bei wenigen Wörtern zeigt; und ebenso würden wir aus demselben Grunde S. 17 §. 37 neben Ὀδυσεύς auch Ἀχιλεύς gestellt haben. Übrigens ist der Fall, dafs gewöhnlich verdoppelte Consonanten nach Bedarf des Verses in seltenen Fällen einfach geschrieben wurden, sehr verschieden von dem umgekehrten: worauf mit einigen Worten gedeutet werden konnte. Vgl. Buttmann a. a. O. S. 85 fg. — Wenn S. 21 §. 42. 2. der Ausdruck Position durch Stellung des Vocals erklärt wird, wie kann §. 44. 1. ebd. von der Position einer *muta cum liquida* die Rede seyn? Müfste es nicht heifsen: die durch Stellung eines Vocals vor einer muta cum liquida veranlafste Position desselben, oder: Position durch *muta cum liquida* —? Wenn es ebd. S. 22 heifst: die Vocale α, ι, υ können in einem und demselben Worte nicht bald kurz bald lang ausgesprochen werden, so ist doch in der Stelle des Theognis 936 sq. Welk., ohne Rücksicht auf diese Regel, schnell hinter einander das einemal in καλὸς die erste Sylbe lang, das anderemal kurz: κᾱλὸν ἀείσατ' ἔπος· ὅττι φίλον κᾰλόν ἐστι, τὸ δ' οὐ κᾰλὸν οὐ φίλον ἐστί. — S. 22 §. 45 d. unter die Beispiele, in welchen in der Mitte der Wörter der lange Vocal oder Diphthong, bei folgendem Vocale, verkürzt wird, ist das Homerische ἐπεὶῆ nicht mit Sicherheit zu rechnen, da es wahrscheinlich componirt ist, und eigentlich aus ἐπεὶ ἦ entsteht, wo dann die Verkürzung des εῖ unter die Bemerkung oder Regel *c*, unmittelbar vorher, gehört, nemlich von Verkürzung eines langen Vocals oder Diphthongs am Ende des Wortes vor einem mit einem Vocale beginnenden Worte. S. Thiersch a. a. O. S. 499 §. 324. 2. vgl. Bothe zur Ilias β, 156. — S. 23. §. 46. 6. ist eine Verwechslung. Es wird hier angegeben, ἰὸς, Veilchen, habe ein langes ῑ. Allein erstlich heifst ἰὸς nicht Veilchen, sondern Pfeil, Rost, Gift, zweitens heifst Veilchen ἴον und ist durchaus kurz, und der Unterschied der Quantität zwischen beiden Wörtern ist auch in der Zusammensetzung durchgreifend: z. B. ἰοτόκος, Gift erzeugend, dagegen ἰοστέφανος, veilchenbekränzt. — S. 28 §. 58 sollte die Ueberschrift nicht blofs lauten: Procliticae oder Atona, sondern: Procliticae, oder gewöhnlicher, wiewohl weniger richtig, Atona. — S. 196 §. 321. hätten wir mit einem Worte ange-

Digitized by Google

deutet, warum die meisten Adverbien sich auf ως endigen, nemlich dafs dieses —ως eben auf die Frage wie antworte, was der Charakter der meisten Adverbien sey (ὡς, wie; ὥς, so). — S. 199 §. 125. 1. c. hätten wir bei den verbis desiderativis auf —σείω zu dem Satze: »Diese Verben haben sich aus der Futurform der Stammverben entwickelt«, noch den Beisatz gemacht: »weil sie sich auf Künftiges beziehen.» Der Verf. wird denken, das verstehe sich ja von selbst: allerdings versteht es sich von selbst: aber er wird auch einem Manne glauben, welcher aus vieljähriger Erfahrung Tausende von Schülern und Hunderte von Lehrern kennen gelernt hat, wenn er sagt, dafs auf dergleichen kleine Dinge, die das Fassen und Behalten so sehr erleichtern und das Lernen rationeller machen, eine grofse Menge von Schülern, ohne darauf aufmerksam gemacht zu werden, dennoch nicht kommt, und dafs eine Menge von Lehrern dergleichen Sachen übersieht, und erst darauf aufmerksam gemacht werden mufs. — Unter 2. a. ebd. konnte zwischen ϵω und ενω durch ein eingeklammertes ϵFω ein Wink gegeben werden, der dem Lehrer zu einer Belehrung Veranlassung geben konnte. Ebd.: da δωριάζω angeführt ist, und dann ἑλληνίζω, so wäre hier schon in der Wortbildungslehre auf die Sorgfalt und Genauigkeit des Sprachgebrauchs nicht mit Unrecht aufmerksam gemacht worden, wonach δωριάζω mehr von dorischer Tracht, δωρίζω (Theocr. Adoniaz. (15.) 93.) mehr von dorischer Sprache gebraucht wird. — S. 200 §. 326. 1. b sind, sowie auch in der ausführlichen Grammatik, die Substantivformen auf τὴς, τῆτος übergangen. S. Buttmann a. a. O. II. 2. S. 324 und die daselbst angeführten Grammatiker. — S. 203 §. 232. würden wir in diesem Einleitungsparagraph zu der Lehre von der Zusammensetzung ausdrücklich bemerkt haben, dafs es nicht nur eine grofse Menge Composita gebe, die als Simplicia nicht existiren (was sich allenfalls aus diesem und den folgenden Paragraphen herausfinden läfst), sondern dafs bei einer Menge von Compositis erst die Zusammensetzung die Bedeutung giebt, welche weder einzeln noch neben einander gestellt ihre Theile haben oder geben. Solcher Wörter giebt es nicht wenige z. B. πλεονέκτης. Der Lehrer wird dann aufmerksam machen auf Zusammensetzungen in andern Sprachen, z. B. niederträchtig, wo die beiden Theile des Wortes weder einzeln noch nebeneinander gestellt die Bedeutung geben, die das Compositum hat. Sodann würden wir auch auf die Umkehrung der Composition in vielen Wörtern aufmerksam gemacht haben, z. B. in Δωρόθεος und Θεόδωρος, Λεωχάρης und Χαρίλεως, Δημόφιλος und Φιλόδημος, Δημοχάρης und Χαρίδημος; ferner in Wörtern wie φερέκαρπος und καρποφόρος, φερένικος und νικηφόρος, und daran die nöthigen Bemerkungen knüpfen. — In dem Paragraph über das Anakoluth §. 713. S. 401. 402. würden wir die Gedanken etwas anders gestellt haben. Der Vf. sagt, nachdem er eine Definition des Anakoluths gegeben: »Die Quelle, aus der das Anakoluth fliefst, ist die Lebhaftigkeit der Vorstellung, oder das

Digitized by Google

Streben, entweder die Deutlichkeit oder die Kürze, oder die Kraft oder die Konzinnität [wir haben schon bei der Recension der gröfsern Gramm bemerkt, dafs wir uns mit dieser entstellenden Orthographie nicht befreunden können] der Rede zu unterstützen. Die Anakoluthieen lassen sich in drei Arten theilen: a) in grammatische, b) in rhetorische, und c) in solche, die offenbar aus Nachlässigkeit und Unachtsamkeit entsprungen sind.« Weder die Erklärung, noch die Eintheilung erscheint uns klar und befriedigend. Wir denken so: Die erste Veranlassung der Anakoluthie ist das Vergessen des Anfangs der Construction, so dafs man in Gedanken nur noch die Sache, aber nicht die Form der Rede hat, die nach dem Anfange anders auszulaufen versprach. Die zweite ist absichtliche Vermeidung der Steifheit des Fortconstruirens in einem durch viele und lange Zwischenreden unterbrochenen Satze, welches ein lästiges Zurückkehren zum Anfange nöthig machen würde. Eine dritte, besonders häufige Veranlassung absichtlicher Anakoluthieen ist das Bestreben, die geschriebene Rede der Lebhaftigkeit der gesprochenen (in welcher Anakoluthieen der Natur der Sache nach häufiger sind) ähnlich zu machen. Dies ist bei den Alten um so mehr der Fall, als sie überhaupt ihre darstellenden Werke nicht mit dem Gedanken, dafs sie blos stumm gelesen werden, schrieben, sondern sich immer die viva vox des Sprechens oder Vorlesens hinzudachten, wodurch die Sorge für die Concinnität, den rhethorischen Numerus, den Wohlklang, die Entfernung alles Steifen, Unklaren und eines über den Athem der Menschenbrust hinausgehenden Ausspinnens der Perioden sich von selbst ergab.

Doch es ist Zeit diese gelegentlichen Bemerkungen abzubrechen, die ohnehin dem Werke nichts Wesentliches bieten, aber eben deswegen auch nicht die Absicht haben können, den Werth desselben irgend herabzusetzen. Freuen werden wir uns, wenn ein recht ausgebreiteter Gebrauch des Buches, so wie des gröfsern Werkes, es dem Verf. möglich machen wird, beide dem Ideale näher zu bringen, das ihm gewifs lebhafter und höher gesteckt vorschwebt, als ihm ein lesender und urtheilender Recensent es vorhalten mag.

Ulm. *G. H. Moser.*

Die Redaction der Jahrbücher fügt noch die folgenden, ihr zu diesem Zweck zugegangenen Werke bei:

Lehrbuch der englischen Sprache nach Hamilton'schen Grundsätzen, von J. Chr. Döll, Lehrer am Grofsherzogl. Lyceum in Mannheim. Mit einer Sammlung von Musterstücken der englischen Literatur und einem dazu gehörigen Wörterbuche. Mannheim, Verlag von Heinrich Hoff. (Auch mit dem engl. Seitentitel: *Manual of the English Language and Literature. By J. Chr. Döll etc.*) — 1836. *XII* u. 442 *S. gr.* 8.

Diese Grammatik, von der die Gesetze des Instituts nur eine kurze Anzeige verstatten, ist zunächst bestimmt für die Schüler

Digitized by Google

der Anstalt, an welcher der Verf. wirkt, und zwar ebensowohl für das zartere Alter wie für das reifere, um den Schüler möglichst schnell in die Kenntnifs der englischen Sprache und in die Lectüre englischer Schriften (gewifs der Hauptzweck des Erlernens dieser Sprache auf den Bildungsanstalten, die eine höhere wissenschaftliche Tendenz verfolgen) einzuführen, und überhaupt ihm mit geringem Kostenaufwand ein Buch in die Hände zu geben, welches ebensowohl die eigentliche Grammatik in möglichster Gedrängtheit und Bestimmtheit enthalte, als auch damit ein Lesebuch nebst dem dazu nothwendigen Wörterbuch vereinige. In diesem Sinne beginnt die Schrift mit der Auseinandersetzung der Grammatik (S. 1—17), dann folgt eine Grammatik in Beispielen (S. 17—75), und daran reiht sich eine Sammlung von Musterstücken der englischen Literatur (S. 75—372), welche den gröfsesten Theil des Buchs einnimmt und aus den classischen Werken der englischen Literatur eine zweckmäfsige, durch die Tendenz und den Plan des Buchs bestimmte Auswahl giebt und demnach Stücke aus der erzählenden und beschreibenden Rede, Briefe, Andres aus dem Lehrstyl und aus dem rednerischen Styl enthält; den ersten Stücken ist eine Collateralübersetzung beigefügt, die natürlich bei der gröfseren Mehrzahl der für die Geübteren bestimmten Stücke weggefallen ist. Ein Wörterbuch nebst einem Verzeichnifs der unregelmäfsigen Wörter bildet den Schlufs des Buchs, das, auch ohne in eine nähere Detailkritik einzugehen, die hier nicht möglich ist, der freundlichen Aufnahme aller Schulmänner empfohlen werden kann, indem der Verf. sein möglichstes gethan, um seinem Werke die Brauchbarkeit und Vollständigkeit zu geben, welche das Bedürfnifs des Unterrichts zu erheischen schien. — Druck und Papier sind sehr befriedigend ausgefallen.

Grammatik der spanischen Sprache zum Schul- und Privatgebrauche, von Prof. Fedor Possart. Preis 48 Kr. oder 12 Gr. Stuttgart, Druck und Verlag von Imle und Kraufs. 1836. XXII u. 113 S. in gr. 12.

In der gegenwärtigen Zeit, wo Aller Blicke sich Spanien zugewendet haben, wird eine spanische Grammatik nicht unwillkommen seyn, zumal wenn sie, wie die vorliegende, durch gedrängte Kürze, wobei doch nichts Wesentliches übergangen ist, sowie durch klare Auffassung und Darstellung sich empfiehlt. Wohl wäre dann auch zu wünschen, dafs das mit Anmerkungen und einem Wörterbuch versehene Lesebuch, dessen Erscheinen, nach dem, was am Schlusse der Vorrede bemerkt ist, von der günstigen Aufnahme dieser Grammatik abhängen soll, recht bald nachfolgen könnte, weil die Werke spanischer Literatur doch im Ganzen noch sehr wenig verbreitet sind und eine Auswahl der Art darum doppelt nothwendig ist. Obwohl das Ganze sehr correct gedruckt ist, so sind doch folgende der Redaction zu diesem Zweck der öffentlichen Bekanntmachung mitgetheilte Druckfehler, die sich eingeschlichen haben, zu berichtigen: S. 59 §. 164

Digitized by Google

soll es heifsen relatives Pronomen statt anzeigendes; S. 55 Anmerk. Interjectionen statt Conjunctionen; S. 85 §. 276 gehören die dort angeführten Beispiele zu den Ausnahmen, sie finden sich in den leyes de las partidas Lib. I., das Beispiel, welches fehlt, ist: he comprado un libro.

BELLETRISTIK.

Zur Erklärung und Beurtheilung von Bürgers Lenore. Einladungsschrift zur Promotionsfeier des Pädagogiums und zur Eröffnung des Jahrescurses 1835, von Wilhelm Wackernagel. Basel, bei A. Wieland, Universitätsbuchdrucker. 4. 22 *S.*

Da diese gelehrte und mit feinem Takte für Volkspoesie gearbeitete Schrift wohl schwerlich auf dem Wege des Buchhandels verbreitet wird, so dürfte eine kurze, jedoch genaue Analyse des Inhalts den Lesern dieser Blätter willkommen seyn. Die Lenore ist von jeher unter Bürgers Balladen obenan gestellt worden. Bürger selbst nennt diese Romanze in einem vertraulichen Briefe an Boie eine »unsterbliche«; A. W. Schlegel that den gleichen Ausspruch (Char. u. Kr. II, 44). Der Vf. hält es daher für keine müfsige Aufgabe, zusammenzustellen, was die Poesie der Deutschen und anderer Völker Ähnliches aufzuweisen hat.

Zu allen Zeiten haben Sagen und Mährchen davon erzählt, wie übermäfsiger Schmerz der hinterlassenen Lieben die Todten in ihrer Ruhe störe; die Wehklage weckt sie auf, jede Thräne, die über ihrem Grabe vergossen wird, fällt ihnen schwer und klingend auf die kalte Brust, dafs sie aus dem Schlafe auffahren, und ihre Leichenhemden werden nafs vom vielen Weinen. Sie möchten gern das alte Leben verschlafen und vergessen; aber die Liebe mahnt sie wider ihren Willen. Vollständig ist dieser Gedanke in einem schönen deutschen Märchen (Kinder- u. Hausm. d. Br. Grimm II, 118. poet. von Chamisso, Ged. Ausz. II. S. 147 — 149) ausgedrückt, wo das Kind im thränennassen Todtenhemdchen vor das Bett der Mutter kommt. In einem Volksliede des Kuhländchens (Meinert I, 89. 90.) flüchtet ein von der Stiefmutter gepeinigtes Kind ins Grab der rechten Mutter, die es abmahnt. Die littauische Klageliederpoesie bietet (Rhesa, Litt. Volksl. S. 22 — 24. vergl. Chamisso S. 154. 155.) nur Eines dar, wo die Todte (eine Mutter) vom Weinen des zurückgebliebenen (Kindes) erwacht, und hier wird die Klage sogar durch tröstliche Verheifsungen beschwichtigt. In einem serbischen Liede (Talvj, Volksl. d. Serben I. 67.) beunruhigt die Verzweiflung einer Jungfrau ihren gestorbenen Geliebten:

„Nicht die Erd' ists die mich drückt, o Mutter,
Nicht die Ahornbretter meiner Wohnung:
Was mich quält, der Schmerz ists der Geliebten.
Wenn sie seufzt, so bangt der Seel' im Himmel;
Aber wenn sie sich verschwört verzweifelnd,
Bebt die Erde und der Leib erzittert."

Digitized by Google

Ahnlich einer Sage bei Boccaccio (Decamerone, giorn. IV. nov. V.). Ein uraltes und grofsartiges Beispiel von gespenstischer Wiederbelebung des Gatten durch sein Weib gewährt die Edda im zweiten Liede von Helgi dem Hundingstödter (Lieder d. alten Edda d. d. Br. Grimm I, 114—119). Daneben stellt sich ein [sehr poetisches] deutsches Volkslied im Kuhländchen (Meinert, I, 13. 14.): das zurückgelassene Weib mufs hier die Unvorsichtigkeit ihrer Liebe und ihres Schmerzes mit dem Leben büfsen. Sie klopft am Grabe des Gatten an:

„Thu dich auf, und thu dich, Erdenklofs,
Und lafs mich hinunter auf seinen Schofs."
„Was willst du denn da unten thun?
Da unten hast du ja keine Ruh.
Da unten darfst du nichts backen,
Da unten darfst du nicht waschen;
Da unten hörst du keinen Glockenklang,
Da unten hörst du keinen Vogelgesang;
Da unten hörst du keinen Wind nicht wehn,
Da unten siehst du keinen Regen nicht sprähn." (= tropfenweis fallen)
Da krähte die erste Himmelstaub;
Die Gräblein thaten sich alle auf:
Die Schöne stieg zu ihm hinunter.
Da krähte das andere Höllenhuhn;
Die Gräblein thaten sich alle zu;
Die Schöne mufst' unten verbleiben.

So kann selbst der Tod die Bande nicht lösen, die den Menschen an das Erdenleben knüpfen. Liebe und Schmerz zwingen ihn zum Aufleben. Aber auch das mitten im Streben oder Begehren unwillig abgerufene Leben reifst die unheimliche Macht des unbefriedigten Verlangens zu kurzer, scheinbarer Fortsetzung herauf. In einem [ob ächten?] Soldatenliede des Wunderhorns (I, 73. 74.) trommelt ein todter Trommelschläger die Leichen seiner besiegten Kameraden zusammen und sie schlagen den Feind. In einem Klephtenliede (Fauriel I, 56.) bestellt ein sterbender Armatolenführer sich ein Fensterlein ins Grab. Todte sind nach einer deutschen Sage (Br. Grimm I, 424.) einmal aus den Gräber aufgestanden, um den Ihrigen gegen den Feind beizuspringen. [Hier, als Beitrag des Referenten, die Sage von den Rittern in der Gruft der Burg Bucheck im Kanton Solothurn, die er aber nur aus seiner schon 1829 gedichteten, ungedruckten Romanze anzugeben weifs:

In Gewölben eng und schwarz
Liegen jetzt die Braven,
Können in dem dunkeln Haus
Ohne That nicht schlafen;

Lauschen in dem stillen Grab
In den schweren Waffen;
Wie es droben geh, das macht
Ihnen stets zu schaffen.

Digitized by Google

Und wenn's übel will ergehn,
Rührt sichs in dem Berge,
Leise tönen, lauter dann
Die metallnen Särge.

Wie wenn einer aus dem Bett
Springet, hallen Tritte,
Wie wenn wer in Waffen geht,
Schallen dumpfe Schritte.

Dann rathschlagt das Volk. Im Revolutionskriege sollen sie sich zum letztenmal haben hören lassen. Da tönte es wie ein unterirdisch Heer in den Grüften.

Und als Alles unterlag,
Als der Fremdling siegte;
Wie sich's drunten dumpfen Halls
In die Gräber schmiegte!

Wie man Waffen von sich legt,
Schweres Erz und Eisen,
Hört man unterbrochnen Klang,
Lauten Fall und leisen.

Droben im betrübten Land
Waltete der Kummer,
Drunten im verstummten Grab
Schlief aufs neu der Schlummer.]

Ebenso vermag auch ein auferlegtes und nicht befolgtes Gebot, ein gegebenes und nicht erfülltes Versprechen den Todten, damit sie Wort halten können, ein kurzes Scheinleben zu verleihen. Hier verweist Herr W. auf das deutsche Kindermährchen von den veruntreuten Hellern (Br. Grimm II, 277. 278.). Von einem Bruder, den die Trauer der Schwester, einem Sohne, den das verzweifelte Mahnen der Mutter nöthigt, schon gestorben, ein im Leben gethanes Gelübde zu erfüllen, erzählen zwei merkwürdig miteinander übereinstimmende, vollständig mitgetheilte und analysirte Lieder, ein serbisches (Talvj I, 160—164) und ein neugriechisches (Fauriel II, 406—408. W. Müller neugr. Volksl. II, 64—67.). Auch todte Mütter kommen zu ihren Waisen heim, liebkosen und säugen sie (Br. Grimm, Märchen I, 64. 76. III, 406. [hierzu füge das Volksbuch Melusine, in G. Schwabs Buch der schönsten Sagen u. Gesch. II, 378.]. Dann wird an eine magyarische Sage erinnert (Maylath, 10. 11.) und die altgriechische Sage von Protesilaus und Laodamia (Iliad. II, 701. 702. Hygin. Fab. CIII. Auson. Epitaph. her. XII. Edyll. VI, 35. 36. Ovid. Metam. XII, 67. Heroid. XIII, 51 sqq. Catull. 64, 2. Propert. I; 19, 7 ff. Stat. Silv. II; 7, 121. Lucian. Dial. Mort. XXIII. Minuc. Felix cap. XI. Dictys Cret. II, 11. Tzetz. Chiliad. II, 760. hist. LII.) genau beleuchtet. [Hätte die Alcestis-Fabel hier nicht auch eine Erwähnung verdient?]

Das dänische Lied von Aage und Else (Wilh. Grimm, altdän. Heldenl. S. 73. 74) enthält (nur lückenhaft) beides, die Un-

Digitized by Google

ruhe des Todten über den Schmerz der verlassenen Geliebten, und die Erfüllung des Wechselgelübdes. In der altschottischen Ballade (Percy, ed. Lond. a. Francf. 1791. p. 112—114, von Herder frei übers.) folgt Margaretha dem Geist ihres Wilhelm durch die Winternacht, bis er beim Hahnenschrei in Nebel schwindet und sie stirbt. Entsetzlicher gestaltet sichs, wenn der dem Andern unbewufst Gestorbene vor ihm Leben lügt; einfach und einigermafsen noch tröstlich in einem kuhländischen Liede (Meinert I, 3). Göthe's Braut von Korinth, deren Quelle ein fragmentarischer Brief in Phlegons von Tralles Buch von wunderbaren Dingen Cap. I. (Meurs. Opp. ed. Joh. Lamii vol. VII. col. 8—84.) ist, wo die Liebenden Machates und Philinnion heifsen, gehört nur halb hierher, denn der Grund der Todtenerscheinung ist zugleich Vampyrismus.

Aber in gänzlichem Widerspruch mit allen bisher aufgeführten Dichtungen steht das deutsche Lied vom Reitersmann, der sein Grab in weiter Ferne verläfst, zur Geliebten reitet und sie heimführen will, — im Wunderhorn II, 19. 20. Das Lied ist aber der Unächtheit sehr verdächtig und kann daher nicht als Quelle von Bürgers Lenore angesehen werden.

Von dieser Quelle kennt man nur Fragmente. In einem niederländischen Blaubartsmärchen (Märchen der Br. Grimm III, 77) singt der Herr, der die Jungfrau nach seinem Schlofs, d. h. dem Tod entgegen führt:

„Der Mond scheint so hell,
Meine Pferde laufen so schnell:
Süfs Lieb reut dichs auch nicht?

Hirzel (Lebensläufe, Ausg. v. 1828, 215) legt einem Bauermädchen aus einem »bekannten Volkslied« die Worte in den Mund:

„Der Mond scheint hell,
Der Tod [Todt'??] reist schnell:
Fein's Liebchen, graut dir auch?"

Und in Dänemark und Norwegen wird gesungen (Gräters Idun. und Herm. 1812. S. 60):

„Der Mond scheint,
Der todte Mann greint:
Wird dir nicht bange?"

Aus Bürgers Munde nun wird (Bürgers Leben von Althoff. Werke, Gött. 1829. V, 204) erzählt, dafs er im Sommer 1773 Abends bei Mondschein ein Bauermädchen singen hörte:

„Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Feins Liebchen, graut dir nicht?"

was bekanntlich in die Lenore fast wörtlich übergegangen ist. In zwei Briefen Bürgers an Boie (18. u. 20. Sept. 1773 wird noch

Digitized by Google

eine vereinzelte Stelle daraus angeführt: »Graut Liebchen?« »Nein: ich bin ja bei dir!« Nach dem Zeugnisse J. H. Voſs's (Mrgnbl. 1809. Nr. 241 u. 245) verdankte Bürger den Stoff seiner Dienstmagd, Christine, wonach Althoff's Erzählung zu modificiren ist; und nach A. W. Schlegel (Neuer deutscher Merkur 1797 S. 394) war ein [andres?] Volkslied, aus dem Bürger Winke erhielt, plattdeutsch. Eine Freundin habe ihm nach dunkeln Erinnerungen erzählt, namentlich die Zeilen angeführt: Wo lise, wo lose Rege hei den Ring! (wie leise, wie lose regte er den Ring), was Bürger in den Worten wiedergegeben hat:

„Und horch, und horch den Pfortenring
Ganz lose leise klinglingling!“

Diesen Zeugnissen gegenüber erscheint die Behauptung der Herausgeber des Wunderhorns, Bürger habe ihr obenerwähntes Lied bei Nacht aus einem Nebenzimmer gehört, doppelt verdächtig. Verglichen mit den bisher aufgeführten Sagen hat die Lenore einen durchaus andern, grausenhaftern und trostlosern Sinn; denn das Gespenst tritt als himmlischer Späher auf, um für Lenorens verzweifeltes Hadern mit Gott ihr junges Leben hinzuopfern. Daſs dasselbe zuletzt der Tod selbst ist, bezeichnet Herr Prof. Wackernagel mit Recht als eine geschmacklose Wendung, und macht schlieſslich auf Holtei's Versuch in seinem Singspiel aufmerksam, die Lenore zu einer volks- und sagenmäſsigeren Gestalt zurückzuführen.

Die Freuden des Gedächtnisses. Ein Gedicht von Samuel Rogers. Aus dem Englischen übersetzt von Anton Günther Bruschius, Doct. d Philosophie. Leipzig, in Commission bei C. F. Steinacker. 1836. 8. *VIII u.* 48 *S.*

Das Gedicht von Sam. Rogers »The Pleasures of Memory« schien dem Herrn Übersetzer zu verdienen, wohl eher als manches andere in unsere Literatur übertragen zu werden. Da nun bis jetzt seines Wissens keine Übersetzung davon erschienen, machte er sich an diese Arbeit, die er mit sehr bescheidenen Worten dem Publikum vorlegt. Das Vorwort des englischen Herausgebers lautet in Beziehung auf den Dichter sehr volltönend. Die »Freuden des Gedächtnisses« sind ihm ein bewundernswürdiges Gedicht, man mag nun den weiten Umfang des Plans betrachten, oder die Richtigkeit der Zeichnungen, oder die Geschicklichkeit der Ausführung. Nicht den geringsten Vortheil findet er vergessen, und ihm ist als ob der Dichter seinen Stoff aus dem Innersten des Herzens geschöpft hätte. (S. VI.)

An die kühnen Schöpfungen des jüngern englischen Genius gewöhnt, kann die jetzige Zeit nicht in dieses hohe Lob über-

Digitized by Google

einstimmen, ohne darum die gemüthliche Grundlage dieses Gedichts, oder den Fleifs und die Regelgerechtigkeit der Ausführung zu verkennen. Auch wir finden es schön, dafs Rogers jene kleinen interessanten Punkte aufzufinden weifs, die sich an das Gedächtnifs knüpfen, dafs er aus an sich unbedeutenden Dingen eine lange Gedankenreihe zu erwecken und eine Menge zärtlicher Erinnerungen in uns hervorzuzaubern weifs; auch dafs seine Kunst der Wahrheit und Einfachheit keinen Eintrag thut, und der gute Geschmack des Dichters sich sowohl in der Wahl seines Stoffes als in der Behandlung offenbart. Nur können wir an jener steifen Einkleidung unmöglich Gefallen finden, die, statt uns mitten in ein Bild hineinzuführen, das uns die Kraft oder den Segen der Erinnerung veranschaulichte, mit dem gut gemeinten, aber gewifs keinen dichterischen Inhalt offenbarenden Wunsch beginnt:

O, könnt' in diesen Blättern doch mein Geist
Auf ganze Länder und Geschlechter wirken,
Und überall des Denkens Früchte spenden,
Gereift im Gluthstrahl edler Schwärmerei,
Damit für Tugend warm die Herzen schlügen,
Und Rührung drängte zur Nacheiferung u. s. w.

Warum beginnt nicht das Gedicht ohne diese steife Einleitung sogleich mit seinem »ersten Theile«, mit der anmuthigen Schilderung des dörflichen Abends? Hier können wir allerdings dem Vf. nachempfinden, wenn er uns, ernst durch die Bäume blickend, den alten Bau zeigt, mit dessen hohlem Thurm die Winde kosen, und in dessen Ruinen alle seine Jugenderinnerungen wohnen. (S. 3. 7.) Aber die Nutzanwendung ist wieder von der trockensten Lehrpoesie. »Gedächtnifs unsre beste Himmelsfreundin!« u. s. w. Sie ist um so wirkungsloser als das Gedicht nicht unmittelbar darauf den Aufschwung zu neuen Gedanken nimmt, sondern S. 8—11 in lauter Jugenderinnerungen fortfährt, und die nicht eben neuen Scenen einer wahrsagenden Zigeunerin, eines durch edelmüthige Junkersfreigebigkeit beglückten alten Bettlers, eines didaktischen Todtengräbers u. s. w. in gewählten doch gewöhnlichen Ausdrücken unsrer Phantasie vorüberführt. Dann folgt wieder eine nüchterne Apostrophe an die Himmelsmacht des Gedächtnisses. Erst jetzt wird die Betrachtung poetischer:

In des Gehirns zahllosen Kammern schlafen,
Geheimnifsvoll verkettet, die Gedanken.
Weck' Einen auf, und tausende stehn auf!
Wie Einer flieht, erscheint des andern Bild.
Hell oder bleich wird jeder, wie die Sinne
Freud' oder Kummer in die Seele flöfsen . . . .

Ein jeder dringt bis an den Quell, von wo
Die Nerven ihren wirren Lauf beginnen,
Und durch den Leib mit unsichtbarem Spiel
Die feinen, schnellen Schwingungen verbreiten.

Digitized by Google

Bis hierher war von jener Kunst, welche z. B. in den Satiren und Episteln des Horaz die Verstandesanlage verbirgt, und wie in einem englischen Garten den Schein willkührlich hausender poetischer Naturkraft hervorbringt, nichts zu verspüren. Erst mit S. 12 verbirgt sich der Plan des Dichters dem Auge, und es erquickt ordentlich den Leser von den Worten an:

Blick' auf die Welt, durchforsche jedes Land!

den Gedankenzusammenhang ein wenig zu verlieren, und sich bei der Erwähnung des armen Knaben, der in die weite Welt geht, und Tuhia's, des Häuptlings von Otaheiti, der aus Freundschaft dem Capitän Cook auf seiner Rückreise nach England folgte aber unterwegs starb, auf die Erinnerung besinnen zu müssen. Maria Stuart, der Dogensohn Foscari, Petrarch und Laura, Virgil, Cicero, Archimedes, Plato, Pindar und ganz Rom treten nun bald als Zeugen für die Wonnen des Gedächtnisses, bald als Gedächtnifsmäler selbst auf. Dann folgen (S. 17 f.) die Erinnerungen des Liebenden, der Wittwe, des Greises, des Schweizers in der Fremde, der Krieger und Könige, am Ende auch die Erinnerungskraft eines treuen Hundes, einer Brieftaube. Die letztere veranlafst die rührende Erwähnung des im J. 1573 hart belagerten Harlems, dem eine Taube die Nachricht nahen Entsatzes brachte. Selbst die Biene findet ihre Zelle wieder:

Wer giebt ihr jene stolze Zuversicht,
Dafs sie den wirren Faden aller Düfte,
Die sie im Flug entzückten, wiederfindet? —
Heil dir, Gedächtnifs, Heil! dein Walten schützt
Das kleinste Glied der hehren Wesenkette! (S. 23)

Der zweite Theil preist das Gedächtnifs, als Bewahrer der Wissenschaft und Kunst, als Göttin der Hoffnung und des Trostes, selbst in den trostlosen Mauern eines Nonnenklosters (S. 25), in den erstickenden Räumen eines Sklavenschiffes (S. 26 f.). Am wunderbarsten beherrscht es den Schlaf (S. 28), es versüfst die Reise (S. 29), es wohnt selbst in der Zelle des Wahnsinns,

Dort, wo das Gitter jedem Lichtstrahl wehrt,
Im Staube liegt, der einst ein Genius war! . . .

Nur seine Kunst, wie schmeichelt sie ihm noch,
Welch' hehre Phantasieen selbst im Kerker!
Noch strebt er nach dem Amaranthenkranz
In glühenden, in lebensvollen Bildern! (S. 30.)

Durch das Gedächtnifs ergeht sich die Seele im unermefslichen Felde der Ideen und feiert die Seele ihren Triumph. Sie schwelgt in alten Bildern der Lust, der Gefahr, selbst des Todes. Beispiele (S. 30—35)

Digitized by Google

Wie man des goth'schen Baues ernste Gröfse
Nicht so verehrt an seines Daseyns Morgen,
Als wenn sich Epheu schlingt um seine Trümmer,
Die heiter von der Zeit beschattet stehn:
So auch gewinnt ein zartes liebes Bild
Mit jedem Jahre neuen Reiz der Wehmuth.

Ein Beispiel dient hier als Episode (S. 36—45). Ja selbst jenseits, bei den reinen Bürgern einer edlern Welt, machen die Wonnen des Gedächtnisses einen Theil der Seligkeit aus (S. 45—47). Darum »Heil dir, Gedächtnifs u. s. w.« Schlufsapostrophe.

Unsre Leser kennen nun den Gang des Gedichtes und werden aus den ausgehobenen schwächeren und schöneren Stellen wohl ermessen können, was sie von dem Ganzen, dessen Übersetzung flieſsend und geschmackvoll ist, zu erwarten haben. Da der Herr Übersetzer nichts über die Lebensumstände seines Dichters hinzufügt, so stehe hier, aus bekannten Hülfsmitteln, was für Werthbestimmung des kleinen Lehrgedichtes nicht ganz ohne Interesse ist, dafs Samuel Rogers ein reicher Londner Banquier war, geb. um 1765, dafs er um 1787 als Dichter auftrat, dafs die gegenwärtige Dichtung 1792 erschien und seinen Ruf gründete. In spätern Zeiten soll er den Ton der neuern brittischen Muse, nicht mit Glück, angestimmt haben. Byron achtete ihn, und seine Stellung in der Welt erwarb ihm zahlreiche Verehrer. Rogers ist erst seit 1832 todt. Sein letztes Hauptgedicht, Italy, die Frucht einer italienischen Reise, erschien im J. 1822, und ward von ihm 1831 in einer Prachtausgabe wiederholt. In England selbst gilt er für den Goldsmith des neunzehnten Jahrhunderts.

G. Schwab.

Opere di Giacomo Leopardi. Vol. 1.

Canti di G. L. Edizione corretta, accresciuta, e sola approvata dall' Autore. Napoli, etc. 1835. 177 *S.* 8.

Des Grafen Leopardi Canti sind theilweise schon seit 1818 in Rom, Bologna, und am vollständigsten und elegantesten 1831 in Florenz erschienen, verschiedene Nachdrücke ungerechnet. Der edle Dichter, den leider in der Jugend das Unglück des Greises Milton traf, thut wohl, die Hervorbringungen seines schwermüthigen Feuergeistes zu sammeln, schätzbare Reflexe der Zeit, Erinnerungen, Klagen, Rückblicke in die Vorwelt. Wie rührend schliefst folgende Stelle das, hier zuerst erscheinende, Gedicht Le Ricordanze, dessen Culminationspunkt die früh entrissene Geliebte ist, S. 106:

— Altro tempo. I giorni tuoi
Furo, mio dolce amor. Passasti. Ad altri

Il passar per la terra oggi è sortito,
E l'abitar questi odorati colli.
Ma rapida passasti; e come un sogno
Fu la tua vita. Ivi danzando in fronte
La gioia ti splendea, splendea negli occhi
Quel confidente immaginar, quel lume
Di gioventù, quando spegneali il fato,
E giacevi. Ahi Nerina, in cor mi regna
L'antico amor! Se a feste anco talvolta,
Se a radunanze io movo, infra me stesso
Dico: o Nerina, a radunanze, a feste
Tu non ti acconci più, tu più non movi.
Se torna maggio, e ramoscelli e suoni
Van gli amanti recando alle fanciulle,
Dico: Nerina mia, per te non torna
Primavera giammai, non torna amore.
Ogni, giorno sereno, ogni fiorita
Piaggia ch' io miro, ogni goder, ch'io sento,
Dico: Nerina or più non gode; i campi,
L'aria non mira. Ahi tu passasti, eterno
Sospiro mio: passasti: e fia compagna
D'ogni mio vago immaginar, di tutti
I mieri teneri sensi, i tristi e cari
Moti del cor, la rimembranza acerba.

Wir machen die Freunde Leopardi's und der bessern Dichter des heutigen Italiens aufmerksam auf diese schöne, correcte und wohlfeile Sammlung.

F. H. Bothe.

Digitized by Google

Grundzüge zum Systeme der Philosophie von J. H. Fichte. Zweite Abtheilung. Die Ontologie. Heidelberg, im Verlag der akademischen Buchhandlung von J. C. B. Mohr. 1836.

Die erste Abtheilung des gegenwärtigen Werks: »Das Erkennen als Selbsterkennen«, bildet die wissenschaftliche Ein- und Überleitung in den zweiten, ontologischen. Beiden Abtheilungen liefs der Herr Verf. im Jahre 1832 den kritischen Theil eines Gesammtwerks vorangehen, dem er den Titel: »Über Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie« gab. Dieser kritische Theil aber schliefst sich an seine »Charakteristik der neuern Philosophie« an, welche im Jahr 1829 erschien, und ist als Fortsetzung derselben zu betrachten. Die erste gröfsere Schrift, mit welcher der Herr Verf. als philosophischer Schriftsteller auftrat, sind die »Sätze zur Vorschule der speculativen Theologie« 1826, die zu einer Zeit erschienen, in welcher das Interesse für speculative Philosophie weniger lebhaft war, als etwa 10 Jahre früher oder später. Dennoch fand diese geist- und ideenreiche Schrift grofse Theilnahme bei dem philosophischen Publikum, und es wird beinahe kein Denker unter der jüngeren Generation seyn, der nicht wenigstens vielfach dadurch angeregt worden wäre. Hatte schon dieser erste Versuch einen glänzenden Beweis von Fichte's philosophischem Beruf und Talent gegeben, indem er darin die Grundzüge eines — was viel sagen will — objektiv oder, wie man gegenwärtig im Gegensatze zu einer sogenannten subjektiven oder negativen Dialektik sagt, positiv speculativen Systemes entwarf, so sind dagegen seine folgenden Schriften ganz geeignet, die Entwicklung dieses Systems kritisch und logisch vorzubereiten. Und in der That erfreut sich Fichte mit jeder seiner neuern Schriften einer tiefern und allgemeinern Wirkung auf das denkende Publicum, indem jeder nicht partheilich Befangene oder von der kleinlichsten Mifsgunst Verblendete hauptsächlich in seinen Schriften die Förderung und Weiterbildung des philosophischen Wissens erblickt, welche von nachsprechenden Schülern um so weniger zu erwarten ist, je selbstzufriedener sie auf die Imperfektibilität und die Infallibilität

Digitized by Google

der Philosophie ihres Meisters pochen *). Dafs aber Fichte den grofsen Reformator der Logik so hoch ehrt, wie ihn nur immer ein selbstdenkender Geist ehren kann, — und Geister können nur von Geistern geehrt werden, — davon giebt eine bestimmte Erklärung in seiner Vorrede Zeugnifs. Er erklärt sich daselbst S. VII gegen den möglichen Vorwurf: »»Der ganze Inhalt seiner Ontologie sey eben der innerste „Geist" des Hegelschen Systemes, es sey in seinem Principe schon enthalten und vollkommen gegenwärtig«: »worauf wir, ganz wie Hegel selbst in ähnlichem Falle, nur antworten könnten: nicht was darin liege, sey das Entscheidende, sondern was wirklich heraus sey, und was sie in diesem Falle, wenigstens mit wissenschaftlichem Rechte noch nicht herauszubringen vermochten, vielmehr nur persönlich, in Glauben und Gesinnung mit hinzugebracht haben.« Ref. ist wenigstens der Überzeugung, dafs die Partie der aus Hegels Schule hervorgegangenen Denker, an deren Spitze der verehrte Göschel steht, und deren wissenschaftliche Versuche die gröfste Achtung verdienen, dem Herrn Verf. näher steht, als den dürftigen Köpfen, welche selbst die von jenen mit Recht so genannten kahlen und monströsen Resultate der Hegelschen Philosophie, von denen sich alle tiefer Denkenden und Fühlenden mit Unwillen abwenden, mit grofser Zuversicht nachsprechen. Zu jenen selbständigen Forschern, die aus Hegels Schule hervorgegangen sind, dürfen wir wohl auch Branifs und Weifse rechnen, Denker, von denen der Letztere sich ausdrücklich in formeller Hin-

*) So gab z. B. dem Ref. ein Beurtheiler seiner Metaphysik (Schmid in Erfurt) den Rath, „durch Umgestaltung derjenigen Philosophie, in welcher die Elemente des philosophischen Wissens schon in innerem Zusammenhang und gegenseitiger Durchdringung vorhanden seyen, sich und Andern die Sphäre zu eröffnen, zu welcher die philosophische Forschung fortgehen solle." Er sieht mithin nicht ein, dafs er ebendamit das Unmögliche fordert, indem ein Fortschritt über das Hegelsche System nur in dem Falle möglich ist, wenn die Elemente des philosophischen Wissens in dem Hegelschen System nur unvollständig und in einem durch Inconsequenzen u. dgl. gestörten Zusammenhange vorhanden sind. Dagegen habe ich mich durch seine Recension überzeugt, dafs es auf seinem Standpunkte unmöglich ist, auch nur Hegeln selbst wissenschaftlich zu verstehen, indem er über das Princip und das Resultat der Hegelschen Philosophie so ins Blaue hinein raisonnirt, dafs er sich sogar so weit vergifst, in einer Periode dasselbe „Ursubjekt", das er für das Princip meiner Metaphysik hält, für das Princip der Hegelschen Logik auszugeben.

Digitized by Google

sicht zu dieser Schule bekennt, der Erstere aber durch sein neuestes Werk den Beweis gegeben hat, dafs er sich so sehr wie irgend Jemand durch Hegels Dialektik gebildet hat. Es ist merkwürdig, dafs noch kein Schriftsteller von der negativen Partie der Hegelschen Schule den Versuch gemacht hat, Hegels objektive Logik in einer eigenen Bearbeitung zu erläutern oder wenigstens zu popularisiren und zu verflachen, da doch eben Hegels speculative Dialektik ausser der Phänomenologie in keinem seiner Werke einen gröfseren Triumph feiert als in seiner Logik. Wer ehrt am Ende den Meister mehr: diejenigen, welche alle seine Behauptungen aufs hartnäckigste glauben und nachsprechen, oder diejenigen, welche sich durch ihn zum Fortschreiten in der Wissenschaft bilden, und im Sinne seiner Methode selbständige philosophische Darstellungen versuchen?

Von den Bearbeitungen der objektiven Logik, welche von drei geachteten Repräsentanten der speculativen Richtung versucht worden sind, empfiehlt sich die von Braniſs, welche 1834 unter dem Titel »System der Metaphysik« erschien, durch Schärfe der Begriffsbestimmungen und Consequenz des Fortgangs, die von Weisse, welche zwei Jahre später unter dem Titel »Grundzüge der Metaphysik« herausgegeben wurde, zeichnet sich durch Gewandtheit und Gedankenreichthum aus, und die von Fichte, welche dieser Denker unter dem alten eingeführten Namen »Ontologie« in diesem Jahre erscheinen liefs, trägt unverkennbar das Gepräge wissenschaftlicher Reife und Meisterschaft.

Dem Verf. ist die Ontologie »in ihrem ganzen Umfange die Wissenschaft von den Formen des Wirklichen, von demjenigen, welches, ohne an sich selbst zu seyn, dennoch in allem Seyenden das schlechthin Nothwendige und Gemeingültige ist; mithin von eben so negativem (ungegenständlichem?) wie durchaus gemeingültigem und strengnothwendigem Charakter, Werk und Durchführung des reinen Denkens, und bedarf so überhaupt der Ergänzung durch das realphilosophische Erkennen. Specieller theilt sich die Ontologie in die Betrachtung der abstrakten Wirklichkeitsmomente und der relativen Totalitäten des Wirklichen in Kategorien- und Ideenlehre, deren erstere nur (?) hier dargestellt worden sey. Aber auch die Kategorien bilden insofern ein geschlossenes System, als sie sich insgesammt in der Idee des Geistes als der absoluten oder allein widerspruchlosen Wirklichkeitsform durchdringen und zugleich einen Ruhepunkt und Abschluſs

Digitized by Google

für sich selbst, wie einen Übergang in die Ideenlehre dadurch findet.« So erklärt sich der Verf. S. IV der Vorrede; S. 26 der Einleitung erklärt er ausdrücklich die Ideenlehre als den dritten Theil der Ontologie. Der Verf. scheint nach der letztern Erklärung, obwohl er die Kategorien als formelle Begriffe von den Ideen als den wesentlichen Vernunftgegenständen, z. B. den Ideen des Lebens, der Freiheit, des Geistes, des Universums, der Gottheit unterscheidet, dennoch in der Hegelschen Manier, welche die Metaphysik auf die Logik reducirt, insofern befangen zu seyn, als er die Ideenlehre als letzten Theil der Kategorienlehre betrachtet.

Der Grund, warum der Verf. die Ontologie nicht, wie Hegel, im Sinne einer objektiven Logik als Voraussetzung der subjectiven Logik betrachtet, scheint uns darin zu liegen, weil er einsieht, dafs man, wenn man nach Hegel die Ontologie oder die objektive Logik als die Wissenschaft des absoluten Denkens, welches als solches »objektivirendes Thun« ist, definirt, ohne eine auffallende Inconsequenz nicht zur subjektiven Logik übergehen kann, welche so wenig die Fortsetzung jenes weltschaffenden »absoluten« Denkens und die »Selbstbsstimmung Gottes zum Seyn« darstellt, dafs sie vielmehr dieselben Urtheils- und Schlufsformen des subjektiven Denkens, wie die ältere Logik nur in lebendigerem Zusammenhange und Fortschritte entwickelt. Allein ist man einmal zu der Einsicht gelangt, dafs die subjektive Logik nicht den Fortschritt des »absoluten« Denkens darstellt, dann ist der Gedanke nicht mehr ferne, dafs ihre Voraussetzung die objektive Logik oder die Ontologie gleichfalls nicht, wie Fichte behauptet, die Selbstbestimmung des Absoluten durch die nothwendigen Formen seiner Entwicklung im objektiven Fortgange nach allen Momenten der Weltentwicklung darstelle. Das Absolute, welches der Vf. als wesentliches Princip der Dialektik seiner Ontologie voraussetzt, resultirt, wie er selbst gesteht, aus seiner Erkenntnifslehre nicht in der absoluten Wahrheit seiner Idee, wonach es als absoluter Geist gedacht wird, sondern in der Form, in welcher es in der Erkenntnifslehre gefafst und der Ontologie vorausgesetzt wird, ist es nur heuristisches, nicht reales wahrhaftes Princip. Daher kann der Verf. S. 10 selbst nicht leugnen, »dafs in dieser Vorstellung eines nothwendig sich metamorphosirenden und in Gegensätze auswirkenden Absoluten noch eine wesentlich deterministische und pantheistische Auffas-

Digitized by Google

sung Gottes liegt.« *) Allein wenn es sich ergibt, dafs »jene Selbstverwirklichung (?) Gottes als Welt (?) eine schlechthin durch seine Persönlichkeit vermittelte, somit im höchsten Sinne freie, dafs sie aber Schöpfung und Selbstoffenbarung sey,« so ist sowohl die immanente Selbstverwirklichung Gottes, in welcher er sich ewig zum wollenden und wissenden Geiste bestimmt, wie sein transitives Thun, durch welches er die Welt successiv d. h. im Verlaufe der Zeit schafft, in der Wissenschaft zu entwickeln, welche der Exposition der absoluten Idee gewidmet ist, in der speculativen Theologie.

Halten wir aber den von dem Verf. selbst bestimmten Begriff der Ontologie als Lehre von den Kategorien fest, so ist nicht einzusehen, warum er die Entwicklung dieser abstrakten unvollständigen Formen des Wirklichen nicht bis zu der dialektischen Ableitung der Begriffs-, Urtheils- und Schlufsformen fortsetzt, in welchen sich jene alles Denken bedingenden ontologischen Kategorien zu »relativen Totalitäten« abschliefsen, die zwar noch nicht Vernunftgegenstände oder Ideen, wohl aber die nicht mehr einseitigen, sondern in sich selbst vollendeten Formen alles vernünftigen Denkens und Seyns sind. Wenn aber der Vf. auf die Entwicklung der Kategorien unmittelbar die Lehre von den Ideen folgen läfst, so überschreitet er nicht nur ohne wissenschaftliche Berechtigung den abstrakt formellen oder, wie er sich ausdrückt, negativen Charakter der Ontologie, sondern er übersieht, dafs Hegel am Schlusse seiner subjektiven Logik die Ideen des Lebens u. s. w. im Übergange zur Objektivität als reale Vermittlungen, oder wenn man lieber will, als Beispiele von objektiven Schlüssen darstellt **), welche, um als solche erkannt zu werden,

*) Obwohl Ref. gleich in den ersten §§ seiner Metaphysik den Beweis gibt, dafs das absolute Princip der Welt als absolute Persönlichkeit zu denken ist, die nur successiv erkannt wird, nicht aber zeitlich, sondern ewig sich selbst zum wollenden und wissenden Geiste bestimmt, so hat dennoch auch seine Darstellung im ersten kosmologischen Theil den Schein des Pantheismus gegen sich, ein Schein, der aber im vierten theologischen Theil durch die Unterscheidung der freien zeitlichen Weltschöpfung Gottes von seinem ewigen d. h. wesentlichen Schaffen oder *Wollen* der Welt aufgehoben wird.

**) Hegel hat mit gewohntem Scharfsinne gezeigt, dafs der Schlufs nicht nur die Form des subjektiven Denkens, sondern die Form alles Vernünftigen ist, indem dem speculativ gedachten Begriffe und Schlusse die Einheit und die Vermittlung des Gegenstandes mit

Digitized by Google

die dialektische Betrachtung der reinen Schlufsformen voraussetzen. Dagegen handelt derselbe die Lehre vom Begriff, Urtheil und Schlufs nur in einem Abschnitte seiner propädeutischen Erkenntnifslehre ab, während vielmehr die Logik seit Aristoteles als die zwar selbst nach Hegels Geständnisse III. Bd. S. 24 formelle aber in sich geschlofsne selbstständige Grundwissenschaft einer besondern ausschliefslichen Darstellung gewürdigt wurde.

Kants und Hegels Ansichten von der Bedeutung der Logik und der Metaphysik d. h. der formellen und materiellen oder gegenständlichen Vernunftwissenschaft sind Extreme, die sich zur wissenschaftlichen Erkenntnifs des Begriffs und des Umfangs dieser Wissenschaften vermitteln lassen.

Man ist allgemein einverstanden, dafs die Begriffs-, Urtheils- und Schlufsformen die allgemeinen und nothwendigen Formen alles Denkens sind. Da aber diese Formen des Systems des Denkens in ihrer bestimmten Entwicklung und Vermittlung nicht ohne die sie bestimmenden unmittelbaren oder einfachen Gesetze und Kategorien des formellen Denkens *) wissenschaftlich erkannt zu werden vermögen, so machte Kant mit Recht darauf aufmerksam, dafs die transcendentale d. h. speculative Logik zuerst die einfachen Gesetze und Kategorien a priori abzuleiten habe, bevor

---

sich selbst entspricht. „Alles", sagt daher Hegel §. 181 der Encyklopädie, „ist Begriff, und sein Daseyn ist der Unterschied der Momente desselben, so dafs seine allgemeine Natur durch die Besonderheit sich Realität gibt und sich durch die Reflexion (Rückkehr) in sich zum Einzelnen macht."

*) Jede Logik setzt die Bestimmung der Gesetze der Identität, des Gegensatzes oder Widerspruches u. s. w. der Lehre vom Begriffe, Urtheile und Schlusse voraus, indem sie den Begriffs- und Urtheilsbestimmungen zu Grunde liegen Aber ebensosehr gesteht seit Kant jeder Logiker zu, dafs jeder Urtheilsform eine bestimmte Kategorie zu Grunde liegt, durch welche sie möglich gemacht wird, indem z. B. die Kategorie der Position und Negation das bejahende und verneinende, die Kategorie des Grundes und der Folge das hypothetische, und die Kategorie der Wechselwirkung das disjunktive Urtheil bedingt. Mit eben dem Rechte, oder vielmehr mit eben der wissenschaftlichen Nothwendigkeit, mit welcher die Logik die Denkgesetze im engeren Sinne a priori aus dem Begriffe des Denkens ableitet, hat sie mithin auch die allgemeinen und nothwendigen Kategorien zu bestimmen, ehe sie zu den durch sie bedingten Urtheilsformen übergeht, damit in organischer Entwicklung von den einfachen, unmittelbaren, zu den complicirten, vermittelten Formen des Denkens fortgeschritten werde.

Digitized by Google

sie die durch sie bedingten Begriffs-, Urtheils- und Schlufsformen entwickle. Kant irrte nur darin, dafs er die Kategorien nur empirisch aus den vorhandenen Arten der Urtheile abstrahirte, und dafs er sie nur als Formen des Denkens, nicht aber ebensosehr als Formen des Seyns betrachtete.

Hegel dagegen versuchte die Kategorien mit wissenschaftlicher Nothwendigkeit aus dem Begriffe des reinen Selbstbewufstseyns oder des Denkens *) abzuleiten, und betrachtete die Kategorienlehre d. h. die objektive Logik als die nothwendige Voraussetzung der subjektiven Logik oder der Wissenschaft von dem Begriffe, dem Urtheile und Schlusse. Unerachtet der vielen Mängel der Ausführung ist seine Logik dennoch ein unvergleichliches Meisterwerk speculativer Dialektik. Aber sein Grundirrthum besteht darin, dafs er das zwar keineswegs unreale und nur subjektive aber nichtsdestoweniger wesentlich formelle logische Denken schon als solches für ein gegenständliches, weltschaffendes Erkennen, oder für ein objektivirendes Thun hält, und daher im ersten Bande seiner Logik oder in der Lehre vom Seyn eine Art von speculativer Physik gibt, die aber doch keine wahrhafte Physik ist, indem ihr Fortgang keineswegs ein durchaus objektiver ist, oder die Selbstbestimmung des Seyns (wenn das Seyn als letztes Abstraktum des subjektiven Denkens anders einer Selbstbestimmung fähig wäre) durch die allgemeinen Gesetze oder Formen der Weltentwicklung und Bildung darstellt. Der zweite Band aber oder die Lehre vom Wesen hat so wenig eine gegenständliche Bedeutung, dafs er vielmehr die Reflexionsbestimmungen des Denkens und mithin die Gesetze der Identität, des Widerspruchs, die Kategorien der Ursache, der Wechselwirkung u. s. w. abhandelt, ohne dafs durch die Entwicklung selbst mehr erwiesen würde, als höchstens die Übereinstimmung dieser Denkformen mit den Formen der Wirklichkeit. Mehr kann aber auch im Verlaufe der reinen Denkwissenschaft zufolge ihres Begriffs nicht erwiesen werden, und es sind weiter nichts als leere Versicherungen, wenn Hegel Bd. III. seiner Logik S. 23. 25, oder Encykl. §. 164 behauptet, »die Bestimmungen des Inhalts seyen

*) „Als Wissenschaft", sagt Hegel in der Einleitung zur Logik S. 41, „ist die Wahrheit, das reine sich entwickelnde Selbstbewufstseyn." Der Anfang und die Ausführung der Hegelschen Logik gibt sich aber den Schein eines nicht nur formellen, sondern durchaus gegenständlichen Wissens.

Digitized by Google

überhaupt nichts anderes als Bestimmungen der absoluten d. h. der logischen Form, und der logische Begriff sey das schlechthin Concrete und als absolute Form alle Bestimmtheit, aber wie sie in ihrer Wahrheit ist.« *)

Ist man dagegen nicht in diesem logischen Idealismus oder Formalismus befangen, so wird man den Fortschritt nicht verkennen, der durch die wissenschaftliche Ableitung der allgemeinen und nothwendigen Kategorien des Denkens, und der durch sie bestimmten Begriffs-, Urtheils- und Schlufsformen entsteht, welche, obwohl Elemente des subjektiven Denkens, dennoch eine objektive Bedeutung haben, aber ebensosehr reale Bestimmungen und Vermittlungen sind.

Dafs aber die Formen des Denkens mit den Formen des Seyns übereinstimmen, oder dafs ihnen objektive Wahrheit zukomme, dies läfst sich aus der von Kant verkannten Identität des Seyns und Denkens im Selbstbewufstseyn erweisen. Wird sich nemlich das philosophirende Subjekt bewufst, dafs die Gesetze, nach welchen es sich selbst denkt, z. B. das Gesetz der Identität, des Unterschiedes, der Substanzialität und der Causalität u. s. w. nicht nur Bestimmungen seines Denkens, sondern, da es als denkendes und seyendes Wesen dasselbe ist **), ebensosehr seines Seyns sind, so wird es sich, sofern die geistige Welt die Totalität der denkenden Subjekte darstellt, in der Sphäre des ideellen Seyns von der Objectivität oder der Wahrheit der Denkformen wissenschaftlich überzeugen. Aber die reale Welt oder die Natur, was ist sie anders als die nach besondern Momenten und Stufen auseinandergesetzte Natur des Menschen, so dafs sie sich zu dieser nach einem Schleiermacherschen Ausdruck, wie sein äusserer Leib verhält? ***) — Da nun das denkende Subjekt seinen Leib als sein eignes Seyn, die äussere Natur aber als nothwendige Voraussetzung seiner eignen Natur betrachtet, so ist nichts seltsamer, als die Formen, in denen wir die Erscheinungen der Natur denkend begreifen, als Gesetze zu betrach-

*) Wenn Kant sich in dem Irrthum befand, den reinen formellen Denkbestimmungen keine Realität zuzugestehen, so reducirte dagegen Hegel alle wahre Realität auf dieselben!

**) Cogito ergo sum!

***) Den bestimmteren Beweis gibt die Metaphysik in dem kosmologischen Theile, der die allgemein wissenschaftliche Grundlage der Naturphilosophie enthält.

Digitized by Google

ten, von denen man nicht wissen könne, ob sie Gesetze der Natur selbst sind? Man wisse ja nicht, was die Natur ohne unser Erkennen an und für sich selbst sey? Als ob die Natur wahrhaft und nicht blos in der trennenden Abstraktion an und für sich existirte, da sie vielmehr in ihrer ganzen Organisation sich als die Objektivität des Geistes erweist, durch welchen und für welchen sie ist, was sie ist. Nur wenn sie als Schöpfung des absoluten und als Schauplatz des geschaffenen Geistes erkannt wird, wird sie mit begreifendem Verstande und nicht in trennender Abstraktion betrachtet. Was hieraus folgt, ist die Übereinstimmung nicht aber die Identität des Denkens mit dem objektiven Seyn *), welche, wie z. B. von Hegel nur vorausgesetzt, nicht aber erwiesen werden kann.

Führt man daher die Logik auf ihren wahren Begriff und Umfang zurück, wonach sie die Wissenschaft der nothwendigen Formen des ebensosehr mit der Wirklichkeit wie mit sich selbst übereinstimmenden Denkens ist, so wird die speculative Logik die dialektische Entwicklung derselben Denkbestimmungen seyn, die in der ältern Ontologie und Logik theils unvollständig, theils mehr nur empirisch abgehandelt worden sind. Die Metaphysik aber wird nach der zur Vermittlung der wissenschaftlichen Erkenntnifs gemachten Unterscheidung des formellen Denkens von dem materiellen als objektive Vernunftwissenschaft oder als Erkenntnifslehre im bestimmteren Sinne **), im Unterschied von

*) Aus der Identität des Denkens mit dem Seyn im Selbstbewufstseyn folgt erwiesenermafsen nur die Übereinstimmung, nicht aber die Identität des Denkens mit dem objektiven Seyn.

**) Wenn man freilich nach Hegel einerseits „die Gegenstände" der Vernunft für „immanente Momente des Denkens", andrerseits die Denkformen für den „wahrhaften Inhalt und Gegenstand" der Vernunft hält, so übersieht man nach dieser Confundirung von Inhalt und Form den Unterschied des formellen abstrakten Denkens und des materiellen, gegenständlichen Erkennens, statt ihn zu begreifen. Wenn man aber zum Zwecke einer nach beiden Seiten vermittelten Erkenntnifs der Wahrheit, die formelle von der materiellen Vernunftwissenschaft unterscheidet, so wird zwar um der wesentlichen Einheit (nicht Identität) von Form und Inhalt willen, die erstere Wissenschaft oder die Logik kein erkenntnifsloses Denken, und die letztere oder die Metaphysik kein unlogisches, formloses Erkennen darstellen, aber beide Wissenschaften werden sich dadurch unterscheiden, dafs in der erstern die Form, in der letztern der Inhalt die eigenthümliche oder wesentliche Bestimmtheit des Wissens ausmacht.

Digitized by Google

den Denkformen die Ideen oder die nothwendigen Gegenstände der Vernunft, welche, z. B. die Idee der Gottheit, der Welt, der Seele und des Geistes an sich selbst Totalitäten sind, in wesentlicher Allgemeinheit darstellen, und sich durch die Einheit und Wechselbestimmung der Ideen, und mithin durch ihren encyklopädischen Charakter als objektive Grundwissenschaft von den realen philosophischen Wissenschaften unterscheiden, von denen jede nur eine bestimmte Idee in ihrer besondern Systematisirung zu einer eigenthümlichen ausschliefslichen Wissenschaft entwickelt. Die Ableitung der bestimmten Begriffe der Logik und Metaphysik aus dem allgemeinen Begriffe der Wissenschaft hat Ref. in der Einleitung zu seiner Metaphysik mit Rücksicht auf die Gliederung der gesammten philosophischen Wissenschaften versucht, und es hat ihn befremdet, dafs Keiner von allen, die sich über die Bedeutung seiner Metaphysik öffentlich ausgesprochen haben, seiner Deduction dieser Wissenschaft eine andere gegenübergestellt oder jene als mangelhaft nachzuweisen versucht hat, was doch der einzige Weg einer wissenschaftlichen Verständigung gewesen wäre. So sehr übrigens Ref. von der Nothwendigkeit einer systematischen Aufeinanderfolge der philosophischen Wissenschaften überzeugt ist, so wenig ist er in der Meinung befangen, als ob nicht verschiedene Versuche wissenschaftlicher Erkenntnifs möglich wären, von denen jeder seinen eigenthümlichen Werth haben kann, ohne die andern zu verdrängen. Nur die kurzsichtigste Befangenheit hält die Philosophie für absolute Wissenschaft, und das System, welches Anspruch auf absolute Wissenschaftlichkeit macht, für das einzig mögliche; sieht aber nicht ein, dafs sich z. B. dieses System selbst weiter nichts als die kleine Inconsequenz erlaubte, in seiner ersten Gestalt die Phänomenologie als nothwendige Voraussetzung der Logik, deren Princip dadurch erwiesen werden sollte, in der zweiten aber die Logik allen andern Wissenschaften vorauszusetzen.

Der Charakter der vorliegenden Ontologie ist insofern ein propädeutischer, als die Sphären derselben nicht sowohl integrirende Momente eines organischen Ganzen als vielmehr negative Übergänge oder Durchgangspunkte einer ihr wahres Princip erst suchenden Dialektik bilden. Wenn gleich dadurch der wissenschaftliche Werth des geistvollen Werks nicht vermindert wird, so entspricht es doch nicht vollkommen dem Begriffe der Ontologie. Denn hat diese die wesentlichen Formen der denkenden

Digitized by Google

Vernunft zu bestimmen, so wird, da das System des Denkens im Allgemeinen dasselbe ist, welches das System des Erkennens, jeder Kategorie der Logik eine bestimmte metaphysische oder realphilosophische Erkenntnifs entsprechen. Daher konnte Schelling die Gesetze des dynamischen Prozesses die »allgemeinen Kategorien der Physik« im 1. Bande seiner Zeitschrift für speculative Physik deduciren, worauf Hegel zum glänzenden Beweise von der Übereinstimmung der subjektiven oder selbstbewufsten mit der objektiven oder seyenden Vernunft*) die Gesetze der »Identität«, der »Differenz« und der »Einheit der Identität und der Differenz« in seiner speculativen Logik durchaus im Einklang mit den Gesetzen der Polarität bestimmte, Gesetze, vor denen die einer mechanischen Betrachtungsweise entsprechende ältere Logik, wie Hegel selbst sagt, erschrecken könnte! Wie nun jede logische Kategorie im Allgemeinen ihre Realität in bestimmten Gebieten der Wirklichkeit oder Objektivität hat, so entsprechen den besondern Formen derselben Kategorie bestimmte reale Vorgänge oder Verhältnisse, daher es z. B. ein sehr unwissenschaftliches Verfahren ist, wenn Hegel mechanische, chemische, physiologische und geistige Causalitätsverhältnisse durch dieselbe teutologische Dialektik, wonach in der Ursache dasselbe was in der Wirkung, und in dieser dasselbe, was in jener enthalten seyn soll, bestimmte. Obwohl in Fichte's Ontologie, wie schon bemerkt, ein Fortschritt über Hegels objektive Logik nicht zu verkennen ist, so bleibt dennoch die Kritik, in welcher Ref. in der Einleitung zu seiner Metaphysik die Dialektik von Hegels objektiver Logik Schritt vor Schritt dialektisch prüfte, in gewisser Hinsicht auf des Vfs. Ontologie, aber freilich in noch ungleich höherem Grade und gröfserem Umfange auf Weisse's »Metaphysik« anwendbar.

Wollte Ref. dem Gedankengange des Vfs. in seinem ganzen Verlaufe folgen, so würde diese Arbeit zu einem Buche anwach-

*) So sagt z. B. Hegel in der Naturphilosophie (Encykl. §. 312): „Der Magnetismus ist eine der Bestimmungen, die sich vornämlich darbieten mufsten, als der Begriff die Idee einer Naturphilosophie fafste. (!) Denn der Magnet stellt auf einfache Weise die Natur des Begriffs und zwar in seiner entwickelten Form als Schlufs dar.“ §. 314: „Die Thätigkeit der Form ist keine andre als die des Begriffs überhaupt, das Identische different, und das Differente identisch zu setzen d. h. in der Sphäre des Magnetismus anzuziehen und abzustofsen.

Digitized by Google

sen, und er kann sich daher aus Mangel an Raum nur auf das Wesentlichste beschränken. So interessant es ihm daher wäre, die einzelnen Sphären dieses geistvollen Werkes kritisch zu beleuchten, und zu zeigen, wie der Vf. bei allen durch die Schwierigkeit der Aufgabe fast unvermeidlichen Mängeln die meisten Kategorien mit ausgezeichnetem Tiefsinne durchdacht und ins Licht gesetzt hat, so zieht er es doch vor, das Princip und die Idee des ganzen Werkes und mithin das im bestimmtesten Sinne Charakteristische desselben näher zu betrachten. Ob er gleich, wie schon erinnert, die objektive Entwicklung der absoluten Idee für die Aufgabe des theologischen Theils der Ideologie oder der Metaphysik, nicht aber der Kategorienlehre oder der Ontologie hält, so mufs er dennoch gestehen, dafs der Verf. in diesem Werke den zwar nur formellen, aber nichtsdestoweniger unerläfslichen ontologischen Beweis von der individuellen Bestimmtheit der absoluten Idee gegeben hat. Wenn nämlich schon Cartesius aus der Bedingtheit des individuellen Ichs auf die unbedingte Causalität eines absoluten Urichs schlofs *), so hat die speculative Logik den von ihm aufgenommenen ontologischen Beweis durch eine Begriffsdialektik wissenschaftlich zu rechtfertigen, deren Resultat der Gedanke des in seiner Allgemeinheit in sich selbst bestimmtesten, allumfassenden Urindividuums ist **),

*) Wird dieses bestimmte Verhältnifs durch die unbestimmten Vorstellungen des Verhältnisses des Endlichen zum Unendlichen ausgedrückt, so ist um der Unbestimmtheit des Ausdrucks willen eine pantheistische Vorstellungsweise unvermeidlich. Vergl. des Refn. Metaphysik S. 455.

**) Wie alle Bestimmtheiten des logischen Denkens, um der Einheit d. h. Übereinstimmung des Denkens und Erkennens willen, sich als Formen von bestimmten Gegenständen erweisen lassen, so ist auch der höchste Gedanke der objektiven Logik oder der Ontologie nicht nur subjektiver Art, sondern er ist die gedachte Urform des absoluten Geistes. Die objektive Logik hat mithin in Beziehung auf die Dialektik der Kategorien des Allgemeinen, Besondern und Einzelnen zu erweisen, dafs der Begriff des ebensosehr in seiner innern Allgemeinheit bestimmtesten oder vollendetsten, wie in seinem transitiven Verhältnisse allumfassenden Urwesens der Idee entspricht, welche der unvollkommenen Vorstellung Gottes als Inbegriffs aller Realitäten oder Vollkommenheiten zu Grunde lag, während der jenem ontologischen Begriffe angemessene objektive Gedanke vielmehr der des „Ideals der Vernunft" ist, sofern unter diesem Vernunftideal, wie schon Kant nach Leibnitz richtig bemerkte, die absolute Idee in individuo zu denken ist. Der Grund, warum Kant

Digitized by Google

ein Begriff, der im Gegensatze zu dem blofsen Inbegriff aller Realitäten als das Ideal der Vernunft sich bestimmt und zu denken ist. Dafs nun derjenige Begriff, welcher sich als die Wahrheit aller besondern Begriffe erweist und, so zu sagen, die Urform der denkenden Vernunft bildet, ein nicht nur zufällig eingebildeter, sondern um seiner Nothwendigkeit und Wesentlichkeit willen ein realer oder wirklicher ist, dies folgt aus der Einheit der selbstbewufsten und der erkennenden Vernunft, wornach das nothwendig und wahr Begriffene nicht anders denn als seyend gedacht werden kann. Dafs die gemeinste Empirie, in welcher allerdings aus der blofsen Vorstellung eines Dings sein Daseyn nicht folgt, keine Instanz gegen jene Einheit der denkenden und erkennenden Vernunft seyn kann, hat Hegel mit gewohntem Scharfsinne erwiesen. Wie wenig aber der nur logische Begriff eines persönlichen Gottes der Aufgabe der speculativen Theologie genügt, dies erkennt der Verf. gewissermafsen selbst an, indem er das Resultat der Ontologie oder die formell gedachte absolute Idee nur als das Princip der speculativen Theologie betrachtet, welche er der objektiven Exposition derselben zu widmen gesonnen ist. Hatte er sich selbst in seiner Schrift: »die Idee der Persönlichkeit« noch keineswegs über die Hegelsche Fassung der absoluten Idee erhoben, so hat er dagegen in dem vorliegenden Werke die wissenschaftliche Unzulänglichkeit der Hegelschen Denkweise in dieser Hinsicht mit siegreicher Klarheit widerlegt, und er ist am Schlusse des Werks zu der kühnen Consequenz fortgegangen: »das Absolute sey als höchste Persönlichkeit zu denken, welche zwar in sich, aber doch sich gegenüber andere kreatürlich begränzte Geister habe, (die darum nicht endliche werden, weil sie Person sind, sondern weil ihre Persönlichkeit aus verliehener, nicht aus göttlich selbsterwählter Individualität herauslebt.)« Der Verf. hebt nemlich S. 513 ebensosehr die Selbstunterscheidung Gottes von den kreatürlichen Persönlichkeiten wie das Gesetztseyn der letztern durch sein schö-

---

die Realität dieser individuell existirenden absoluten Idee für problematisch hielt, lag nur darin, weil er diese Idee an und für sich nicht sowohl qualitativ d. h. als wahrhaftes Ideal, als vielmehr quantitativ als blofsen Inbegriff aller Realitäten dachte, und sich, sofern er für alles Reale die Bewährung der sinnlichen Anschauung forderte, von der Einheit des Denkens und Erkennens nicht überzeugen konnte, wonach das wahr Gedachte ebensosehr ein Erkanntes ist.

Digitized by Google

pferisches Wollen hervor, und erweist dadurch, was die Pantheisten consequenterweise niemals zugeben können *): die Überweltlichkeit Gottes.

So wenig Ref. dem Gedankengange, den der verehrte Verf. in seiner speculativen Theologie nehmen wird, vorgreifen will, so glaubt er doch im Einverständnifs mit demselben behaupten zu dürfen, dafs alles darauf ankommt, die Principien des Wesens, des Willens und des Geistes, durch deren Vermittlung die Gottheit persönlich existirt, in der Bestimmtheit der Eigenschaften zu erfassen, in denen Gott sich zu sich selbst, und zu der Welt als Vater, Sohn und Geist verhält. Denn nur durch eine speculative Dreieinigkeitslehre kann der Idee eines überweltlichen **), persönlichen Gottes, die wissenschaftliche Bedeutung und die praktische Wichtigkeit vindicirt werden, welche Untersuchungen solcher Art ein mehr als scholastisches Interesse verleihen. Die ethischen Eigenschaften ***) Gottes sind es, vor denen der Pantheismus zurückschreckt, und die er zu bestreiten sucht, wiewohl schon Leibnitz gezeigt hat, dafs sich die Idee der Ideen nur in dem Gedanken eines göttlichen Schöpfers, Erziehers, Richters, Erlösers und Vollenders der Welt abschliefst, und nur im Lichte der individuell gedachten absoluten Idee das Bewufstseyn der Welt systematisch sich gestaltet. Wie einförmig und mon-

*) Selbst der für die Vereinigung des Wissens mit dem Glauben so eifrig bemühte Göschel machte es dem Ref. zum Vorwurf, dafs er S. 27 seiner Metaphysik das freie Verhältnifs des Geschöpfes zum Schöpfer und mithin seine Willenseinheit mit Gott, nicht aber die „Identität des endlichen Geistes mit dem absoluten" als die Wahrheit des religiösen und speculativen Bewufstseyns bestimmte.

**) überweltlichen, nicht aber ausserweltlichen.

***) Wenn z. B. der Pantheismus von der Gerechtigkeit Gottes spricht, so kann er dies nur im verkehrtesten Sinne, indem er wie z. B. der spinozistische das Recht nach der Macht schätzt; und Hegel dagegen gesteht am Schlusse seiner Philosophie des Rechts offen, „dafs sich der Weltgeist" d. h. im Sinne seiner Philosophie Gott „den Übergang zu höhern Entwicklungsstufen durch den Untergang der vorhergehenden erarbeite, und dafs gegen das Volk, das Träger der gegenwärtigen Entwicklungsstufe des Weltgeistes sey, die Geister der andern Völker rechtlos seyen", womit er eben das ausspricht, was Baader dem Pantheismus vorwirft, dafs er nur eine „machtlose Liebe" und eine „lieblose Macht" kennt. In seiner Geschichte der Philosophie verweist Hegel sogar ausdrücklich Malebranche's Untersuchungen über die Gerechtigkeit Gottes und die davon abhängige sittliche Weltordnung, — in die Kindertheologie.

Digitized by Google

strös erscheint jedes pantheistische System, das neueste wie das älteste — und mit welcher siegreichen Klarheit überwand ein Leibnitz den Spinozismus durch seine Monadenlehre, in welcher das Princip: die Urmonas (das Ursubjekt) an sich selbst Totalität ist, das System der Welt aber die freie Schöpfung oder Objektivirung der absoluten Idee nach ihren besonderen Momenten, Stufen und Einheiten darstellt. — Was der Pantheismus Grofses und Herrliches enthält, ist nur der entstellte Wiederschein jenes Ursystems, welches in den heiligen Urkunden des Christenthums geoffenbart, der Entwicklung der ganzen neuern Zeit zu Grunde lag, und ebensosehr die Epochen der Weltgeschichte wie die Bildung der Kunst und Wissenschaft bestimmte. Es kann durch die Entfremdung des Geistes von seiner innern Wahrheit unterdrückt und entstellt werden, aber die Nemesis der Idee wirkt im Leben und in der Wissenschaft mit so unüberwindlicher Macht, dafs sie aus allen Krisen nur desto sieg- und erfolgreicher hervorgeht. Obwohl die Philosophie keineswegs die grofse Bedeutung hat, die ihr einige Philosophen zuschreiben, so ist es doch unläugbar, dafs die wissenschaftliche d. h. philosophische Erkenntnifs nur Wahrheit oder auch die sophistische Entstellung derselben einen gröfseren Einfluſs auf das Leben ausübt, als man gewöhnlich glaubt. Und wenn unsre Zeit dem unwissenschaftlichen Glauben entwachsen ist, und nach der freien Erkenntnifs der Wahrheit strebt, oder wenigstens zu streben vorgibt, welche Wissenschaft hat eher die Bestimmung, durch Vollendung der vernünftigen Forschung die Einheit des wahren Wissens mit der göttlichen Offenbarung *) zu erweisen, als eben die Philosophie? Jenes objektive System, vor dessen Wahrheit alle subjektiven Systeme zurücktreten, nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft darzustellen, diese ist die Aufgabe jedes wahrhaft Philosophirenden, und die Einheit dieses Zweckes begründet einen Geisterbund, der früher oder später die durch die vielfachsten Richtungen vermittelte Wiederherstellung der ihrer Idee nach eben so tief begründeten wie ihrer Tendenz nach umfassenden Philosophie, deren Anfangspunkt wir in Leibnitz erblicken, zur Folge haben wird. Es liefse sich bis ins Einzelne nachweisen, dafs die Leibnitzische Philosophie den Grundgehalt der grofsen

*) In dem Wahne, dafs man um so wissenschaftlicher denke, je irreligiöser man denkt, ist im Grunde nur der literarische Pöbel befangen.

Digitized by Google

Wissensbefriedigung eines halben Jahrhunderts ausmachte, und dafs namentlich Naturforscher, von seiner Ansicht erleuchtet, in der Natur ein im göttlichen Verstande entworfenes und verwirklichtes System bewunderten, und nicht nur mit empirischem Wissensinstinkt, sondern mit religiöser Begeisterung und wissenschaftlichem Sinne erforschten. Wenn wir dies erwägen, so können wir es nicht anders als eine erfreuliche Erscheinung betrachten, dafs ein Forscher, wie unser verehrter Verf., der vor allen andern den Beruf hatte, sich über Sinn und Zweck der Philosophie auszusprechen, mit Beziehung auf einen dem unsterblichen Leibnitz verwandten Geist, den er als »Reformator der neuern Zeit« bezeichnete, »der den Keim einer unendlichen Bildung in die Gegenwart gelegt, von welcher schon jetzt alle höhere Impulse der Wissenschaft ausgegangen sind«, den Zeitpunkt nahe erblickt, »welchen einst Schelling selbst in Jünglingsbegeisterung prophezeihte, wo die Geschiedenheit der philosophischen Sekten, wie nicht minder der Wissenschaft, immer mehr verschwindet: wo das Zeitalter philosophiren wird im gemeinsamen Lichte gotterleuchteter Wissenschaft, und die Eitelkeit und Eigenliebe eigener Gattung vor der Höhe der geistigen Interessen und dem Bedürfnisse gemeinsamen Wirkens vergessen wird.«

Um so freudiger begrüfsen wir die gegenwärtige Ontologie als einen wichtigen Beitrag zur Begründung einer objektiven Philosophie, und wenn wir den Gedankengang des Werkes nicht in seinem ganzen Zusammenhange und Fortschritte verfolgen könnten, ohne eine wenigstens ebensoviele Bogen einnehmende Kritik zu geben, wie von Hegels objektiver Logik, so blieb uns doch Raum, um uns mit Rücksicht auf des Vfs. Denkweise über die allgemeine Bedeutung der Philosophie und ihren absoluten Zweck auf eine für das gröfsere Publikum fafsliche Weise auszusprechen. Auf was wir aber noch besonders aufmerksam machen müssen, ist die ganz ungemeine Verständlichkeit und die grofse Fülle von Gedankenbestimmungen, welche dieses Werk auszeichnet, und es nicht nur für reifere Denker oder Freunde der Philosophie, sondern selbst für studirende Jünglinge zu einer höchst interessanten, empfehlenswerthen Lektüre macht.

Fischer in Tübingen.

Digitized by Google

GRIECHISCHE ALTERTHUMSKUNDE.

Geschichte des Trojanischen Krieges. Mit Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's. Ein historischer Versuch von Johann Uschold, Professor am königl. bair. Gymnasium zu Straubing. Stuttgart und Augsburg. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1836. *XXX und* 352 *S. in gr.* 8.

Der Gegenstand, den die vorliegende Schrift behandelt, schlägt so vielfach in die verwandten Gebiete der griechischen Mythologie und Symbolik, sowie insbesondere in die Geschichte der älteren griechischen Poesie ein, dafs die Behandlung desselben allerdings eben so umfassende Kenntnisse als richtige Auffassung des hellenischen Lebens erfordert, um ein Unternehmen zu wagen, das zu den schwierigsten Aufgaben der gesammten Alterthumswissenschaft gehört. Schon diese Rücksicht, verbunden mit dem reichen Inhalt der Schrift, mag die gröfsere Ausführlichkeit entschuldigen, zu der wir uns hier bei einer Schrift veranlafst finden, die nicht blos den auf dem Titel bezeichneten Hauptgegenstand behandelt, sondern in den Beilagen, welche die gröfsere Hälfte des Buchs füllen, eine Reihe von wichtigen, mit dem Hauptgegenstande allerdings in näherer oder entfernterer Berührung stehenden, grofsentheils mythologischen Erörterungen liefert, deren Hauptinhalt und Tendenz wir wenigstens andeuten möchten. Eine überall bemerkbare Gründlichkeit der Forschung, eine genaue Kenntnifs der Quellen, eine ausgebreitete Belesenheit, der nicht leicht Etwas entgangen seyn dürfte, endlich eine klare Darstellung, die zu bestimmten, wenn auch manchmal höchst auffallenden und überraschenden Resultaten gelangend, weder in dem Dunkel einer abstrusen Mystik sich verliert, noch in hohlklingenden, philosophischen aber nichtssagenden Phrasen sich verflüchtigt, alle diese Eigenschaften, welche diese Schrift vor so vielen ähnlichen Produkten unserer Tage auszeichnen, werden derselben auch allgemeine Beachtung und gerechte Anerkennung zuwenden, auch wenn man, wie dies namentlich bei dem Ref. der Fall ist, keineswegs die vom Verf. aufgestellten Ansichten unbedingt billigen oder die Resultate, zu denen seine Forschung gelangt, als wahr und gültig annehmen kann. Dies soll ihn aber

Digitized by Google

nicht hindern, die gebührende Anerkennung dem redlichen Streben des Verfs. und seiner gediegenen Forschung zu versagen, zumal da er sich gerade in den Punkten, wo wir seiner Ansicht nicht beitreten zu können glauben, des Beifalls von anderer Seite versichert halten kann.

Ein solcher Fall z. B. tritt gleich bei der ausführlicheren Vorrede ein, in welcher der Verf. offen und klar seine Ansichten über die älteste Bevölkerung und Cultur Griechenlands, im Zusammenhang und in Verbindung mit den in der Schrift selbst entwickelten Ansichten, ausspricht. Hiernach sollen, um wenigstens die Hauptpunkte dieses Systems (wenn man es anders mit diesem Namen benennen will) hier niederzulegen, Thraker, als deren Zweige auch die Phrygier, Mysier, Lydier, Karer, Leleger, also die Bewohner des gröfseren Theils der vorder- und kleinasiatischen Halbinsel erscheinen, mit Karern und Lelegern vermischt als die Ureinwohner von Hellas betrachtet werden; diese Völker semitischen Stammes haben, der Ansicht des Vfs. zufolge, den Hellenen in der Cultur bedeutend vorgearbeitet, und ohne ägyptische oder phönicische Colonisten zu seyn, auf die Gestaltung der bürgerlichen Verhältnisse einen ebenso mächtigen Einfluſs ausgeübt, als in religiöser Hinsicht, da sie die Weihen von Samothrace u. A. gegründet. Thracien, dies Land und Volk, das Herodot das gröfseste nach den Indern nennt, wäre also der Ort, wo wir einen Kadmos, einen Cecrops, Danaos und andere ähnliche Namen der griechischen Vorzeit, welche die Tradition aus dem Orient, aus Phönicien oder Ägypten oder Lybien kommen läfst, zu suchen haben; in den bemerkten Namen eines Kadmos, Dardanos u. A. vermag aber der Vf. nur Beinamen, Prädicate des Hermes, des höchsten Gottes der Thracier nach Herodots Zeugnifs, zu erkennen, indem der Cultus dieses Gottes von hier aus zu den Hellenen gekommen.

Diese Ansichten über die frühere Cultur Thraciens, als des Mutterlandes hellenischer Cultur, unbedingt zu verwerfen, möchte, zumal wenn man an die Sagen vom Orpheus u. A. denkt, gewagt erscheinen, aber andererseits mufs es Ref. bedauern, dafs wir über diese angeblich hohe Bedeutung des thracischen Landes, das auf diese Weise zum Stammland des hellenischen und zum Mutterlande hellenischer Cultur erhoben wird, in früher Urzeit durchaus nichts Näheres wissen, worauf wir bestimmte Folgerungen von solcher Wichtigkeit und von solchem Umfange bauen dürften, zumal da Herodots allgemeine und unbestimmte

Digitized by Google

Nachrichten im Anfange des fünften Buchs uns dazu schwerlich berechtigen, indem dieser Forscher wohl die zu seiner Zeit mit griechischen Colonien bedeckten Küstenstriche kannte, keineswegs aber in das Innere des Landes eindrang, das von rohen, barbarischen Völkerschaften bewohnt, selbst in spätern Zeiten noch ganz unbekannt geblieben war. Würde Herodotus, der in so unbestimmten und allgemeinen Ausdrücken von Thracien spricht, es unterlassen haben, nähere Kunde über dieses Land einzuziehen, wenn ihm die historische oder mythische Tradition seiner Zeit dieses Land als ein so wichtiges, als das Stamm- und Mutterland des von ihm verherrlichten Hellas bezeichnet oder auch nur dunkel angedeutet hätte? Ich zweifle kaum daran. Sein Schweigen, in Verbindung mit dem Schweigen der andern Autoren und dem Mangel aller näheren Nachrichten über die frühere Wichtigkeit und hohe Bedeutung Thraciens in der Geschichte hellenischer Cultur, erscheint daher um so wichtiger und mufs uns um so bedenklicher machen, diesem Lande eine so grofse Bedeutung in der Urzeit Griechenlands beizulegen und von ihm Bevölkerung und Cultur Griechenlands abzuleiten. Dagegen wird man keinen entscheidenden Grund haben, die bestimmten Nachrichten von phönicischen Niederlassungen an der thracischen Küste oder auf den nahen und ferneren Inseln des ägeischen Meeres in Zweifel zu ziehen oder gar ihnen alle Geltung und allen Werth abzusprechen, da diese doch in der Natur der Sache weit eher begründet sind und Niemand die frühen Fahrten und den Handelsverkehr dieser weitschiffenden Nation mit den griechischen und thracischen Küsten oder mit dem Archipelagus in Zweifel ziehen kann; damit doch aber auch wohl zugegeben werden kann, dafs sie durch die von ihnen in diesen Gegenden gestifteten Niederlassungen, und bei dem Handelsverkehr, den sie dort trieb, auch auf die Cultur des Landes einen Einfluſs ausgeübt, und insbesondere ihre religiösen Vorstellungen, ihren Götterdienst auch in diese Gegenden eingeführt, deren rohe und wilde Bevölkerung sich an sie anschlofs. Ist nicht die griechische Schrift phönicisch? Weisen uns nicht die ersten Kuntbestrebungen, die wir in Griechenland erblicken, sowie die religiösen Vorstellungen, die uns darin entgegentreten, auf Phönicien oder wenn man will, auch auf Ägypten hin? wollen wir in Bezug auf beide Länder die diese Behauptung bestätigenden Zeugnisse und Angaben Herodots verwerfen und in den Mythen und Symbolen Griechenlands alle Beziehungen auf die genannten Länder verkennen oder durch

Digitized by Google

sophistische Widerlegung abweisen, wollen wir durchaus jede Verbindung des Orients mit Griechenland in frühester Zeit verwerfen und das als unstatthaft darstellen, was doch in der Natur der Sache liegt und durch die ältesten Zeugen bestätigt wird: dafs der früher cultivirte und civilisirte Orient sein Licht weiter auf Europa habe zurückstrahlen lassen? Wir wollen in diesen Gegenstand, der hier am wenigsten erschöpft werden kann, nicht weiter eingehen, nur im Bezug auf Ägypten und die von dort aus nach Griechenland, der historischen Tradition gemäfs, entsendeten Colonien, die der Verf. seinem System gemäfs natürlich verwirft, da schon die Abneigung und der Hafs der Ägypter gegen das von ihnen darum auch nicht beschiffte Meer so etwas undenkbar mache, die Bemerkung beifügen, dafs jene Ägypter freilich auf ägyptischen Schiffen schwerlich eine Fahrt unternahmen, die sie viel leichter auf den an ihrer Küste geankerten, das ganze Mittelmeer befahrenden, phönicischen Handelsschiffen machen konnten, zumal wenn wir bedenken, dafs der Grund, der die Ägypter nöthigte, das Meer und die weite Ferne zu suchen, gewifs kein friedlicher war, dafs vielmehr innerer Zwist und Kampf sie zu einer Flucht auf phönicische Schiffe genöthigt, durch die sie allein ihr Leben zu retten vermocht.

Die Schrift selbst, zu der wir uns nun wenden, zerfällt in zwei Theile, von denen der erste, kürzere, die Geschichte des trojanischen Kriegs behandelt; den anderen gröfseren Theil füllen die meist mythologischen Beilagen. Das erste Capitel oder die Einleitung: »Prüfung der bisherigen Annahmen über die Entstehung und Zeit dieses Kriegs« beginnt mit der gewifs wahren Bemerkung, dafs kaum über irgend einen Theil der alten Geschichte so viele und so verschiedene Ansichten aufgestellt worden, wie über den trojanischen Krieg. Stofsen wir doch schon im Alterthum auf ähnliche Verschiedenheit der Ansichten, wie sie in neuerer Zeit wiedergekehrt ist, wo wir bald die rein historische, bald die rein allegorische Auffassung der Erzählungen vom trojanischen Kriege oder vielmehr der darauf sich beziehenden Homerischen und anderen Gedichte finden. So hat es denn auch in neuerer Zeit nicht an solchen gefehlt, die entweder Alles, was über diesen Krieg in den Homerischen Dichtungen vorkommt, für buchstäblich wahr ansahen und so freilich zu Folgerungen geführt wurden, die ihren Mangel alles poetischen Gefühls und Taktes nur zu sehr beurkundeten, oder die in dem Ganzen nur ein loses Spiel der Phantasie ohne weitere

Digitized by Google

Bedeutung erkannten, während Andere nichts als tiefsinnige Allegorie überall finden wollten, ohne zu bedenken, dafs der Charakter des Dichters, der in allen Schilderungen eine so grofse Wahrheit, in allen seinen Beschreibungen, wenn sie auch mit allem Reiz der Poesie und einer wahrhaft dichterischen, freien Begeisterung ausgestattet sind, eine so bewundernswürdige, fast historische Treue zeigt, und der eben mit durch diese Eigenschaften hauptsächlich zu so grofsem Ansehen bei dem hellenischen Volke, als der treueste Spiegel vergangener Zustände und einer verflossenen Heldenzeit, noch bis in die spätesten Zeiten herab gelangt ist, das Eine so wenig wie das Andere zuläfst. Dafs die Homerischen Gedichte einen gewissen historischen Charakter besitzen, dem sie ihr grofses, Jahrhunderte lang fortdauerndes Ansehen verdanken, wird man eben so wenig leugnen können, als die freie, dichterische Behandlung eines historischen Stoffs, die es uns nicht erlaubt, alles Einzelste für buchstäblich wahr zu halten und mit ängstlich historischer Treue zu bemessen. Es bleibt demnach nur der eine Mittelweg übrig, das auszumitteln, was in der Homerischen Dichtung als historische Grundlage, in der poetischen Darstellung weiter ausgeführt und umkleidet, erscheint; obgleich auch hier wieder die grofse Schwierigkeit eintritt, nach welchen festen und sicheren Principien diese Ausscheidung des historischen Elements und der historischen Grundlage von dem poetischen Stoff vorzunehmen ist. Auch unser Verf. entscheidet sich für einen solchen Mittelweg, und indem er die Prüfung der hauptsächlichsten in neuerer Zeit über diesen Gegenstand aufgestellten Ansichten vorausschickt, knüpft er daran die Begründung der eigenen, die er als das Resultat seiner Studien hinstellt. Entschieden weist er die gewöhnliche Meinung ab, welche in der Entführung der Helena die nächste Veranlassung des Krieges findet und, nach dem Wortlaut der Homerischen Gedichte, auf die hohe Stellung des Agamemnon ein Gewicht legt, das der Verf. freilich nicht anerkennt, da er in Agamemnon keineswegs den Fürsten erkennen will, der als Oberhaupt, durch seine Stellung und durch seine Verbindung sowie durch seinen mächtigen Einfluſs, die verschiedenen getrennten Stämme, welche zu jener Zeit die verschiedenen Landstriche des nachherigen Hellas inne hatten, zu diesem Kriegszuge zusammengebracht und vereint, und dann dieselben auch so gut als möglich, bei den lockeren Banden, welche die so verschiedenen zahlreichen Stämme miteinander und mit dem Oberhaupt ver-

Digitized by Google

einigt, auf längere Dauer zusammengehalten. Der Verf. erhebt hier manche Bedenklichkeiten, die theils localer Art sind, wie z. B. die geringe Ausdehnung des Hafens von Aulis, der kaum fünfzig Schiffe zu fassen vermöge, statt der tausenden, die nach der dichterischen Sage doch nöthig waren, ein solches Heer überzusetzen; theils auch in der angeblichen zehnjährigen Dauer des Kriegs liegen, worin der Verf. einen innern, noch ungleich stärkeren Widerspruch zu erkennen glaubt, den Ref. wenigstens darin nicht findet, wenn er an die ganze Art und Weise, wie der Kriegszug unternommen, an die schwache Leitung der grofsentheils fast ganz unabhängigen Völker durch ein gemeinsames Oberhaupt, an die geringe Ordnung in dem Ganzen des Zugs, kurz an dem gänzlichen Mangel dessen, was wir militärische Ordnung und Disciplin nennen, denkt, zumal in einer Zeit, wo alle Kriegszüge mehr oder minder Raub- oder Rachezüge waren und in der Art und Weise, wie sie geführt wurden, dies auch deutlich zeigten; wo bei gröfseren Unternehmungen verschiedener dazu vereinten Stämme leicht ein und der andere Theil sich losreifsen und auf eigene Rechnung Züge unternehmen mochte, ebensowohl um Leute zu gewinnen, als um für die eigene Existenz und Subsistenz zu sorgen: ein Fall, der bei dem trojanischen Kriegszuge so gut wie bei andern ähnlichen, ja noch weit eher eintrat, je zahlreicher und verschiedener die zu diesem Zuge, theilweise selbst gegen ihren Willen, zusammengebrachten Schaaren waren, die bei dem Mangel an hinreichendem Lebensunterhalt zu weiteren Zügen genöthigt waren, die freilich die Erreichung des Hauptziels hindern und die Eroberung Troja's verzögern mufsten. Mögen es auch nicht gerade zehn Jahre gewesen seyn: eine längere Dauer der Belagerung ist uns nicht unwahrscheinlich, zumal wenn wir, den Verhältnissen der Griechen gegenüber, von denen ein grofser Theil während der Belagerung sich zerstreute, die Lage der Trojaner, ihre Hülfsquellen und Verbindungen in Betracht ziehen. Wir finden daher so wenig an den zehn Jahren Anstofs als an den neunundzwanzig Jahren, während welcher Psammetich die syrische Stadt Azotus belagerte (Herod. II, 157 und daselbst meine Note S. 847), und vielleicht mit mehr Ordnung, als Agamemnon mit seinen zusammengerafften Schaaren die Stadt Troja. Denn Herodots eigene Worte: Ἄζωτον — προσκατήμενος ἐπολιόρκεε, ἐς ὃ ἑξεῖλε etc. lassen uns doch kaum einen Zweifel, hier an eine Belagerung zu denken, die wenigstens periodisch einen bestimmten

Digitized by Google

und regelmäfsigen Charakter hatte. Vergl. auch Hengstenberg De rebb. Tyriorr. pag. 79.

Endlich ist auch der Verf. der Ansicht, dafs der Zug selbst und die ganze Unternehmung gegen Troja bei weitem nicht so bedeutend und so grofs gewesen, als sie in den Homerischen Gedichten erscheine. Und doch nöthigen uns die bestimmten Angaben des Thucydides, an den Ref. sich hält, an eine für die damaligen Zeiten umfassende, allgemeine, alle früheren ähnlichen Züge überbietende Unternehmung zu denken, und die Stellung des Agamemnon als eine höhere zu betrachten. Referent bricht diese Betrachtungen, die doch hier nicht weiter ausgeführt werden können und nur als blofse Andeutungen gelten sollen, ab, um noch Einiges über die Verhältnisse der Troer, die der Verf. gleichfalls für Zweige jenes grofsen thracischen Stammes hält, beizufügen. Hier folgt Ref. einer Vermuthung, die er bei dem Mangel bestimmter Nachrichten bei den Alten, darum auch für Nichts mehr als für eine Vermuthung auszugeben wagt und der weiteren Prüfung des Vfs. vorliegender Schrift anheimstellt.

Der troische Krieg fällt, wie der Vf. mit ziemlicher Evidenz wie wir glauben, S. 18—41 nachgewiesen, nicht auf das Jahr 1194; nach seiner Berechnung wäre vielmehr zwischen 1124 und 1104 vor Christo Troja erobert worden, also am Anfange des zwölften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung. So wenig wir auch im Ganzen von dem Zustande Asiens um diese Zeit wissen, so scheint doch damals ein grofses Reich, das in den Ebenen Mesopotamiens seinen Sitz hatte, die verschiedenen Landstriche Mittel- und Vorderasiens zum grofsen Theil umfafst, und seine, wenn auch sehr lockere Herrschaft bis zu den äussersten Theilen der vorderasiatischen Halbinsel erstreckt zu haben, in der Weise freilich, wie dies bei solchen Reichen des Orients immerhin der Fall war, wo die einzelnen Provinzen und Landestheile unter eigenen Landesfürsten einer oft fast ganz unabhängigen Existenz sich erfreuten und durch ein oft sehr laxes Band an jene Oberherrschaft, die das Ganze zusammenhielt, geknüpft sind. Sollte nicht auch das troische Fürstenthum diesem Reiche angehört haben und eben aus der Verbindung mit diesem der Beistand, der den Trojanern zu Theil wurde, und damit der längere Widerstand, den sie der vereinten Macht der Griechen entgegensetzten, zu erklären seyn? Sollte nicht selbst in dem Memnon, dem Sohn der Morgenröthe, der in der Reihe der Trojaner ficht, eine solche historische Andeutung liegen oder zu suchen seyn? Stellen,

Digitized by Google

wie Plat. De Legg. III. p. 685 C. oder wie Diodor. II. init., wo unter den Provinzen, die zu des Ninus Reich gehörten, auch Troas und die Nachbarländer genannt werden, möchten in diesem Fall eine gröfsere Beachtung verdienen; vgl. des Ref. Note zu Herodot I, 4. pag. 14.

Ref. möchte es kaum bezweifeln, dafs dem eigentlichen Zuge, der mit der Zerstörung Troja's endigte und uns aus den Homerischen Dichtungen bekannt ist, schon seit längerer Zeit Feindseligkeiten vorausgegangen waren, welche eine allgemeine Aufregung unter den Bewohnern der verschiedenen Gauen von Griechenland, insbesondere der Küstenstriche hervorgebracht und dadurch dem mächtigen Agamemnon es möglich gemacht hatten, so viele einzelne Stämme, deren Züge sich nie über ihren heimathlichen Boden erstreckt hatten, zu einem gröfseren, weitaussehenden Zuge zu vereinigen. Den Grund dieser Aufregung können wir nur in den öfteren Einfällen und Landungen asiatischer Seeräuber finden, die besonders die Küstenstrecken heimsuchten, und vor Allem auf Menschenraub ausgingen, um den Bewohnern Asiens, die schon an ein üppigeres Leben gewöhnt waren, die erforderlichen Sclaven zuzuführen oder auch selbst deren Harems zu füllen. Unser Verf. verwirft zwar S. 16 diese auch von Plafs angeführte Ursache, die uns doch zu nahe in der Natur der Sache, wie in den historischen Zeugnissen begründet liegt, als dafs wir sie unbedingt abweisen zu können glauben; er verwirft ingleichen den von demselben Plafs und Andern angeführten Grund, dafs auch in dem ritterlichen Geiste jener Zeit und in der dadurch hervorgerufenen, besonderen Vorliebe für gewagte Unternehmungen ein Hauptgrund des Zugs gegen Troja zu suchen sey; und in der That, auch Ref. würde auf diesen letztern Grund weniger Gewicht legen, weil nach seiner Überzeugung nur das zu nahe liegende und schwer gefühlte Bedürfnifs der eigenen Sicherheit im Stande war, so viele getrennte Stämme zu einem solchen Zuge über das Meer, in einer solchen Zeit zu vereinigen. Eine Vergleichung oder Zusammenstellung mit den Zügen der Kreuzfahrer im Mittelalter würde auch Ref. in jeder Hinsicht für unpassend halten.

Das zweite Capitel: Bedeutung der ersten Einnahme Troja's durch Herakles S. 42 ff. sucht nachzuweisen, dafs diese Sage von der ersten Eroberung Troja's durch Herakles, historisch aufgefafst, auf eine Niederlassung pelasgischer Colonisten im trojanischen Reiche sich beziehe; und es läfst sich damit

Digitized by Google

auch das vierte Capitel verbinden, S. 73 ff.: Verrätherei der Antenoriden, insofern diese Antenoriden, deren Verrath den Griechen die Thore Troja's geöffnet, also die Eroberung und Zerstörung Troja's möglich gemacht haben soll, als Pelasger, als Nachkömmlinge jener ersten Colonie, bezeichnet werden. Näher in Verbindung mit dem ersten Capitel steht der Inhalt des dritten S. 53 ff.: »Veranlassung und Bedeutung des eigentlichen trojanischen Krieges.« Wir versuchen in der Kürze die Ansichten des Verfs., die allerdings von denen des Ref. vielfach abweichen (wie aus dem, was wir bereits gesagt haben, zur Genüge hervorgehen wird), unsern Lesern vorzulegen, ohne ihrem Urtheil vorgreifen zu wollen, und erinnern dabei zugleich an eine ähnliche, schon früher von Völker aufgestellte Ansicht, wonach die Wanderung der äolischen Colonien nach Asien die Veranlassung und Grundlage der Geschichte des trojanischen Kriegs gewesen, dieser Krieg mithin nur als die poetisch-nationale Erzählung dieser Colonienzüge anzusehen sey. (S. Allgem. Schulzeit. 1831. Nr. 39 ff.) Wir können auch dieser Ansicht nicht beipflichten, theils aus andern Ursachen, theils weil wir überzeugt sind, dafs ein solcher Zug eines einzelnen Stamms nimmermehr eine solche Bedeutung in der hellenischen Sage und Dichtung für die gesammte Nation Jahrhunderte hindurch hätte gewinnen können.

Der troische Krieg ward, nach unserm Herrn Verf., durch die grofse Völkerbewegung herbeigeführt, welche der Einfall der Thessaler in Thessalien veranlafst (S. 53), so dafs auch nur solche Griechen daran Theil genommen, welche in dem Mutterlande keine Wohnsitze mehr fanden und neue jenseits des Meeres zu suchen genöthigt waren; der Mittelpunkt und der Hauptbestandtheil dieser Völkerschaaren, die, ihre bisherigen Wohnsitze verlassend, sich neue gewinnen wollten, seyen die Myrmidonen gewesen, an welche sich viele Achäer und Ätoler angeschlossen; ein Theil habe sich in östlicher Richtung nach Epirus gewendet, ein anderer westlich nach Skyros, und von da nach Lesbos und zu der nahen troischen Küste; diese seyen es dann gewesen, welche des Priamus Reich zerstört und diesen Zug gegen Troja unternommen, der also kein Rachezug, kein mit bestimmten Absichten unternommener Kriegszug gewesen, sondern als die natürliche Folge einer Wanderung eines aus seinen Sitzen verdrängten Stammes, der sich neue Wohnsitze aufsuchte, erscheine. Sonach wäre also der troische Krieg (S. 60) und die Niederlassung der

Digitized by Google

genannten Auswanderer in Äolien, auf Lesbos und Tenedos Ein und dasselbe Ereignifs; und es gehört demnach der ganze Zug dem Norden Griechenlands an, so dafs der Süden, wohin doch die Homerische Sage durch den Raub der Helena die nächste Veranlassung zum ganzen Zuge gesetzt hat, wo nach derselben Dichtung die gröfsere Civilisation und, wenn man will, der Centralpunkt der Macht Griechenlands, die in den Händen der Atriden liegt, zu suchen ist, gewissermafsen ganz von dem Zuge ausgeschlossen bleibt. Geschickt weifs der Verf. mit seiner Behauptung die Stellung des Achilles und dessen Bedeutung in der Iliade in Verbindung zu bringen, und selbst der Einwurf, dafs nach der gewöhnlichen Annahme die Colonien, welche auf Lesbos und Tenedos sich niederliefsen, aus dem Peloponnes waren, dem ja auch der Führer, das Oberhaupt des ganzen Zugs, Agamemnon, angehört, entgeht seiner Aufmerksamkeit nicht. Vgl. S. 69. Wir haben uns freilich noch nicht überzeugen können, dafs, wie der Vf. annimmt, darum blos in der Homerischen Sage Agamemnon als Oberanführer des Ganzen erscheint, weil die Entstehung des Kriegs hier dichterisch in einer dem Bruder des Agamemnon zugefügten persönlichen Beleidigung gesucht werde, oder dafs der Sänger der Ilias bestimmt genug (?) andeute, wie die südlichen Achäer, die Peloponnesier, Nichts zur Eroberung Troja's beigetragen, wie Agamemnon und Menelaos an den Thaten, die Achill vollbringt und die Homer durch sein Lied verherrlicht, sowie an allen Eroberungen keinen Antheil haben (?), indem Alles von einiger Bedeutung, was die Griechen unternehmen, auch als Werk des Achilles und Odysseus erscheine.

Diese Ansicht noch näher aus den Homerischen Gedichten zu begründen, ist das fünfte Capitel S. 82 ff., das wir darum hier gleich folgen lassen, bestimmt. Dafs die Homerischen Gesänge keine eigentliche Geschichte des troischen Kriegs enthalten, indem vielmehr die geschichtlichen Ereignisse nur kurz in Episoden berührt sind, wird dem Verf. Niemand bestreiten. Aber er geht weiter. Ihm ist Homer im eigentlichen Sinne Sänger der Myrmidonen und ihres Führers Achill; um die Gröfse dieser seiner Helden, die sein Gesang vorzugsweise verherrlichen soll, würdig zu preisen und hervorzuheben, läfst er um sie die übrigen Völker Griechenlands sich schaaren und eine grofse Anzahl Verbündeter sich anreihen, die also hier nur als Nebenpersonen erscheinen, gleichsam als dichterischer Schmuck, um den Haupthelden dadurch desto mehr unter dieser Mitte hervorzuheben und

Digitized by Google

in desto glänzenderem Lichte zu zeigen. Homer, der es wohl verstanden, die historische Wahrheit mit den Blüthen der Poesie zu schmücken, hat nach des Verfs. Annahme die verschiedenen rühmlichen Eigenschaften des myrmidonischen Völkerstamms in seiner Dichtung auf Ein Individuum übertragen, und dieses Eine Individuum, diese Eine Person, welche die Tugenden und die Kraft des ganzen Volks in sich trägt, ist Achilles, der Mittelpunkt der ganzen Ilias. Vgl. S. 89 ff. (Auch nach Hrn. Völker a. a. O. wäre Achilles Repräsentant der äolischen Wanderung in dem trojanischen Kriege, er wäre eine thessalisch-pelasgische Landesgottheit, deren Mythus und Cultus die auswandernden äolischen Böotier mit sich genommen und in die neuen Wohnsitze in Asien verpflanzt hätten.)

Der Raub der Helena, den die dichterische Sage als nächste Veranlassung des Zugs gegen Troja angiebt, ist daher nach dem Verf. ohne allen historischen Grund; er ist ein blofses Mittel der Sage, die ungerechte Eroberung Troja's durch die Myrmidonen und Äoler zu verkleiden, das Gehässige, das ein Angriff auf fremdes Eigenthum hat, zu entfernen (S. 164), indem Helena, in Troja wie in Sparta, auf gleiche Weise von Stämmen gleicher Abkunft verehrt, hier wie dort die Mondsgöttin ist, deren Verschwinden am Himmel symbolisch als eine Entführung vom Gott des Himmels — hier Paris, bei Andern Hermes, bei Andern Zeus — dargestellt ist; ein Verhältnifs, das auf gleiche Weise in der Sage von der Entführung der Harmonia durch Kadmos, der Europa durch Zeus, der Artemis durch Orestes dargestellt sey. Dafs die Helena Mondsgöttin ist, möchte Ref. am wenigsten bestreiten, zumal wenn er die in der ersten Beilage, auf die wir weiter unten zurückkommen werden, aufgehäuften Beweise vergleicht; aber wird darum die ganze Homerische Sage von der Entführung der griechischen Fürstin, welche Sage dem Dichter Veranlassung und Ausgangspunkt seiner Dichtung bildet, aller historischen Wahrheit entbehren und als eine blos verschönernde Zuthat, mithin als eine dem Wesen des Gegenstandes durchaus fremde, nur zufällige Nebensache erscheinen? Es hält uns schwer, daran zu glauben, zumal bei der historischen Wahrheit, die doch in dem Wesen der ganzen Homerischen Dichtung bis in ihre Einzelheiten überall so sehr vorherrscht, und schwerlich einer solchen Einkleidung oder Verkleidung eines historischen Faktums sich bedient haben würde. Noch schwerer aber wird es uns, mit der Ansicht des Verfs. die Stellung und Bedeutung zu vereinigen,

Digitized by Google

welche Homer dem Agamemnon giebt, dieser Dichter, »dessen historische Glaubwürdigkeit«, wie unser Verf. S. 201 bei einer andern Gelegenheit bemerkt, »gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann« (eine Behauptung, die uns übrigens der Verf. selbst keineswegs überall festgehalten zu haben scheint; denn wir glauben, sie verträgt sich nicht mit der ganzen Ansicht, die der Verfasser von dem troischen Kriege, von der Veranlassung und den Hauptheldeu desselben aufgestellt hat). Dafs Homer den Agamemnon im Gegensatz zu Achilles, dem Hauptheldeu seiner Dichtung, in dem sich alle Züge eines vollendeten und ächten griechischen Helden nach den herrschenden Begriffen des heroischen Zeitalters vereinigt finden sollen, unvortheilhaft geschildert, wollen wir dem Verf. durchaus nicht streitig machen; aber derselbe Homer stellt doch den Agamemnon immerhin dar als das höchste und allgemeine Oberhaupt der gesammten gegen Troja gezogenen Heeresmacht, als den mächtigsten Fürsten seiner Zeit, dessen Willen sich selbst Achilles, der Held des Ganzen, beugen mufs, wenn auch ungern und wider Willen. Hätte der Dichter so Etwas wagen können, ohne irgend einen historischen, also wirklichen Grund dazu zu haben? Wir zweifeln nach dem vom Verf. eben selbst angenommenen Satze der historischen Glaubwürdigkeit des Dichters, und können mit der Stellung des Homerischen Agamemnon so wenig wie mit den Angaben des Thucydides die Ansichten des Verfs. vereinigen; wir können daher auch nicht Stellen, wie z. B. S. 99, unterschreiben, wo wir lesen: »Sollte die Gröfse und Herrlichkeit der Myrmidonen (Homer ist nemlich, wie schon oben bemerkt worden, nach unserem Vf. Sänger des Myrmidonenstamms, dessen Züge, Wanderungen und Niederlassungen er verherrlichen will) aufs deutlichste veranschaulicht werden, so konnte dies nur dadurch geschehen, dafs der Sänger sie mit ihren Brüdern im Peloponnesos in Vergleichung brachte und den grofsen Abstand zwischen beiden hervorhob. Hätte er denselben an den Völkern bezeichnen wollen, so wäre dies nie ganz gelungen: er bezeichnete uns denselben also an den beiden Führern, an Achilles und Agamemnon.« Wir glauben, hier ist der Verf. zu weit gegangen und hat dem Dichter Etwas untergestellt, an das er wohl schwerlich gedacht haben mag.

Mit besonderem Vergnügen verweilte Ref. bei dem sechsten Capitel S. 100 ff., das er zu den gelungensten Theilen des Buchs rechnet. Es behandelt dasselbe die freilich mit der übri-

Digitized by Google

gen Untersuchung des Vfs. in innigem Zusammenhange stehende Frage uber die Einheit des Ilias, die eigentlich schon durch die vorausgehenden Untersuchungen ebensowohl postulirt als in gewisser Hinsicht nachgewiesen war. Übrigens ist hier, der Natur der Sache gemäfs, diese Frage nur von ihrer inneren Seite betrachtet; der äusseren Beweise wird am Schlusse des Abschnittes noch mit Einigem gedacht: ohnehin hat ja auch in neuester Zeit Nitsch die meisten dahin einschlägigen Punkte bis zu dem Grade möglichster Evidenz gebracht, über welchen weiter hinauszukommen schwerlich möglich seyn wird. Niemand, (das ist der Satz des Verfs. S. 103, dem wir gerne beipflichten,) der gesunden Kunstsinn hat, kann die Ansicht in Schutz nehmen, als sey die Ilias durch verschiedene Sänger entstanden und erst späterhin zu einem Ganzen geschickt verbunden worden; die Einwendung, dafs ein in sich so vollendetes Kunstwerk, wie die Ilias, in jener Entwicklungsperiode der epischen Poesie bei den Griechen nimmermehr durch einen einzigen Sänger habe zu Stande gebracht werden können, erscheint daher dem Verf. mit Recht bedeutungslos, ausgegangen von Menschen, die mit dem Entwicklungsgange der epischen Poesie der Griechen nicht gehörig vertraut sind, oder, setzen wir hinzu, überhaupt keine höhere poetische Anschauung und Auffassung besitzen oder einer solchen nur fähig sind. Gut weist der Verf. nach, und für die, welche sehen wollen und sehen können, auch gewifs befriedigend (S. 106 ff.), wie eine Reihe von Ereignissen in der heroischen Zeit Gegenstand des epischen Gesangs waren, wie der Heldengesang sich schon in früherer Zeit entfaltet, wie Fehden und Streitigkeiten der einzelnen Stämme schon frühe die Veranlassung zu epischen Liedern gaben, wie die Kämpfe der Centauren und Lapithen u. a., vor allen die Thaten des Herakles vielfach die epischen Sänger beschäftigten u. dgl. m., wie demnach vor Homer eine grofse Reihe von epischen Gesängen entstanden seyn müsse, in welchen die grofsen Thaten der Vorzeit und viele Verhältnisse, welche in der Ilias erwähnt werden, ein festes Gepräge und eine bestimmte Gestalt erhielten. Vgl. S. 112. Was der Vf. darüber noch weiter bemerkt, mag in dem Buche selbst, das sich durch seine klare, angenehme Darstellung empfiehlt, nachgelesen werden. Es wird dann schwerlich noch Befremden erregen können, wie Ein Sänger im Stande war, ein solches vollendetes Kunstwerk, als die Ilias, zu liefern. Was den Beweis von der Schreibekunst betrifft, so äussert sich darüber der Vf.

Digitized by Google

S. 114 folgendermafsen: »Ob die Schreibkunst zu seiner Zeit bei den griechischen Colonisten schon allgemein verbreitet war oder nicht, ist uns ziemlich gleichgültig, und sollte auch das letztere der Fall gewesen seyn, so wird derjenige, der mit der Entwicklung der epischen Poesie der Griechen und anderer Völker vertraut ist, uns zugestehen, dafs die Ilias auch ohne die Kenntnifs der Schreibkunst in ihrer ganzen Vollendung entstehen konnte.« Auch diesem Satze giebt Ref. freudig seine Zustimmung, und ohne das wiederholen zu wollen, was über diesen Gegenstand in den Discussionen, welche durch Wolfs Prolegomenen hervorgerufen wurden, sattsam vorgebracht worden, erlaubt er sich nur, was die Möglichkeit, tausende von Versen, also gröfsere Gedichte im blofsen Gedächtnifs zu bewahren und somit auch mündlich auf die Nachwelt fortzupflanzen, betrifft, auf ein neueres Zeugnifs, aus Silvio Pellico's Prigioni entlehnt, hinzuweisen. Der unglückliche Dichter, mit seinem Leidensgefährten Maroncelli im Kerker schmachtend, war, ohne irgend ein Schreibmaterial zu besitzen, doch stets im Geiste mit der Poesie beschäftigt und erzählt uns darüber cap. 75 der angeführten Schrift Folgendes: »Maroncelli nel suo sotterraneo avea composti molti versi d'una gran bellezza. Me li andava recitando e ne componeva altri. Jo pure ne componeva e li recitava *e la nostra memoria esertitavasi a ritenere tuttociò.* Mirabile fu la capacità che acquistammo di poetare lunghe produzioni a memoria, limarle e tornarle a limare infinite volte e ridurle a quel segno medesimo di possibile finitezza che avremmo ottenuta scrivendole. Maroncelli compose cosi a poco a *poco e ritenne in mente parecchie migliaia di versi lirici ed epici. Jo feci la tragedia di Leoniero da Dertona e varie altre cose.*«

Über andere bei dieser Frage nach der Einheit der Homerischen Gedichte zu berücksichtigende Punkte hat sich neulich ein geistreicher französischer Dichter, der mit der alten wie mit der neueren Literatur, insbesondere der poetischen, wohl vertraut ist, auf eine so klare und deutliche Weise ausgesprochen, dafs wir wohl darauf unsere Leser verweisen möchten; wir meinen nemlich *Edgar Quinet: Des poètes épiques. I. Homère* in der Revue des deux mondes Tom. VI. pag. 385 ff. Auch die Frage, ob Ilias und Odyssee von Einem und demselben Dichter ausgegangen, zu Einer und derselben oder zu verschiedener Zeit entstanden, wird dann eher auf befriedigende Weise beantwortet werden können. Unser Verf., der in dem Sänger der Ilias den

Digitized by Google

Sänger der Myrmidonen erkennt, möchte darum fast in dem Dichter der Odyssee lieber einen Dichter der Äolier, denen Odysseus, der Held der Dichtung, angehört, erkennen und demnach beide Werke von verschiedenen Dichtern ausgehen lassen: eine Vermuthung, die auch weiter unten am Schlusse der vierten Beilage S. 260 wiederholt wird, die wir aber theils nach unsern schon oben angedeuteten Ansichten, theils aus inneren Gründen doch für etwas gewagt halten müssen.

Wir gehen nun zu den reichen Beilagen über, um wenigstens die Hauptideen, welche darin sich näher ausgeführt finden, kurz anzudeuten, da wir bereits die Aufmerksamkeit unserer Leser durch die ausführlichere Darstellung des Hauptinhalts des Werkes so sehr in Anspruch genommen haben. Eine klare Entwicklung, die uns, wie dies leider bei so wenigen in das Gebiet der Mythologie einschlagenden Schriften der Fall ist, die gewonnenen Resultate klar und deutlich überschauen läfst, die nicht im Dunkeln oder in ungewissen Gefühlen und Anschauungen schwebt, zeichnet diese Untersuchungen aus, selbst wenn sie auch, der Natur der Sache nach, schwerlich auf allgemeinen Beifall, bei aller sonstigen Anerkennung, rechnen dürfen.

Die erste Beilage S. 116—164 betrifft die Bedeutung der Helena und ihrer Wanderungen. Schon oben haben wir angedeutet, in welchem Sinne der Verf. die Helena nimmt; diese Beilage enthält die nähere und ausführliche Erörterung, in Verbindung mit einigen andern damit zusammenhängenden Punkten. Der Verf. weist die Übereinstimmung der Helena und Selena nach, er deutet dann die mythische Angabe von der Abstammung der Helena von Zeus und Leda aus Einem Ei, sammt ihren Brüdern, den Dioscuren, deren Sage nach S. 125 ihre Entstehung der einfachen Naturerscheinung zu verdanken hat, dafs Morgen- und Abendstern nie zu gleicher Zeit am Himmel glänzen, sondern dafs der Morgenstern schon längst untergegangen ist, wenn der Abendstern erscheint; und darauf bezieht er auch die Sage von ihrem abwechselndem Aufenthalte im Olympos und im Hades oder im Grabe. Darauf werden die weiteren Beziehungen der Helena als Göttin des Monds, in ihrer schaffenden Kraft, äusserlich wie innerlich, als Weberin und als Zauberin u. s. w. durchgangen, und ihre Entführung (vgl. S. 139 ff.) sinnbildlich als das plötzliche Verschwinden des Mondes am Himmel dargestellt; Paris aber, der die Helena entführt, ist dem Vf. nichts anderes, als der Leuchtende, der Glänzende, ein Prädicat

Digitized by Google

des thracischen Himmelsgottes Hermes. Daher werden auch die Wanderungen der Helena (vgl. S. 144) in ähnlichem Sinne wie die mythischen Wanderungen des Herakles, der Io, auf die Ausbreitung des Cultus der Helena nach allen Richtungen hin bezogen, so dafs sie in dieser Hinsicht selbst gewisse historische Andeutungen über die ältesten Völkerzüge enthalten sollen.

Die zweite Beilage: Über die Atriden und die südlichen Achäer S. 165 ff. hat eine ähnliche Beziehung auf die im Vorhergehenden aufgestellten Ansichten des Verfs. über den troischen Krieg, insofern der schon oben erwähnte Einwurf, der aus der Stellung des Agamemnon in den Homerischen Gedichten, sowie aus der gewöhnlichen Tradition von Orestes, dem Führer der Colonisten, die Lesbos und Tenedos besetzten (wo nach des Verfs. Annahme vielmehr die Myrmidonen sich niederliefsen), erhoben wird, hier beseitigt werden soll durch eine nähere Erörterung über den geschichtlichen oder vielmehr mythologischen Inhalt der Sage von den Atriden. Diese nemlich fallen nach der Deutung unseres Verfs. so ziemlich fast ganz dem Mythus anheim und sind ohne bestimmte historische Geltung. Zuvörderst Tantalus, des Pelops Vater, ist eine rein mythische Person; er ist das Symbol des traurigen Zustandes des Reichen, der sich abzehrt, während er seinen Vorrath zu Grunde gehen und seine Schätze verrosten läfst (S. 166 ff.); Pelops ist gleichfalls eine mythische Person, er ist ein Heros der thracischen Völkerschaften, der seine Entstehung dem Namen des Peloponnesus zu danken hat; ebenso gehören Atreus und Thyestes rein der Dichtung an; Agamemnon endlich ist der Karische Zeus, den Herodot ausdrücklich von dem griechischen unterscheidet, muthmafslich das nemliche Wesen, welches andere thracische Stämme unter den Namen Hermes, Kadmos, Dardanos, Jasion und Paris verehret und dem die Griechen den Namen des karischen Zeus beigelegt (S. 177). Als allgebietender Herrscher trete Agamemnon vor Troja defshalb auf, weil er in den alten Sagen, die sich über ihn erhalten, als der mächtigste Herrscher gefeiert worden u. s. w. (S. 180 ff.). Dafs dann auch Orestes, dessen Sagen und Wanderungen der Verf. S. 187 ff. verfolgt, der Dichtung anheimfällt, wird nicht befremden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 29. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schriften von Uschold, Nitzsch, Jahn, Lachmann u. Müller.

(Fortsetzung.)

Wir bedauern hier, durch den uns zugestandenen Raum gedrängt, nicht näher in diese Ideen, die freilich manches Auffallende haben, so sehr auch der Verf. bemüht ist, sie in einen Zusammenhang miteinander zu bringen, eingehen zu können; dafs aber Ref. ihnen nicht unbedingt und in dieser allgemeinen Fassung, mit gänzlicher Beseitigung alles historischen Elements, beitreten kann, dafs er keineswegs in allen diesen Personen blofse Spiele der Phantasie, reine Schöpfungen der μυθοτύκος Ἑλλάς finden kann, sondern an der historischen Grundlage, die freilich in Sage und Dichtung manche Zuthat und Ausschmückung erhalten hat, festhält, wird nach dem, was er schon oben bemerkt hat, leicht zu errathen seyn; zu einer weiteren Ausführung seiner eigenen Ansichten kann hier der Raum nicht seyn, so sehr es ihm auch scheinen will, dafs der Verf. in seinem Bestreben, die über den trojan. Zug aufgestellte Ansicht, zumal wo sie mit der historischen Überlieferung im Widerspruch steht, auf diesem Wege mythischer Deutung zu stützen, zu weit gegangen ist und Behauptungen aufgestellt hat, die bei reiflicher Erwägung schwerlich angenommen werden dürften.

Wenn wir uns über die dritte Beilage, S. 169 ff.: »Über die Abstammung der Pelasger und die Bedeutung ihres Heros Herakles, nach Allem dem, was über die Pelasger und Herakles geschrieben und gesagt worden, kurz fassen und selbst manches Bedenken, manche Zweifel, zumal bei der Erklärung einiger Stellen des Herodotus (z. B. I, 57. S. 202 f. oder I, 94. S. 206 ff.), wo, wie wir glauben, dem Vater der Geschichte Unrecht gethan wird, unterdrücken, so wird man bei der gröfseren Ausführlichkeit, die wir den übrigen Theilen des Buchs zugewendet haben, dies entschuldigen, zumal da eine Besprechung dieser Sätze leicht zu einem eigenen Buche anwachsen könnte. Wir beschränken uns daher auf die allgemeine Angabe (das Nähere mag in dem Buche selbst nachgelesen werden), dafs nach unserm Verf. die Pelasger hellenischer Abkunft sind.

Digitized by Google

Im Laufe dieser Untersuchung werden dann auch die Lydier, die bei Gelegenheit einer Hungersnoth (Herod. I, 94.) Asien verlassen und in Etrurien sich ansiedeln, als Pelasger genommen, wie dies auch O. Müller in seinen Etruskern zu beweisen versucht hat. Den Herakles aber betrachtet der Verf. als den Träger ihrer (d. i. der Pelasger) Tugenden und Verdienste (S. 28 ff.), und in diesem Sinne durchgeht er nun die zwölf Arbeiten des Herakles, deren Deutung versuchend, und am Schlusse auf die oben im zweiten Capitel aufgestellte Behauptung zurückkommend, welche die Sage von einer ersten Eroberung Troja's durch Herakles nur auf eine pelasgische Niederlassung auf troischem Gebiet deuten zu können glaubt.

Die vierte Beilage: Einige Bemerkungen über die Irrfahrten des Odysseus, S. 236 ff., soll Odysseus als einen Heros des äolischen Stammes darstellen, und deshalb auch als Träger der Eigenschaften und Schicksale desselben, so dafs seine Wanderungen und Fahrten auf die Verzweigung der äolischen Colonisten zu beziehen wären, welche schon vor dem Heraklidenzuge an verschiedenen Punkten sich niedergelassen. Der Widerspruch, in welchen der Verf. auf diese Weise mit den, von Hr. Prof. Klausen versuchten, auch in diesen Blättern besprochenen, Deutung dieser Irrfahrten des Ulysses fällt, springt in die Augen; wir bedauern, hier nicht näher den Gegenstand behandeln zu können. — Dafs in der fünften Beilage, welche eine Übersicht der Geschichte der Teucrer geben soll (S. 261 ff.), welche als ein Zweig der Thraker betrachtet werden, die sich schon in der frühesten Zeit in Asien festgesetzt, auch noch vieles Andere zur Sprache kommt, z. B. die Sage von den Hyperboreern S. 275, dafs die meisten der hier vorkommenden Personen als mythische, als Geschöpfe der Dichtung (wie z. B. Priamus) betrachtet und erklärt werden, kann nach Allem dem, was über den Charakter der vom Vf. eingeschlagenen Methode schon gesagt ist, nicht auffallen.

Sollten wir nun noch in den Inhalt der sechsten und letzten Beilage (S. 301 ff.): Über die Bedeutung des Äneas und seiner Wanderungen, eingehen, die uns nach dem ältesten Italien führt und die Grundbestandtheile der ersten und ältesten Bewohner dieses Landes, deren Abkunft u. s. w. auszumitteln, mithin die schweren Fragen über die Abkunft der Bewohner Etruriens und die politisch-religiösen Einrichtungen des Landes, über die Gründung Roms und dessen erste Bevölkerung

Digitized by Google

und Anlage, über Evander und dessen Stadt auf dem palatinischen Berge, zu beantworten sucht und namentlich, indem sie mit Niebuhr die erste Anlage Roms von Etruskern, die auf dem palatinischen Berge sich niedergelassen (S. 346), ausgehen läfst, doch erst den Zeitpunkt der Vereinigung der Latiner und Sabiner mit den Etruskern als den Augenblick der Entstehung Roms betrachtet (S. 351), sollten wir diese und so viele andere in diesem Abschnitt berührten, wichtigen und inhaltschweren Punkte einer weiteren Erörterung unterwerfen wollen, wie sie der Vf. allerdings verlangen könnte, so möchte dazu noch weniger Raum in dieser Anzeige vorhanden seyn, welche blos die Bestimmung hat, die Freunde des Alterthums auf eine wichtige Erscheinung aufmerksam zu machen und zu weiterem Studium, zur Prüfung dieser reichhaltigen Schrift zu veranlassen, und so schliefst Ref. seine Anzeige eines Buches, in dem, wie wir gesehen, eine Reihe der schwierigsten und wichtigsten Punkte aus dem Gebiete der alten Geschichte, Mythologie und Poesie behandelt werden, mit dem Wunsche, durch seine Anzeige den gelehrten Verfasser zu weiteren Forschungen auf diesem dunkeln, und darum auch so schwierigen Felde veranlafst zu haben.

Wir erinnern bei dieser Gelegenheit noch an einige andere, Homer und dessen Gedichte betreffende Schriften, welche in neuester Zeit erschienen und noch nicht in diesen Blättern angezeigt worden sind. Es gehören dahin vor Allen die Untersuchungen des Herrn Prof. Nitzsch, weil sie, einem streng historischen Wege folgend und an die alten Quellen sich streng haltend, uns allein ein sicheres und zuverlässiges Resultat versprechen können, und weder in selbstersonnenen Hypothesen sich verlieren, noch ein vorher ausgedachtes System mit Hintansetzung oder Verdrehung der Zeugnisse des Alterthums durchzuführen suchen:

1) *Meletematum de historia Homeri fasc. II. P. II. Sententiae veterum de Homeri patria et aetate accuratius digeruntur. Kiliae. Ex officina Christ. Frid. Mohr.* (*Programm auf den* 28. *Januar* 1834.) 50 *S. in gr.* 4.

2) *Meletematum de historia Homeri fasc. II. P. III. de rhapsodis aetatis Atticae Dissertatio. Kiliae, ex offic. Chr. Frid. Mohr.* (*Programm auf den* 28. *Januar* 1835.) 37 *S. in gr.* 4.

Was zuvörderst die erstgenannte Abhandlung, oder fasc. II. P. II. der *Meletemata*, betrifft, so können wir hier gleich unsere

Digitized by Google

Leser versichern, dafs das Resultat der Untersuchung, wie sie hier über die verschiedenen und zahlreichen Nachrichten der Alten über Homer's Vaterland und Lebenszeit mit der gröfsten Genauigkeit und Umsicht geführt ist, weit entfernt die Wolfische Ansicht einer Homeridenschule, der wir die noch unter Homers Namen vorhandenen Gedichte, Ilias und Odyssee, verdanken, zu bestätigen, gerade das Gegentheil herausstellt. Eben deshalb lag dem Hrn. Vf. so viel daran, eine genaue Sichtung und Prüfung aller dieser Nachrichten vorzunehmen und durch diese das Unbefriedigende der Wolfischen Hypothese in ein recht helles Licht zu setzen, oder vielmehr den Satz zu erhärten, der als Aufschrift der ganzen Untersuchung vorausgestellt ist: »Demonstratur, discrepantiam de Homeri patria et aetate opinioni Wolfianorum, quae de secta s. schola est Homerica non suffragari«. einen Satz, den gewifs gern Jeder unterschreiben wird, der mit Aufmerksamkeit den Untersuchungen des Herrn Vfs. gefolgt ist.

Der erste Abschnitt: »*De quaestionis vi et conditione narratio*« sucht die Frage selbst, mit Rücksicht auf die durch die früheren Untersuchungen bereits gewonnenen Resultate, näher zu bestimmen oder vielmehr auf ihren rechten Standpunkt zu stellen, wonach die Forschung hier vor Allem darauf gerichtet seyn mufs, »ut testium aetatem fidemque pensitemus et omnem formam ad nativam integritatem revocare studeamus« (pag. 12). Es wird sich denn bald zeigen, wie Wolf's Behauptung der historischen Grundlage durchaus entbehrt, wie sie selbst mit den äussern Zeugnissen in einem nicht wohl zu beseitigenden Widerspruche steht, der in ihr selbst liegenden inneren Widersprüche nicht zu gedenken, auf welche sich der Verf. hier natürlich nicht eingelassen hat, hinsichtlich deren wir auf den oben genannten Artikel von Edgar Quinet verweisen. Unserm Vf. aber geben wir vollkommen Recht, wenn er S. 9 ausruft: »Verum ego mihi omnino persuaseram, istam de sectis s. scholis Epicorum hariolationem, a nemine satis exactam ac perpensam, tum ab ipsa notionis informatione, tum a ratione et constantia desendentium, tum ab historica fide funditus laborare.« Die weiteren Bemerkungen über Hesiodus und dessen Gedichte verdienen von Allen denen, die sich mit diesem Dichter in neuerer Zeit beschäftigt haben, ernstlich berücksichtigt zu werden.

Wenn der Herr Vf. in seinen früheren Untersuchungen die Ilias wie die Odyssee in ihrer Integrität als Werke Eines Dichters erkannt hatte, hervorgegangen aus Einem grofsen Geiste, lange

Digitized by Google

vor des Pisistratus Zeit, so gut wie eine Thebais, eine Athiopis und andere epische Gedichte, die wir leider nicht mehr besitzen, die aber in manchen Spuren ebensowohl die Nachahmung jener Gedichte, wie die Verschiedenheit von ihnen erkennen lassen, und damit zeigen, dafs eine Ilias und Odyssee schon längst vor ihnen vollendet, verbreitet und zu Ansehen gekommen war, und dafs die weit später blühenden Homeriden- oder Rhapsodenschulen wohl die Homerischen Gedichte recitirt, und durch ihren lebendigen Vortrag bei festlichen Gelegenheiten das Ansehen des Dichters verherrlicht, ja selbst sein Andenken erhalten haben, u. s. w., so war nun, um den Gegnern jedes Argument zu benehmen, nur noch nachzuweisen, dafs die Verschiedenheit der Angaben über Homers Geburtsort und Zeitalter, welche von Manchen benutzt worden war, um daraus Gründe für eine Mehrzahl von Dichtern herzuleiten, dies nicht beweisen könne, dafs vielmehr die übereinstimmende Ansicht des Alterthums nur zu der Annahme Eines Homers führe.

So zerfällt der weitere Inhalt in zwei Abschnitte, deren erster die Nachrichten der Alten über Homers Zeitalter p. 20 ff., der zweite p. 39 ff. die über Homers Vaterland untersucht. So allein werden wir auf streng historischem Wege zu einem Resultate gelangen, das jedenfalls weit sicherer ist, als alle aus allgemeinen Ideen u. dgl. abgeleiteten Hypothesen, und das allein auf einem festen Boden und sicherer Grundlage beruht. Es galt also hier, zuvörderst auszumitteln, welches die Ansichten des gebildeten griechischen Alterthum über die Zeit, in welcher der Dichter der Ilias und Odyssee gelebt, gewesen. Der Verf. zeigt uns, wie schon die ältesten uns bekannten Schriftsteller, bei dem Mangel aller Nachrichten über die Person des Dichters, deshalb auf die Gedichte desselben zurückgingen, um aus deren Alter und Ansehen auf die Person des Dichters und dessen Lebensperiode einen sichern Schlufs machen zu können. So finden wir bei dem Verf., nachdem er uns gezeigt, wie es in der Natur der Dinge lag, dafs das Andenken an die Person des Dichters ausgehen mufste, folgenden richtigen Satz, mit Bezug auf das gewichtige Zeugnifs des Herodotus II, 53. aufgestellt (p. 28): »quum nihil superasset nisi nomen (Homeri) operibus suis decorum, Graecos Herodoteae aetatis et necessario et recte ex carminum historia de poetae aetate statuisse.« Vgl. p. 21. Darum durchgeht nun der Herr Vf. von S. 29 seiner Schrift an alle die einzelnen aus dem Alterthum auf uns gekommenen Zeugnisse über Homers Zeitalter;

Digitized by Google

er kommt hier auch auf die alexandrinischen Gelehrten, zunächst auf Aristarchus und Krates, welche diese Frage ausführlicher untersucht und behandelt hatten, obwohl, wie in der Erklärung des Dichters selbst, verschiedenen Ansichten folgend. Krates nemlich, der in den homerischen Gedichten alles historisch auffafste und in Homer einen wohlkundigen Zeugen dessen, was er berichte, überall erkennen wollte, setzte die Blüthe des Dichters kurz vor die Niederlassung der Herakliden im Peloponnesus und erklärte die Homeriden zu Chios für dessen Nachkommen; Aristarchus hingegen, der kundigste und gelehrteste unter allen Auslegern Homers, mochte es wohl kaum gewagt haben, sich über diese schwierige Frage mit solcher Bestimmtheit auszusprechen; er glaubte aber aus der in Homers Gedichten herrschenden Sprache und aus einzelnen Formen derselben den Schlufs machen zu können, dafs der Dichter unter den jonischen Griechen, die von Athen ausgewandert, an der kleinasiatischen Küste und den nahen Inseln sich niedergelassen hatten, gelebt habe. Und diese Ansicht dürfte am Ende die einzige seyn, welche nicht willkührlich ersonnen, sondern auf einer sichern Grundlage beruhend, die Stimmen der Unbefangenen für sich vereinigen dürfte. Während bei näherer Prüfung, wie sie hier angestellt wird, es sich bald ergiebt, dafs die andern Angaben entweder ihren Grund in dem natürlichen Streben so mancher Städte haben, als Geburtsorte des grofsen Nationaldichters auch an seinem Ansehen und an dem daraus hervorgehenden Ruhme Antheil zu nehmen, oder von müfsigen Grammatikern und Scholiasten späterer Zeit ersonnen sind, zeigt sich das Zeugnifs des Herodotus am o. a. O. mit dieser Ansicht durchaus in Übereinstimmung und die Glaubwürdigkeit des Vaters der Geschichte auch von dieser Seite bewährt.

Bei der andern Frage über Homers Vaterland geht der Hr. Verf. auf ähnliche Weise zu Werke, und gewinnt so ein Resultat, das mit dem eben bemerkten über das Zeitalter Homers in Übereinstimmung, uns jedenfalls, wenn wir den ältesten Angaben und nicht willkührlich ausgesonnenen Hypothesen vertrauen wollen, auf Jonien hinweist. Der Verf. nemlich verfolgt auch hier den streng historisch-chronologischen Gang, und so ergiebt sich aus der chronologischen Zusammenstellung und Sichtung der einzelnen Zeugnisse, die über das Vaterland des Dichters vorliegen, bald, dafs, je weiter wir zurückgehen, je geringer die Zahl der Orte wird, die Homers Vaterland in Anspruch nehmen; je weiter wir aber vorwärts schreiten, die Zahl zunimmt, und überhaupt

Digitized by Google

die Geschichte Homers immer verwirrter und entstellter wird, so dafs spätere Griechen, ein Pausanias und Lucianus, sowie der Römer Gellius, sich in der gröfsten Verlegenheit sahen, wenn sie über diese Punkte sich entscheiden sollten, und es sogar für unmöglich hielten, die Frage über Homers Vaterland auf eine sichere und zuverlässige Weise zu beantworten. Wenn also die späteren Schriftsteller, deren Nachrichten den Stempel des späteren Ursprungs an sich tragen, hier auszuscheiden sind, so werden wir auf die ältesten Zeugen, auf die lyrischen Dichter Simonides, Pindar und Bakchylides zurückgewiesen, und diese, wenn auch in der Angabe des Geburtsortes selbst — Chios, Smyrna, Jos — nicht übereinstimmend, weisen uns doch alle auf Jonien, auf Kleinasien und die nahen Inseln hin, wie Aristarchus aus bestimmten Gründen gleichfalls vermuthete; die nachfolgenden Schriftsteller bis auf Ephorus und Aristoteles nennen bald die genannten Orte, bald Colophon oder Kumä u. a. O., die indefs, wie Herr Nitzsch nachweist, noch weniger für sich haben, so dafs wir am Ende noch am ersten für Chios uns auszusprechen versucht seyn möchten. Wenigstens glauben wir, mit keiner solchen historischen Wahrscheinlichkeit für irgend einen andern der genannten Orte — mit Übergehung der übrigen, die erst von spätern Schriftstellern genannt werden — uns nach den hier S. 41 ff. niedergelegten Beweisen aussprechen zu können.

Die andere Abhandlung Fasc. II. P. III. beschäftigt sich mit einer Untersuchung über die Rhapsoden, und soll zunächst eine Vertheidigung und eine weitere Erörterung der vom Verf. schon früher, theils in den Prolegomenen zu Platons Jon, theils in fasc. I. dieser Melett. aufgestellten Ansichten liefern, mit Berücksichtigung und Widerlegung einiger inzwischen über denselben Gegenstand von Andern aufgestellten Ansichten, wie sie insbesondere in Kreusers Schrift: Homerische Rhapsoden oder Rederiker der Alten, Köln 1833, uns entgegentreten, wo die Rhapsoden zu gemeinen Benkelsängern, die gleich den römischen Histrionen aller äussern Achtung entbehren u. s. w. herabgewürdigt werden, während doch von Allem dem die historische Überlieferung nichts weifs; sie läfst uns nur dies mit Sicherheit annehmen, dafs die Rhapsoden selbst keine Dichter gewesen, sondern nur durch ihren Vortrag die Poesie unterstützt (— »quod unum historia probat, rhapsodos non poetas sed poetarum administros fuisse« p. 5). Nachdem so der Verf. auch hier im ersten Abschnitte den Standpunkt der Frage festgestellt, geht er im zwei-

Digitized by Google

ten: »Attici scriptores qualem quum viderint tum omnino interpretati sint rhapsodiam, exponitur« p. 10 ff. zur Beantwortung der Frage selbst über, indem er den Begriff, das Entstehen und die Ausbildung der griechischen Rhapsodik nach den Angaben und Zeugnissen der Alten selber erörtert und damit zur Genüge das Falsche und Irrige in den neuerdings über die Rhapsoden aufgestellten Behauptungen nachweist. Er zeigt uns, wie der natürliche, lebendige Sinn der Griechen für mündlichen Vortrag schon frühe das Bedürfniſs solcher Vorträge bei öffentlichen, feierlichen Gelegenheiten, wo die ganze Gemeinde versammelt war, hervorrief oder vielmehr hervorrufen muſste, und wie daher in derselben Weise, in der lyrische Gesänge durch den Mund des Citharoeden, dramatische Gedichte durch den Schauspieler, auch die epischen Dichtungen durch den Mund der Rhapsoden vorgetragen wurden, so daſs der Vortrag des Rhapsoden, obwohl zunächst auf die Homerischen Gedichte, als die gefeiertsten aus dieser Gattung sich erstreckend, doch seiner Natur nach keineswegs auf diese allein sich beschränken mochte. So gelangen wir auf natürlichem Wege zu dem Begriff der Rhapsodik, die demnach nichts weiter ist, als der künstliche mündliche Vortrag von Gedichten aus dem Gedächtniſs; wobei der Vortrag das Wesentliche ist, und die eigentliche Abfassung von Gedichten durchaus vom Begriffe des Wortes ausgeschlossen bleibt. Daſs dieser mündliche Vortrag von Poesien sich in Einigem unserem Gesang oder vielleicht dem, was wir den recitativischen, declamatorischen Vortrag nennen, näherte, lag in der Natur der Sache, die eben deshalb als eine Kunst betrachtet und gleich der Kunst der Citharoeden in Geschlechtern und Familien gepflegt und fortgepflanzt wurde. Ja der Verf. geht noch weiter; er zeigt uns aus einer Reihe von Stellen, daſs das Wort ῥαψῳδεῖν auch bei prosaischen Schriftstellern mehrfach von Jedem gebraucht wird, der auf irgend eine Weise und bei irgend einer Gelegenheit Verse aus dem Gedächtniſs recitirt. So ist das Wort, das ursprünglich zur Bezeichnung jener öffentlichen kunstvollen Vorträge, welche bei feierlichen Gelegenheiten statt fanden, angewendet wurde, dann auch in allgemeinerem Sinne gebraucht worden. Wir bitten die Beweisführung S. 16 ff. bei dem Verf. selbst nachzulesen, der sich dann am Schlusse seiner Abhandlung noch über die attischen Rhapsoden verbreitet und mit vollem Recht gegen Kreuser das Geschäft der Rhapsoden als ein durchaus geachtetes und anständiges in Schutz nimmt. Wir wollen hoffen, daſs die Frage über

Digitized by Google

die Rhapsoden mit dieser Untersuchung endlich geschlossen sey, da nach den vorliegenden Zeugnissen der Alten kein anderes Resultat als das eben vorgelegte wird zu gewinnen seyn, und bemerken nur noch, dafs in dieser Schrift auch gelegentlich noch manche andere schätzbare Bemerkungen mitgetheilt werden, die wir hier nicht im Einzelnen namhaft machen konnten.

Wir reihen daran noch folgende, dem Herrn Prof. Nitsch gewidmete Schrift, deren Inhalt auch gewissermafsen auf den trojanischen Cyclus und die Homerischen Gedichte sich bezieht:

Palamedes. Dissertatio philologica. Scripsit Otto Jahn. Hamburgi Prostat apud Perthes et Besser. 1836. 60 *S. in gr.* 8.

Der Verf. war vor Allem bemüht, eine sorgfältige und wohlgeordnete Zusammenstellung aller der Nachrichten zu geben, welche das Alterthum über die Person des Palamedes und die ihm zugeschriebenen Erfindungen uns hinterlassen hat, und so eine möglichst vollständige Monographie über diesen von Dichtern und Rednern hochgefeierten, von der Kunst verherrlichten Weisen der heroischen Zeit zu liefern, den die Sage, schwankend über Geburt und Eltern u. s. w., doch einen entschiedenen Antheil an dem Zuge gegen Troja nehmen läfst, als Gefährten des Achilles, durch hohe Einsicht und Tapferkeit ausgezeichnet, schildert und zuletzt, durch des Ulysses Hafs und Neid, untergehen läfst. Es ist bekannt, wie die Sage diesen Palamedes zum Träger aller Weisheit gemacht und auf seinen Namen die Erfindung Alles dessen, was zur Ausbildung des menschlichen Lebens gehört, ja selbst der Schrift, zurückgeführt hat. Diese hohe Bedeutung des Palamedes in der heroischen Sage nachgewiesen, dessen Ansehen durch alle nachfolgenden Zeiten verfolgt und dadurch ein Endresultat möglich gemacht zu haben, ist das Verdienst der vorliegenden Monographie, die durch Klarheit des Vortrags sowie durch die umfassende Behandlung des Gegenstandes, wobei nicht leicht irgend Etwas übersehen worden ist, sich auszeichnet und, frei von aller Systemsucht, rein den historischen Gang verfolgt, der allein zu sichern Resultaten führen kann. Der Verf. nimmt daher seinen Ausgangspunkt bei Homer, um zu zeigen, wie auch dieser Dichter in einem eigenen, freilich verlorenen, Gedichte den Palamedes besungen; er zeigt dann, wie die tragischen Dichter, Äschylus, Sophokles und Euripides, den Mythus des Palamedes zu eigenen Dramen benutzt, wie die Kunst

Digitized by Google

selbst diesen Gegenstand ergriffen und die spätere Rhetorik ihn zum Thema mancher Schulreden gemacht hat. Darauf geht der Verf. zu den Nachrichten über Geburt, Abkunft, Vaterland etc. über, und knüpft daran die Erzählungen von den Erfindungen, welche die Sage dem Palamedes zuschreibt, unter denen die Erfindung der Buchstabenschrift gewifs eine Hauptstelle einnimmt. Den Widerspruch mit der gewöhnlichen Annahme, welche das griechische Alphabet aus Phönicien mittelst des Kadmus ableitet, hat der Verf. keineswegs übersehen, im Gegentheil er hat Alles darauf bezügliche S. 24. 25 vollständig angeführt. Wenn dieser Widerspruch, wie von Manchen versucht worden, dahin ausgeglichen werden soll, dafs zu den sechszehn durch Kadmus eingeführten Buchstaben Palamedes die übrigen, entweder sämmtlich oder zum Theil — denn die Angaben der späteren Grammatiker darüber sind sich nicht gleich — erfunden, so glaubt Ref. darunter nur eine spätere Deutung zu erkennen, welche den damagen Bestand des griechischen Alphabets nach ihrer Weise zu erklären suchte, und trägt kein Bedenken, die ganze Sage von der Erfindung der griechischen Buchstaben durch Palamedes, als deren älteste Zeugen uns Stesichorus und Euripides erscheinen, als eine griechische Fiction zu betrachten, die ihren natürlichen Grund in der Eitelkeit des griechischen Volks und in dessen Stolz hat, jedes fremde Element auf hellenischen Boden zu verwerfen und die Keime der hellenischen Cultur, die Grundlagen der späteren Blüthe, in Kunst, Wissenschaft u. s. w. auch auf heimischem Boden finden zu wollen: eine Ansicht, die besonders durch schmeichelnde Dichter und Redner den attischen Autochthonen stets empfohlen wurde. Denn an dem semitisch-phönicischen Ursprunge der griechischen Schrift, wie sie auch nachher weiter ausgebildet worden seyn mag, kann Ref. nicht zweifeln, wie er dies auch zu Herodotus V, 58 pag. 93 aufs entschiedenste ausgesprochen hat.

Aber auch die anderen Erfindungen, welche die Sage dem Palamedes beilegt, indem sie ihm Alles das zuschreibt, was zum menschlichen Leben nützlich und nothwendig ist, führt der Vf. nach den Zeugnissen der Alten an, und zeigt, wie deshalb schon im Alterthum Palamedes als ein Muster von Weisheit und Klugheit gepriesen wird. Aus dem Allem ergiebt sich ihm das Resultat (S. 29), dafs dieser Mythus durchaus kein lokaler eines bestimmten Ortes oder Volksstammes gewesen, sondern vielmehr als eine reine Fiction der Dichter zu dichterischen Zwecken zu

Digitized by Google

betrachten sey. Wir möchten auch noch ein historisches Element, oder, wenn man will, selbst eine historische Grundlage hinzufügen, da wir diesen Mythus so wenig wie der Verf. für einen physischen halten und darum die von Manchen versuchte Ableitung des Namens Palamedes von ἅλς, ἅλιος, um in dem ganzen Mythus eine Beziehung auf Meer und Meeresgeister zu finden, nicht billigen können. Weit näher liegt doch die Ableitung von παλάμη, für die sich auch unser Vf. mit Recht entscheidet.

Die von S. 31 angehenden Noten enthalten ausführliche Belege und Nachweisungen über das im Text Berührte, sowie einzelne weitere Erörterungen des dort blos im Allgemeinen Angedeuteten.

Die spartänische Staatsverfassung in ihrer Entwicklung und ihrem Verfalle, von Karl Heinrich Lachmann. Mit einer Einleitung über die Anfänge der griechischen Geschichte, und einer Beilage über die Epochen des Eratosthenes und Apollodoros, von der Zerstörung Troja's bis zur ersten Olympiade. Breslau, in Commission bei Grafs, Barth u. Comp. 1836. *VI und* 324 *S. in gr* 8.

Wenn wir uns bei dieser Schrift, die sich gleichfalls mit Erforschung der älteren Zustände, zunächst der politischen Griechenlands, beschäftigt, und dabei Manches berührt, was in der Schrift von Uschold bereits zur Sprache gekommen, kürzer fassen und dem Verfasser nicht in das Detail seiner Entwicklungen über die spartanischen Staatsalterthümer folgen, indem wir dies lieber Andern überlassen wollen, so soll daraus kein ungünstiges Vorurtheil gegen den Verfasser oder gegen seine Schrift abgeleitet werden, die gewifs als ein Werk gründlicher Forschung und fleifsigen, sorgfältigen Quellenstudiums gerechte Anerkennung verdient und selbst durch die im Ganzen umsichtige Behandlung so dunkler und schwieriger Gegenstände sich empfiehlt; obwohl auch hier Ref. nach seinem Standpunkt mit vielen Behauptungen, wie sie diese Schrift enthält, sich durchaus nicht befreunden kann. Dies kann auch hier gleich von der Einleitung gelten, welche die auf dem Titel angekündigte Untersuchung über die Anfänge der griechischen Geschichte enthält (S. 1—67) und in ihren beiden ersten Abschnitten sich über die ältesten Cultusverbindungen in Griechenland verbreitet. Denn die ältere Geschichte Griechenlands ist an die Ausbreitung des Cultus innig geknüpft und aus ihr hauptsächlich zu entnehmen. Der Geschichtsforscher wird daher genöthigt seyn, auf die ältesten religiösen Vorstellungen

Digitized by Google

der einzelnen Stämme, die Verehrung ihrer Gottheiten, auf die bildlichen Darstellungen derselben, ihren Cultus und selbst ihre Namen zurückzugehen, um darin die Fäden zu entdecken, die ihn in dem Labyrinth der Erzählungen von der Abkunft der einzelnen Stämme und ihrer Führer, die hier stets an den Cultus der Stämme selber angeknüpft ist, sowie in den Erzählungen von ihren Wanderungen, ihren Wohnsitzen u. s. w. leiten sollen. Hier müssen wir nun gleich bemerken, dafs Herr Lachmann im Ganzen einem ähnlichen Systeme, wie Herr Uschold, obwohl, wie wir aus mehrern Stellen ersehen, mit weniger Entschiedenheit und gröfserer Vorsicht, die wir freilich hier am wenigsten tadeln wollen, folgt. Er glaubt nemlich durch die am Anfange seiner Schrift über das älteste Religionssystem der Griechen und dessen Entwicklung gegebenen Andeutungen die Überzeugung gerechtfertigt zu haben, dafs in diesem Religionssystem, soweit wir es kennen, schwerlich hinreichende innere Gründe zu der unmittelbaren Ableitung aus dem Orient liegen könnten. Er bemerkt dann weiter, dafs es nur die Namen gewesen, welche Herodot von Ägypten herleite, Namen, die kein hellenisches Gepräge tragen und meist auf alt-pelasgische Wortstämme zurückzuführen seyen. Dies kann nun freilich Ref. nicht zugeben, da Herodotus an Stellen, wie II, 49. 50. 51. 58. u. a., doch von mehr als von blofsen Namen spricht, und wirkliche Gegenstände des Cultus auf Ägypten zurückführt. Und wenn der Verf. als das Resultat seiner Forschung das Ergebnifs betrachtet, dafs es die allgemein zeugende und die gebärende Kraft gewesen, die allen späteren Zeugungen und Theogonien der Griechen zu Grunde gelegen, so ist dies eine so orientalische Idee, die in den verschiedenen Culten der Völker Asiens überall uns entgegen tritt, dafs gerade hierin ein innerer Beweis, auch abgesehen von äusseren Spuren und Verbindungen, für die Ableitung aus dem Orient zu liegen scheint. Und diese Ansicht findet selbst einen äusseren Beleg in den ältesten Kunstbestrebungen und in den sinnbildlichen Darstellungen der hellenischen Götter bis in die späteren Zeiten der blühenden Kunst herab. Diese Seite hat freilich der Verf., der sich überhaupt mehr auf kürzere Andeutungen beschränkt hat, nicht berücksichtigt; wir glauben, sie ist bei solchen geschichtlich-mythologischen Untersuchungen nicht ausser Acht zu lassen, da sie uns mit gröfserer Sicherheit leiten kann, als die oft mangelhaften und widersprechenden Angaben späterer Schriftsteller, einen Pausanias oder Strabo etwa ausgenommen,

Digitized by Google

um von einem Herodotus oder Thucydides nicht zu reden, deren Nachrichten gerade von der archäologischen Forschung ein oft überraschendes Licht erhalten.

Besonderen Werth legt der Verf. auf die Nachrichten über Dodona, und über den Zusammenhang der Hellenen mit dem dodonäischen Orakel, da er dieses Heiligthum als den Punkt betrachtet, von dem wenigstens ein Theil der neuen Bevölkerung, welche Griechenland durch die hellenischen Stämme erhalten, ausgegangen sey (S. 14). Wir verbinden damit die Stelle S. 24 und 25, wo der Vf. unumwunden seine Ansicht dahin ausspricht: »Wenn es uns wahrscheinlich scheint, dafs Griechenland und Italien seine Bewohner nicht von Osten, sondern von Nordwest erhalten hatte, so müssen wir annehmen, dafs diese ihre Sitze früher jenseits der Alpen gehabt hatten, wohin sie auf der grofsen Heerstrafse der europäischen Völker, im Norden des schwarzen Meeres, gelangt waren. Die letzten Nachwanderungen desselben grofsen Stamms dürften die der Etrusker in Italien, in Griechenland die der Hellenen gewesen seyn. Bei diesen nun, scheint es, hatte, durch besondere Verhältnisse unterstützt, die religiöse Cultur, schon als sie den griechischen Boden betraten, den Punkt erreicht, zu welchem die Pelasger erst in Kreta gelangten. Es mufste daher ein Gegensatz entstehen, zwischen ihr und der früheren Religion, ein Gegensatz, der indefs erst mit dem Erscheinen des letzten Stammes, der Dorier, vollständig wurde. Durch dieses Dazwischentreten der heroischen Mythologie wurde die Entwicklung der alten Religion gehemmt, sie mufste sich tiefer in das Geheimnifs zurückziehen, wenn sie nicht gänzlich von der neuen Volksreligion verdrängt werden sollte, und sich fester von ihr abschliefsen, um ihre Heiligkeit auch ferner zu bewahren.«

Kreta bildet nach dem Verf. die Verbindung zwischen der hellenischen Mythologie und der pelasgischen Religion; ja er gibt dieser Insel dieselbe Bedeutung auch als Vermittlerin mit dem Orient, in welcher Gestalt Kreta besonders in der Sage von Kadmos, dem Phönicier, erscheine. Aber weder Kadmos noch Europa stammt nach dem Verf. aus Phönicien; diese läfst er durch die Minyer nach Kreta gebracht werden, wo sie mit dem ältern einheimischen Gotte auf gleiche Weise vermählt werden, wie Kadmilos mit der Harmonia in Samothrake. Doch lesen wir gleich darauf S. 30 die merkwürdigen Worte: »Die Verknüpfung der Sage mit Phönicien aber mufs nothwendig ihren Grund in den wirklichen äusseren Verbindungen Kreta's mit diesem Lande

Digitized by Google

gehabt haben, von welchen es auch in dem Alterthum Kunde gab und welche durch die Lage der Insel hinlänglich erklärt werden.« So soll denn diese (minyeische) Europa mit der phönicischen Astarte verwechselt worden seyn, und so erscheine Nichts natürlicher, als dafs sie Phönicien zur Heimath erhalten und dafs die spätere Fabel von ihrer Entführung aus Sidon sich gebildet. Wir finden es weit natürlicher, statt dieser künstlichen Proceduren den historischen Weg zu verfolgen, der uns hier auf den Orient, auf Phönicien zunächst hinführt, und von dort her nach dem nahen Kreta, wie nach dem eigentlichen Griechenland ebensogut phönicische Handelsleute und Niederlassungen, als phönicische Religionsideen und die Keime einer Civilisation, die mit dem Cultus und, wenn man will, selbst mit dem Handel zusammenhing, abzuleiten. Da auf diese Weise dem Verf. Kadmos ein rein griechischer Religionsbegriff und eine rein griechische Gottheit wird, so werden denn auch die Kadmeer in Theben von den Encheleern in Illyrien an den Akrokeraunen unweit Dodona hergeleitet, als dem äussersten Punkte, von wo der weit verbreitete Cultus des Kadmos den hellenischen Boden betrat. Da der Vf. fremde Colonien verwirft und zugleich Dodona, wie wir gesehen, als den Punkt betrachtet, von dem die hellenische Bevölkerung Griechenlands ausgegangen, so mufste er wohl auch mit den Kadmeern dahin gelangen, um sein System zu erhalten, und so die verschiedenartigen Nachrichten in ein wohlzusammenhängendes Ganze zu vereinigen, was Ref. als eine Unmöglichkeit betrachtet; wie er denn alle die Versuche neuerer Zeit, in diese Wirren durch scharfsinnige Combinationen u. s. w. ein System zu bringen, aus dem Grunde nicht für gelungen halten kann, weil einem jeden solchen System, bei gleichem Scharfsinn und gleicher Combinationsgabe auch das entgegengesetzte wird gegenüber gehalten werden können, indem die sichere historische Grundlage fehlt und bei dem Widerspruche der auf uns gekommenen Nachrichten, wo denn die eine Nachricht da, wo sie in das System pafst, angenommen, in allen andern Fällen aber verworfen wird, die innere Nothwendigkeit, die jedes System haben soll, durchaus abgeht.

Ein dritter Abschnitt der Einleitung bespricht die Wanderungen der griechischen Stämme, der jonischen und der achäischen, sowie die Abkunft derselben. Hier werden nun die Minyer, im Widerspruch mit dem Zeugnifs des Herodotus, mit den attischen Joniern in Verwandtschaft gebracht und ihnen entgegen-

Digitized by Google

gestellt die Achäer, als das im Peloponnes zur Zeit des troischen Krieges herrschende Volk; wie den Joniern der Poseidonscult eigen, so den Achäern der Apollo, der aber allerdings verschieden sey von dem Apollo, den auch die Jonier von der ältesten Zeit her gehabt, der als Sohn des Hephästos noch völlig als das pelasgische Sonnensymbol sich zeige und zu Athen als Apollo πατρῶος unter die ältesten einheimischen Götter trete. Ref. ist weit entfernt, diese Verschiedenheit des Apollo in Zweifel zu ziehen, da er selbst früher auf diesen doppelten Apollo hingewiesen hat, nur mit dem Unterschied, dafs der ältere, vom Vf. als pelasgisches Sonnensymbol erkannte Apollo, ihm zwar gleichfalls Sonnengott, aber eine ägyptische Gottheit (Horus) ist, an deren Stelle gewissermafsen oder auch mit diesem fremden Gotte vermischt, später der dorische Apollo trat. S. die nähere Ausführung in meiner Abhandlung De Apolline Patricio etc. (Heidelberg 1820) pag. 16 ff.

Wir übergehen Anderes, um noch Einiges über die Behandlung der Pelopidensage p. 48 ff. zu bemerken. Der Verf. nemlich tritt in der Frage nach der geschichtlichen Bedeutung der Sage vom trojanischen Kriege ganz der oben erwähnten Meinung von Völker bei, welche dieselbe auf die Züge und Niederlassungen der Äolier an der kleinasiatischen Küste bezieht; die troische Sage und die Pelopidensage erscheint ihm daher ursprünglich völlig getrennt und erst später in eine Verbindung mit jener gebracht. An den troischen Küsten (so hätten wir uns nach dem Verf. die Sache vorzustellen) seyen Niederlassungen tyrrhenischer Pelasger gewesen, eines minyeischen Stammes, der aus Böotien vertrieben, über Attika, nach Lemnos und Samothrace gezogen; von Samothrace aus aber stamme das Haus des Dardanos, gegen welches der Zug statt gefunden; gegen diese Dardaner-Tyrrhener sey der Kampf der Aoler, die sich von Lesbos aus über die troische Küste verbreitet, gerichtet gewesen, und in ihm habe demnach die Sage von Ilion die äussere Veranlassung erhalten. Dies soll also Grund und Veranlassung der Homerischen Dichtung seyn! Ref. kann sich mit dieser Ansicht nimmermehr befreunden, so wenig wie mit der andern, welche statt der äolischen Züge nur die eines andern Stammes, der Myrmidonen, setzen möchte; das ganze Wesen der Homerischen Dichtung, die hohe Bedeutung und das Ansehen derselben wird ihm dann unbegreiflich, so vieler andern Punkte nicht zu gedenken, welche mit dieser Ansicht auch nach den Zeugnissen der Alten und nach dem

Digitized by Google

Inhalte jener Poesie in entschiedenem Widerspruch stehen. Wie hätte ein solches vereinzeltes Unternehmen eines einzelnen, unbedeutenden Stammes, ein Wanderungszug, deren in der älteren Geschichte Griechenlands so viele vorkommen, ein solches Ansehen in der Sage wie in der Geschichte erhalten, und von einem Homerus auf eine solche Weise, wie er es gethan hat, dargestellt werden können? Dies sind Gedanken, die sich wohl Jedem aufdrängen, der die Homerischen Gedichte, sowie die späteren Historiker, unbefangen, ohne irgend eine vorgefafste Meinung, gelesen hat. Warum will man diese, besondern Ansichten oder Systemen zu Gefallen, abweisen und durchaus neue Ansichten aufstellen, die weder mit dem Inhalt und Charakter der Gedichte selbst, noch mit den äusseren Zeugnissen in Übereinstimmung sind?

Übrigens betrachtet der Verf. den Homer als einen Jonier; die Zeit der Entstehung der Homerischen Gedichte glaubt er in die Zeit des Kampfes zwischen einem nach politischer Bedeutung strebenden Demos und einem in den alten Erinnerungen noch mächtigen Adel verlegen zu müssen (S. 107).

Nach dieser Einleitung folgt in fünfzehn Abschnitten eine geschichtliche Darstellung der spartanischen Staatsverfassung, und zwar von ihren ersten Anfängen mit der Gründung eines dorischen Staats im Peloponnes an bis zu der von den Königen Agis und Kleomenes versuchten Umwälzung und deren Folgen. Ref., die Prüfung des Einzelnen, wie er schon oben bemerkt, Andern überlassend, begnügt sich mit einigen Andeutungen über die leitenden Ideen des Vfs. und den Gang, den er befolgt hat, ohne in weitere Einwürfe, die er bei mehr als einem Orte zu machen hätte, einzugehen, da nämlich, wo das Streben, in diese dunkeln und verwickelten Verhältnisse, über welche wir von den Alten durchaus nicht vollständig unterrichtet sind, über welche die Alten selbst zum Theil schwankten, ein befriedigendes Licht zu bringen und Alles in ein wohlgeordnetes System zu setzen, den Verf. zu Behauptungen verleitet hat, die wir wenigstens nicht zu unterschreiben wagen würden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Schriften von Uschold, Nitzsch, Jahn, Lachmann u. Müller.
(Beschlufs.)

Die älteste Bevölkerung der Landschaft Lakonien bildeten nach dem Verf. Minyer; an ihre Stelle traten dann die Achäer, deren Fürsten — die Pelopiden — erst wenige Menschenalter vor der dorischen Wanderung das Land besetzt, dessen Hauptort das schon von den Minyern gegründete Amyklä war, von wo aus auch später Sparta gegründet worden; der Hülfe eben dieser unterworfenen Mimyer verdankten, wie der Vf. glaubt, die eingedrungenen Dorer — ursprünglich nicht drei, sondern zwei Stämme, die sich in Histiäotis zu Einem Volke verbanden, die Dymanen und Hylleer — den schnellen Sieg über die Achäer und diese Minyer bildeten dann auch den Hauptbestandtheil der dritten neu errichteten Phyle, der Pamphylen, zu der auch die Ägiden gehörten. Der Verf., von den Wanderungen der Dorer berichtend, nimmt, wie billig, dazu als Grundlage Herodots Stelle I, 56. (allerdings eine der schwierigsten des ganzen Buchs); aber er verwirft Einzelnes, während er Anderes daraus annimmt, ohne zu bedenken, dafs mit allgemeinen Urtheilssprüchen von der Sorglosigkeit der Logographen, die verschiedene Sagen ohne Rücksicht auf ihren Ursprung verbunden, hier wenig ausgerichtet wird, und dafs keineswegs Herodotus einer der sorglosen Logographen war, die sich blos begnügt, das Tradirte aufzuschreiben, so gut es gehe, ohne alle weitere Prüfung. Im Gegentheil, Herodots Verfahren bildet den entschiedensten Gegensatz zu solchen Logographen, wie Ref. bereits an einem andern Orte (T. IV. p. 402 seq. seiner Ausgabe und die dort angeführten Stellen) nachgewiesen hat. Es ist gewifs zu beklagen, wenn so Manche, die in unsern Tagen es versucht haben, irgend ein System über die alte Geschichte, Staatsverfassung und Mythologie der Griechen aufzustellen, mit Herodotus in einen Widerspruch kommen, der nicht gerade geeignet ist, für ein System zu gewinnen, das durch den ältesten geschichtlichen Zeugen verworfen wird.

In dem nächsten siebenten Abschnitt werden insbesondere auch die ursprünglichen Verhältnisse der Periöken und der

Digitized by Google

Heloten besprochen; in letztern erkennt der Verf. die Bewohner des sumpfigen Ufers des Eurotas im Gegensatz zu den hochliegenden Städtebewohnern; er leitet den Namen derselben ab von ἕλος, das im Allgemeinen jede wasserreiche Ebene bedeutet; es wurden bei der Besetzung des Landes durch die Dorer die Heloten zu zinspflichtigen, aber noch nicht leibeigenen Bauern, indem einem jeden Spartaner eine Anzahl dieser Grundbesitzer zugewiesen, die ihm die Hälfte des Ertrags zu zinsen hatten. So denkt sich der Verf., nach der Analogie der messenischen Helotie, dieses Verhältnifs (S. 115), das erst später in Folge wiederholter Aufstände dieser Heloten sich veränderte und in eine völlige Unterdrückung derselben sich umgestaltete, so dafs die bisher freien, zinspflichtigen Bauern nun leibeigen wurden und ihr Loos, ihre Behandlung in jeder Hinsicht sehr hart war, härter als das Loos der Sclaven in den übrigen griechischen Städten, zumal in den Fabrik- oder Handelsstädten vgl. S. 149. 150: eine Ansicht, die den Verf. in einen Widerspruch bringt mit O. Müller u. A., die dieses Verhältnifs als ein weit milderes darzustellen versucht haben.

Mit dem achten Abschnitt S. 117 treten wir in eine Untersuchung über die Bedeutung und die staatsrechtliche Geltung der Namen Spartiaten und Lacedämonier. Nach dem Vf. wäre Lakedämon als allgemeiner Volksname der officielle der spartanischen Regierung gewesen, wo sie als Macht, als Staat in den Verhältnissen und Beziehungen zum Ausland auftrete; der Ausdruck Spartiaten wäre eine Standesbezeichnung, unter der die vornehmen Bewohner der Stadt im engern Sinne zu verstehen, d. h. die Bewohner der eigentlichen Altstadt, der in der Mitte gelegenen Akropole, um welche herum in den zugetheilten Distrikten oder, wenn man will, Vorstädten: Pitana, Messra, Kynosyra, Limne Lakedämonier (?) gewohnt, so dafs dann die Spartiaten gleichbedeutend werden mit den Homöen, als dem spartanischen Geburtsadel (?). Ohne auf den letzteren Punkt uns einzulassen, da wir über die Homöen auf C. Hermanns Schrift verweisen können, bemerken wir nur, dafs mit diesen Unterschieden über die Benennung Lakedämonier und Spartiaten, sowie mit der vom Verf., im Gegensatz zu Varkenaer u. A. aufgestellten Behauptung, dafs unter jenem Namen die Periöken, in besonderem Unterschiede von den Spartanern, keineswegs verstanden würden, eine Anzahl Stellen des Herodotus in völligem Widerspruch steht. Der Vf. scheint dies auch gefühlt zu haben; aber seine Behaup-

Digitized by Google

tung, dafs Herodot, weil er in diesen Benennungen nicht so sorgfältig (wie spätere Schriftsteller) unterschieden, »für uns in dieser Hinsicht alles Ansehens ermangele«, kann uns nur als eines von den gewöhnlichen Auskunftsmitteln erscheinen, Ansichten der Alten, Stellen, die sich mit unsern Sätzen, mit unserm System nicht vereinigen lassen, auf eine leichte Manier zu beseitigen. Denn an andern Orten wird wieder auf denselben Schriftsteller, der hier alles Ansehens ermangeln soll, Alles gebaut. So heifst es Herodot IX, 53 von den Gräbern, in welche die zu Platäa Gefallenen beerdigt wurden: Λακεδαιμόνιοι (entgegengesetzt den andern, nachher genannten einzelnen Völkern, die ebenfalls ihre Gefallenen in eigenen Gräbern bestatteten) μὲν τριξὰς ἐποιήσαντο θήκας; in das erste Grab kamen die ἱρέες (i. e. οἱ ἄρχοντες), in das zweite οἱ ἄλλοι Σπαρτιῆται, in das dritte die Heloten. Hier werden doch wohl die Periöken im zweiten Grabe gewesen seyn, gerechnet demnach unter die Σπαρτιῆται. So kommt Λακεδαιμόνιοι und Σπαρτιῆται ohne besondern Unterschied IX, 33. 35. 36. vor; oder VIII, 2. 3. 114, wo (wie VIII, 2) zuerst Σπαρτιῆται steht und dann in der feierlichen Anrede Λακεδαιμόνιοι: Beweises genug, dafs, wenn das letztere auch die feierliche, officielle Standesbezeichnung gewesen, doch im Sprachgebrauche Σπαρτιῆται nicht selten ganz in gleichem Sinn genommen wurde. So findet sich VIII, 141 zuerst Λακεδαιμόνιοι und dann οἱ ἀπὸ Σπάρτης, so VIII, 124 zuerst Λακεδαιμόνιοι und dann Σπαρτιῆται, dagegen umgekehrt IX, 64 zuerst Σπαρτιῆται und IX, 65 zu Anfang Λακεδαιμόνιοι. Ref. beschränkt sich auf diese nur aus den beiden letzten Büchern des Herodotus entnommenen Belege, die sich mit leichter Mühe wohl noch vervielfältigen liefsen, auch wenn man in andern Autoren sich umsehen wollte. Die Folge davon würde den hinreichenden Beweis liefern, dafs diese Benennungen sich nicht so scharf abgränzen lassen, sondern im Sprachgebrauch verwechselt oder vielmehr, ohne Beachtung des ursprünglichen Unterschiedes, gebraucht und selbst in staatsrechtlichen Verhältnissen so angewendet worden sind. Wenn Sparta die ursprüngliche Benennung der dorischen Niederlassung war, welcher die ganze Landschaft unterworfen war, so kann es nicht befremden, wenn der Name der Landschaft allgemeiner gefafst, auch die regierenden Herren derselben in sich begriff, oder der Name der letzteren hinwiederum auch von dem ganzen Lande im Allgemeinen gebraucht wurde.

Digitized by Google

Über die beiden Königshäuser und deren Ursprung verbreitet sich der neunte Abschnitt S. 134 ff., wo der Verf. diese beiden königlichen Familien mit den beiden oben erwähnten Stämmen in Verbindung bringt, so dafs die Familie der Eurystheniden dem Stamme der Hylleer, die der Prokliden dem Stamme der Dymanen angehöre. Daran knüpft sich Anderes über die Dioskuren und über die Verhältnisse der Dorier zu dem neuen Demos bis Lykurg u. s. w. Dafs freilich Manches hier sehr problematisch ist, wird sich der Verf. selbst nicht verhehlen wollen, der mit dem nächsten, zehnten Abschnitt zu einer Schilderung der Lykurgischen Gesetzgebung übergeht, S. 151 ff. Als Zweck der Staatseinrichtungen, welche die Tradition dem Lykurg zuschreibt, stellt der Verf. voran: die Vereinigung des Volkes und des Adels zu einem gemeinschaftlichen Staatsbürgerthum, während Ref. in ihm nur den Wiederhersteller der alten dorischen Stammsitte, die selbst durch neue Zusätze in ihrer ganzen Schroffheit und Abgeschlossenheit erhalten werden sollte, erkennen kann. Wir wollen und können hier nicht weiter in das Einzelne eingehen; es mag genügen, den verschiedenen Standpunkt angedeutet zu haben, der freilich auch zu verschiedenen Folgerungen führt, wie dies aus der weiteren Darstellung des Verfs. ersichtlich ist, der, wie uns scheint, ein viel zu complicirtes Gebäude einer spartanisch-aristokratischen Regierungsform hier aufgestellt hat, und z. B. in der ἐκκλησία (im Gegensatz zur ἀλία, der eigentlichen Volksversammlung, mit unbedeutenden politischen Rechten) eine Versammlung von Beamten erkennen will, in deren Hände die Berathschlagung über alle Gegenstände der ausübenden Gewalt gelegt war, die die Gerusia so gut wie die Ephoren in sich befafste, und somit die spartanische Regierung im eigentlichen Sinne des Wortes, also eine rein aristokratische, gewesen. Ref. kann sich mit diesen und ähnlichen Behauptungen nicht befreunden und hält sich im Ganzen lieber an die Darstellung, wie sie C. Herrmann in den Griechischen Staatsalterthümern gegeben hat. Er bemerkt nur noch, dafs der Verf. im vierzehnten Abschnitt die spartanische Verfassung mit der römischen, sowie selbst mit der attischen in ihrer früheren Entwicklung bis Klisthenes vergleicht, und im fünfzehnten die Verhältnisse der beiden Hauptstaaten Griechenlands, Athens und Sparta's, zur Zeit der Perserkriege, sowie den Einfluss des peloponnesischen Kriegs auf die inneren Verhältnisse Sparta's bespricht; er sucht dabei auch die Ursachen des inneren Verfalls zu entwickeln, bis auf Agis und

Digitized by Google

Kleomenes herab, und deren Versuch, die alte Verfassung Lykurgs unter ganz veränderten Verhältnissen wiederherzustellen.

Die in der Beilage am Schlufs des Ganzen geführte Untersuchung über die Epochen des Eratosthenes und Apollodorus von der Zerstörung Troja's bis zu der ersten Olympiade würde, wenn sie in dem Grade sicher ist, wie der Verf. solches glaubt, zu einem sehr niederschlagenden Resultat führen und in die Systeme der griechischen Chronologie uns wenig Vertrauen setzen lassen. Der Verf. nemlich glaubt (S. 323) erwiesen zu haben, »dafs die chronologischen Angaben über die spartanischen Könige, die Ereignisse der spartanischen Geschichte und die athenischen Archonten, bis zu der ersten aufgezeichneten Olympiade und noch geraume Zeit über diesen Zeitpunkt hinaus, durchaus erdichtet sind. Da nach diesen Angaben die übrigen berechnet sind, so überlassen wir es dem Leser, zu beurtheilen, auf welchem Grunde das künstliche Gebäude der griechischen Chronologie vor jenem Zeitpunkte überhaupt ruhe.« So würde auf jenen Alexandrinern der Vorwurf lasten, durch willkührliche Ansätze ein System der Chronologie in Umlauf gebracht zu haben, das auf reinen Fictionen beruht! So Etwas zu glauben fällt allerdings schwer.

Zum Schlusse nennen wir noch eine Schrift, die sich auf die attischen Alterthümer bezieht und durch die Art und Weise, wie der Gegenstand darin behandelt ist, gewifs alle Aufmerksamkeit verdient:

Panathenaica. Auctore Herm. Alex. Mueller, phil. Dr. Bonnae, impensis librariorum Koenig et van Borcharen. MDCCCXXXVII. 78 *S. in gr.* 8.

Ref. mufs vor Allem hier auf den Satz aufmerksam machen, den der Verf. mit vollem Recht an die Spitze seiner verdienstlichen Arbeit gestellt hat, einen Satz, der selbst in neuer, neuester Zeit übersehen, darum nicht genug wiederholt werden kann: dafs nemlich unsere Forschungen über die Religionen Griechenlands, sowie über Alles das, was man mit dem gewöhnlichen Namen der Antiquitäten belegt, erfolglos bleiben, wenigstens zu keinem befriedigenden Resultate führen können, wenn man sich blos an die schriftlichen — oft auch unvollständigen oder sich widersprechenden — Quellen hält, diese sammelt und ordnet, dagegen die Denkmale der Kunst nach ihren verschiedenen Zweigen, unter denen einige (wie z. B. die Vasen) so reich an bildlichen Darstellungen des hellenischen Lebens sind, durchaus un-

Digitized by Google

berücksichtigt lassen will. Wenn früher dies nicht wohl möglich war, so lange diese Denkmale der Kunst entweder gar nicht entdeckt oder doch nur höchst Wenigen zugänglich waren, so kann doch jetzt eine solche Entschuldigung nicht mehr vorgebracht werden. Um so auffallender mufs es aber seyn, wenn Gelehrte in unsern Tagen einer solchen Anforderung sich entziehen oder sie gar als unstatthaft abweisen wollen! Wir müssen daher doppelt wünschen, dafs dies von dem Vf. so dringend anempfohlene Studium der Werke der alten Kunst bei jeder solchen Untersuchung sorgfältig beachtet werde, zumal da er selbst in dieser Monographie über das Fest der Panathenäen gezeigt hat, wie sehr der Gegenstand durch die stete Rücksichtsnahme auf die bildlichen Denkmale des Alterthums gewonnen hat. Dafs übrigens die schriftlichen Quellen — die Nachrichten der Alten — nicht übersehen sind, bedarf wohl kaum einer besonderen Erinnerung; sie waren auch theilweise schon von Andern gesammelt, so dafs das Verdienst des Vfs. besonders in der geschickten Behandlungsweise des Gegenstandes und in der bisher durchaus vernachlässigten Rücksicht auf mannichfache Reste der alten Kunst, auf die herrlichen Vasen mit ihren Darstellungen u. s. w. besteht. Wir verweisen in dieser Hinsicht namentlich auf Cap. VII. p. 63 ff. über die Panathenäischen Vasen. Indessen sind auch die andern Theile in einer gleich befriedigenden Weise behandelt, indem der Verf. ausführlich Entstehung und Veranlassung des Festes bespricht und über die grofsen und kleinen Panathenäen und deren Unterschied, über die einzelnen Tage der Feier und die Zeit der Feier selbst, über die dabei stattfindenden Gebräuche und Festlichkeiten u. s. w., auch insbesondere über den Fakellauf u. a. sich verbreitet, wobei nicht leicht etwas auf diesen Gegenstand Bezügliche übergangen ist. Der Verf. zeigt eine umfassende Kenntnifs der Archäologie, die auf gründliche philologische Studien basirt, nicht wenige Punkte in einem ganz neuen Lichte dargestellt hat, und uns zugleich zu den besten Erwartungen von den weiteren Studien des Verfs. berechtigt.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Historisch-geograpisch-statistisches Gemälde der Schweiz. 5tes Heft. Der Canton Schwyz. Von Gerold Meyer von Knonau. St. Gallen u. Bern, 1835. Huber u. Comp. XII u. 335 S. — 18tes Heft. Der Canton Tessin. Von Stefano Franscini. Nach der italien. Handschrift von G. Hagnauer. Ebd. 1835. XII u. 436 S. (Jedes Bändchen mit einem Nebentitel: Der Canton —, historisch, geographisch, statistisch geschildert.)

Der Unterzeichnete hat an einer früheren Stelle dieser Jahrbücher (1835. p. 436 ff.) das erste Heft dieser Sammlung, das Gemälde des Cantons Zürich von G. Meyer von Knonau, mit gebührendem Lobe angezeigt, und freut sich, das verdienstliche Unternehmen unter den Federn vorzüglicher Männer fortrücken zu sehen. Die beiden Verf. der genannten Bände sind durch frühere Arbeiten als gründliche Statistiker so vortheilhaft bekannt, dafs man von ihren Schilderungen der zwei, bisher sehr wenig bekannten Cantone die besten Erwartungen hegen durfte. Diese sind auch, soweit die Hülfsmittel der Verf. reichten, in der That erfüllt worden, allein es liegt in dem Wesen statistischer Werke, dafs der Einzelne immer von den Vorarbeiten Anderer abhängt, und wo weder von Privatpersonen noch von Beamten auf das zweckmäfsige Sammeln von Nachrichten Bedacht genommen wird, da müssen bei dem ersten Versuche, das Ganze eines Staates zu schildern, Lücken bleiben, die erst später durch mehrseitiges Zusammenwirken ausgefüllt werden können.

Dafs hier nicht blos das eigentlich Statistische dargestellt werden soll, ist schon aus dem Titel abzunehmen. Ausser den Umständen, die sich auf Volks- und Staatsleben beziehen und daher auf das Wohl und Wehe der Einwohner irgendwie Einfluſs äussern, sind manche andere geschichtliche und geographische Merkwürdigkeiten aufgenommen worden, um die Gesammtheit dessen mitzutheilen, was der Fremde wie der Inländer über einen Canton zu wissen begehren kann. Doch hat der gröfste Theil des Inhaltes auch statistisches Interesse. — Franscini spricht von seinem Vaterlande (er ist Staatsschreiber zu Bellinzona), Meyer v. Knonau giebt die Früchte wiederholter Wanderungen und konnte zahlreiche Mittheilungen unterrichteter Bewohner des Cantons Schwyz benutzen, unter denen er vorzüglich einen historisch-topographischen Aufsatz des Pfarrers Schibig erwähnt. Die Angaben sind daher mit aller Sorgfalt bearbeitet und der Leser erhält überall den Eindruck der genauen Kenntnifs und Gewissenhaftigkeit der Verf. Letztere drückt sich auch darin

Digitized by Google

aus, dafs sie das Nichtbekannte nicht willkührlich ergänzen und da, wo Franscini nur ungefähre Schätzungen aufstellen kann, ist dies stets bemerkt. In beiden Cantonen ist für die weitere Entwicklung der geselligen Angelegenheiten noch Vieles zu thun; man ist an den Gedanken gewöhnt, dafs beide in manchen Hinsichten hinter anderen Theilen der Schweiz zurückstehen, und wohl Jeder, der diese Bände zum erstenmale in die Hand nimmt, wird seine Aufmerksamkeit darauf richten, wie dieser Umstand von den Verf. behandelt worden ist. Hierin zeigt sich nun die Verschiedenheit ihrer Stellung entscheidend. Franscini trägt kein Bedenken, die Gebrechen seines Landes scharf, mit strafenden und zürnenden Worten zu rügen und zu ihrer Abstellung feurig zu mahnen; Meyer v. Knonau, ein Zürcher und von anderer Confession, äussert sich milder, beschränkt sich öfter auf die Beschreibung des Thatsächlichen und überläfst dem Leser, den Tadel selbst auszusprechen. Beide haben aber gewifs zu vielen Verbesserungen den Keim gelegt, indem sie den Bürgern der abgehandelten Cantone einen getreuen Spiegel vorhielten.

Unterz. fügt nun, um von dem Inhalte eine deutlichere Vorstellung zu geben, einige Bemerkungen hinzu, die in dem allgemeinen Theile jedes Bandes ihre Veranlassung gefunden haben. Der zweite Theil ist eine Topographie nach der Buchstabenfolge.

Für den Canton Schwyz scheint der Besitz eines der drei gröfsten Wallfahrtsorte in Europa von mehrern Seiten wichtig geworden zu seyn. Das Kloster Einsiedeln, auf einer Hochebene von 2700 Fufs über dem Meere gelegen, wird noch jetzt ungefähr von 100,000 Menschen jährlich besucht, worunter freilich wohl auch viele Bewohner des eigenen Cantons mit begriffen sind. Es ist jedoch die Frage, ob diese grofse Zahl von Wallern mehr ausgiebt, als die 10,000 Reisenden, welche die bezaubernde Aussicht auf der Rigi (der Verf. braucht Rigi als weiblich) alljährlich herbeizieht. — In der Nähe eines so gefeierten Ortes, unter dem Einflusse eines reichen und mächtigen Klosters mufste, wenigstens in Bezug auf das Äussere des Gottesdienstes, eine eifrige Religiosität und ein beharrliches Festhalten an den herkömmlichen Formen entstehen. Der Canton hat, bei ungefähr 40,000 Einwohnern (die unvollständige Zählung von 1833 gab 38,351), 118 Welt- und 204 Klostergeistliche, zusammen 322 oder $^1/_{124}$ der Einwohner. Es bestehen viele religiöse Brüderschaften, an der Kirche zu Schwyz allein 13, und diese sind mit einem Vermögen ausgestattet, welches, wie Meyer v. K.

Digitized by Google

andeutet (S. 152), für Zwecke des Unterrichts benutzt werden könnte. Die 5 Buchdruckereien in Schwyz sind fast allein mit dem Drucke von Gebetbüchern u. dgl. beschäftigt. Die Reformation vermochte nicht zu wurzeln, auch stand ihr im Wege, dafs sie das sogenannte Reislaufen, nämlich das für Sitten und Gewerbfleifs verderbliche Hinausziehen der männlichen Jugend in fremde Kriegsdienste, zu verhindern suchte, woran die Einwohner nun einmal festhielten. 1655 wurden 4 Protestanten zu Art enthauptet, 36 andere entkamen nach Zürich. 1698 wurde die letzte harte Strafe gegen einen, der protestantischen Lehre verdächtigen Einwohner von Art zuerkannt. Der kräftige Widerstand gegen die Franzosen und die von diesen gegründete helvetische Republik im J. 1798 entsprang zum Theil aus Besorgnissen für den Fortbestand der Religion. Indefs hinderte diese Anhänglichkeit an den herrschenden Glauben nicht, dafs seit dem 12ten Jahrhunderte über Ländereien und Rechte mit dem Kloster gestritten wurde, und erst 1829 wurde der letzte Zwist durch ein demselben günstiges Erkenntnifs geschlichtet.

Schwyz ist bekanntlich eine reine Demokratie. Die Landsgemeinde, regelmäfsig alle 2 Jahre im Mai berufen, ist »die gröfste Gewalt und Landesfürst«, wie eines der 25 Fundamentalgesetze sagt, und dieser »Fürst« hat sich oft als einen sehr launigen und wetterwendischen zu erkennen gegeben, wie dies von einer Versammlung, in der man schon mit 18 Jahren Sitz und Stimme erlangt, nicht anders zu erwarten ist. Doch widerstanden die versammelten Landleute 1758 dem Versprechen Redings, Jedem 1 fl. zu geben, wenn sie die Zulassung der Jesuiten beschliefsen würden. (1836 soll dieser Beschluſs doch noch erfolgt seyn.) Eine Milderung des Übels liegt darin, dafs der aus 108 Personen bestehende Grofsrath alle Gesetzvorschläge an die Landesgemeinde bringt. Die Demokratie ist indefs keineswegs consequent gewesen, indem man die Bewohner des sogenannten äusseren Landes, wohin vorzüglich die Warch im unteren Linththale, oberhalb des Züricher Sees, gehört, in einem Unterthanenverhältnifs hielt, welches 1798 aufgegeben werden mufste, nach der Aufhebung der Mediationsacte zum Theil wieder hergestellt und, nach offenem Bruche und dem Entschlufs des äusseren Landes, sich loszureifsen, erst 1833 durch die neue Verfassung gänzlich beseitigt wurde.

Die Gröfse des Landes wird von dem Verf. zu 16½ □ M. angenommen. Der Canton reicht, mit einer geringen Ausnahme,

Digitized by Google

nicht in die Schneegränze hinauf. Die höchste Bergspitze (Rofsstock) hat 7700, die Spitze der Rigi 5527 Fufs, der Pafs des Pragel, über den man von dem romantischen Klönthal, am Fufse der ungeheuren Felswand des Glärnisch, in das Muotathal hinabsteigt, 4822 F. Höhe. Hieraus erklärt sich der Reichthum an guten Viehweiden. Der Feldbau war ehedem stärker, fängt aber wieder an sich zu heben, und dies sollte aus allen Kräften befördert werden. Nur in der weiten Thalsoole der March geht der Pflug. Wie schön sich auch, als Vorgrund des, am Fufse des Mythen terrassenförmig aufsteigenden Fleckens Schwyz die fetten Wiesen ausnehmen, so wäre doch für den Nahrungsstand der Bewohner ihr öfterer Umbruch gewifs zuträglich, und es ist eine unerwartete Notiz, dafs in dem hauptsächlich der Viehzucht gewidmeten Lande die Wohlhabenden nur fast wöchentlich einmal Fleisch essen, die Andern nur an den grofsen Festen. Je weniger jetzt mehr auf den Kriegsdienst im Auslande zu bauen ist, desto mehr sollten die Productionszweige im Lande mit Fleifs und Einsicht betrieben werden. Der Canton sendet 4—5000 Kühe jährlich nach Italien, die man im September in langen Zügen die Gotthardsstrafse übersteigen sieht; das Vieh ist von vortrefflicher Raçe und der Verkauf bringt gegen 1,200,000 Schw. Franken ein; dafür wird aber auch junges Vieh aus Zürich und Zug hinzugekauft. Der Rindviehstand soll über 20,000 Stück betragen. Einsiedeln hat gute Pferdezucht. Die niedrigeren Gegenden führen viel Darrobst aus. Die Waldungen sind beträchtlich, aber von unbekanntem Flächengehalte, und durch weidendes Vieh, Diebstahl, Harzscharren und schlechte Wirthschaft herabgekommen, was die neue Waldordnung von 1833 hoffentlich verbessern wird. — Die Alpen sind meistens Gemeindegut und stehen unter einem Verwaltungsrathe. Am reichsten sind die Genossamen der March mit Gemeindevermögen ausgestattet. — Unter den Gewerken ragt die Verarbeitung der Floretseide in dem Gebiete des ehemaligen Freistaates Gersau hervor. Hoch an der Rigi hinauf findet man die dürftigen Bewohner kleiner Häuser mit dem, des Staubes wegen sehr ungesunden, Kämmen (Kämmlen) der bei dem Abhaspeln der Seide zurückbleibenden inneren Puppenhaut beschäftiget.

Über Bevölkerungsverhältnisse sind die Angaben spärlich.

Das Unterrichtswesen liegt darnieder, die meisten Lehrer sind nur auf das Schulgeld angewiesen, wefshalb da, wo sie nicht zugleich Küster etc. sind, nur Geistliche sich dem Lehrberufe

Digitized by Google

widmen können. Von 3850 schulfähigen Kindern sind 980 oder ¼ ohne Unterricht. Die zerstreute Lage der Wohnungen mufs den Schulbesuch erschweren, und es ist erfreulich, wenn durch freiwilliges Mitwirken, wie es von dem wackeren Waldbruder am Mythen geschieht, die Lehrkräfte verstärkt werden. Die sinnvoll mitgetheilten Sittenzüge deuten auf einen guten Vorrath alter treuer und frommer Sitte, und man kann nur bedauern, dafs dies biedere Volk von seinen Obern nicht zweckmäfsig gelenkt wird. Bei der Beschreibung des unvergefslichen Bergsturzes von Goldau im Jahr 1806, der 457 Menschen tödtete und für 2 Mill. Franken Schaden anrichtete, lernen wir in der Rettungsgeschichte des Bläsi Mettler Gebirgsbewohner kennen, die sich von dem Einflusse der Civilisation in unglaublichem Grade fern gehalten haben, so dafs sie in dem Pfeifen des Windes wie in dem Schreien der Eulen die Stimmen böser Geister zu vernehmen glaubten und die Ältern bekümmert waren, weil keines ihrer Kinder Geld zählen konnte.

Feuerassecuranzen konnten noch nicht aufkommen. Auch ein Zuchthaus fehlt. »Delinquenten wurden, wenn keine Todesstrafe erfolgte, in fremde Kriegsdienste abgegeben, den Verwandten zur Besorgung und Beaufsichtigung zugestellt; bisweilen versuchte man es, sie durch Ermahnungen wieder auf die rechte Bahn zu bringen, oder man überliefs sie der Sorge des Himmels«. S. 212. In Criminalsachen gilt die Carolina, die Folter wurde 1835 abgeschafft, doch mit Beibehaltung einer Züchtigung, zu der Kettenschliefsen, hartes Lager etc., und bis auf 6 Streiche bei einem Verhöre gerechnet werden!

Den Stand der Finanzen beurtheilt man am besten aus dem Etatsentwurfe von 1835. Die Summen sind Gulden zu 40 Schillingen, 13 fl. auf den Louisd'or, was ungefähr 28¼ fl. auf die kölnische Mark anzeigt.

Einnahme 26,894 fl., wovon 16,000 fl. aus dem Salzregale, 3221 fl. vorjähr. Überschufs des Salzamtes, 3900 fl. vom Gotteshause Einsiedeln, 848 fl. Capitalzinsen, 1820 fl. von Lotterieen etc. Eigentliche Steuern kommen also gar nicht vor.

Ausgaben 27,152 fl., wovon 4550 fl. Besoldungen und jährlich bestimmte Auslagen, 4240 fl. Militärwesen, 3400 fl. Landjäger, 2340 fl. Tagsatzungskosten, 2000 fl. Conferenzen, Commissionen und Reisen, 1500 fl. Procefs und Criminalia, 1300 fl. die Regierungscommission, 1000 fl. Schreib- u. Druckkosten etc. Das scheinbare Deficit von 258 fl. rührt davon her, dafs im vor-

Digitized by Google

hergehenden Jahre der Cantonsseckelmeister ein Guthaben von 1798 fl. behalten hatte! Dieser Staatscassier und oberste Finanzbeamte hat 15 Louisd'or Besoldung, der Archivar 6, der Landamman 40 L. Die Regierung kostet wenig, aber man mufs gestehen, dafs sie auch nicht eben viel leistet.

Was den Canton Tessin betrifft, so ist die Gröfse des Flächenraums gar nicht genau auszumitteln, weil, wenn auch die Gränzen auf dem See völlig bestimmt würden, doch ein Theil des Gränzzugs in unzugängliche und selbst unübersehbare Eis- und Schneefelder fällt. Fr. rechnet 780, Michaelis 846 ital. □ Meilen, was, da 60 solcher Längenmeilen auf den Meridiangrad gehen, und also 16 □ M. einer geographischen gleich sind, resp. 48¾ und 52,⁹ geogr. ausmacht. Über die Temperaturverhältnisse findet sich keine andere Nachricht, als dafs die mittlere Jahreswärme des Gotthardhospizes — 0,⁹³ R. ist. Ansprechend aber ist die Unterscheidung von 5 Höhenstufen des Landes: 1) Region des Weinbaues und der zweimaligen Getreideernte (nämlich Rispen- und Kolbenhirse nebst Buchwaizen als Nachfrucht), bis zur Höhe von 2000 F.; der Lago maggiore, den der Verf. oft mit dem alterthümlichen Namen Verbano bezeichnet, liegt nur 646 F. hoch; 2) der Kastanien, bis 3000 F.; 3) der Nadelbäume, bis 5000 F.; 4) der Alpen (nämlich Weiden), 6500 F.; 5) der höheren Alpen und des Schnees. Die gröfste Erhebung ist die Gotthardsspitze Peschiora, 9898 F.

Die Volkszahl 109,000 ergiebt nach beiden obigen Annahmen des Flächenraums 2060 bis 2224 Menschen auf die □ M. Der Jahreszuwachs war: von 1808—1824 0,⁶² Proc., von 1824—1883 0,⁷⁷ Proc. (Der Verf. scheint bei seiner Angabe von Procenten die anfängliche Volkszahl zum Divisor genommen zu haben, statt dafs man besser die mittlere anwendet.)

Die Nahrung der Landleute ist, der gegebenen Beschreibung zufolge, reichlich und stärkend, obgleich sie nicht eben viel Fleisch in sich schliefst. Wer nicht bedächte, dafs die unteren Stände schwer von ihren Gewohnheiten abgehen, der müfste sich wundern, dafs der deutsche Landmann sich noch nicht hat entschliefsen können, die wohlfeile, kräftige und wohlschmeckende Polenta von Maismehl zu versuchen. Indefs ist wenig Wohlstand anzutreffen. Viele Familien sind verschuldet, leben auf Borg von Wirthen und Krämern, kaufen deshalb theuer ein und bezahlen in Naturalien nach niedrigem Anschlage. Viele Bauernhäuser sind klein und schlecht, viele Landleute gehen des Som-

Digitized by Google

mers baarfuſs, oder in Strümpfen ohne Sohle oder in Holzschuhen. Fragen wir nach den Ursachen dieses ungünstigen wirthschaftlichen Zustandes, während das Klima in den tieferen Gegenden sehr vortheilhaft ist, so können wir aus den in dem Buche zerstreuten Andeutungen folgende Umstände als die einflufsreichsten zusammenstellen: 1) Unwissenheit. Von 20,000 Bürgern können 6—7000 nicht schreiben. Hierdurch mufs jenes Borgesystem auch zur Veranlassung vieler Übervortheilungen werden. 2) Nachlässigkeit, Hang zum Müfsiggehen, Mangel an Sinn für Verbindungen, wie es denn z. B. sehr wenig Milchgesellschaften giebt. 3) Zu häufiges Weintrinken. 4) Viele Feiertage, wobei richtig bemerkt wird, dafs an denselben nicht blos die Menschen, sondern auch die Thiere, Maschienen etc. unbeschäftigt sind. 5) Starke Procefssucht, durch die 182 Notare und Advocaten genährt. 6) Nachtheilige Pachtverhältnisse. Besonders im Bezirke von Lugano besteht die verderbliche Halbpacht, hier mezzeria oder masseria genannt. Auch ein nachtheiliges Vermiethen des Viehes ist gangbar.

In der Landwirthschaft verdienen die lästigen Weiderechte auf Wiesen erwähnt zu werden. Auf den Voralpen (maggenghi, Maisassen) darf der Eigenthümer nur einen einzigen Grasschnitt nehmen. Getreide mufs noch aus Italien zugekauft werden, doch weit weniger, als man gemeiniglich glaubt; Franscini vermuthet 35—40,000 Mailänder Moggj (zu 1,462 Hektoliter), also 34—39,000 bad. Malter, nebst 12—15,000 Rubbi Mehl zu 10 schweren Pfunden (von 1,743 bad. Pf.), also 21,00—2625 bad. Centner. In Hinsicht auf die Wälder, die fast ganz Gemeindegut sind, steht es ungefähr wie in Schwyz. Der Rindviehstand war 1833: 35,500 Kühe und 17,100 Zugochsen, zusammen 52,600 Stück, also ohne das Jungvieh; die Race ist klein, unansehnlich, weshalb eine Milchkuh für ungefähr 5 Louisd'or verkauft wird, während man für eine aus den andern Cantonen 11—12 L. erhält. Futterkräuter und Futterwurzeln werden nicht gebaut.

Wenn man die Ausfuhr an Holz, Kohlen, Rinde, Seide, de, Vieh etc. mit der viel stärkeren Einfuhr von Getreide, Salz, Wein, Metallen und Gewerkswaaren vergleicht, und zugleich die Summen bedenkt, die für Dispensationen, Pfründenbelehnungen und Unterhalt der Zöglinge auf auswärtigen Lehranstalten ausser Landes gehen, so könnte man versucht werden, an der Wahrheit der neueren nationalökonomischen Lehre von der Handelsbilanz irre zu werden und dem Mehrbetrage der Einfuhr den

Digitized by Google

unvortheilhaften Vermögenszustand zuzuschreiben. Nun ist es zwar richtig, dafs bei gröfserem Gewerbfleifse zum Vortheil für die Einwohner mehr producirt und ausgeführt werden könnte, allein das Gleichgewicht stellt sich doch auch jetzt schon auf andere Weise her, es ziehen nämlich alljährlich 10—12,000 Menschen ins Ausland, gröfstentheils in die Lombardei, und zwar so, dafs einige in jedem Jahre wieder mit gutem Verdienste nach Hause zurückkehren, andere längere Zeit ausbleiben. Merkwürdig ist, dafs die verschiedenen Gegenden des Cantons solche Auswanderer von verschiedenen Gewerben liefern, von hier Maurer, Steinmetzen, Gypsarbeiter, von dort Kupferschmiede, anderswoher Glaser, Holzhauer, Kaminfeger, Kastanienbrater, Kellner. Aus Blenio gehen viele Chocolademacher in andere Länder, wie aus Graubündten. Diese Wanderungen zeigen Capitalmangel an, der auch aus dem höheren Zinsfufse zu erkennen ist.

Die neuere Herstellung guter Landstrafsen hat, da jetzt nur ⅓ der Zugkraft erforderlich ist, die man sonst für eine gewisse Last nöthig hatte, zum Verdrusse mancher Menschen eine grofse Veränderung in den Preisen mancher Dinge bewirkt. Um Bellinzona ist der Centner (1¾ bad.) Heu von 15—18 auf 8—9 Lire (zu nicht voll 18 Kr.) gesunken. Es ist zu bedauern, dafs die schöne Gotthardsstrafse nicht stärker benutzt wird. Die Zölle, die Monopole in der Spedition und im Transport machen die Fracht theurer, als auf der Splügenstrafse, und man zieht daher zwischen Mailand und Basel die letztere, obgleich sie länger ist, meistens vor. Dies sollte die Tessiner anfeuern, mit allen Kräften zur Wegräumung der Hindernisse zu wirken, welche der Lebhaftigkeit dieser uralten Alpenstrafse noch im Wege stehen.

Dafs das Unterrichtswesen sehr mangelhaft ist, wurde schon oben angedeutet. Die Schulkinder sind ⅒ der Volksmenge, und die neuen Gesetze haben noch keinen rechten Vollzug gefunden. In manchen Gemeinden sind die Schulzimmer so klein, dafs ein Theil der Kinder ganz vom Unterrichte ausgeschlossen bleiben mufs oder wenigstens aus Mangel an Raum noch nicht schreiben kann. Für die Armen geschieht fast nichts, doch ist die Zahl der Bettler nicht so grofs, als man vermuthen sollte, nämlich 1600—2000. Die Justiz ist, bei einem zahlreichen Personal von 76 Friedensrichtern und Beisitzern, 50 Richtern erster Instanz und 25 Appellationsrichtern und Ersatzmännern, sehr langsam. — Von den Gerichten erster Instanz wurden im J. 1832 in zuchtpolizeilichen und peinlichen Fällen 50 Personen (dabei 2 Weiber)

Digitized by Google

verurtheilt, 9 aus Mangel an Beweis entlassen, 6 losgesprochen. — Die Geistlichkeit besteht aus 119 Mönchen, worunter 25 sich mit dem Unterrichte beschäftigen, und 520 Weltgeistlichen; also zusammen Einer auf 170 Einwohner (der zehnte Theil wäre zur Seelsorge zureichend), nebst 165 Nonnen. Die Reformation, die der Verf., im Übrigen ein frei und scharfblickender Denker, als »neue Irrthümer« bezeichnet, hatte sich seit 1534 nach Locarno verbreitet, aber 1555, bei strenger Kälte, die 3 Personen das Leben kostete, wurden die Reformirten zur Auswanderung gezwungen. So erhielt Zürich die geachteten Familien der Orelli und Muralto in seine Bürgerschaft. Das grofse Sittenverderben der Geistlichkeit wurde von dem unermüdlichen Eifer des Cardinals Borromäus (San Carlo) mit Erfolg bekämpft. — Über 20 Einsiedler hausen auf den Bergen und leben von Almosen.

Für den Freund der Sprachvergleichung sind die Proben des tessinischen Dialektes, der sich dem Romanischen nähert, nicht ohne Interesse. In einigen Orten des unteren Livinerthals ist die Kühnheit, einen Superlativ von Hauptwörtern zu bilden, im Gebrauche, z. B. testissima statt grande testa, grofser Kopf, omissim statt grande uomo u. s. w.

Bei den Finanzen ist vorzüglich zu bemerken, dafs Tessin und Uri die einzigen Cantone mit einer Staatsschuld sind. Dieselbe beträgt dort nicht ganz 5 Mill. Lire (1 ½ Mill. fl.). Die Verzinsung kostet 235,000, die Tilgung 138,000 Lire (gegen 2¾ Proc. des Schuldenstammes). Von den Staatseinkünften, die für 1833—34 auf 897,000 L. angeschlagen wurden, werden über ⅝ (566,000 L.) durch Zoll und Weggeld, über ½ (247,000 L.) durch das verpachtete Salzregal gedeckt. Der Pachter verkauft das von ihm noch gereinigte Salz zu 42½ ital. Centesimi das Kil., also das bad. Pfund zu beinahe 6 Kr., was man, im Vergleich mit dem Preise in der Lombardei, für sehr mäfsig hält. Die Post ist für 6000 L. jährlich an Zürich überlassen, die Lotterie für 4000 L. verpachtet; die jährlichen Einsätze wurden 1832 auf 150,000 L. angegeben.

K. H. Rau.

Digitized by Google

Die neue Medea. Ein Roman von dem Verfasser des Scipio Cicala. In drei Bänden. Stuttgart, Brodhag. 1836. 8. 1*r Bd.* 394 *S.* 2*ter Bd.* 442 *S.* 3*ter Bd.* 484 *S.*

Den Grundgedanken dieses ausgezeichneten Romans spricht sein Titel aus; er will die Raserei gerechter Eifersucht schildern. Diodor von Sicilien erzählt (4, 3.): »Jason wohnte in Korinth und lebte zehn Jahre mit Medea. Er zeugte mit ihr drei Söhne. Während jener Zeit war Medea von ihrem Gatten geliebt, nicht allein um ihrer ausgezeichneten Schönheit willen, sondern auch wegen ihres edeln Sinnes und ihrer übrigen Vorzüge. Als aber später die Zeit die Reize ihrer Gestalt allmählig vertilgte, verliebte sich Jason in Kreons Tochter Glauce, und warb um die Jungfrau. Nachdem der Vater eingewilligt und den Tag zur Hochzeit bestimmt hatte, suchte Jason zuerst die Medea zu bewegen, dafs sie freiwillig auf die Ehe verzichten sollte; er wolle die neue Heirath nicht schliefsen, als wäre er der vorigen Verbindung überdrüssig, sondern aus Fürsorge für seine Kinder suche er eine Verwandtschaft mit dem königlichen Hause zu stiften. Allein seine Gemahlin rief zürnend die Götter an als Zeugen seiner Schwüre. Jason achtete das nicht und vermählte sich mit der Königstochter. Medea wurde aus der Stadt verbannt, erhielt aber von Kreon noch einen Tag Frist, um sich zur Abreise zu rüsten. Da schlich sie sich bei Nacht in das Königshaus (sie hatte sich durch ihre Salben unkenntlich gemacht) und legte Feuer ein vermittelst einer kleinen von ihrer Schwester Circe entdeckten Wurzel, welche die Eigenschaft hatte, dafs, wenn man sie anzündete, ein unauslöschlicher Brand entstand..... Andere Schriftsteller, sagt Diodor, erzählen so: Die Söhne der Medea brachten der Braut ein vergiftetes Geschenk; sobald sie das Gewand anzog, starb sie. Hierauf ging die Wuth und Grausamkeit Medea's, wozu die Eifersucht sie reizte, so weit, dafs sie ihrem Gemahl durch die Ermordung seiner und ihrer Kinder den schrecklichsten Jammer bereitete. Einer der Söhne war entflohen, die andern mordete sie und begrub ihre Leichen im Heiligthume der Here. Dann entfloh sie nach Theben zu Herkules. Jason war unvermögend, das schwere Leiden zu tragen, und machte seinem Leben ein Ende.«

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 31. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die neue Medea.

(Beschlufs.)

Zu diesem tragischen Roman des Alterthums, dessen Einzelheiten wir absichtlich dem Leser ins Gedächtnifs rufen, hat der Verf. des Cicala ein freies und selbständiges Gegenstück gedichtet: eine christliche, katholische, italienische Medea, die in ihren heiligsten Gefühlen und Neigungen angegriffen, im Kampfe der Tugend mit der Leidenschaft der Rache, dieser letztern unterliegt und zu der schaudervollsten That geführt wird. Indefs hat der Verf., der sonst starken Effekten nicht abhold ist, in der Darstellung des Gräfslichen grofse Mäfsigung bewiesen, und seiner Heldin die Achtung und das Mitleid des Lesers, selbst nach dem fürchterlichen Momente, zu sichern gewufst. Wir wollen, so weit es der enge Raum gestattet, versuchen, mit Beiseitelassung aller Nebengestalten und der meisten Episoden, den Lesern dieser Blätter einen Begriff von der Textur des Ganzen zu geben.

Ein Sturm bildet die Ouverture zu der Tragödie. Zu Neapel auf dem vordersten Felsblock des Hafendammes sitzt eine Frau von ungewöhnlicher Gestaltshöhe und Formenreichthum, unbeweglich im drohenden Winde, das Antlitz entfärbt, die Lippen blafs, nur das grofse, schwarze, auf die See gerichtete Auge in wildem Ausdrucke, zwischen Sehnsucht und Zorn, glühend. Eine Felucke ohne Mast und Segel ringt vor ihrem Blick mit dem Winde und wird von den Wogen gegen die Felsen geschleudert. Aus der zurücktretenden Strömung hebt sich zu halbem Leibe die Gestalt eines jungen Mannes hervor, welcher die Zuschauerin in dem Augenblicke, in welchem eine Woge sie fortreifsen will, umschlingt und rettet. Zugleich tritt seitwärts hinter einem andern Felsen eine kraftvolle Männergestalt hervor, die ein junges, zartes weibliches Geschöpf, das gleichfalls ohne Bewufstseyn ist, blutend auf den Armen trägt. (S. 1—13.) So führte der Verf. von den fünf Hauptfaktoren seines Romans gleich in der ersten Scene vier zusammen. Was der Leser im Buche erst allmählig erräth, sey ihm hier mit zwei Worten gesagt: der kräftige Mann ist der Kapitän Jaques Pierre, der berühmte normannische

Digitized by Google

Korsar, die am Ufer harrende Frau Donna Laura, nicht seine Gattin, aber seine vieljährige Geliebte, die mit ihm längst, wie unser Jahrhundert sagt, in einer Gewissensehe lebt; der junge Mann ist des Kapitäns Steuermann Jaffier, das gerettete, halbtodte Mädchen ist die schöne Griechin Zoe, eine Verwandte Laura's. Diese (der Roman sagt's uns deutlich erst am Schlusse) in den griechischen Provinzen Venedigs aus einer der edelsten Familien des Landes erwachsen, war in ihrer ersten Jugend der Gegenstand der regellosen Begierden des venetianischen Verwalters jener Länder, des Proveditore Don Badoër, geworden. Von ihm geschändet ermannt sie sich nach der Ermordung ihres Vaters, und besteigt ein Schiff, um in Venedig Gerechtigkeit zu verlangen, aber ein türkischer Seeräuber, von dem Proveditore gedungen, nimmt das Schiff. Aber dieses fällt in die Gewalt Jaques Pierre's des Korsaren, den wir eben mit seiner Beute, von der Eifersucht erwartet, ans Land steigen sahen.

Die Namen der Hauptspieler sagen uns, welchen historischen Hintergrund der Roman hat. Es ist kein anderer als die Verschwörung des spanischen Statthalters, Herzogs von Ossuna, gegen die Republik Venedig, im J. 1618. Die historische und die poetische Thatsache entwickeln sich neben und ineinander.

Laura mufste sich gestehen, »dafs ihr Geliebter in den wenigen Monaten seit ihrer letzten Trennung ihr fast fremd geworden. Als er plötzlich erschien, wie durch ein Wunder vom Schiffbruch gerettet, hatte sie nichts von dem Glücke des Wiedersehens empfunden, womit ihre Sehnsucht sich so lange getröstet..... Offenbar nahm er an der zarten Schönen, die er allem Anschein nach aus dem Schiffbruch gerettet, einen Antheil, der eine furchtsame Liebe wohl beunruhigen konnte. Überdies lag auch zwischen der Schönheit von Donna Laura und der zarten Jugendliebe der Fremden ein Unterschied von Jahren, welchen die Eifersucht höher anschlägt, als es der Mühe werth ist. Aber ein Gedanke der Art kam nicht in die Seele dieser Frau; ihre eigene Liebe zu ihrem Freunde wurzelte zu tief, als dafs so leicht eine Regung von Eifersucht in ihr entstehen konnte. Sie war ebenso ferne davon, wie von der Vermuthung, dafs die Aufmerksamkeiten des jungen, liebenswürdigen Jaffier für sie doch wohl eine andere Ursache haben möchten, als das allgemeine Wohlwollen eines gutgeordneten Gemüthes und die zuvorkommende Gefälligkeit des Volks, dem er angehörte.« (S. 46. 47.)

Digitized by Google

Aber die Leidenschaften schreiten schnell. Bald spricht Jaques Pierre mit Laura nur noch von Freundschaft (S. 50), und erklärt ihr, dafs sie die schöne Zoe aufzunehmen hat. »Die Freundin, die ich dir bringe, besitzt anmuthige Talente jeder Art. Sie wird unser Leben durch Gesang und Tanz, durch ihren jugendlichen Frohsinn, durch ihren harmlosen Muthwillen verschönern.« — »»Ist es das Mädchen, das du aus dem Schiffbruch gerettet? Wo ist sie?«« — »Weifs ich es, Laura?« — »»Wie? du trugst sie auf den Armen fort, sie kniete mit uns auf dem Molo —.«« »Dort verlor sie das Bewufstseyn. Ich trug sie fort; ich lief von Thüre zu Thüre, um Hülfe zu suchen für sie. Nirgends fand ich solche, bis mich der Zufall in das Sprachzimmer eines Nonnenklosters führte. Da liefs ich sie —.« — »»Welches Kloster ist es?«« — »Ich weifs es nicht; doch hoff' ich es morgen noch zu finden. Es mufs in der Nähe von San Giacomo da' Spagnuoli seyn. Inzwischen können wir uns wegen ihrer beruhigen. Eine Schwester Orsola hat sie in Empfang genommen, der ich nur das Würdigste zutrauen kann. Wenn Alter, königlicher Stand und Heiligkeit sich unter dem Ordensgewand einer Kapuzinessin vereinigen können, so mufs es eine Frau wie diese seyn.« — »»Ich kenne sie, Jacques; sie ist eine lebendige Heilige in Frömmigkeit und Weisheit —««. »Du kennst sie, Laura? Du kennst die Schwester Orsola? Ach! da wärest du gewifs glücklicher als ich, wenn du zu ihr eingelassen werden wolltest!« — »»Als du? fragte Laura mit dem Ausdrucke der höchsten Verwunderung. Was kannst du in einem Frauenkloster zu schaffen haben?«« — »Aber bedenke doch, dafs ich Zoe'n dahin gebracht, dafs sie hblb todt war, als ich sie verliefs —.« — »»Zoe ist ihr Name? Jaques Pierre, dieser Name bringt kein Glück.«« — »Was meinst du damit?« — »»Ich hatte nur Eine Schwester, Jaques. Aber ihre Geburt kostete mich das Leben meiner Mutter, und ihre Falschheit brachte mich um meines Vaters Liebe. Sie und meine Stiefmutter vertrieben mich vom Herde meines Vaters, und die Eine hiefs Zoe wie die Andere. Ach, und Zoe hiefs auch die Amme, welche den schönen Knaben, den ich dir geboren, im Schlaf erdrückte. Was wird mich diese Zoe kosten? Und ich habe nichts mehr zu verlieren als dich!«« — »Und unser Kind Lauretta?« — »»O, was kann mir Lauretta seyn, da ich weifs, dafs ihre Nähe mir oder die meinige ihr verderblich ist?«« — »Lafs ihn fahren, diesen finstern Glauben, der unser Glück vergiftet! Lau-

Digitized by Google

retta's Gegenwart soll dieses Gespenst verscheuchen, und Zoe's Freundschaft wird dich Alles vergessen machen, was dir Böses geschehen ist unter ihrem Namen.« (S. 53. 54.)

Dieses Gespräch enthält Vieles, das vor und nach vorgeht, ja den halben Roman im Keime. Laura wurde in Folge desselben unbegreiflich sanft, und Jaques Pierre dringt mit Hülfe eines süfslichen Franziskanermönchs mit hochrothem Gesichte in das Nonnenkloster ein, in welchem wir Engel und Teufel von Nonnen kennen lernen, und wo der Kapitän zu seiner höchsten Überraschung ausser Zoe auch sein Kind Lauretta findet, das die schöne Grecchin nicht weniger zärtlich liebt als der Vater selbst.

Zwischen diesen Ereignissen entwickelt sich in dem ersten Bande der Charakter des Herzogs von Ossuna, des spanischen Statthalters zu Neapel, »der die eigentliche Seele der Begebenheit ist, die uns beschäftigt.« (S. 183.) Dieser hatte im J. 1611 die Stelle eines Vicekönigs von Mailand erhalten, welche den Übergang zu dem nämlichen Posten in Neapel zu bilden pflegte, der für den wichtigsten galt, den die spanische Krone zu entwickeln hatte, und dem Herzoge nach fünf Jahren zu Theil wurde. Der Ruhm einer glänzenden Verwaltung ging ihm voran; aber er vermochte dss Vorurtheil gegen seinen Namen um so weniger zu überwinden, da er nur durch die ungewöhnlichsten finanziellen Anstrengungen, die er der Insel zugemuthet, so schnell eine Marine geschaffen, und den Hafs des Adels und der Geistlichkeit, die er auf keine Weise geschont, gegen sich erregt hatte. Indefs dauerte es nicht lange, so hatte er wenigstens die Mehrzahl des Volks für sich gewonnen, dem er durch seinen praktischen Blick, seine raschen Entscheidungen und seine Gerechtigkeitsliebe imponirte, und dessen Einbildungskraft er durch kolossale Unternehmungen und mittelst Combination, Verkleidungen und Spionen durch die Spiegelfechterei von Allwissenheit beschäftigte. Häufig standen seine Unternehmungen in dem offenbarsten Widerspruche mit der Politik des spanischen Kabinets und selbst mit dem öffentlichen Gange seiner Staatsverhandlungen. Zwischen Venedig und Spanien war damals der Friede zu Stande gebracht. Aber weder der Herzog von Ossuna, der eine gegen Venedig bewaffnete Flotte in See hatte, noch der Vicekönig von Mailand, welcher die Festungen Venedigs in Besitz behielt, stellten ihre Feindseligkeiten gegen den Freistaat ein. Ossuna namentlich rüstete stärker als je, und sagte laut, dafs er nicht ruhen würde, bis er Venedig auf dem Markusplatze selbst

Digitized by Google

den Todesstofs gegeben. Und wirklich ging er in vollem Ernste mit dem Plan um, Venedig durch eine Verschwörung mitten in Venedig selbst zu stürzen. Zu diesem Plane gehörte wesentlich die Mitwirkung Jaques Pierre's, des berühmten Seemannes, der die Schifffahrt im adriatischen Meere und namentlich in den Venetianischen Lagunen genau kannte. Doch traute er ihm nicht unbedingt und glaubte nicht genug Bürgschaften suchen zu können. Zu diesem Zweck hatte er früher schon bewirkt, dafs Laura ihren ländlichen Aufenthalt in Nervi verlassen und nach Neapel ziehen mufste. Auch Jaques Pierre's Tochter, die in einem Kloster zu Florenz erzogen wurde, hatte er, wir wissen nicht auf welche Weise, dahin holen lassen. Auch von des Kapitäns Liebschaft mit der schönen Griechin hatte er gehört, und, um sich auch dieses Werkzeugs zu versichern, der Schwester Orsola den gemessensten Befehl ertheilt, Zoe'n nicht am Sprachfenster erscheinen zu lassen, daher die fromme Fanatikerin Orsola in dieser schon eine Himmelsschwester und in dem leichtsinnigen Witzbold Ossuna einen andächtigen Beförderer der Klöster sucht. (S. 188—204.)

Aber die Liebe des Kapitäns triumphirt mit Hülfe glücklicher Zufälle und des seltsamen »Nonnenvicarius«, für welchen wir hier nicht Raum haben, über den Willen des Herzogs und den Wunsch seiner Laura, der ein Vorgefühl sagt, dafs die Nähe ihrer Tochter ihr Verderben seyn, und eine doppelte Liebe sie zu Grunde richten wird, und führt Zoe und Lauretta aus dem Kloster (S. 205—288. 303—358. II. 43—48). Zugleich, um sein Gewissen zu beruhigen, belügt er sich selbst, dafs Laura eine Leidenschaft für Jaffier empfinde und schürt an dessen wirklich sich erschliefsenden Neigung. »Sage Laura'n ein paar freundliche Worte. Sie verdient es um dich und mich. Es wäre jämmerlich, wenn wir uns auch nicht einmal über das Einzige verständigen lernten, was uns noch fehlt, obgleich es vor unsern Füfsen liegt.« Aber Jaffier, wie sehr auch sein Herz an der Frau hing, deren Eroberung ihm so leicht wurde, hätte doch lieber vor einer türkischen Galeere gestanden. (I, 292.)

Inzwischen wird Jaques Pierre auf dem Wege zum Vicekönige in das Krankenzimmer eines alten spanischen Astrologen geführt, der von einem treuen Neger bedient wird. Dieser seltsame Greis, eine Figur, die uns an die letzte Production des Verfs. erinnert, weissagt dem Kapitän warnend sein Geschick (S. 359—370). Der Herzog weist ihn wegen Zoe's Befreiung

Digitized by Google

an den Residenten Venedigs, Spinelli, deutet ihm seine Plane an und läfst ihn in der Ferne das Herzogthum blicken, das Mansio Cuerdes der Astrolog für ihn in der Zukunft gesehen. (S. 373—394.)

Im zweiten Band entfaltet sich das Verhängnifs wie eine Wetterwolke, die den Himmel allmählig überzieht. Zoe tritt mit Zuversicht in das Haus des Kapitäns ein, der ihr die Überzeugung beigebracht hatte, dafs Laura's Nachsicht nur eine billige Erwiederung der seinigen gegen Jaffiers Bewerbungen um sie sey. Aber Lauretta das Kind, früher so froh und offen, legt eine sonderbare Scheu gegen seine Mutter an den Tag. Diese will mit leidenschaftlicher Heftigkeit, mit ungewöhnlicher Innigkeit die wiedergewonnene Tochter ans Herz drücken. Das Kind aber, von Zoe fascinirt, bricht in ein Geschrei des Widerwillens und der Furcht aus, so dafs Zoe, von ihrer natürlichen Lebhaftigkeit ergriffen, hinzuspringt und der Mutter es aus den Armen reifst. Diese schaudert sichtbar zusammen. Eine wunderbare Glut von Schmerz und Zorn bedeckt das Gesicht der verschmähten Mutter auf einen Augenblick. In dieser für Alle lästigen Stimmung fällt Jaque Pierre's Blick durch die offene Fensterthüre auf den Vesuv, und schnell improvisirt er einen Ausflug der ganzen Gesellschaft nach Torre dell' Anunciata, wo er schon früher für den Sommeraufenthalt ein Landhaus gemiethet hatte. (S. 49 bis 51.)

Nach einer interessanten Reise, auf welcher sich Zoe's kaltes und egoistisches Naturell zu entwickeln anfängt, finden wir unsre Bekannten in jenem Landhause, den Kapitän wie seine alte Geliebte von bangen Ahnungen und ominösen Zufällen gepeinigt. Aus einer Ohnmacht mufs Laura anstatt in das vom Sturm zerstörte Schlafgemach in den grofsen Saal des Hauses zu Bette getragen werden. Die vier Wände sind mit Fresken bemalt. Das Auge der Erwachenden heftet sich mit Entsetzen auf die Wand gerade vor ihr. Hier erscheint auf dem Gemälde das Schicksal Jasons und Medea's vollendet. »Zween liebliche Knaben liegen todt in ihrem Blut, und zwischen ihnen steht der verzweifelnde Vater mit einem Blicke, worin der Jammer den Zorn überwunden hat, emporschauend zu Medea, die sich eben auf ihrem von geflügelten Drachen gezogenen Wagen vom Boden erhoben. Mit dem Triumph der Rache auf der Stirn und der kaum gesättigten Wuth im Auge hält sie dem Jammernden den blutigen Dolch entgegen, den Hintergrund füllt die brennende Burg von Korinth.« Von diesem Gemälde — dessen Stammbaum, wie der übrigen,

Digitized by Google

vom Verf. geschickt auf Andrea Sabatino und mittelbar auf den Künstler einiger griechischen Gemälde, die der jüngere Philostratus beschreibt, zurückgeführt hat — wendet die Unglückliche die Augen nicht mehr ab, und erwacht erst nach geraumer Zeit wie aus einem Traume. (S. 57—81.)

Alea jacta est. Mit dem keimenden Entschlusse Laura's wird im Roman alles grofsartiger, und die Kraft des Dichters selbst scheint mit der einmal ausgesprochenen furchtbaren Aufgabe zu wachsen. Dieser Band ist reich an ächter Poesie, an den glühendsten Schilderungen erhabener Naturscenen und heimlich tobender Leidenschaften. Zwei Vulkane rauchen vor unsern Augen, der Vesuv, und das von innerem Feuer verzehrte Menschengemüth.

Die Gesellschaft ist aufgebrochen den Berg zu besteigen. Aber der Eremit, in dessen Hütte sie angekommen ist, prophezeiht Unwetter. Laura jedoch will diesem trotzen; und nun windet sich die Karavane auf ihren Maulthieren den Schlangenpfad des Kegels hinan. Bald aber bleiben Zoe und der Kapitän ermüdet zurück, und nur die trotzige Laura schreitet mit Jaffier vorwärts. Da naht das Unwetter. »Jaffier machte sie auf die Gefahr für ihre Gesundheit aufmerksam.... Sie lachte fast mit einem Ausdruck der Wildheit über diese Sorge und bestand auf der Fortsetzung ihres Ganges. Er beschwor sie, rückwärts zu blicken in die Tiefe; denn in Einem Augenblicke war der Kegel des Berges bis über die Mitte in einen Nebel gehüllt worden, der sich immer höher hinaufzog und plötzlich wie ein Rad um denselben zu drehen begann. Laura stand still und betrachtete mit einem unverkennbaren Ausdruck innerer Befreundung mit den Schrecken der Natur das merkwürdige Schauspiel. Beide standen über den kämpfenden Wolken; sie sahen die Blitze sich schlängeln zu ihren Füfsen und hörten die Donner krachend niederrollen in die Tiefe. Der Berg aber lag in heiterer Klarheit über ihren Häuptern und der Himmel breitete freundlich sein durchsichtiges Blau über ihn.« (S. 99.) Wir haben nur eine kleine Probe der herrlichen Naturschilderungen gegeben, die sich in diesem Theile des Werkes finden und der Leser selber suchen mag. Unter verhängnifsvollen Gesprächen ersteigt der junge Steuermann mit seiner angebeteten Herrin den Gipfel, und sie finden in dem Krater selbst vor einem Schneegestöber Schutz. Speluncam Dido dux et Trojanus eandem deveniunt —. Aber der Verf. benützt diesen Moment nicht auf die Weise, wie viel-

Digitized by Google

leicht mancher Leser erwartet hatte. Er hat seiner Heldin Herz ganz mit Rachegefühl erfüllt, und dadurch für die Gefahren einer Verirrung unempfänglich gemacht; er hat den jungen Jaffier so mit ritterlichen Gesinnungen und jungfräulicher Scheu ausgerüstet, dafs er selbst nicht auf den Gedanken kommt, den Versucher zu machen. Das Paar erscheint wieder auf der Höhe des Randes. »Der ganze Meerbusen mit seinen herrlichen Küsten und Inseln lag nun in seltener Klarheit aller Gegenstände vor ihnen, und das Meer schimmerte in jenem matten Silberglanze, welcher solchen Tagen eigen ist. Am westlichen Horizonte stiegen dicke, weifse Gewölke empor; die Gebirge und Waldungen der Landzunge, die sich von Castelamare bis über Massa hinunterzieht, rauchten in aufsteigenden Dünsten. Die Sonne brannte schwül herab für die Jahrszeit, und Alles verkündigte, dafs das schlimme Wetter noch nicht vorüber war.« (S. 105)

Nach einer verzweiflungsvollen Irrfahrt finden endlich beide den Fufs des Berges wieder, und hier Schutz in dem Landhause eines alten Edelmanns, in welchem sich eine eigene Novelle abspinnt (S. 105 — 134). Inzwischen werden sie vom Kapitän und der launigen Zoe, deren Charakter sich immer widerwärtiger entwickelt und von dem verblendeten Jaques Pierre noch nicht durchschaut wird, vergebens erwartet, gesucht und endlich verloren gegeben. Die unheimliche, halb hexen- halb riesenhafte Gestalt der Mutter Bubo, die eine zweite Schicksalswarnung für den Kapitän ist, füllt als Episode diesen Abschnitt in schauerlicher Beleuchtung aus. (S. 135 — 169.)

Noch ehe Jaques Pierre Laura gerettet weifs, geht er von Torre del Annunciata aus nach Neapel zum Herzog von Ossuna, und geräth immer tiefer in seine Ketten. (S. 170 — 202) Von Laura und Jaffier kommt immer noch keine Kunde. Da rückte Zoe allmählig mit dem Heirathsversprechen heraus, das ihr von dem Kapitän schon in seinen ersten Bewerbungen um ihre Liebe gemacht worden war. Bisher konnte die Schonung für Laura als ein Grund des Aufschubs gelten. Dieses Hindernifs scheint nun auf einmal gehoben, und Zoe dringt darauf, dafs eine Verbindung, die ohne den Tadel der Welt und ohne Kränkung ihres Gewissens nicht länger fortbestehen könne, durch den Segen der Kirche geheiligt werden möge. Sie ahnt freilich so wenig als der Leser, welches andere Hindernifs ihrer Verbindung im Wege stand, und dafs Jaques Pierre im Begriffe ist, das Verbrechen einer Doppelheirath zu begehen. Er war nämlich schon seit

Digitized by Google

Jahren verheirathet, und seine Gattin genofs in der Normandie einen Jahresgehalt von ihm. Nur ein Handlanger des Kapitäns, der Hauptmann Renault, der Trunkenbold, keine unwichtige Nebenrolle im Roman (in der Geschichte erscheint er noch viel bedeutender), ist der Vertraute dieses Geheimnisses. Indessen trotzt der Verliebte auch dieser Gefahr, als ihm Renault zu rechter Zeit den Tod seiner alten Frau meldet. Jetzt ist jedes geweissagte Hindernifs gehoben. — Aber Laura lebt, und die Gerettete und nach dem Landhause Zurückgekehrte findet in dem früher einsamen Schlafgemach ihres Geliebten die Lagerstätte einer Genossin. »Unsre nordischen Erfahrungen haben keinen Mafsstab für die Stürme von Naturen, wie die von Laura ist. Mit übermenschlicher Kraft drängen sie den ungeheuersten Jammer in ihr Inneres zurück und scheinen ruhig, während er ihr Herz zersprengen sollte. Auf einmal bricht er als Verzweiflung los, die sich eben so schnell in Wuth verwandelt..... »Haareraufend, händeringend wirft sie sich zu Boden; plötzlich springt sie wieder auf«, reifst einen Dolch, der auf dem Tische liegt, aus der Scheide und hat ihn bereits auf die eigene Brust gezückt, als sie einen Blick auf das Gemälde an der Wand wirft. Im Augenblick läfst sie die Hand sinken und eine fiebrische Glut bedeckt ihr Gesicht, sie stöfst den Dolch mit Heftigkeit zurück in die Scheide und legt ihn unter das Kopfkissen ihres Lagers. Offenbar hat sie einen Entschlufs gefafst; aber mit welch furchtbarer That mufs er schwanger seyn, wenn ein Blick auf die Malerei an der Wand ihn gereift hat! Es ist Medea, die aus ihrem Drachenwagen herab dem verzweifelnden Jason den blutigen Dolch zeigt, womit sie eben seine Kinder gemordet.« (S. 253. 254.)

Meeresstille folgt auf diesen Sturm. Laura verzichtet bei ihrem Geliebten mit scheinbarer Ruhe. Sie hat die Schwester Orsola sterben sehen (S. 234—247); sie will in jenem Kloster eine Zuflucht suchen, ja sie läfst sichs gerne gefallen, dafs, während den Kapitän seine Plane abrufen, Zoe und das Kind — das ja doch einmal an sie gewöhnt sey — in demselben Kloster untergebracht werden.« (S. 256—260).

Des vierte Buch des Romans zeigt uns Jaffier, die beiden Frauen und das Kind auf der gefahrvollen Wanderung nach dem Venetianischen durch die Abruzzen. Eine schöne Räuberepisode: die fromme Gemeinde der Waldenser, auf welche die Reisenden stofsen, und welche die Schilderung der rührendsten Scenen veranlafst; die liebliche Zwischennovelle von dem hoffenden greisen

Digitized by Google

Elternpaar am Tempel della Speranza, deren Hoffnung den seit fünfzig Jahren verlorenen Sohn wieder zu sehen, nicht zu Schanden wird (ein Goldkorn von Poesie!); endlich die originelle Gestalt des Kriegsmanns in der Kutte des Einsiedlers, der von alt- und neurömischen Schlachtfeldern eine Collection von Schädeln in seiner Kapelle hat und nächtlicher Weile der ganzen Räubergegend das Weltgericht vortrompetet: — diese vier Zwischenspiele machen jenen Theil des Romans höchst interessant; auch ist er, ohne dafs die äussere Geschichte allein fortrückt, merkwürdig für die Entwicklung der Charaktere und Entschlüsse der Hauptpersonen. Zoe erscheint in so abscheulichem Lichte, dafs wenn Jaques Pierre'n auch nicht die äussere Rache der Nemesis ereilte, er hinlänglich mit ihrem Besitz gestraft erscheint. Dennoch wird Laura auf sie, da Jaffier ihr bei dem Übergang über eine Furth das Leben rettet, eifersüchtig und gegen Jaffier selbst dadurch erkältet. (S. 261—442.)

Von dem dritten Bande, der die Katastrophe enthält, theilen wir, durch den Raum gedrängt, nur das Nothwendigste mit. Die Reisenden kommen in der alten Diocletiansstadt Spalatro an (S. 87), und hier wirft der Vf. einen Rückblick auf Laura's Seelenzustand. Die plötzliche Entfernung von Menschen, deren blofser Anblick schon so schmerzlich für sie war, hatte eine lindernde Kraft auf sie ausgeübt; Einsamkeit und Nachdenken hatten sie gelehrt, Jaques Pierre's Verlust als Strafe Gottes für ihre ungeweihte Liebe hinzunehmen, ja selbst den Gewinn der Liebe ihres Kindes zur Aufgabe eines neuen Lebens zu machen. Aber ein Christenthum wie dieses ist eine zu überraschende, zu schnell vorübergehende Erscheinung, als dafs Erfolg zu hoffen wäre. Bei den Waldensern hatte sie die Heilung eines Rachsüchtigen gesehen (II, 341—352), aber eben hier ist ihr die Hoffnungslosigkeit ihres eigenen Zustandes klar geworden, und als selbst Jaffiers Neigung ihr zweifelhaft wird, verwirrt sich Alles in ihrem Innern mehr als jemals — und das Schicksal schreitet schnell. (III, 100 f.) In Spalatro fanden die Reisenden Unterkunft bei einem Pfarrer Wukaschin, in dessen Haus bald auch eine andre Fremde tritt, eine zweite Zoe, im letzten Glanze üppiger Schönheit, und bei aller Verschiedenheit in Höhe, Wuchs und Haltung Laura'n an Gestalt wunderbar ähnlich, von ihr aber verabscheut und sie selbst verabscheuend. Ein böser Genius kommt mit ihr in das Haus; sie umstrickt den Pfarrer mit Unzucht und fesselt das Herz der jungen Zoe, und mit ihr der kleinen Lauretta.

Digitized by Google

Nur die siebzigjährige Mutter des Pfarrers, ein alter Rachegeist, der über dem Schädel des ermordeten Gatten brütet, und die deswegen eine Freundin an Laura gefunden hat, erkennt in jener fremden Zoe den Dämon, und wird darum vom eignen Sohn aus dem Hause vertrieben. Ihr folgt, zum grofsen Erstaunen Jaques Pierre's, der inzwischen auch eingetroffen ist, Laura, welche längst die Entdeckung gemacht hat, dafs sie des Kapitäns nie aufrichtig geliebtes Kebsweib gewesen ist, und gleichzeitig die grausame Kränkung der heiligsten Gefühle durch den hartnäckigen Widerwillen ihrer Tochter gegen sie erfahren hat. Jaffiers Blick erspäht die Verlorene und theilt Jaques Pierre'n seine Entdeckung mit. Die ältere Zoe entflieht nach seltsamen Zwischenvorfällen. Der Leser weifs längst, dafs es Laura's verhafste Schwester war. Sie ist die schuldbelastete Gattin Spinelli's, des venetianischen Residenten zu Neapel. Der Kapitän thut einen tiefen Blick in die Seelenlosigkeit seiner eigenen Zoe und mifst zum erstenmal den Verlust Laura's. (III, 200—205.) Er eilt zu dieser und macht ihr Vorschläge, die mit Abscheu zurückgewiesen werden. »Schwerlich giebt es eine grausamere Verletzung des weiblichen Herzens, als wenn eine untreue Liebe, statt reuevoll die Liebe anzuflehen, sich an die Sinne wendet und den Gegenstand ihrer früheren Verehrung tief unter sich selber herniederzuziehen sucht.« (S. 210.)

Die junge Zoe wird in einer Kirche mit ihrem Schänder, dem Proveditore Badoër zusammengeführt, der noch einmal im Anblick ihrer durch eine Ohnmacht enthüllten Reize schwelgt. (S. 296 ff.)

Inzwischen wird die Verschwörung angezettelt und mifslingt. Wir verweisen hier unsre Leser an die Geschichte, die vom Vf. in diesem dritten Bande sehr getreu ausgebeutet worden ist. Jaques Pierre glaubt sich vor Jaffier nicht sicher und läfst diesen verhaften. Er aber erfährt durch Laura, was geschehen, und bezahlt seinen Freund mit gleicher Münze. Nun wird Jaffier frei, und alle andere Verschwornen, darunter der Pfarrer, die alte Zoe, Badoër, Renault u. A., fallen der Gerechtigkeit in die Hände, die venetianisch richtet. Wir eilen über alle diese, vielleicht allzu historisch und selbst in den Nebenumständen und Nebenpersonen mit diplomatischer Ausführlichkeit berichteten Geschichten hinweg, der grofsen Katastrophe zu. (S. 448 ff.)

Die marmorne Brücke, welche den Markuspallast mit den neuen Gefängnissen verbindet, heifst die Seufzerbrücke; denn

Digitized by Google

der sie betrat, ohne zu den Dienern der Gerechtigkeit zu gehören, war in der Regel für dieses Leben verloren. In diesem Augenblick ist der enge Kanal seiner ganzen Länge nach vom Monde beleuchtet. Eine grofse und eine kleine Barke halten unmittelbar an der Seufzerbrücke. Wir horchen eine Zeitlang den Unterhaltungen der Bemannung, da öffnet sich endlich die kleine Thüre unter der Brücke, und sogleich legt die gröfsere Barke vor derselben an. Ein schwacher Lichtschein fällt aus der Thüröffnung und zeigt den Kapitän Jaques Pierre, der im Hemd und weiten Schifferhosen mit einem Mönch und drei andern Gefangenen unter Bewaffneten Platz auf der Barke nimmt. Im nämlichen Augenblicke nimmt das kleine Fahrzeug den Hausbeamten des Doge auf, der die öffentlichen Hinrichtungen leitet. Der Mond verbirgt sich und der schwarze Schatten verschlingt Alles. An der Ausmündung des dunkeln Kanals liegt eine andre Barke, die ausser den Schiffern drei Frauen mit einem kleinen Mädchen und einem Diener trägt. Man erkennt in ihnen Laura, Lauretta, des Pfarrers Mutter mit dem Schädel, und eine Brandstifterin, von der unser Auszug schweigen mufste. Sie kommen sämmtlich, zuzuschauen und Abschied zu nehmen. Diese Barke schliefst sich an die beiden Fahrzeuge an und gleitet nun mit ihnen in der vollsten Beleuchtung der heitersten Mondnacht dahin. Eine Gondel bringt die Nachricht vom Tode des Doge, die jedoch nichts in den Geschicken der Gefangenen ändert. Die Hinrichtung beginnt (S. 459 ff.), zufällig von rührendem Gesange der schönsten Tasso'sstrophen aus der Ferne begleitet. Wir übergehen den theils rührenden, theils schrecklichen Tod der andern Verbrecher und eilen zu Jaques Pierre's Ende. Dieser hat die Fassung nicht verloren. Der Handfesseln ledig bedeckt er vom Rand der Barke aus Laura's Hand mit Küssen, und bittet sie unter Beschwörungen um Verzeihung und um Liebe für sein, für ihr Kind. In diesem Augenblick lodert in dem Auge der Frau eine Flamme auf, welche nur die Begleiterin eines grofsen Entschlusses seyn kann. Mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit fafst sie Lauretta'n unter den Armen und reicht sie ihm hinüber in die Barke. — Aber wer möcht' es wagen, das Schicksal auszusprechen, das hier waltet? — Noch ehe der Vater es gefafst hat, läfst die Mutter das Kind los, und es verschwindet mit einem Jammergeschrei im Wasser zwischen den zusammenstofsenden Fahrzeugen. Mit dem leisen Ächzen: »o Laura!« bedeckt sich der Kapitän das Gesicht mit beiden Händen. Nur wenige Augen-

Digitized by Google

blick beugt sich der starke Mann unter der Last seines Schmerzens, dann wird der Dienst der strafenden Gerechtigkeit an ihm vollzogen und er verschwindet in den Fluthen. Seit dem Tode des spanischen Astrologen war dessen taubstummer Neger des Kapitäns treuester Diener und Schutzgeist. Auch jetzt, auf Laura's Kahn befindlich, hebt er den leuchtenden Dolch hinter dieser, stürzt seinem Herrn nach, um ihn von dem Stricke zu befreien, welcher ihn mit den Stein am Hals in die Tiefe gezogen, da es ihm nicht gelingt, versinkt auch er in die Tiefe. In denselben Gewässern endet Jaffier, der unglückliche Verräther, einige Jahre nachher sein Leben. Laura, nachdem sie den Becher der Rache bis auf den letzten Tropfen geleert, wählt, in tiefer Reue, mit erfinderischer Grausamkeit des Schicksals, für den Rest ihres Lebens den Aufenthalt in einem Kloster, wo dreihundert Lustdirnen ihr Sündenleben abbüfsen, und wo sie auch ihre Todfeindin — Zoe Spinelli als Strafgefangene findet. Zuletzt berichtet der Roman über die letzten Schicksale des Herzogs von Ossuna, und zeigt, dafs sich das Walten der Nemesis auch gegen diesen Urheber so viel Unheils nicht verkennen läfst. (S. 479 ff.)

In diesem dritten Bande sind einige Längen, die unsres Erachtens anders hätten ausgefüllt werden können, die sich aber vielleicht aus dem achtungswerthen Bestreben des Vfs. erklären, jene Hudelei zu vermeiden, mit welcher Walter Scott den Schlufs seiner Romane so reifsend schnell abspinnt, wie die galloppirende Schwindsucht ein für Jahrzehende bestimmtes Menschenleben in wenigen Tagen abhaspelt. Der Verf. des Cicala dagegen liebt es, alles Historische in seinen Romanen zu erschöpfen, und so wird denn auch hier jede Nebenperson, besonders in den Procefsakten, so gründlich abgehandelt, dafs der Leser zuweilen auf zwei- und dreifache Wiederholungen stöfst. Dagegen verliert man Personen und Hauptmotive der Handlungen nicht selten aus den Augen, und so ist der im zweiten Bande vorbereitete, gräfsliche Entschlufs der neuen Medea, in dem Augenblicke, wo er zur That wird, psychologisch doch noch so wenig reif, dafs, ohne den Epilog des Dichters, der Leser immer noch geneigt wäre, in der gräfslichen Handlung die boshafte Wirkung eines tückischen Zufalls zu sehen, der in dem Gemüthe der Unglücklichen mehr gelesen hat, als zu lesen war. Die junge, nichtswürdige Zoe, nächst Laura die zweite Heldin des ganzen Romans, verschwindet unbegreiflicherweise mit ihrer Verhaftung (III, 379) ganz aus unsern Blicken.

Digitized by Google

Trotz dieser Ausstellungen rechnen wir den Roman zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen in diesem Gebiet unsrer vaterländischen Literatur, bedeutend durch Reichthum und Neuheit der Erfindung, Consequenz der mannichfaltigen Charaktere, schöne Abwechslung lieblicher Episoden, deren meist gemüthliche Farbe gegen die finstre Tendenz des Ganzen wohlthätig absticht. Aber auch das düstere Hauptgebäude ruht auf einer ethischen Grundlage. Wie unselig Laura durch die Rache wird, erhellt aus sich selbst; doch auch an Jaques Pierre rächt sich die verachtete Vernunft aufs furchtbarste. Denn was die Leidenschaft für des Lebens Leben, für die rechte Zoe hält, das ist eine nichtige, vergiftete Frucht, ist der verborgene Tod, während das wahre Leben, das Gute, in Knechtsgestalt, in die Farbe der Nacht gehüllt, stumm und taub, als scheinbarer Tod, uns zur Seite steht. Die blühende Zoe ist der böse Genius, der schwarze Sklave der Schutzgeist des unglücklichen, verblendeten Kapitäns. Ueber allen Personen der Geschichte waltet die Gerechtigkeit als Nemesis. Nur die arme Lauretta wird fast schuldlos, als blofses Mittel, zum Opfer. Aber im Roman, so wenig als im Leben, kann hienieden die Theodicee vollständig seyn.

G. Schwab.

---

1) *Sind die an die Herrlichkeitsbesitzer in der Provinz Ostfriesland von den Eingesessenen früher entrichteten sogenannten suspendirten Gefälle durch französische Gesetze aus der Zeit der Vereinigung Ostfrieslands mit Frankreich aufgehoben worden? Versuch einer Erörterung dieser Frage vom Standpunkte der Geschichte und der Kritik. Hannover, in der Hahn'schen Buchhandlung.* 1836. 100 *S.* 8.

2) *Die suspendirten Gefälle in der Provinz Ostfriesland. Bemerkungen, veranlafst durch eine neuere Schrift, die Aufhebung jener Gefälle durch französische Gesetze betreffend. Von einem Ostfriesen. Ebend. in derselben Buchhandlung.* 1836. 26 *S.* 8.

3) *Anderweite Bemerkungen zu der Schrift: Sind die Herrlichkeitsbesitzer in der Provinz Ostfriesland etc. etc.? Ebend. in derselben Buchhandl.* 1837. 13 *S.* 8.

Der Provinz Ostfriesland ist während des laufenden Jahrhunderts das harte Loos gefallen, in einer kurzen Frist nicht weniger als viermal unter eine neue Landesherrschaft gestellt zu werden. Bis zum Tilsiter Frieden (1807) ein Theil der preufsischen Monarchie, (jedoch mit einer besondern Verfassung,) wurde Ostfriesland durch diesen Frieden an Frankreich und bald darauf

Digitized by Google

durch den Traktat von Fontainebleau v. 11. Nov. 1807 an das damalige Königreich Holland abgetreten, dann im Jahre 1810 samt dem Königreiche Holland mit dem französischen Kaiserreiche vereiniget, hierauf im November 1813 von dem Könige von Preufsen wieder in Besitz genommen und durch den traité de Paris v. 30. Mai 1814 der Krone Preufsen zurückerstattet, endlich im 27sten Artikel der Schlufsakte des Wiener Kongresses von Preufsen an Hannover cedirt. In allen diesen Fällen war der Wechsel der Herrschaft zugleich mit einem, wenn auch bald mehr bald weniger durchgreifenden, des inneren Rechtszustandes der Provinz verbunden. Zieht man noch insbesondere die Eigenthümlichkeiten der vormaligen Verfassung des Fürstenthumes Ostfriesland in Erwägung, — eine Verfassung, welche sogar von der Verfassung anderer deutscher Länder wesentlich verschieden war, indem sie mehr an die Verfassung der Llans in den schottischen Hochlanden erinnerte, — so kann man, auch ohne mit den Einzelheiten bekannt zu seyn, ermessen, dafs jene Veränderungen in die Interessen der einzelnen Landeseinwohner mannigfaltig eingreifen mufsten, diese Interessen bald verletzend, bald auch begünstigend.

Unter anderem trat dieser Fall bei den Gefällen ein, welche die Besitzer der ostfriesischen Herrlichkeiten bis zum Jahre 1807 von den Eingesessenen ungestört bezogen hatten. (Da die Geschichte und Verfassung des Fürstenthums Ostfriesland nicht so allgemein bekannt seyn möchte, als sie es wegen ihrer Eigenthümlichkeiten zu seyn verdient, so fügt Ref. Folgendes erläuterungsweise hinzu: Ostfriesland war einst eine Art von Republik. Diese bestand aus den »Häuptlingen« der Provinz. Ein jeder dieser Häuptlinge hatte ein bestimmtes Gebiet, über welches er fast unbeschränkt herrschte. Doch scheint diese Herrschaft anfangs mehr auf dem Ansehn beruht zu haben, welches der Häuptling, als das Haupt des vornehmsten Geschlechts seines Stammes oder Llans über die übrigen Stammesgenossen hatte, als die Grundherrlichkeit des deutschen Rechts gewesen zu seyn. In der Folge kamen die mit der deutschen Grundherrlicheit zusammenhängenden rechtlichen Ansichten allerdings auch in Ostfriesland in Umlauf; aber wohl erst dann, als Ostfriesland mit dem übrigen Deutschland, von welchem es als ein fernes und schwer zugängliches Land fast vergessen worden war, in eine nähere Verbindung trat. Alle diese Häuptlinge bezogen übrigens, ein jeder in seiner Herrlichkeit, von den Eingesessenen gewisse Abgaben, theils

Digitized by Google

als Schutzherren, theils für die Landesvertheidigung, theils kraft des althergebrachten Ansehns ihrer Geschlechter. Eins dieser Geschlechter brachte endlich durch Verdienst, Glück und Heirath mehrere Herrlichkeiten an sich. Dieses gelangte nun vertragsweise zur Herrschaft über ganz Ostfriesland. Zugleich schlofs es sich, um seine Herrschaft zu befestigen, an Kaiser und Reich an. So entstand die Grafschaft und dann das Fürstenthum Ostfriesland. Anfangs hatten die Grafen keine andern Einkünfte als die, welche sie von ihren eigenen Herrlichkeiten bezogen. In der Folge aber wurden diese Einkünfte mit andern vertragsweise oder durch Bewilligungen der Häuptlinge und Stände des Landes, ingleichen, in den Zeiten der Reformation, durch Säkularisationen vermehrt. Mit der Zeit unterschied man auch die Einkünfte, welche die Grafen oder Fürsten von ihren eigenen Herrlichkeiten bezogen, von denen anderer Herrlichkeitsbesitzer, durch den Namen der Kammer- oder Domanialeinkünfte.) — Als Ostfriesland mit Holland und dann mit Frankreich vereinigt wurde, mufste die neue Ordnung der Dinge den ferneren Bezug jener Gefälle, sowohl derer, welche die Landesfürsten, als derer, welche die andern Herrlichkeitsbesitzer von den Eingesessenen erhoben, fast unausbleiblich gefährden oder einstellen. Ein neues Abgabesystem wurde eingeführt; die Fortdauer jener Gefälle stand wenigstens mit dem Geiste des französischen Rechts, (und mit diesem Rechte stimmte auch das Recht des K. Holland überein,) geradezu in Widerspruch; und wenn schon Lehne, mit einigen wenigen Ausnahmen, in Ostfriesland unbekannt waren, so war man doch in Holland und noch mehr in Frankreich mit der Verfassung Ostfrieslands zu wenig bekannt, als dafs man nicht hätte geneigt oder gemeint seyn sollen, das Verdammungsurtheil, welches jene Rechte über die Feudalabgaben aussprachen, auch auf jene Gefälle auszudehnen. Was zu erwarten stand, geschah auch wirklich, wenn auch die Gesetze, welche in dem Rausche jener Zeit erlassen wurden, Vieles unbestimmt und unentschieden liefsen. (Daher eben die Streitfrage, von welcher weiter unten die Rede seyn wird.) Aber bald begann wieder ein anderes Zeitalter; der Fremdherrschaft wurde in Deutschland ein Ende gemacht; auch ihre Spuren wollte man vertilgen. Da hatten nun umgekehrt diejenigen zu fürchten, welche von den unter jener Herrschaft getroffenen Veränderungen Vortheil gezogen hatten. In den norddeutschen Staaten stellte sich Vieles anders, als in den Staaten Süddeutschlands.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Schriften über die suspendirten Gefälle in Ostfriesland.

(Beschlufs.)

Jedoch Ref. hat jetzt die Data einzeln anzuführen, welche sich auf den in den vorliegenden Schriften verhandelten Gegenstand beziehen, wenn er sich auch auf die wichtigeren und wichtigsten beschränken mufs. — Durch einen Beschlufs des Königs von Holland, vom 10. April 1808, wurden die sämtlichen holländischen Steuern in Ostfriesland eingeführt, mit alleiniger Ausnahme der Grundsteuer, an deren Stelle ein Surrogat trat. Da hierauf dem Könige vorgestellt wurde, dafs das neue Steuersystem mit den aus der ehemaligen Verfassung herrührenden an die Domanialkasse zu leistenden Abgaben unvereinbar wäre, so wurden durch einen anderweiten Beschlufs, vom 12. Juni 1809, eine grofse Anzahl dieser Abgaben, die der Beschlufs namentlich aufführte, provisorisch d. i. auf so lange abgeschafft, bis dafs ausgemittelt seyn würde, welche von diesen Lasten auf Verträgen über die Verleihung des Grundeigenthums oder als Grundrenten zu betrachten wären. (Die Abschaffung war nur eine provisorische; daher der Name: suspendirte Gefälle.) Dieser blos provisorische Zustand wurde, so lange Ostfriesland ein Theil des K. Holland war, nie in einen definitiven verwandelt. Obwohl übrigens der Beschlufs v. 12. Juni 1809, wie der Vf. der Schrift Nr. 1 zeigt, nur von den Domanialgefällen ausdrücklich handelte, so wurden doch die in dem Beschlusse genannten Abgaben von nun an, mit wenigen Ausnahmen, auch den übrigen Herrlichkeitsbesitzern nicht mehr entrichtet. — Auch in den Zeiten der französischen Herrschaft wurden jene Abgaben nicht weiter entrichtet. Dagegen findet sich unter den Gesetzen etc., welche bei der Vereinigung des K. Holland mit Frankreich und bis zum Jahre 1813 für die aus jenem Königreiche gebildeten Departemens erlassen oder auf diese Departemens ausgedehnt wurden, keins, welches den Beschlufs vom 12. Juni 1809 ausdrücklich bestätiget oder die über die Lehns- und grundherrlichen Abgaben in Frankreich erlassenen Gesetze ausdrücklich auch für geltend in Ostfriesland erklärt hätte. — Während der kurzen Frist, in welcher hierauf Ostfriesland wieder

Digitized by Google

an die Krone Preufsen kam, blieb dieser Zustand der Dinge im Ganzen unverändert. Nachdem aber Ostfriesland von der Krone Preufsen an die Krone Hannover abgetreten worden war, wurde von der k. hannoverschen Regierung durch eine Verordnung vom 9. April 1818 die von dem Könige von Holland verfügte Suspension der Domanial-Prästationen wieder aufgehoben und dagegen festgesetzt, dafs diese Abgaben, mit einigen Ausnahmen, vom 1. Mai 1818 an wie vormals erhoben werden sollten. Bei dieser Verordnung hat es bis jetzt sein Bewenden behalten, ungeachtet die Abgabenpflichtigen mehrere gegen dieselbe gerichtete Vorstellungen bei der Regierung und bei den Kammern eingereicht haben. Auch ist den Betheiligten nicht verstattet worden, den Weg Rechtens gegen die Staatskasse wegen des Fortbezuges der in Frage stehenden Abgaben einzuschlagen. Die suspendirten Gefälle, welche vormals an andere Herrlichkeitsbesitzer zu entrichten waren, liefs die Verordnung vom J. 1818 unerwähnt. Daher mehrere Rechtshändel, welche insgesamt von den Gerichten des K. Hannover zum Vortheile der Eingesessenen rechtskräftig entschieden worden sind. — Es hat sich demnach die Sache so gestellt, dafs die sogenannten suspendirten Gefälle von einem Theile der Eingesessenen der ostfriesischen Herrlichkeiten entrichtet, von einem andern aber nicht entrichtet werden. Unstreitig eine sehr auffallende Ungleichheit des Rechts!

Der Vf. der Schrift Nr. 1 (welche mit grofser Gründlichkeit ausgearbeitet ist,) hat nun den Beweis zu führen gesucht, dafs das Zwischenrecht die s. g. suspendirten Gefälle niemals definitiv aufgehoben habe, wobei er, mit gutem Grunde, vorzugsweise auf die französische Gesetzgebung Rücksicht nimmt, da die holländische in mehr als einem Sinne nur eine provisorische war. Er führt diesen Beweis, — in welchem, wenn er gelungen ist, theils eine Vertheidigung der k. hannoverschen Verordnung v. 9. April 1818, theils eine Erwiderung auf den oben erwähnten Gerichtsgebrauch liegt, — so, dafs er die in die Sache einschlagenden französischen Gesetze einzeln durchgeht und zu zeigen sucht, dafs keins derselben die in Frage stehenden Gefälle, weder ausdrücklich noch folgerungsweise, aufgehoben habe. — Ref. würde die ihm durch den Zweck dieser Blätter gesetzten Grenzen überschreiten, wenn er diese Beweisführung auch nur in einem Auszuge wiedergeben oder sie einer ausführlichen Prüfung unterwerfen wollte. Doch erlaubt er sich die Bemerkung, dafs sie ihm nur theilweise vollkommen gelungen zu seyn schien. Man kann oder mufs dem

Digitized by Google

Vf. zugeben, dafs sich kein französisches Gesetz nachweisen läfst, welches die vorliegende Frage ausdrücklich entschiede. Ebenso dürfte mit dem Verf. anzunehmen seyn, dafs sich aus den Gesetzen etc., durch welche die Verfassungsgesetze des französischen Reichs in dem vormaligen K. Holland in allgemeinen Ausdrücken eingeführt wurden, nicht mit genügender Sicherheit der Schlufs ziehen lasse, dafs hiermit zugleich dem Grundeigenthume die Freiheit gewährt wurde, welche ihm in Frankreich durch die Gesetze v. J. 1789 ff. zu Theil geworden war. Wenn aber namentlich durch die kaiserlichen Decrete v. 18 Oct. und v. 8. Nov. 1810 die Zehnten und die Grundrenten in den aus dem vormaligen K. Holland gebildeten Departemens ausdrücklich aufrecht erhalten jedoch für ablösbar erklärt wurden, so ergiebt sich wohl hieraus (a contrario und mit Rücksicht theils auf den Geist der französischen Gesetzgebung überhaupt theils auf das oben erwähnte holländische Provisorium vom 12. Juni 1809) sehr unzweideutig die Folgerung, dafs alle blos grundherrlichen Abgaben für immer aufgehoben seyn und bleiben sollten.

Die Vff. der Schriften Nr. 2. 3. haben es hauptsächlich mit der hannoverschen Verordnung vom J. 1818 zu thun. (Die geschichtlichen Nachrichten von der vormaligen Abgabenverfassung Ostfrieslands, welche die Schrift Nr. 2 giebt, werden Vielen willkommen seyn.) Ohne auf den von dem Verf. der Schrift Nr. 1 geführten Beweis im Einzelnen einzugehen, suchen sie, gegen die Motiven jener Verordnung, z. B. zu zeigen, dafs die s. g. suspendirten Gefälle zum Theil und zu einem grofsen Theile ursprünglich Steuern waren und dafs daher die fernere Beziehung dieser Gefälle durch die Staatskasse mit der dermaligen Steuerverfassung unvereinbar, dafs aber auf jeden Fall den Belasteten der Weg Rechtens nicht verschlossen werden dürfe: — Befremdet hat es Refn., dafs in diesen Schriften nirgends auf den Unterschied aufmerksam gemacht wird, der zwischen Ostfriesland und den althannoverschen Landen in so fern eintritt, als jenes Land von Preufsen in dem Tilsiter Frieden an Frankreich und dann wieder, nachdem es zum Besitze dieser Provinz vertragsmäfsig gelangt war, an Hannover abgetreten wurde, anstatt dafs die k. hannoversche Regierung in die alten Erblande jure postliminii wiedereingesetzt wurde.

Die Verfasser der drei Schriften haben sich insgesamt nicht genannt. Nun ist zwar das Recht eines Schriftstellers, anonym zu bleiben, wohl nicht zweifelhaft. Aber eine andere Frage ist die, ob nicht ein Schriftsteller, welcher über öffentliche Angelegenheiten eines bestimmten Staates schreibt, sich nennen oder die von ihm beobachtete Anonymität durch besondere Gründe rechtfertigen sollte.

Zachariä d. Aelt.

Digitized by Google

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN.

1) *Untersuchungen über das Wesen und die Behandlung einiger der wichtigsten Krankheiten der Wöchnerinnen, von Robert Lee, Arzt und Geburtshelfer am British-Lying-in-hospital etc. A. d. Engl. übersetzt u. mit Zusätzen versehen von Dr. C. Schneemann. Hannover* 1834. *Verlag der Helwingschen Hofbuchhandlung. X u. 276 S.* 8.

2) *Über schwammige Auswüchse der weiblichen Geschlechtsorgane. Denkschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens der Entbindungsanstalt zu Leipzig unter Leitung ihres Stifters und Directors Joerg. Im Namen der medicinischen Gesellschaft zu Leipzig von Friedrich Ludwig Meifsner, Dr. d. Med. etc. Mit drei lithographirten Tafeln. Leipzig am 8. October* 1835. *Verlag von Otto Wigand.* 26 *S.* 4.

Die in der ersten Schrift abgehandelten Krankheiten sind das Puerperalfieber, die Schenkelphlebitis und die Gebärmutterblutflüsse, über welche der Vf. vielfache Beobachtungen zu machen Gelegenheit hatte, die ihn anzunehmen bestimmen, dafs dem Puerperalfieber stets eine Entzündung des Uterus und seiner Anhänge zum Grunde liege und dafs die entzündliche, congestive und typhöse Form dieser Krankheit nur das vorwaltende Ergriffenseyn des serösen, muskulösen und venösen Gewebes des Organs bezeichnet. Als die wichtigsten Arten dieser Krankheit nennt der Verf. Entzündung des Bauchfellsackes und der Bauchfellbedeckung der Gebärmutter, Entzündung der Anhänge dieses Organs, als der Eierstöcke etc., Entzündung des schleimichten, muskulösen oder eigenthümlichen Gewebes des Uterus, Entzündung und Eiterung der einsaugenden Gefäfse und Venen der Uterinorgane, welche verschiedene Arten häufig allein, aber oft auch miteinander gemischt vorkommen. In Bezug auf die erste Art, die Entzündung des Bauchfells, kann der Verf. nur das Längstbekannte bestätigen. Die Diagnose der zweiten Art, der Entzündung der Uterinanhänge, gewinnt durch die Abhandlung im Ganzen nur wenig. Rücksichtlich der Entzündung der eigentlichen Gebärmuttersubstanz finden wir auch nur Bekanntes. Werthvoll dagegen ist eine vom Übersetzer beigegebene Krankheitsgeschichte. Belehrend in einem höhern Grade ist der Abschnitt über die Entzündung und Eiterung der aufsaugenden Gefäfse der Gebärmutter und über Gebärmutterphlebitis, bei welcher gleichzeitig auch andere Organe krankhaft verändert gefunden werden. Die Entzündung beschränkt sich zuweilen auf die Venen des Uterus, häufig aber breitet sie sich auch über das angränzende Muskelgewebe aus, das dann erweicht, dunkelroth oder schwarzbraun gefunden wird. Oft aber leidet auch das Bauchfell, und natürlich fehlen dann auch nicht die Zeichen der Peritonitis. Die Venae sperma-

Digitized by Google

ticae pflegen vorzugsweise entzündet zu seyn, und noch häufiger nur eine von ihnen, nämlich die dem Sitze der Placenta nächstgelegene. Seltener, als die Venae spermaticae, sind die hypogastrischen Venen entzündet. Als Ursachen bezeichnet L. mechanische Verletzungen bei Lösungen der Nachgeburt, faulende Nachgeburtsreste, Anwendung der Kälte. Die Diagnose dieser Krankheit bleibt immer dunkel, was der Vf. auch zugeben muſs, da ausser einem dumpfen Schmerz oder einem Gefühle von Schwere, welches überdies auch häufig fehlt, kein örtliches Symptom die Krankheit ankündigt oder wenigstens von andern verwandten unterscheidet. Ein besonderer Abschnitt enthält die Geschichte der Phlebitis ut., welche der Übersetzer unter Berücksichtigung der Arbeiten Puchelt's, Balling's und Guttmanns hätte ergänzen sollen. Die personelle Mittheilbarkeit stellt L. nicht in Abrede, und beschreibt im Gegentheil einige Fälle, die für eine solche zeugen und zu groſser Vorsicht die Geburtshelfer auffordern. Ebenso ist er nicht abgeneigt, eine Verwandtschaft zwischen Kindbettfieber und Erysipelas anzunehmen, was sich indessen nach pathologischen Grundsätzen nicht durchführen läſst. Sein Verfahren beruht auf rationellen Ansichten, nur können wir den zu groſsen Gaben des Calomel und des Mohnsafts keinen Beifall zollen. Dem Terpentinöl und den Brechmitteln zeigt L. sich abhold, dagegen wandte er nach dem Beispiele französischer Ärzte lauwarme Einspritzungen in die Vagina mit entschiedenem Nutzen an.

Die Phlegmatia alba dolens puerperarum beobachtete der Vf. zweiundzwanzigmal und entwirft davon ein lebendiges Bild. Bei der Geschichte dieser Krankheit vermissen wir die Arbeiten der Deutschen. Die Schenkelphlebitis sah L. nicht allein bei Wöchnerinnen, sondern auch ausser dem Wochenbette bei Suppressio mensium, Verschwärung des Gebärmuttermundes und andern organischen Krankheiten der Geschlechtstheile. Auch bei Männern kommt sie in Folge der Einwirkung äusserer Schädlichkeiten, der Kälte und Nässe, vor. Die Behandlung L.'s besteht in Blutegeln, Calomel und Antimonialpräparaten.. Bevor L. die Gebärmutterblutflüsse näher erörtert, geht er auf eine Widerlegung der Hunterschen Ansicht über die Verbindung der Placenta mit der Gebärmutter ein und stellt am Ende Folgendes auf: die menschliche Placenta besteht nicht aus einer mütterlichen und kindlichen Hälfte, sie hat in ihrer Substanz keine Zellen und ist mit der Gebärmutter nicht durch Blutgefäfse verbunden. Alles Blut, welches der Uterus durch die spermatischen und hypogastrischen Arterien erhält, fliefst in die Venen der Gebärmutter, und nachdem es durch diese gegangen ist, kehrt es in die allgemeine Blutmasse der Mutter durch die spermatischen und hypogastrischen Venen zurück, ohne in die Substanz der Placenta zu gelangen. Da die Decidua in der Mitte zwischen den Nabelgefäfsen und dem Uterus sich befindet, so muſs jede Veränderung, welche das Fötalblut trifft, von einem indirekten Einfluſs auf die Flüssigkeit herrühren, indem dies durch die Placenta fliefst, das

Digitized by Google

mütterliche Blut hingegen durch die grofsen Blutbehälter des Uterus. Eine Blutung bei geschwängerter Gebärmutter oder nach der Entbindung entsteht daher nicht aus zerrissenen Blutgefäfsen zwischen Uterus und Placenta, sondern aus den natürlichen Öffnungen in der innern Haut der Gebärmutter, welche durch die Placenta geschlossen wurden.

Bei Blutungen von Placenta praevia empfiehlt L. ungesäumte künstliche Entbindung, sobald der Gebärmuttermund so weit geöffnet ist, dafs die conisch zugespitzte Hand eingeführt werden kann. Der Übersetzer räth in einer Anmerkung auch nicht so lange zu warten, sondern den Gebärmuttermund künstlich zu erweitern, was indessen leichter gesagt als vollbracht wird, wenn man die Wahrheit gestehen will. Bei Metrorrhagien nach völliger Entbindung glaube ich, auf Erfahrungen gestützt, jetzt auch mit Wenzel und Mappes ein Brechmittel aus Ipecacuanha empfehlen zu können. Aber auch das Mutterkorn (das freilich unter verschiedenen Verhältnissen gesammelt sehr verschiedene Resultate geben mag) leistete mir in einigen sehr verzweifelten Fällen treffliche Dienste.

Einige grammatikalische Verstöfse, wie Peritoneum statt Peritonaeum, Symphisis statt Symphysis, und Inconsequenzen in der Schreibart, wie Basilika und dann decidua, kommen zu oft vor, um sie als Druckfehler ansehen zu können.

Der Vf. der zweiten Schrift bezeichnet die Blasenscheidenfisteln, die Eierstockwassersucht und die Afterprodukte des Uterus, mit Ausnahme der Gebärmutterpolypen, als wahre Opprobria medicorum. Gern stimmt Ref. ihm in Bezug auf die erste Krankheitssippe bei, wo er in den ihm vorgekommenen Fällen, nach vielfältig fehlgeschlagenen Versuchen mit Suturen und der Anwendung eines Cauterii potent. et actualis, zuletzt nur noch durch das Tragen eines Schwammes, der täglich wiederholt gewechselt werden mufs, den Zustand der Kranken erträglich zu machen versuchte. Nicht allein der Mangel an klinischen Anstalten für Frauenzimmerkrankheiten auf den meisten Universitäten erklärt es, dafs wir noch immer keine genügenden Verfahrungsweisen zur Beseitigung dieser Übel kennen, sondern einen grofsen Theil der Schuld trägt die dem weiblichen Geschlechte eigenthümliche Schaam, bei Krankheiten der Geburtsorgane nur selten und oft erst dann Hülfe zu suchen, wenn das Übel einen Grad erreicht hat, dafs keine menschliche Hand mehr Hülfe bringen kann. Die vom Verf. hier mitgetheilten, durch Abbildungen versinnlichten Fälle sind: ein Fungus haematodes, welcher sich zwischen Mastdarm und Mutterscheide entwickelt, die hintere Wand der Vagina durch die äussern Schaamtheile hervorgedrängt und zersprengt hatte und zwischen den Schenkeln sichtbar war. Die Exstirpation durch den Schnitt gelang hier vollkommen. Der andere Fall betrifft ein Schwammgewächs, welches vom Cavum uteri hervorwuchernd, durch die Ligatur von seinem Boden getrennt, mit

Digitized by Google

einer Geburtzange entfernt werden mufste; der dritte, ein gestieltes und aus einer stratanakösen Stelle der Gebärmutter hervorgewuchertes Schwammgewächs, welches erst nach dem Tode der Kranken entfernt wurde.

M. hält die fungösen Afterprodukte nicht in dem Grade selten, als gewöhnlich angenommen wird, nicht so ganz leicht ihre Unterscheidung von Polypen und fibrösen Geschwülsten, deren eigenthümliche Merkmale er einander gegenüber hervorhebt, und empfiehlt zu ihrer Beseitigung vor Allem die Operation, namentlich den Schnitt, wogegen sich nichts einwenden läfst.

Die Darstellung würde durch mehr Präcision und Kürze gewonnen haben. Dafs die thätige ärztliche Gesellschaft in Leipzig diese Gelegenheit abermals benutzte, um auf eine wissenschaftliche Weise ihre Theilnahme an einem für die Leipziger Hochschule wichtigen Tage zu bezeigen, verdient Anerkennung.

3) *Die Lungenschwindsucht ist heilbar, oder die Entwickelung des Prozesses, den Natur und Kunst einzuschlagen haben, um diese Krankheit zu heilen; nebst einer Empfehlung einer neuen und einfachen Heilmethode, von Dr. Fr. Hopkins Ramadge, erstem Arzte des Hospitals für Lungenkranke in London, a. d. Engl. von Dr. C. Hohnbaum. Mit 4 illum. Tafeln. Dritte Aufl.* 1835. *Druck und Verlag vom bibliographischen Institut in Hildburghausen. XV u.* 100 *S.* 8.

Gewifs ein Titel, durch den Hohnbaum zum Übersetzen, und Ärzte und Laien zum Lesen und zum Kaufen verführt wurden. Bevor wir in die Beurtheilung dieser Schrift eingehen, können wir nicht umhin, einem hier ausgesprochenen, und vom Übersetzer wie von einigen Recensenten getheilten, Irrthume zu begegnen. Es wird hier nämlich gesagt, dafs London der einzige Ort sey, wo ein besonderes Hospital für Schwindsüchtige und andere Brustkranke sich finde. Dies ist ein Irrthum, denn in Paris finden sich deren zwei, die nach dem Willen der Stifter nur für Brustleidende bestimmt sind, nämlich das Hôpital Necker und das Hôp. Beaujon. Übrigens ist erfahrungsgemäfs die Praxis an einem Hospital, welches nur für eine Krankheitssippe bestimmt wird, nicht geeignet, zur bessern Kenntnifs dieser Krankheit und ihrer Heilmethoden hinzuwirken, da der Arzt nur zu leicht hier in einen Schlendrian verfällt, der für die Wissenschaft und die Kranken gleich sehr verderblich ist. Der Vf. läugnet es durchaus, dafs Catarrhe die Entstehung der Schwindsucht begünstigen, und erklärt ebenso bestimmt die catarrhalischen Krankheiten als Präservation gegen die Lungenphthise und als das Hauptmittel zu ihrer Heilung, was um so mehr Erstaunen erregen mufs, als er die gallertartige tuberculöse Infiltration als das Product einer eigenthümlichen chronischen Entzündung ansieht, von der man doch in der That nicht annehmen kann, dafs sie durch den Zutritt eines catarrhalischen Leidens beseitigt werde. Mit Bayle nimmt er an, dafs der in der Phthise ausgeworfene Eiter von der

Digitized by Google

die Tubercelhöhle auskleidenden Membran und nicht von der Bronchialhaut herkomme. Bronchialaffection soll erst am Ende der Krankheit und dann entstehen, wenn die Natur unter Einfluss eines Catarrhs Versuche zur Heilung mache. Die Ablagerung von Tubercelstoff betrachtet er als eine eigenthümliche, krankhafte, durch fehlerhafte Ernährung bedingte Secretion. Die Heilung geschehe durch Resorption der Tuberceln in einer frühern Periode der Krankheit und dann, noch im Zustande der Rohheit, durch Einschliefsung in schwarze Lungenmaterie. Wenn die Natur Heilung bewirke, so verbreite sich die Irritation von der Umkleidung der Höhle auf die benachbarten Bronchialäste, und es entstehe ein emphysematischer Zustand der Bläschenstructur dieses Theils der Lunge durch Einschliefsung der Luft im Act der Exspiration. Durch Ausdehnung der Luftzellen und durch den darauf folgenden voluminösen Zustand des Lungengewebes entstehe nun ein so constanter Druck von aussen nach innen auf die Aussensenseite der Höhle, dafs ihre Wände einander genähert werden, wodurch eine Heilung per primam intentionem erfolge. Bei schneller Heilung und noch nicht alter Höhle entstehe eine zellige Vernarbung, bei hinzutretendem Lungencatarrh und bei lange bestehender Phthise bilden sich die Vernarbungen durch fibro-cartilaginose Lamellen. Neben einem Vesicularemphysem gebe es selten neue Tubercel, was die Folge der ausserordentlichen Thätigkeit der Lungen durch häufiges Einathmen sey, wie es mit chronischem Catarrh und Asthma verbunden zu seyn pflege. Leuten, die Anlage zur Schwindsucht haben, empfiehlt B. eine nährende Diät und häufigen Aufenthalt in freier Luft, Wechsel des Aufenthalts, Seereisen, letzte in der Absicht, um einen leichten Catarrh hervorzurufen und zu unterhalten, Laufen und Reiten. Gegen Laennec behauptet er, dafs die Bestrebungen der Natur zur Heilung der Lungenphthise die Brust erweitere und das Lungenvolumen vergröfsere, daher er auch häufige Inspirationen zur Stärkung der Brust empfiehlt.

Für den Verf. gibt es zwei Wege zur Heilung der Phthisen: sie chronisch zu machen oder die künstliche Erweiterung der Lungentheile, welche der Luft zugänglich sind, zugleich aber auch dem hectischen Fieber durch örtliche Blutentziehungen ein Ziel zu setzen. Der Zweck der Inhalation ist Ausdehnung der Lunge, damit die Flächen der primären Tubercelhöhlen miteinander in Berührung kommen, ferner Lungencatarrh und ein Vesicularemphysem. B. läfst sie daher mit der von ihm besonders dazu erdachten Maschine vornehmen und fortsetzen, sobald es ihm gelungen ist, durch einige Blutegel das hectische Fieber und andere Zeichen der Congestion zu bannen.

Im Anhange erzählt B. auch einen Fall von Empyem in Folge von chronischer Pleuritis, der aber auch als Lungenschwindsucht passiren mufste.

Das Weitere übergehen wir. Was die Schrift in pathologischer Beziehung Gutes enthält, ist nicht neu, das darin mitge-

Digitized by Google

theilte Neue paradox und des Beweises, oder doch wenigstens der Bestätigung bedürftig. Wir können daher diesem literärischen Pro- oder Educte trotz seiner schon dreimal erlebten Verjüngung kein langes Leben verheifsen!

Sit ei terra levis!

4) *Versuche für die praktische Heilkunde, von Ferdinand Jahn. Eisenach, bei Joh. Fr. Bärecke.* 1835. *Erstes Heft. VIII u.* 216 *S.*

Möchte doch ein ähnlicher Geist, wie in diesen Blättern, die unzähligen Zeit- und Gesellschaftsschriften beleben, mit welchen wir bei jeder Büchermesse überschüttet werden. Was der geniale Jahn hier bietet, zeigt von gründlicher Gelehrsamkeit, grofser Belesenheit, scharfer Beobachtung, strenger Wahrheitsliebe und festem Willen, das Seyn vom Schein, das Korn von der Spreu zu sondern. Was hier geboten wird, ist, um mit Göthe zu reden, ein Fläschchen reiner Arrak, und Punsch daraus mache sich jeder nach Lust.

Es ist hier der Ort nicht, um in eine Kritik der einzelnen Abhandlungen, zweiundzwanzig an der Zahl, einzugehen, was wir den kritischen ärztlichen Zeitschriften (in denen man leider mit jedem Tage eine Abnahme der Kritik wahrnehmen mufs) anheim geben müssen. Doch erlauben wir uns auf folgende die Aufmerksamkeit der Leser besonders zu führen: Beiträge zur Naturgeschichte der hitzigen Hirnhöhlenwassersucht der Kinder. Über keine Krankheit ist so viel Wahrheit und Dichtung in die Welt geschrieben worden als über die in Rede stehende, und jeder Unbefangene wird einräumen müssen, dafs es keine leichte Aufgabe ist, diesen Augiasstall zu reinigen. Jahn hatte Gelegenheit, diese Kinderkrankheit epidemisch an seinem Wohnorte zu sehen, dessen eigenthümliche, klimatische, politische und sonstigen Lebensverhältnisse, über welche der Vf. sich hier mit Freimuth weitläuftig ausspricht, die Steigerung der Krankheit bis zur Epidemie einigermafsen erklärlich machen. Das Wesen, die Entstehungsweise und die Heilung der acuten Hirnhöhlenwassersucht auf wissenschaftliche und der Erfahrung entsprechende Grundsätze zurückzuführen, war die Aufgabe, die der Verf. sich gestellt und hier sine strepitu verborum, sine confusione opinionum, sine fastu honoris, sine pugnatione argumentorum durchgeführt hat. Seine Fackel ist die pathologische Anatomie, gegen welche einige unbärtige, kaum der Schule entlaufenen Jungen jetzt zu Felde zu ziehen sich unterfangen.

Nicht minder beachtungswerth sind die Bemerkungen über einige Kinderkrankheiten, namentlich über die bei der Dentition zuweilen vorkommende Entzündung im Zahnfleische, in den Alveolen und im Zahne selbst, über die acuten Scropheln der Kinder etc.; über die Wirksamkeit sehr kleiner Arzneigaben; über die Lungenschwindsucht mit scheinbarem Herzleiden; das gerichtsärztliche Gutachten über ein

Digitized by Google

mehrere Jahre hindurch von den Ältern mifshandeltes Mädchen; Krankheitsnachklänge; über den geistigen Extract der Brechnufs u. s. w.

Ob der Trofs der Ärzte, die Receptschreiber, die nur nach dem praktisch Brauchbaren d. h. nach dem suchen, was sich behende in ein Receptchen verkehren läfst, und auf den Titel eines Magister, non minister naturae Anspruch machen, ob diese mit Jahn's Versuchen zufrieden seyn werden, wollen wir von vorn weg bezweifeln; denn hier treffen sie so Vieles, was ihrem Schlendrian im Denken, Fühlen und Handeln:

„Der Affe drückt und dreht,
Bis dafs das Uhrlein stille steht."

schroff entgegentritt.

5) *Jahrbücher des ärztlichen Vereins zu München. Erster Jahrgang, mit 1 Kupfer u. 5 Steintafeln. München 1835. VIII u. 237 S. Derselben zweiter Jahrgang, mit 4 Beilagen. München 1836. VIII und 415 S. Verlag der A. Weberschen Buchhandlung.*

Man kann den deutschen gelehrten Gesellschaften im Allgemeinen den Vorwurf nicht machen, dafs sie durch eine allzu grofse Thätigkeit sich frühzeitig abnutzen. Die Preisfragen sind ziemlich aus der Mode gekommen, und wenn zufällig auch eine Societät sich einmal verleiten läfst, über einen die Menschheit und die Wissenschaft tief berührenden Gegenstand eine Frage aufzustellen, so hat man nach einem halben Decennium eine Bekanntmachung zu erwarten, dafs keine der eingegangenen Arbeiten den Sinn und den Zweck der Aufgabe aufgefafst und befriedigend beantwortet habe. Auch nur wenige medicinisch-naturhistorische Gesellschaften geben Rechenschaftsberichte von ihrem Wirken und Treiben, und diese löbliche Gewohnheit sollte doch nicht aus der Mode kommen. Die Jahrbücher des erst seit wenigen Jahren ins Leben getretenen Münchener ärztlichen Vereins enthalten manche treffliche Arbeit, auf die wir hier mit einigen Zeilen aufmerksam machen wollen, wobei wir zugleich aber auch den Wunsch, ihres eigenen Gedeihens wegen, ausdrücken wollen, dafs die Redaction bei der Auswahl der zum Druck geeigneten Arbeiten immer recht strenge verfahren möge. Der Aufmerksamkeit der Leser empfehlen wir folgende Abhandlungen; über die Heilung der Trepanationswunden und der Knochenverletzungen, von Weifsbrod; über die Blutgefäfse des Uterus, von Schneider; über die Gränzen der Staatsgewalt in Bezug auf medicinische Systeme, über ein eigenthümliches Brustleiden, von Öttinger; die Thymusdrüse in anatomischer und physiologischer Beziehung, von Eugen Schneider; über das Asthma thymicum, von Graf (ein lehrreicher, manche beachtungswerthe Winke enthaltender Aufsatz); Mittheilungen über die orientalische Pest, von Fischer, Professor zu Abu-Zabel (Alexandrien verlor die Hälfte seiner Bewohner, Cairo 75,000 Seelen, viele Ärzte und

Digitized by Google

Wärter starben, und der Verf. spricht sich für die Contagiosität im Gegensatz mit den in Ägypten angestellten französischen Ärzten aus); Krankheitsgeschichte einer als Folge von Entzündung vermeintlich in dem linken Brustfellsacke durch Crisis erronea entstandenen, durch die Section aber in dem Herzbeutel nachgewiesenen Ergiefsung, von Al. v. Winter (ein in diagnostischer Beziehung sehr interessanter Fall; die Redaction dieses Aufsatzes läfst Manches zu wünschen übrig); das Wurzelpulver von Aspidium filix mas, das sicherste aller Bandwurmmittel, von Dr. Ullersperger; die Molken- und Badanstalt Kreuth im Jahre 1835 von Dr. C. Kramer; über die Heilquellen zu Kissingen, von Dr. Balling.

6) *Klinische Chirurgie von Philipp Wilhelm, Dr. der Phil. u. Medicin, ord. öff. Professor der Chirurgie in München etc. Erster Band, mit 4 in Stein gestochenen Tafeln. München 1830, Joseph Lindauer'sche Buchhandlung.* 8. 415 *S.*

Die Schrift enthält acht besondere Abhandlungen, den Jahresbericht der chirurgisch-augenärztlichen Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses zu München von 1827—28, über die Behandlung der venerischen Krankheiten, über die Behandlung der Krätze, Bemerkungen über den Bruchschnitt, über den Gliederschnitt als eine vom Verf. sein genannte Amputationsmethode zur Absetzung des Oberarms und Oberschenkels, Bemerkungen über die Steinzermalmung und den Steinschnitt, des Verfs. Exstirpationsmethode der krebshaften Gebärmutter, Beschreibung einer merkwürdigen Pulsadergeschwulst.

In der tabellarischen Übersicht der in der chirurgischen Abtheilung behandelten Kranken figuriren neben 71 Verstorbenen auch 18 Fortgejagte (!!). Die Abhandlung über die Behandlung der Syphilis und über die Behandlung der Krätze sind offenbar die gediegensten und von einem allgemeinen Interesse. Wie Handschuh, Fricke u. A., so versuchte auch W. die Behandlung dieser Krankheit ohne Quecksilber, und befand sich wohl dabei, günstigere Resultate von diesem Verfahren als von der Verquickung beobachtend. Was der Verf. S. 56 ff. über die bei der Behandlung dieser Krankheit mit Quecksilber, über die Indicationen der einzelnen Quecksilberpräparate sagt, stimmt ungefähr mit dem überein, was der geniale J. A. Schmidt einige Decennien früher in dieser Beziehung aussprach.

Rein entzündungswidrig behandelt W. übrigens syphilitische Krankheiten nicht, sondern stellt folgenden Behandlungsgrundsatz in schwülstiger Rede auf: »durch Vermehrung und Beförderung aller Ab- und Ausscheidungen des menschlichen Körpers das in demselben haftende, durch syphilitische Infection erzeugte, alle syphilitischen Krankheitsäusserungen bedingende allgemeine syphilitische Contagium aus dem Körper zu entfernen und gleichzeitig die Krankheitsäusserungen selbst durch eine ihrem Ausspruche,

Digitized by Google

ihrer Stärke und Form, wie ihrem Sitze entsprechende, mit der alle Ab- und Ausscheidungen des Körpers befördernden Behandlung verbundene anderweitige Behandlung gehörig zu bekämpfen, was er dadurch zu erreichen sucht, dafs er jedem Syphilitischen halbstündlich eine halbe Tasse von einer Mischung aus einem Scrupel Succus laquiritiae, 8 Gran Aniskörnern und einem Maas Wasser lauwarm trinken läfst, und nach Umständen hiermit noch ein Purgans oder ein Diaphoreticum verbindet, wobei der Kranke eine strenge Diät beobachten und in einer gleichmäfsigen Temperatur verbleiben mufs. Des Vfs. Verfahren bei der Psora zeichnet sich durch Wohlfeilheit, Schnelligkeit der Heilung und Reinlichkeit aus, was den meisten sonst gebräuchlichen Verfahrungsweisen nicht nachgerühmt werden kann. Des Vfs. Bemerkungen über den Bruchschnitt enthalten nichts Neues, sondern bestätigen nur Bekanntes. Die als sein bezeichnete Amputationsmethode zur Absetzung der obern und untern Gliedmafsen ist, wenn wir anders dieselbe recht aufgegriffen haben, durchaus dieselbe, nach welcher Ref. und der Verf. im Sommer 1822 Dupuytren operiren sahen, freilich nicht mit dem vom Verf. hier angegebenen, dem Gräfe'schen ähnlichen Messer. Auch an seiner Exstirpationsmethode der krebsartigen Gebärmutter können wir nichts Neues auffinden. Die hier beschriebene eigenthümliche Pulsadergeschwulst ist merkwürdig und verdiente mitgetheilt zu werden.

7) *Handwörterbuch der gesammten Chirurgie und Augenheilkunde, herausgegeben von den Professoren Dr. W. Walther in Leipzig, Dr. M. Jäger in Erlangen, Dr. J. Radius in Leipzig. Zweiter Band.* 620 *Seiten. Leipzig, Weygand'sche Verlagsbuchhandlung.* 1837.

Dieser zweite Band geht von Atrophia bis Fascia scapularis, und enthält, gleich dem ersten, einige recht gediegene Artikel, zu welchen wir namentlich die aus dem Gebiete der Augenheilkunde, ferner Balggeschwulst, Blennorrhoea, Blepharoplastice, Bruchband, Cancer, Caries, Cataracta (besonders gelungen), Chirurgia, Corpora aliena, Exostosis, die Exstirpationen rechnen. Zu kurz und nicht vollkommen genügend ist der Artikel Auscultation abgehandelt, und nur das erste Stethoscop, nicht das von Piorry verbesserte und mit einem Plessimeter versehene, beschrieben. Ebenso hätten wir dem Artikel Empyem eine gröfsere Ausdehnung gewünscht, und wundern uns, hier nicht Becker's treffliche Abhandlung über Pleuritis chronica berücksichtigt gefunden zu haben. Bei manchen Arzneimitteln hätten die Recepte wohl gänzlich wegbleiben können, wie bei Calamus aromaticus, bei andern in geringerer Anzahl vorhanden seyn dürfen, wie bei Belladonna, bei einigen Balsamen, Conium maculatum etc.

Digitized by Google

8) *Neueste Andeutungen über die Seitwärtskrümmung des Rückgrathes, die hohe und volle Schulter, besonders bei den Mädchen. Ihre Begründung in der Natur, ihre Ursachen, ihre Verhütung und Heilung. Worte der Warnung und Belehrung über die zweckmäfsigste Art der physischen Beaufsichtigung der Jugend etc. von F. J. König, Dr. med. in Stuttgart. Mit lithogr. Abbildungen. Stuttgart* 1837. *Hallbergersche Verlagshandlung.* 85 *S.*

Trotz allen Toilettenkünsten, in welchen unsere Damen es mit Hülfe der Putzmacherinnen, Schneiderinnen u. s. w. zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben, entdeckt das Auge des Kenners nicht häufig einen vorwurfsfreien Wuchs und eine makellose Körperbildung bei den Schönen unserer Tage, und nicht selten möchte man sich geneigt fühlen, ihnen mit Martial das Sunt tibi crura, ut cornua lunae! nachzurufen. Offenbar trägt zu dieser mangelhaften körperlichen Entwicklung, zu dieser Bildungshemmung, die allen Ansprüchen einer vernünftigen Diätetik höhnende Erziehung bei, welche die Entfaltung des Verstandes, oder eigentlich nur eine Überfüllung des Gedächtnisses im Auge, um das Gedeihen des Körpers sich wenig oder nicht kümmert. Ähnliches kann man von der Beschaffenheit der Körperbildung unserer männlichen Jugend sagen, welche im wahren Sinne des Worts von unsern Schulpedanten früh zu Invaliden geschrieben wird. Die vorliegende Schrift ist nicht allein für Aerzte, sondern auch für Laien und für diese vorzugsweise bestimmt, und behandelt daher in einer populären, doch edel gehaltenen Sprache die Entstehungsweise, den Begriff, die Ursachen, die Vorhersagung, die Verhütung und die Behandlung der hohen Schulter, der vollen Schulter, der Seitwärtskrümmung des Rückgraths mit ihren weitern Folgen. Der Gymnastik spricht der Verf. nach Gebühr das Wort, und deutet zugleich die Gränzen der Gymnastik und der Orthopädik als Heilungsmomente an.

Der Inhalt des Buchs und die Darstellung ist von der Art, dafs wir die Schrift zu einer allgemeinen Verbreitung und Beherzigung nach bestem Wissen und Gewissen empfehlen.

Heyfelder.

RECHTS- UND STAATSWISSENSCHAFT.

Grundzüge der Politik des Rechts. Von Dr. K. V. Röder, (Privatdocenten auf der Universität in Giefsen.) Erster Theil. Einleitung. Allgemeine Staatsverfassungslehre. Darmstadt, J. W. Heyer's Hofbuchhandlung, G. Jonghaus. 1837. 352 *S.* 8.

Der Grundgedanke des Vfs. kann vielleicht so charakterisirt werden: Den in der Erfahrung bestehenden Staaten liegt eine Idee zum Grunde, die Idee eines dem Rechtsgesetze entsprechenden Zustandes der menschlichen Gesellschaft. Wie diese Idee am vollkommensten, nach Zeit und Umständen — also mit Hülfe der

Digitized by Google

Politik — am vollkommensten verwirklicht werden könne, ist die Aufgabe der Staatswissenschaft. (Daher der Titel der Schrift.) Der Staat entsteht nicht durch einen Akt der Willkühr: der Staatsverein beruht also nicht seinem Wesen nach auf einem Vertrage; das Volk d. i. die Mehrheit der stimmfähigen und persönlich selbstständigen Bürger ist nicht schon von Rechtswegen der Herrscher oder die Quelle aller Gewalt. Sondern nach Zeit und Umständen, nach dem Maſse der Kultur und Civilisation, zu welcher ein Volk gelangt ist, ist bald diese bald eine andere Verfassung die rechtmäſsige, sind bald diese bald andere als die einsichtsvolleren und einsichtsvollsten, zur Herrschaft oder zur Theilnahme an der Ausübung der Herrschaft berufen, ist der öffentlichen Meinung bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten d. i. bei der Auslegung und Anwendung des Rechtsgesetzes bald ein gröſseres bald ein geringeres Gewicht beizulegen.

Nachdem der Vf. in der Einleitung diese und ähnliche Sätze aufgestellt, auch eine Übersicht der Geschichte und Literatur der Staatswissenschaft gegeben hat, geht er zur Verfassungslehre über. Er handelt hier theils von der Verfassung der Staaten überhaupt, theils von den vornehmsten Beherrschungs- oder Regierungsformen, von der Demokratie, von der Aristokratie, von der Monarchie. In einem zweiten Theile wird der Verf. noch insbesondere die konstitutionelle Monarchie in Betrachtung ziehn und sodann die allgemeine Lehre von der Staatsverwaltung nach ihren verschiedenen Zweigen, (jedoch, was die Polizei und die Finanzwissenschaft und die Staatswirthschaftslehre betrifft, nur mit Andeutung der rechtlichen Grundlagen dieser Wissenschaften,) die Gesetzgebungskunst und den Staatsdienst, endlich die Verhältnisse von Staat zu Staat behandeln.

Der Vf. hat durch diese Schrift Erwartungen und Hoffnungen bei seinen Lesern erregt, die er, nach dem bereits Geleisteten zu urtheilen, gewifs in der Folge erfüllen wird. In allen philosophischen Wissenschaften stehen zwei Partheien einander gegenüber, die Parthei der Idealisten und die der Realisten. Eine dritte Parthei sucht zwischen ihnen Frieden zu vermitteln, indem sie einerseits die Ansprüche der ersten Parthei herabstimmt, und (vielleicht das gröſsere Verdienst!) die Sprödigkeit der zweiten gegen das Ideale mäſsiget. Der Vf. darf der dritten Parthei beigezählt werden.

Annalen des Advocaten-Vereins zu Hannover. Hannover, Verlag der Hahnschen Hofbuchhandlung. Fünftes Heft. 1835. 152 *S.* *Sechstes Heft.* 1836. 208 *S.* 8.

Mit Vergnügen zeigt Ref. die Fortsetzung einer Zeitschrift an, deren in diesen Blättern schon früher mit dem ihr gebührenden Lobe gedacht worden ist. Die Hefte V und VI enthalten, wie die früheren, 1) die Protokolle der Sitzungen des Vereins, 2) Vorschläge zur Verbesserung der Gesetzgebung und Gutachten

Digitized by Google

über Gesetzentwürfe, welche die Rechtspflege betreffen, 3) Abhandlungen rechtswissenschaftlichen Inhalts und Rechtsfälle, 4) Nachrichten, z. B. von dem dermaligen Bestande des Vereins. — Unter den Aufsätzen der zweiten Klasse zeichnen sich besonders die »Ansichten und Wünsche des Vereins in Beziehung auf die Procefs-Ordnung für die Untergerichte im K. Hannover vom 5. Okt. 1827« durch die Ausführlichkeit und Gediegenheit der in dem Aufsatze enthaltenen Bemerkungen aus. (Der schon in den früher erschienenen Heften begonnene Aufsatz läuft durch beide Hefte fort. Vielleicht wäre es rathsam, ein jedes den Procefs betreffende Gesetz dem Advocatenstand zur vorläufigen Begutachtung mitzutheilen. Anwälte und Sachwalter wissen oft am besten, wie Gesetze dieser Art im Leben wirken, ob ihrem Zwecke gemäfs oder entgegen.) — Unter den Aufsätzen der dritten Klasse befinden sich mehrere, die auch für das gemeine Recht Interesse haben; z. B. die Aufsätze: Kann der Gläubiger, welcher im Concurse des Hauptschuldners sich nicht gemeldet hat und präcludirt ist, dennoch den Bürgen angreifen? Hft. VI, S. 120. (In dem hier erzählten Rechtsfalle wurde die Frage bejahend entschieden, jedoch zugleich mit Rücksicht auf die besondere Beschaffenheit des Falles.) Zur Lehre von der Untheilbarkeit und dem Verluste ländlicher Servituten. Ebd. S. 125. (Ein interessanter Rechtsfall. Eine servitus viae wurde schlechthin für erloschen erklärt, weil sie in Beziehung auf das vor dem andern Grundstücke liegende Grundstück verloren gegangen war.) — Wir wünschen der Zeitschrift einen ununterbrochenen Fortgang.

Die Verpachtung der Landgüter in ihrem ganzen Umfange, der Pachtanschlag, der Pachtcontract und die Übergabe, mit Hinweisung auf die Grundsätze des gemeinen auch preufsischen Landrechts, praktisch erörtert von G. W. v. Honstedt, Landcommissäre, Mitgliede mehrerer landwirthschaftlicher Gesellschaften. Hannover, Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 204 *S.* 8.

Der Vf. zieht die drei auf dem Titel der Schrift erwähnten Gegenstände, auf welche bei der Verpachtung eines Landgutes Alles ankommt, sowohl in landwirthschaftlicher als in rechtlicher Hinsicht in Betrachtung. Die ganze Schrift ist ein ehrenvolles Zeugnifs von den theoretischen und praktischen Kenntnissen des Vfs. Wenn auch manche in dem Buche enthaltene Regeln und Rathschläge nach der Gröfse, Beschaffenheit und Lage der Landgüter und nach der Verschiedenheit der Länder zu modificiren und bald mit dieser bald mit andern Einschränkungen oder Veränderungen in Anwendung zu bringen sind, so ist doch das Werk den Verpächtern und Pächtern in allen deutschen Ländern, besonders aber denen gröfserer Landgüter, als ein klassischer Rathgeber zu empfehlen.

Digitized by Google

Über eine Sammlung geschichtlicher Notizen, den Adel in Livland betreffend, von Moritz Wrangell, Freiherrn aus dem Hause Luddenhof. Riga, Verlag von W. F. Häcker. 1836. 29 S. 8.

Schon seit dem Jahre 1816 beschäftigt sich der Vf. mit der Geschichte des livländischen Adels, dieses so interessanten Zweiges des deutschen Adels. Er hat in dieser langen Reihe von Jahren weder Zeit noch Mühe gespart, die im Druck erschienenen Werke und Abhandlungen sowie die (in öffentlichen oder in Privatarchiven befindlichen) handschriftlichen Nachrichten, welche den Adel Livlands betreffen, zu sammeln und zu ordnen. Von den Schätzen, die er so gesammelt hat, giebt die vorliegende Schrift ausführliche Nachricht. Leider! macht der Vf. nirgends Hoffnung, seine so vollständigen Materialien auch zu verarbeiten oder wenigstens die allgemein interessanten Resultate durch den Druck bekannt zu machen. Und doch hätte er den Beruf zu einer solchen Arbeit um so mehr, da er einerseits des Vortrages vollkommen mächtig und andererseits mit der Geschichte des deutschen Adels überhaupt, (auch mit der neuesten Literatur dieses Faches,) sattsam bekannt ist.

Zachariä d. ä.

Ὁ πρόχειρος νόμος. Imperatorum Basilii, Constantini et Leonis Prochiron. Codd. MSS. ope nunc primum edidit, prolegomenis, annotationibus et indicibus instruxit, C. E. Zachariae J. U. D. Heidelbergensis. Accedit commentatio de bibliotheca Bodlejana ejusque Codicibus ad Jus Graeco-Romanum spectantibus. Heidelbergae apud J. C. B. Mohr, Academiae bibliopolam. MDCCCXXXVII. 8. *CCXII und 368 S.*

Der Herausgeber, welcher jetzt schon zum dritten Male mit der Bearbeitung einzelner Überreste des byzantinischen Rechts hervorzutreten wagt, glaubt diese Selbstanzeige mit einer Entschuldigung oder Rechtfertigung seines Unternehmens beginnen zu müssen. Er hat schon öfters seine Überzeugung von dem Nutzen und der Wichtigkeit des Studiums des byzantinischen Rechts ausgesprochen, und glaubt wenigstens in einer Beziehung den Beweis dafür in diesen Jahrbüchern 1836 S. 857 ff. geführt zu haben. Der Rechtszustand des griechischen Volkes, wie er sich in unsern Tagen namentlich in Beziehung auf das Privatrecht vorfindet, steht in dem genauesten organischen Zusammenhange mit dem Rechte, welches in dem griechischen Reiche vor dessen Zerstörung durch die Türken bestand: ein Zusammenhang, der immer klarer wird, je mehr man den Inhalt der byzantinischen Gesetz- und Rechtsbücher mit dem vergleicht, was uns z. B. Herr Staatsrath von Maurer und Herr Dr. Geib in ihren bekannten Schriften über das dermalen in Griechenland geltende Recht berichtet haben.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 33. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Rechts- und Staatswissenschaft.

(Beschluss.)

Darum dürfte das Studium des byzantinischen Rechts eine besondere Aufmerksamkeit von Seiten derer verdienen, welchen die Ausbildung und Verbesserung des Rechtszustandes im Königreiche Griechenland am Herzen liegt: zumal auch die byzantinischen Rechtsquellen eine reiche Fundgrube von griechischen Kunstwörtern sind, deren Mangel in der neugriechischen Sprache einer schnellen Fortbildung des Rechts hinderlich seyn muss.

Aber die Bearbeiter des byzantinischen Rechts haben noch eine zweite, nicht minder schlagende Rechtfertigung für ihr Unternehmen. Die Wichtigkeit der byzantinischen Rechtsquellen für die Kritik (und wohl auch für die Erklärung) der Quellen des justinianeischen Rechts bedarf keines besonderen Beweises. Je allgemeiner aber diese Thatsache anerkannt ist, um so mehr ist bei dem neuerwachten kritischen Bestreben der Bearbeiter des römischen Rechts eine Reihe von Untersuchungen nöthig, theils über den Bestand und die Natur der uns erhaltenen Überreste der byzantinischen Jurisprudenz, theils über ihren verhältnismäfsigen Werth für die Kritik des Corpus juris. Vor Allem ist für die Kritik des griechischen Textes der Novellen, für dessen Aufstellung bis jetzt fast nur zwei interpolirte Handschriften aus ziemlich neuer Zeit benutzt worden sind, Vieles von der Vergleichung der byzantinischen Rechtsquellen, zu hoffen, namentlich solcher, die in alten Handschriften auf uns gekommen sind, in welche die Schreiber noch nicht die Sprachart der neueren Zeit übertragen haben. Vielleicht dürfte gerade in dieser Beziehung auch die vorliegende Ausgabe des Prochiron von Nutzen seyn, da ihr zwei ziemlich alte Handschriften zum Grunde liegen, und viele Stellen der Novellen wörtlich in das Prochiron übergegangen sind.

Nach diesem Vorworte mag nun hier eine Inhaltsangabe des Buches folgen, welches den Gegenstand dieser Anzeige bildet. I. Den Anfang machen Prolegomena in 10 Kapiteln, deren Inhalt durch folgende Bemerkungen klar werden wird. Neben den bekannten und öfters gedruckten Rechtscompendien von Michael Psellos, Michael Attalioties und Konstantinos Armenopulos werden schon seit alter Zeit drei Rechtscompendien erwähnt, die von byzantinischen Kaisern publicirt worden seyn sollen, und die man durch die Namen Eklogie, Prochiron, Epanagogie von einander unterscheidet. Über die Geschichte, d. h. das Alter und die Urheber dieser Rechtscompendien oder kleinen Gesetzbücher sind sehr verschiedene Ansichten geäussert worden. Die Eklogie

Digitized by Google

sollte bald von den Kaisern Leon und Konstantinos um das Jahr 911, bald von den Kaisern Basilios, Konstantinos und Leon zwischen 870—878; das Prochiron bald von den Kaisern Basilios, Konstantinos und Leon zwischen 870—878, bald von den Kaisern Leon und Konstantinos um 911, bald von dem Kaiser Leo um 900 verfafst worden seyn: nur die Epanagogie wurde einstimmig den Kaisern Basilios, Leon und Alexandros (879—886) zugeschrieben. Zuletzt hat Herr Geheimejustizrath Biener die Ansicht aufgestellt, dafs die Eklogie von den Kaisern Leon und Konstantinos (den Bilderstürmern) etwa um 739, das Prochiron von Basilios, Konstantinos und Leon (870—878), die Epanagogie endlich von Basilios, Leon und Alexandros (879—886) publicirt worden sey. Diese Ansicht ist mit wenigen Modifikationen in den Prolegomenen zu der vorliegenden Ausgabe des Prochiron vertheidigt worden, und zwar in folgender Weise. — Jene kleinen Gesetzbücher bestehen aus Vorreden oder einleitenden Constitutionen und einer Reihe von Titeln, in welchen das gesammte System des Rechts dargestellt wird. Den Vorreden steht eine Inscription voran, in welcher die Namen der Kaiser genannt werden, von welchen die Vorrede herrührt. — Ausserdem giebt es mehrere Rechtscompendien, welche von Privaten zu verschiedenen Zeiten ausgearbeitet worden sind, und denen das eine oder das andere jener kleinen Gesetzbücher in der Art zum Grunde liegt, dafs der Text desselben und seine Abtheilungen mannichfach abgeändert und mit willkürlichen Zusätzen aus andern Rechtsquellen vermischt sind. Ebenso willkürlich haben nun die Verfasser die Vorreden und Inscriptionen der kleinen Gesetzbücher, welche sie entweder ihrer Arbeit zu Grunde legten oder aus denen sie wenigstens Auszüge in ihre Arbeit übertrugen, behandelt. — Diese letztere Thatsache war bisher nicht hinreichend erkannt worden: man glaubte in diesen Privatcompendien bald das eine bald das andere der kaiserlichen Rechtscompendien zu entdecken, und mufste mithin unfehlbar zu der Annahme geführt werden, dafs uns die Letzteren, namentlich was die Vorreden und ihre Inscriptionen betreffe, in sehr verwirrter Weise in den Handschriften überliefert worden seyen. — In den Prolegomenen zum Prochiron, von welchen hier die Rede ist, ist nun der Beweis versucht worden, dafs in den bekannten Handschriften eine solche Verwirrung nicht vorliege; sondern dafs ein Theil die Eklogie enthalte, und diese den Kaisern Leon und Konstantinos und zwar der 9ten Indiktion des Jahres 6247 oder 6248 seit Erschaffung der Welt regelmäfsig zuschreibe: ein anderer Theil das Prochiron, und dieses den Kaisern Basilios, Konstantinos und Leon (870—878) beilege: ein dritter Theil die Epanagogie, und als deren Urheber die Kaiser Basilios, Leon und Alexandros (879—886) bezeichne: die übrigen Handschriften endlich Privatcompendien enthalten, welche in Kap. 5—8 einzeln aufgezählt und genau (zum Theil mit Abdruck einzelner Stücke) beschrieben werden.

Digitized by Google

II. Auf die Prolegomenen folgt die Ausgabe des Prochiron selbst auf S. 1—258. Der griechische Text ist nach mehreren Handschriften festgestellt worden: ihm sind Anmerkungen und eine lateinische Übersetzung beigegeben, welche beinahe ganz aus W. O. Reitzens Übersetzung von Armenopulos entlehnt ist.

III. Eine kurze Übersicht über die Geschichte und die Einrichtungen der Bodlejanischen Bibliothek zu Oxford, und über die in ihr befindlichen Handschriften, endlich ein beschreibendes Verzeichnifs der Handschriften des byzantinischen Rechts, welche jene Bibliothek enthält, bilden einen Anhang oder eine Beigabe, mehr zu den Prolegomenen, als zu der Ausgabe des Prochiron selbst (S. 259—338). Hier ist denn auch (S. 287 ff.) zum erstenmale die Vorrede und der erste Titel eines griechischen Rechtscompendiums aus dem Anfange des 10ten Jahrhunderts (Ἐπιτομὴ τῶν νόμων) gedruckt, dessen Vorrede eine Bearbeitung der l. 2 de origine juris enthält, die schon von Herrn Prof. Klenze in seinem Lehrbuche der römischen Rechtsgeschichte, Berlin 1835, S. 54 benutzt und angeführt worden ist.

IV. Den Beschlufs machen (S. 339—368) verschiedene Register.

Schon vorhin ist bemerkt worden, dafs, abgesehen von einigen anderen Corruptionen in den Handschriften, die Eklogie bald der 9ten Indiktion des Jahres 6247 von Erschaffung der Welt, bald der 9ten Indiktion des Jahres 6248 von Erschaffung der Welt zugeschrieben werde, wobei die Handschriften gleichmäfsig den März als den Monat der Promulgation angeben. Die zwei ältesten Handschriften haben die Zahl 6248: eine noch ältere Handschrift (Codex Vallicellanus [Romae] F. 47 aus dem zehnten Jahrhunderte), die erst jetzt zu meiner Kenntnifs gelangt ist, stimmt mit ihnen überein. Die übrigen Handschriften, die Mehrzahl, scheinen für die Jahrszahl 6247 zu seyn. Da nun nach den gewöhnlich, z. B. von Ideler, aufgestellten Regeln die 9te Indiktion in das Jahr der Welt 6249 fällt, so scheint in der Inscription der Eklogie eine andere Zählung von Jahren nach Erschaffung der Welt befolgt worden zu seyn. Einige andere Gründe für die Annahme einer neuen, bis jetzt noch unbekannten, konstantinopolitanischen Aera für Rechnung nach Jahren seit Erschaffung der Welt sind p. XLIII zusammengestellt worden. Der Unterzeichnete hofft und wünscht, dafs ein Chronologe sie der Berücksichtigung werth finden möge.

E. Zachariä.

Digitized by Google

RÖMISCHE LITERATUR.

Lateinische Grammatik von C. G. Zumpt, Dr. Siebente Ausgabe. Berlin, bei Ferd. Dümmler. 1834. IV und 719 S. mit 8 unpaginirten Seiten Anhang. (Die sechste Ausg. v. 1828 hatte bei gleichem Druck 659 S.)

Ref. hat schon mehrmals in diesen Jahrbüchern sein Urtheil über diese Grammatik niedergelegt, und durch beigefügte Bemerkungen theils dem Verf., theils denen, welche diese Grammatik gebrauchen, einigen Dienst zu leisten gesucht. Sein Zweck blieb nicht unerreicht: seine Bemerkungen wurden von dem Vf. mit der Gesinnung aufgenommen und verstanden, mit der sie gegeben waren, und auch wirklich berücksichtigt: eine Genugthuung, die ihm bei einer noch weit mühsamern Arbeit, nemlich einer dreimaligen Recension des grofsen Schneider'schen Wörterbuches, mit zahlreichen und wesentlichen Zusätzen und Berichtigungen, nicht widerfahren ist. Wenn er nun, nach eine Zeitlang fortgesetztem Gebrauche, auch von dieser Ausgabe eine Anzeige liefert, so glaubt er zwar einer Charakterisirung dieses Werkes, sowie einer eigentlichen Beurtheilung desselben, überhoben seyn zu können, möchte aber doch, um des oben angegebenen Zweckes willen, der ein gedoppelter ist, auch seinerseits an der Vervollkommnung eines Werkes fortwährend mit arbeiten helfen, das, ungeachtet seit seiner ersten Erscheinung eine bedeutende Anzahl rivalisirender, zum Theil sehr vorzüglicher, Werke, manches sogar in wiederholten Auflagen, erschienen ist, wegen seines weiten Wirkungskreises im gesammten deutschen Vaterlande, und noch darüber hinaus, ein wahres Nationalwerk geworden ist. Es hat sich von Anfang an durch Klarheit der Darstellung, rationelle Behandlung und Eigenthümlichkeit der Forschung, und wir möchten sagen durch eine gewisse Gemüthlichkeit, die sein Studium zugleich, neben der Belehrung, auch anziehend und unterhaltend macht, Freunde erworben, und diese Vorzüge haben auch unsere Nachbarn über dem Rhein erkannt, indem Hr. Louis Vaucher in seinem *Traité de Syntaxe Latine* (Genève et Paris ch. J. J. Pachoud. 1827. 8.) die Zumpt'sche Syntax und die Anmerkungen zur Etymologie fast ganz übersetzt hat. Was man sonst bei der Anzeige von neuen Ausgaben zu thun pflegt, indem man nemlich angiebt, in wieferne sie vermehrt und verbessert seyen, scheint hier gleichfalls umgangen werden zu dürfen. Dafs die Zusätze nicht unbedeutend sind, sagt die Seitenzahl; dafs sie werthvoll und nicht unwichtig sind, dafür bürgt das bisher Geleistete, und der richtige Takt, den der Vf. bisher gezeigt hat: welcher Art sie sind, das kann Jeder aus der bisherigen stufenweisen Vervollkommnung des Buches abnehmen. Es bleibt uns also nur übrig, unsere freudige Theilnahme an der fortwährenden Wiedererscheinung eines Buches auszusprechen, dessen Verbreitung ein sprechendes Zeugnifs der vorherrschenden rationellen Behandlung auch dieses Zweiges der Studien in den öffentlichen Lehranstalten ist.

Digitized by Google

Wir knüpfen nun unsere Bemerkungen vorzüglich an eine Reihe von Paragraphen aus der Syntax an, denen wir nur vorausschicken wollen, dafs, wenn auch hier und da ein Mangel oder ein Fehler gerügt werden sollte, dies nicht sowohl neue Mängel, sondern meistens jetzt erst entdeckte Puncte, zum Theil von wenig Belang, sind, die wir, wenn das Buch unser wäre, ändern würden.

Zu §. 629 bemerken wir, dafs *gratulari* mit dem Acc. c Inf. von Fikenscher in seinem Programm *De conjunctione quod* (Norib. 1826. 4. p. 10) aus Livius an drei Stellen nachgewiesen ist, nemlich III, 28. IV, 40. XXI, 50. S. auch Forcellini, der Stellen aus Terentius, Ovidius und Suetonius nachweist. — Bei §. 364 scheint uns die Bemerkung hinzugehören, dafs die Collectivwörter *miles* u. dgl., für *milites*, nicht blos allein, sondern bei Dichtern sogar mit Adjectiven im Singularis, statt im Pluralis, vorkommen, z. B. Horat. Carm. I. 15. 6: *multo — milite*, vgl. Epod. 2, 31: *multa cane* für *multis canibus*, was, wegen der auffallenden Abweichung von unserm Sprachgebrauche, wohl bemerkt werden dürfte. — §. 365 steht die Stelle: *licentia rerum corruptrix est morum.* Sie ist aus Ammian. Marcellin. XXV. 3. p. 338. ed. Ern. Es heifst aber dort: *licentiam exterminans, rerum corruptricem et morum.* Wollte also der Herr Vf. *est* hineinsetzen, so durfte doch *et* vor *morum* nicht wegbleiben. — §. 366 würden wir bei der Stelle Cic. in Verr. I. 31: *cur civitas concurrerent* nicht blofs gesagt haben, sie sey verdorben, sondern auch bemerken, dafs *concurrerit* besser scheine, damit nicht ein Lehrer das weniger gute Gruter'sche *concurreret* vorziehe. In demselben §. wird citirt Drakenb. ad Liv. VI. 20. Hier kommt allerdings der Fall vor: *plebs — postquam — viderunt:* aber Drakenborch sagt Nichts dazu; eben so wenig VII. 20, wo steht *movit populum — ut — immemores essent;* aber wohl zu X, 38, 12 bei *ut vir virum legerent.* (Auf der 15ten Zeile ist der Druckfehler *exanimen*). Am Schlusse des §. wird wieder Drakenb. ad Liv. XXI, 7, (7.) citirt. Und hier ist allerdings scheinbar der angegebene Fall, im Grunde aber doch nicht: denn in dem Satze *et iuventus delecta, ubi plurimum periculi ac laboris ostendebatur, ibi vi majore obsistebant* — ist nicht aus dem Nomen collectivum des vorhergehenden Satzes der Begriff der Mehrheit gezogen, und bei dem Verbum des folgenden Satzes angewandt. *Obsistebant* gehört ja eigentlich in den Satz, in welchem *iuventus* steht. Drakenborch unterscheidet aber in seinen in der Note gesammelten Beispielen die zwei von dem H. Vf. geschiedenen Fälle gar nicht. — §. 368 ist zu *auxilia* (Hülfsvölker) *irati* zu citiren Gronov zu Liv. 29 (nicht 20), 12 (4). — §. 369 am Ende: die Stelle des Justinus ist I, 2, 4. — §. 370 Anfg. Die Stelle aus Sallust ist nicht aus der Rede des Lepidus, sondern aus der des Philippus gegen den Lepidus 7. p. 16. ed. Orell. oder ed. Cort. p. 949. n. 12. — §. 374: wenn es bei Cic. de Off. I, 41. heifst: *si quid Socrates aut Aristippus contra morem*

Digitized by Google

— *civilem fecerint*, so kann man annehmen, Cicero habe gedacht *si quid homines, quales fuerunt Socrates aut Aristippus — fecerint.* Die letzte Stelle ad Fam. XI. 20. ist nicht von Cicero, sondern von Brutus geschrieben. — §. 389. Bei der Construction von *adulari* hätten wir auch die merkwürdige Stelle Cic. Tusc. II. 10, 24: *pinnata cauda nostrum adulat sanguinem* angeführt, und Kühners Ausgabe dazu citirt, Ed. 2. p. 185. vgl. auch die deutsche Ausgabe des Forcellini, und die Ausgabe des Refn., die jetzt beendigt ist. — §. 412 am Ende würden wir bei Gelegenheit des Ciceronischen Ausdrucks *artis, cui studebat, primam litteram* — (welchem ganz gleich ist Cic. ad Fam. 4, 3) die Warnung ausgesprochen haben, dafs man aus Redensarten, wie die angegebene, oder aus ähnlichen, z. B. Brut. 93: *studuisse litteris*, oder wenn man in Wörterbüchern liest, Cicero habe de Or. I. 3. gesagt *studere alicui scientiae*, nicht schliefsen solle, man könne sagen *theologiae studet*, wie man im Deutschen sagt: er studirt Theologie, und dann am Ende gar *studet*, ohne Object, er studirt. Der Grund ist, weil *studere* nicht einfach studiren, sondern einer Sache mit Wärme ergeben seyn, heifst. S. de Legg. I. 4: *iuri studere te memini, — neque unquam mihi visus es ita te ad dicendum dedisse, ut ius contemneres.* Ist doch auch das Beispiel aus de Or. I. 3. bei Forcellini unrichtig ausgehoben, denn es heifst dort: *ut nemo fere studuisse ei scientiae* [sc. rerum ad mathematicam artem pertinentium] *vehementius videatur*, und so ist auch im Brutus a. a. O., *qui videretur exquisitius studuisse literis.* — Wenn §. 413 gesagt wird, *invidere alicui laudes* lasse sich deutsch geben: Einem seinen Ruhm beneiden, so ist dies ein der deutschen Sprache aufgedrungener Latinismus, indem die deutsche Sprache zwar erlaubt: Einem seinen Ruhm mifsgönnen, aber nur: Einen um seinen Ruhm beneiden. — §. 413 extr. Wenn hier gesagt ist, »die Verba der Gleichheit und Verschiedenheit werden in Prosa mit den Präpositionen *cum* und *ab* verbunden, z. B. *congruo, consentio, abhorreo, dissideo*«; so dürfte der Studirende zwar nicht veranlafst werden, zu glauben, dafs alle diese vier Verba mit *cum* und mit *a* construirt werden, aber doch, dafs die beiden ersten *cum*, die beiden letztern *a* bei sich haben, und ausschliefsend ansprechen. Aber so gewifs es ist, dafs man nicht sagt *congruere* und *consentire ab aliquo* und *abhorrere cum aliquo*, so findet sich doch nicht blofs *dissentire ab aliquo*, sondern auch Cic. Acadd. II, 47: *cum Cleanthe doctore suo — multis rebus Chrysippus dissidet.* So besonders häufig auch *discrepare cum* —, wie schon die Lexica zeigen, auch *discordare cum* — de Finn. I. 13. — §. 420 ist die Bemerkung, wie Ref. aus Erfahrung weifs, nicht überflüssig, dafs *est mihi* zwar, wie hier richtig steht, ich habe, aber nicht in dem Sinne von ich besitze, heifst, nemlich in Redensarten wie: Er besitzt Viel oder Wenig: *multa* oder *pauca ei sunt*, für: Er ist reich. — §. 425. Bei den beiden Beispielen am Schlusse: Cic. de N. D. II.

Digitized by Google

extr.: *mala et impia consuetudo est contra deos disputandi*, und Senec. ad Polyb. (Consol.) 29: *est magna felicitas in ipsa felicitate moriendi* erwartet man zwar in dem einen wie in dem andern Falle den Infinitiv (*disputare* und *mori*): aber die Gerundien sind etwas verschieden zu erklären. Das erste: *mala et impia consuetudo est consuetudo contra deos disputandi*; das zweite: *mori in ipsa felicitate magna est moriendi felicitas.* — §. 437. Anm. 2. wäre die Abkürzung von *iuris-* oder *iureconsultus* richtiger *ICtus* als *Ictus* geschrieben. — §. 439: unter den Verbis des Erinnerns, sich Erinnerns oder Vergessens sollte nicht in gleicher Linie die Formel *in mentem mihi venit* stehen, als ob sie in der Weise den Genitiv bei sich hätte, wie *memini, recordor, obliviscor, admoneo.* Bei den letztern ist der Genitiv unmittelbar durch den Begriff des Verbums herbeigeführt *): bei jener Formel mufs erst *recordatio, mentio* oder *memoria* ergänzt werden, weswegen denn auch oft bei ihr der Gegenstand der Erinnerung selbst im Nominativ steht, was der Herr Verf. zwar am Schlusse des §, aber blofs als Factum, bemerkt. — §. 441. in dem Beispiele aus Cic. de Sen. steht der Druckfehler *fructra.* — §. 448: bei der Construction *meum, tuum — est* erwarteten wir auch die Bemerkung, dafs, wenn durch eine Art von Apposition die Person, die das Possessivum meint, beigesetzt wird, eine Construction eintritt, wie *meum, Consulis, esse existimavi hostem ex urbe eiicere.* Über solche Appositions-Genitive, aber nicht in der Formel *meum est*, sondern wie Hor. Sat. I, 4, 22: *cum mea nemo scripta legat, vulgo recitare timentis*, verdient nachgesehen zu werden Ruddimann. Inst. Gramm. Lat. II. p. 49 sq. ed. Stallbaum. — §. 451 wird richtig das Factum angegeben, dafs, da sonst der blofse Ablativus bei den Passivis der Verba, um die bewirkende Sache auszudrücken, gesetzt werde, welche bei der activen Construction im Nominativ stehe, bei Personen aber, die Etwas bewirken, die Präposition *ab*, der einzige Fall jedoch ausgenommen sey, wenn die Participia der Verba erzeugt werden (*natus, genitus,* und bei Dichtern *editus, ortus, satus*). Hier konnte aber bemerkt werden, dafs diese Ausnahme in Phrasen wie *patre censorio genitus, natus matre quadragenaria* wohl nicht als Ablative der Causalität zu betrachten seyn dürften, wie in *sole mundus illustratur, fecunditate arborum delector,* sondern

*) Ein gelehrter Freund bemerkt hiezu: „Wir denken uns den Genitiv bei diesen Verbis als Theilbegriff: z. B. *oblivisci iniuriarum*, nicht die ganze Thatsache der Beleidigung, sondern die Bitterkeit derselben: *oblivisci sui*, nicht *se*, weil man seine ganze Existenz nie vergifst, ausser im Wahnsinn; mit dem Acc. bei gänzlichem Vergessen, Brut. 60: *subito totam causam oblitus est.* [*Oblivisci iniurias*, bei *deponere memoriam doloris*, steht in der Or. pro Coel. 20.] So *memini* mit dem Acc., blofs sich an die Existenz einer Person erinnern: Cic. Am. 2, 9: *memineram Paullum*, Phil V, 6. *Cinnam memini.* Mit dem Gen. höchstens, wenn man an einen Theil der Person, ihre Individualität, eigentlich Persönlichkeit denkt; vielleicht aber nie bei einer Person." [*Virorum memini* steht de Finn. V. 1.]

Digitized by Google

dafs sie im Grunde Ablativi absoluti sind. — §. 459. Wenn der Hr. Vf. den aus dem Griechischen in das Lateinische übergegangenen Accusativus absolutus (oder des entferntern Objects, wie Buttmann sagt) als statt des Ablativs gesetzt erklärt, so mag dies bei den Formeln *id temporis, id aetatis* gelten, wofür man allerdings *eo tempore, ea aetate* sagen kann. Aber ob Cicero in der angeführten Stelle Or. 56: *magnam partem ex iambis nostra constat oratio* gerne gesagt haben würde *magna parte*, ist noch die Frage. Eher *magna ex parte*, was er aber wegen *ex iambis* vermied. Eben so wenig glauben wir, dafs Livius I 32. für *cetera egregium*, wenn er den Accusativ hätte vermeiden wollen, *ceteris* (statt *in ceteris*) *egregium* gesagt haben würde, oder sich für *cetera similis, cetera laetus, cetera bonus* eben so gut sagen liefse *ceteris similis, ceteris laetus, ceteris bonus*, ja dafs dieses die eigentliche und regelrechte Ausdrucksweise sey, für die jenes sich, gleichsam davon abweichend, finde. — §. 459. In den Beispielen aus Cic. Acad. und de Sen. sollten die Worte *floruit* und *consilio* et *auctoritate* mit Cursivschrift gedruckt seyn. — §. 478 hätte auch die Construction bei Cic. de Rep. I. 37. (s. das. die Anm. in der Ausgabe des Ref. p. 151) bemerkt werden können: *Ergo his annis quadringentis Romae rex erat?* (von jetzt an vierhundert Jahre rückwärts, vor 400 Jahren). — §. 481. Bei *in loco* und *loco* in der Bedeutung am rechten Ort, gleich *suo loco*, möchten wir die Bestimmung beifügen, dafs Cicero vorzugsweise *loco* sage: denn ad Famm. XI. 16. aus welchem Briefe Forcellini *epistolae — non in loco redditae* citirt, haben alle guten Ausgaben längst das blofse *loco*. Dagegen ist bei Horatius Od. (IV. 12. 28.) und Terentius (Adelph. 2, 2, 8.) *in loco, loco* aber findet sich bei ihnen nicht. — §. 485 beginnt: »Die Vergleichungspartikel *quam* wird nicht selten ausgelassen bei *minus, plus* und *amplius*«: nun folgen nach Angabe des Factums die Beispiele zum Beweise: Liv. *occiderant minus duo millia civium*; Tac. *decem haud amplius dierum frumentum*; Ter. *plus quingentos colaphos infregit mihi*; Liv. *sexdecim non amplius legionibus defensum imperium*; Cic. *minus triginta diebus*; Prop. *plus uni*. Wir betrachten diese Stellen so: die erste: *occiderant duo millia*, so dafs *minus* parenthetisch und gleichsam also ausserhalb der Construction steht; die zweite: *frumentum decem dierum* (fuit in horreis), *haud amplius*; die dritte gleicht der ersten, die vierte der zweiten; bei der fünften ist eben so wenig, wie bei den vorigen, *quam* ausgelassen, auch der Ablativ *diebus* nicht von *minus* regiert, sondern *minus* steht gleichsam auch parenthetisch, oder vielmehr, ehe die Zahl auf die Frage, in wieviel Tagen? angegeben wird, wird durch *minus* angekündigt, dafs die gleich anzugebende Summe (in dreifsig Tagen) nicht voll zu nehmen sey. Ständen diese Vermehrungs- und Verminderungspartikeln immer nach den Zahlen, wie in der zweiten Stelle aus Livius, so würde es noch mehr in die Augen fallen, obgleich die Wortstellung die Sache im Wesentlichen nicht anders macht. Wir

Digitized by Google

setzen nur noch bei, dafs auch *maior* und *minor* so gebraucht wird. Bei Cic. pro Sex. Rosc. Amer. §. 39. fand Steinmetz in den Pariser Handschriften, was überhaupt fast alle Codd. geben: *annos natus major quadraginta.* Orelli nimmt hier freilich an, es seyen durch die Abschreiber zweierlei Constructionen vermischt worden *annos natus quadraginta* und *annis maior quadraginta*, und das letztere giebt er: eben so hat es schon vor ihm A. Matthiä erklärt und gegeben. S. aber dagegen Möbius zu dieser Stelle und Schmieder: nur ergänzen wir auch hier nicht *quam*, sondern nehmen *maior* als vorausgeschickte Epanorthose der Zahl. Vgl. Corn. Nep. de Regg. 2, 3: *major annos sexaginta natus decessit.* S. das. Dähne (Ed. Teubn. p. 156), Günther, Bremi und Feldbausch. Gerade so ist auch Corn. Nep. Hannib. 3, 2: *minor quinque et viginti annos natus.* Vgl. Stallbaum zu Ruddimann II. p. 295, welcher auch die Stelle des Cic. pro Rosc. Am. nicht geändert wissen will. Auch bei Frontin Strateg. IV, 1, 10. p. 412. Oudend. findet sich *minor quinquaginta annos natus.* Vgl. das. Oudendorp. — §. 491. In der dreifachen Construction des Verbums *facere* in der Bedeutung: Etwas machen oder anfangen mit Jemand, *facere de*, dann *quid facias hoc homine* und *quid facias huic homini*, nehmen wir eine dreifache Bedeutung und Erklärung an; a) mit *de:* was willst du in Betreff dieses Menschen thun? b) *hoc homine* nehmen wir als Ablativi absoluti, für *dum* oder *quamdiu hic homo est, ut est* oder *ut nunc est.* So ist de Or. III. 1. 2. *illo Senatu se rem publicam gerere non posse.* Wir wissen wohl, dafs Mehrere dies für den Ablativ des Mittels halten. c) *huic homini* mag für den Dativus commodi oder incommodi gelten. — §. 492. Bei dem Vocativ konnte noch bemerkt werden, dafs die Anrede mit *o* sich auch häufig in Übersetzungen aus dem Griechischen oder in Nachbildungen griechischer Ausdrucksweise findet. — §. 510. Die Stellen Cic. de Rep. I, 43: *Tum fit illud, quod apud Platonem est luculente dictum, si modo id exprimere Latine potuero*, und de Legg. II, 18: *Plato, si modo interpretari potuero* — werden wegen *potuero* behandelt, und zwar ganz richtig. Dafs aber *exprimere* und *interpretari* durch übersetzen wiedergegeben wird, könnte die Schüler verleiten, ihr eigenes Übersetzen durch *exprimere* ausdrücken zu wollen, da doch die erste Stelle (was wir dem H. Verf. nicht zu sagen brauchen) sagen will: *si modo, quod a Platone tam luculente, eleganter, copiose dictum est, imitando exprimere et quasi effingere potuero.* — §. 512. Die als gleich angegebenen deutschen Constructionen: ich *fragte* ihn, ob er *wisse* und ob er *wüfste*, enthalten eigentlich eine Dialektsverschiedenheit. Der Norddeutsche sagt lieber nach ich fragte ihn, in lateinischer und französischer Constructionsweise: ob er wüfste; der Süddeutsche: ob er *wisse*, (nemlich damals, als ich ihn fragte) und versetzt sich in den Moment des Fragens. — Wenn §. 520 gesagt wird, der Deutsche brauche das Imperf. Conjunct. von müssen, sollen u. dgl. oft ohne den Begriff der Unmöglichkeit,

Digitized by Google

und sage: du *müfstest* fleifsiger seyn, du *solltest* eine Reise unternehmen, gleichsam mit feinerem Ausdruck für du mufst, du sollst, wo der Lateiner setze *debes, oportet*, nicht *deberes, oporteret;* so ist das Factum des Sprachgebrauchs richtig, aber der Grund davon nicht genug herausgehoben. Der Lateiner denkt und sagt nemlich die Sache, wie sie ist: der Deutsche spricht oder denkt vielmehr hypothetisch und gleichsam elliptisch: wolltest du deine Pflicht thun, du würdest —. Eben so bei *longum est*, es *wäre* zu weitläufig, denkt der Lateiner die Sache, der Deutsche die Folge, die eintreten würde, wenn es nicht unterbliebe, wobei er voraussetzt, dafs es unterbleibe. Wir wissen wohl, dafs man auch im Deutschen *melius erat*, (*hoc providere*,) übersetzen kann und auch übersetzt: es war (wirklich) das Bessere, oratorisch und logisch richtig: aber wir halten es für eine Nachbildung des Lateinischen. (Gegen das Ende des §. steht *deligentior* statt *dilig.*) — § 528 wird die Stelle Cic. Verr. IV, 23, (52) jetzt citirt: *qui videret, equum troianum introductum, urbem captam diceret*, da hingegen in der fünften und sechsten Ausgabe der Grammatik und in der Z. Ausgabe der Verrinen *viderent — dicerent* steht, wie auch Or. giebt. Will der Hr. Vf. etwa jetzt die Lesart der Ed. Hervag. (nemlich die von 1534; denn die von 1540, die Camerarius besorgt hat, hat *videret — diceret*) wo *videret — diceret* gelesen wird? — §. 542 könnte ein Wink angegeben seyn, dafs alle angegebenen verschiedenen Bedeutungen, auch die mit dem exhortativen Conjunctiv, sich ganz einfach erklären lassen, wenn man denkt *quin* sey aus *quîne, qui non* entstanden, und heifse eigentlich wie denn nicht? warum denn nicht? — §. 550. Um nachzuweisen, dafs bei Zwischensätzen, die aus dem Gemüthe eines Andern gesprochen werden, der Deutsche wie der Lateiner den Conjunctiv mache, dient die Übersetzung von *quod se — appellaverim*, weil ich sie genannt *habe*, nicht, da die erste Person den Conjunctiv nicht kenntlich macht. — §. 554. Schon in einer frühern Rec. haben wir bemerkt, dafs hier eine fünfte Form der Gegenfragen (aus 1. und 3. zusammengesetzt) übergangen ist, nemlich *utrum — ne: — an* — Cic. de N. D. II. 34. 87: *utrum ea fortuitane sint, an eo statu, quo* — so dafs *utrum* gleichsam für *utrum sit* steht, (welcher von beiden Fällen statt finde) *ea fortuitane sint, an — ob* dies zufällig sey, *oder* —. — §. 556. Betrachtet man die Stelle de Off. 3, 33: *qui potest temperantiam laudare is, qui ponat summum bonum in voluptate?* blofs so, wie sie hier in der Grammatik steht, so sieht sie wie ein allgemeiner Satz aus: Wie kann derjenige Mensch, der in dem Geniefsen das höchste Gut erblickt, die Mäfsigkeit loben? Wäre dies der Sinn, so müfste es *ponit* heifsen, und das Beispiel gehörte gar nicht hierher. Es geht aber auf eine bestimmte Person, den Epikurus; darum steht *qui* für *cum*, und *ponat* mit Recht. Das sollte dadurch in der Grammatik angedeutet seyn, dafs *Epicurus* in einer Klammer nach *is* beigesetzt wurde. — §. 574. Die Construction von *quamquam, quamvis* und

Digitized by Google

licet würden wir etwa so erklären: *quamquam* zeigt durch Wiederholung desselben Wortes (*quam — quam*), wie *quisquis*, *utut*, *quotquot*, ganz wie unser deutsches: es steht *so so*, ein Schwanken, ein Zugeben mit Unentschiedenheit, z. B. *utut est*: es ist so, aber das Wie bleibt dahingestellt, *quisquis est*: er ist, aber die Quantität, der Grad ist nicht zu bestimmen, oder, wenn er bestimmt ist, so ist dies doch nicht von dem Einfluss, der erwartet werden könnte. *Quamvis* aber und *licet* sind gleichsam parenthetische Zwischensätze eines Concessivsatzes, der seiner Natur nach auch ohne sie im Conjunctiv stehen würde. *Quamvis in turbidis rebus sint* ist s. v. a. *sint in turbidis rebus, quantum tu eos inesse vis*; oder: *licet stomachetur* i. e. *stomachetur, per me licet.* Daraus würden wir dann auch die Sätze erklären, wo *quamvis* ohne Verbum steht, z. B. *Quasi vero mihi difficile sit, quamvis multos nominatim proferre*: d. i. *multos proferre, quantum vis.* Vgl. auch noch über *quamquam* Kritz. zu Sall. Jug. 3, 2. p. 16. Bei *quam* fällt uns noch bei, dass etwa bei §. 107 die Bemerkung noch Raum finden könnte, dass *quam* auch zur Verstärkung des Positivs der Adjective diene. Z. B. Cic. ad Att. VII. 15. *suam in senatu auctoritatem quam magni aestimat*: wo Einige *quam*, aus Unkenntniss dieses Sprachgebrauchs, ausstreichen. S. Ruddimann. Inst. Gr. Lat. II. p. 307 sq.

Doch genug zum Beweise unserer abermaligen Durchsicht des Buches, und unserer Achtung desselben, die durch die vielen trefflichen Zusätze, welche wir nicht aufzählen können und wollen, noch gesteigert worden ist. Möge dies noch lange nicht die letzte Ausgabe seyn! *G. H. Moser.*

Vigilum Romanorum Latercula duo Coelimontana magnam partem militiae Romanae explicantia edidit atque illustravit, Appendicem Inscriptionum, quae ad vigilias pertinent, Laterculorum militarium hucusque cognitorum omnium et Inscriptionum variarum militarium adjecit Olaus Kellermann Danus. Romae 1835. 4.

Das Detail des römischen Kriegswesens war bei der Menge von Schriften über diesen Gegenstand noch keineswegs aufgehellt. S. Creuzers Röm. Antiq. Cap. XI. p. 345 ff. 2te Aufl. insbesondere §. 252. Nun macht Herr Kellermann, dessen Genauigkeit alle Anerkennung verdient, zwei marmorne 6 Fuss 9 Zoll hohe Piedestale bekannt, deren Inschriften viel Licht verbreiten. Sie wurden im Jahre 1820 zu Rom im Park Matthäi auf dem Cölischen Berge zufällig ausgegraben und in der Villa genannter Familie aufgestellt. Die eine ist im J. 210 n. Chr. von der fünften Cohorte der Vigiles, die eben auf dem Cölischen Berge stationirte, dem Kaiser-Mitregenten M. Aurelius Antoninus (früher Bassianus, später Caracalla) geweiht, wie die Inschrift der Vorderseite lehrt. Der andern Vorderseite hatte nie eine Inschrift, sollte aber, wie der Herr Verf. beweist, demselben Kaiser von derselben Cohorte geweiht werden, und ist nicht vor 205, aber einige Jahre vor 210 gemacht. Die drei übrigen Seiten beider Piedestale enthalten Namen der Soldaten und Verzeichnisse

Digitized by Google

ihres Dienstes. Nun aber war der Dienst in der Stadt dem im Lager der Legionen nachgebildet. Daher sind diese Inschriften wichtig für das Verständnifs des ganzen römischen Kriegswesens.

Zuerst handelt Herr Kellermann von den durch August im 6ten Jahre nach Chr. zur Sicherheit der Stadt angeordneten Vigiles und ihrem Praefectus umfassend, und weifs die scheinbar widerstreitenden Angaben glücklich zu vereinigen. Den Spitznamen Sparteoli leitet er von den Feuereimern ab, welche aus Spartum (Pfriemenkraut) gemacht und gepicht waren.

Sodann zeigt er scharfsinnig nach, dafs das Piedestal ohne Dedicationsinschrift einige Jahre vor dem andern verfertigt ist. Sie enthalten nemlich beide fast dasselbe Verzeichnifs von Soldatennamen, dem Dienstalter nach, nur sind bei dem jüngern am Anfange die Namen der Ausgedienten weggelassen und am Ende durch die der Tironen ersetzt. In dem spätern erscheinen 18 Namen unter einem höhern Rang, welche in dem ältern noch unter den Gemeinen standen. Sehr lehrreich für die Beurtheilung der lateinischen Inschriften überhaupt ist die Vergleichung der einen ältern, nachlässig gehauenen und hernach unbrauchbar gewordenen, mit der andern spätern, wie sie Herr Kellermann S. 11 f. zusammenstellt. Aber auch die spätere ist nicht frei von Fehlern, welche der Herausg. mit Umsicht und Vorsicht zu verbessern sucht.

Das Wichtigste aber, was wir aus diesen 2 Inschriften und ihrer Erläuterung durch viele andere hier mitgetheilte Inschriften kennen lernen, sind die Titel der Vigilum und ihrer Führer, deren Ämter gröfstentheils bisher unbekannt waren. Nämlich PR d. i. Praefectus vigilum, deren wir unter Alexander Severus 3 zu gleicher Zeit finden. Dies erklärt Hr. K. genügend aus ihrer Gerichtsbarkeit. Derselbe unterscheidet sehr genau ihre nach den Zeiten veränderte Verrichtung und Macht. S PR d. i. Subpraefectus, deren aus Inschriften nur 7 bekannt sind. Er hiefs auch Vicarius Praefecti, ist aber nicht zu verwechseln mit dem Vicepraefectus vigilum; jenes war ein stehendes Amt, dieses fand nur in aussergewöhnlichen Fällen statt, nemlich nur im Verhinderungsfalle des wirklichen Praefectus. — TRIB d. h. Tribunus vigilum, in jeder Cohorte einer, also im Ganzen 7. Sie avancirten gewöhnlich zum Tribunatus militiae urbanae oder praetorianae. — Centurio, deren in jeder Cohorte 7 vorkommen, also im Ganzen 49 waren. — ℏ ist auf diesen Inschriften das Zeichen für Centuria, was Herr K. zu bemerken übersehen hat. — Der Rang der übrigen Stellen ist nach den vorliegenden Untersuchungen vom gemeinen Soldaten aufwärts folgender: 1) Miles, 2) Codicillarius Tribuni (a codicillis) = scriba subcornicularius, adjutor Tribuni, 3) SETR d. i. Secutor Tribuni, der Bediente des Tribunus. — Optio valetudinarii (nicht valetudinarius, wie Hr. K. hat), der Gehülfe des Arztes. Vgl. Digest. Lib. 50. Tit. 6. leg. ult., welche Stelle Hr. K. übersehen hat. — Optio arcarii, der Gehülfe des Kassirers. 4) B d. i. Beneficiarius Tribuni, der ein Beneficium, eine Auszeichnung vom Tribunus erhalten. — A quaestio-

Digitized by Google

nibus, welcher die Tortur besorgte. 5) Tesserarius ϟ, welcher die Parole vom Tribunus empfing und weiter besorgte. 6) Optio ϟ, der Gehülfe, wie Hr. K. S. 22 annimmt, des Tribunus, wir glauben aber der des Centurio gehört in diesen Rang. Gruteri Inscr. 571. 3: A comment. Praef. Optio Centurion. Vgl. auch, was Hr. K. S. 19, Col. 1 sagt. 7) Vexillarius, der Träger des Vexillum, oder Signifer. — Gleichen Ranges war A Commentariis Praefecti, der Buchführer, Fisci curator. — Cornicularius Tribuni, Adjutant des Tribunus. 8) Optio Balnearii, der provisorische Bademeister. 9) Beneficiarius Subpraefecti, der vom Subpraefectus eine Auszeichnung erhalten. Der Inschrift Nr. IV zufolge setzt Ref. hinzu: Cornicularius Subpraefecti, der Adjutant des Unterpräfects. Die letzten Schritte zum Centurionat machte der Beneficiarius Praefecti, und endlich der Cornicularius Praefecti, der Adjutant des Präfects.

Der Rang der übrigen läfst sich nicht genau bestimmen: IMC d. h. Imaginifer cohortis, der das Bildnifs des Kaisers trug. ABAL d. i. A balneis. UNC d. i. Unctor cohortis, der für die Salben sorgte. HO oder HC d. i. Horrearius cohortis, der Magazinaufseher. CAR d. i. Carcerarius, Gefängnifsaufseher, mit seinem Optio, welcher OPCA bezeichnet wird, d. i. Optio carcerarii. TAB d. i. Tabularius, Archivar. AQA d. i. Aquarius, beim Löschen eine wichtige Person, wie SIF d. i. Siphonarius, der die Wasserschläuche besorgte. BU d. i. Buccinator, der die Nachtwachen durch Blasen bezeichnete. SU d. i. Buccinator suffectus. So erklären wir SU, ohne SU zu corrigiren in BU. — CACUS erklärt Hr. K. als Ordonanzofficier. Ohne dafs er uns davon überzeugt hat, wissen wir doch nichts besseres. EM d. i. emeritus, und EMB emeritus beneficiarius. EXPR d. i. Exceptor praefecti, dem der Präfect dictirte, sein Secretär; desgl. EXTR exceptor tribuni. LSPR d. i. librarius subpraefecti, der Rechnungsführer des Unterpräfects; desgl. LTR librarius Tribuni. PRPR d. i. Principalis beneficiarius Praefecti. VIC d. i. Victimarius.

Aus der zweiten (vollständigsten) Hauptinschrift v. J. 210 ergeben sich 104 Officiere, 904 Gemeine, im Ganzen 1008, ausser dem Tribunus und 4 Ärzten, welche alle mit Namen aufgeführt werden; eine grofse Bereicherung für die römische Geschichte. Ferner ergiebt sich aus dieser Berechnung und Vergleichung mit andern Verzeichnissen, dafs die Cohorten der Vigiles, den prätorischen der Zahl nach gleich, aus 1000 Mann bestanden; also die Centurie aus 143.

Noch viel mehr Titel und Amter finden sich in der Appendix, dem gröfsern Theile des Buches, in welcher Herr K. alle schon bekannten Inschriften über das römische Kriegswesen mittheilt, und diese mit vielen bisher unbekannten stark vermehrt, so dafs man hier alles beisammen hat, was man von betreffenden Inschriften und gründlicher Erläuterung nur wünschen kann. Ein solches Werk konnte niemand liefern, als der lange in Rom gelebt, sich vieler Verbindungen erfreut und seine Zeit sorgfältig benutzt hat.

Digitized by Google

Den Schluſs machen die Register, welche eine reiche geographische, historische und antiquarische Ausbeute liefern.

Gelegentlich wird vieles berichtigt. Z. B. S. 2 Not. 9 Dio Cass. Lib. LV cap. 31: πεντηκοστῆς nach Lipsius corrigirt in πεντεικοστῆς. — Münch's Irrthum, der von Nardini stammt, in der Ausgabe des Rufus, als wären 38 Cohorten vigiles gewesen. — Am meisten wird Orelli zurechtgewiesen.

Druckfehler haben wir folgende bemerkt: S. 2 Col. 2 Lin. 5: Cohortes corrigire in cohort*em*. S. 4 Col. 2 Lin. 5: Tab. II in Tab. 2. Ebenso S. 18 Col. 1 Lin. 38 und Col 2 Lin. 1.

Das Werk ist wohl durch das archäologische Institut und daher durch die Kunthandlung Schenk und Gerstäcker in Berlin zu beziehen. *Vömel.*

De auctore vitarum, quae sub nomine Cornelii Nepotis feruntur, quaestiones criticae. Scripsit G. E. F. Lieberkuehnius-Pohlmannianus. — Commentatio, Judicio amplissimi ordinis philosophorum Jenens. in Panegyri Academica die VI. M. Septembr. MDCCCXXXIV Primario Praemio ornata. Prodiit Lipsiae in Librariu Wuttigiana. 1837. (X und 176 S. gr. 8.)

Diese Abhandlung zerfällt in drei Bücher. Das erste handelt von dem Leben und den Schriften des Cornelius Nepos, so wie von seinem Charakter und seiner Schreibart. Das zweite Buch gibt die Geschichte der Biographien und die verschiedenen Meinungen der Gelehrten über dieselben. Hierbei tritt zuerst die Meinung derer auf, die das Buch dem Aemilius Probus zuschreiben, wobei ausführlich die Sätze des Herrn Rink (p. 40—46) beleuchtet werden; alsdann die Meinung derer, die dem Cornelius zwar das Eigenthum der Biographien nicht absprechen, aber den Aemilius Probus als Epitomator annehmen. Dann kommt die dritte Meinung zur Sprache, wornach dem Cornelius Nepos und Aemilius Probus die Abfassung der Biographien abgesprochen und sowohl der Autor als das Zeitalter des Buchs im Ungewissen gehalten wird; wobei die Sätze von Julius Held am ausführlichsten besprochen werden (S. 52—64). Und zuletzt ist die Rede von denen, die wie der verstorbene Dähne den Cornelius Nepos als Autor vertheidigen. — In dem dritten Buche nun wird die Gesammtheit der vorhandenen Biographien dem Cornelius Nepos zugesprochen, theils aus äussern, theils aus innern Gründen. Unter den äussern Gründen wird angeführt, dafs alle Codices die Biographie des Cato und Atticus dem Cornelius Nepos beilegen, ferner dafs drei in Hänel's Catalog aufgeführte spanische Handschriften sämmtliche Biographien dem Nepos zuweisen, ohne des Aemilius Probus zu erwähnen. Als innere Gründe werden angeführt: die öfters ausgesprochene Freiheitsliebe des Verfassers, die Hinweisungen auf die Zeiten der sinkenden römischen Republik, während andere Züge deutlich erkennen lassen, dafs das Buch nicht in die Zeiten des Theodosius fallen könne (p. 72 ff.). Dabei tritt als eigenthümliche Meinung des Herrn Vfs. hervor, dafs er die vorhandenen Biographien nicht als ein Bruch-

Digitized by Google

stück aus dem gröfsern biographischen Werke des Cornelius Nepos, sondern als ein besonderes Werk von diesem Autor ansieht, wobei er scharfsinnig den letzten Satz der Praefatio erklärt, und sich zugleich auch auf eine Stelle in Epaminondas (cap. 4, 6) stützt. — (Magnitudo voluminis ist nach ihm der geringe Umfang des ganzen Buchs, der keine grofse Vorrede zuläfst, und das Werk hat nicht den Titel De viris illustribus, sondern es ist ein selbständiges Buch (volumen), das ohne alle Verstückelung von der Praefatio bis zum Schlufs der Notizen de regibus reicht, und in den Worten des Autors selbst seinen Anfang sowie sein Ende bezeichnet. Aber in dem Werke de viris illustribus folgten auf die griechischen Feldherren die römischen, auf die griechischen Geschichtschreiber die römischen, auf die griechischen Redner die römischen u. s. f. — Und das vorhandene *Volumen* des Cornelius Nepos enthält ganz unverstückelt die Vitas imperatorum Graecorum.) Der Raum dieser kurzen Anzeige gestattet nicht, in das Einzelne weiter einzugehen, nur möchte hier gleich die eine Bemerkung sich aufdrängen, dafs wenn wir mit dem Herrn Verf. annehmen, dafs das auf uns gekommene Buch von der *Praefatio* bis *de regibus* ein unverstückeltes Ganzes ist, wie es der Autor edirte, so konnte es wohl, nach dem oben aus den Äusserungen des Vfs. Angeführten, nicht blos vor den Biographien der römischen Feldherren stehen, sondern an der Spitze des ganzen Werkes de viris illustribus, und dann fällt die gegebene Erklärung von *magnitudo voluminis* wieder zusammen. — In dem zunächst folgenden vertheidigt der Vf. die vorhandene Folge der Biographien gegen Titze, indem er nachweist, dafs sie rein auf chronologischer Ordnung beruht. — So werden auch die von Walicki*) gemachten Vorschläge zu veränderter Reihenfolge zurückgewiesen. — Nun wird zu beweisen versucht, dafs das vorhandene Buch sowohl seinem Inhalt als seiner Sprache nach dem Cornelius Nepos in Beziehung auf sein Zeitalter u. s. w. völlig entspreche. Den Schlufs bildet die Nachweisung der Quellen, die der Autor in jeder einzelnen Biographie benützt habe. — In der Ausgleichung divergenter historischer Angaben, wie sie z. B. gleich anfänglich in der Vita Miltiadis vorkommen, vermifst Ref. eine gewisse Schärfe des Urtheils, die zur entscheidenden Klarheit des Behaupteten führte. Und wenn auch die Abhandlung im Allgemeinen gut angelegt und wohl geordnet ist, so möchte an mehreren Stellen der eben erwähnte Mangel fühlbar seyn. Der Styl des Ganzen ist im Allgemeinen mehr übereilt und flüchtig, als correct. Als Beleg will Ref. nur Eines anführen: S. 86 gibt der Verf. den in den meisten Ausgaben stattfindenden Titel: De vita excellentium imperatorum, in der Form an: *Vitae de excell. impp.*, und ist selbst der Meinung, dafs der Autor sine dubio dem Buche den Titel gegeben habe: *Vitae de Graecis imperatoribus* (!).

*) De Cornelio Nepote. Dissertatio inauguralis — ad gradum doctoris philosophiae rite obtinendum. Dorpati Livorum 1832.

Feldbausch.

Digitized by Google

P. Virgilii Maronis et Titi Calpurnii Bucolica cum Appendice Carminum posterioris aevi. Ad optimorum librorum fidem in usum scholarum edidit Frid. Andr. Chr. Grauff, phil. Dr. et gymnasii Biennensis Director. Bernae, Sumptibus librariae Dalpianae. 1835 u. 1836. *IV.* 33 u. 71 *S. in* 8.

Eine recht nett auf sehr gutem, hellem Papier gedruckte Schulausgabe, welche mit dem Eklogen Virgils die ähnlichen Dichtungen des späteren Calpurnius nebst einigen andern kleineren Gedichten, die aus Wernsdorfs bekannter Sammlung der Poetae Latini minores und zwar nach dem Pariser, von Lemaire veranstalteten Abdruck entnommen sind, verbindet, jedoch beides besonders paginirt und mit besondern Titeln versehen, so dafs es auch besonders ausgegeben werden kann, was gewifs zu billigen ist. Der Text des Virgil ist nach der bei Teubner in Leipzig 1820 erschienenen Jahnschen Ausgabe, mit wenigen einzelnen Ausnahmen, geliefert; bei Calpurnius ward der Webersche Text (in dem Corpus poett. Latt. Francof. 1833) gegeben. Einleitungen oder Noten sind nicht beigefügt; da aber der Text der sämmtlichen eilf Eklogen gegeben wird, so läfst sich wohl vermuthen, dafs der Herausgeber an der Autorschaft des Calpurnius, dem man bekanntlich mehrere dieser Eklogen, wo nicht (mit Sarpe) alle, absprechen wollte (vgl. uns. Röm. Litt. Gesch. §. 149), keinen Zweifel hatte. Der Appendix (von S. 42 ff.) enthält eine Reihe von kleineren lateinischen Dichtungen, meist aus späterer Zeit, zuerst *Severi Sancti Carmen de mortibus boum*, dann *Vespae judicium*, wie bemerkt, nach Wernsdorfs Recension, der auch der Herausgeber in den folgenden Gedichten folgt, die meistens in die lateinische Anthologie aufgenommen und nun zum Theil in einer besseren Gestalt in H. Meyers neuer Ausgabe dieser Anthologie erschienen sind, welche jedenfalls der Wernsdorfschen Recension vorzuziehen ist. So findet sich *Bedae Ecloga* in Meyers Antholog. Ep. 391; die beiden Gedichte des Pentadius Ep. 252 u. 250; des *Servastus junior* Gedicht *De vetustate* Ep. 542; des *Focas* Ep. 288 u. s. w. Den Beschlufs macht: *Albi Ovidii Juventini Elegia de Philomela* (bei Meyer Ep. 233) und *Julii Sperati Elegia de laude Philomelae* (ib. 392) nebst einigen Epigrammen.

Wir wünschen noch recht viele Schulausgaben auf so gutem Papier und mit so deutlichen Lettern gedruckt, wünschen auch mit dem Herausgeber »ut etiam hac qualicunque opella lectioneque scriptorum vetustatis probatissimorum assidua sol humanitatis atque doctrinae magis magisque exoriatur splendidior«, ohne jedoch den nachfolgenden Wunsch zu theilen: »patriaeque nostrae Helvetiae libertas ubique terrarum gentibus exsistat.«

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Essai historique sur la Vie et la Doctrine d'Ammonius-Saccas, chef d'une des plus célèbres Ecoles philosophiques d'Alexandrie, par L. J. Dehaut, Docteur en droit et Professeur extraord. à la Faculté de Philosophie et de lettres de l'Université de Gand. Ouvrage couronné par l'Academie Royale des Sciences et Belles-lettres, dans sa séance générale de 7. Mai 1830. Bruxelles, M. Hayez, Imprimeur de l'Acad. roy. 1836. 4. IV u. 204 S. (Leipzig, bei Avenarius u. Friedlein.)

Schon 1828 hatte die kön. Akademie als Preisfrage für 1830 aufgegeben eine Zusammenordnung und Erklärung der Fragmente von Ammonius-Saccas, nebst Untersuchung, was er von Vorgängern angenommen, wie er auf seine Zeitgenossen wirkte, und welches sein Einfluſs auf seine Nachfolger gewesen ist? Der Vf. hatte bereits mit Erfolg ein Paar andere Preisaufgaben bearbeitet: 1) im J. 1827 über den Athenischen Kriegsanführer und Redner, Iphikratos; 2) im J. 1829 über das ontologische oder objective Ich. In dem letzteren, sehr ausführlichen, lateinisch geschriebenen Memoire führt er Beweise für das Selbst-Seyn, die Immaterialität und die Unsterblichkeit der Seele. Nur weil die Annalen der Universität seit 1830 nicht mehr gedruckt wurden, blieb es indeſs ungedruckt.

Monographien sind äusserst wünschenswerth. Erst wenn die einzelnen Data nach allen Beziehungen berichtigt sind, kann daraus, was für ein Ganzes wichtig ist, mit Zuverlässigkeit construirt werden. Der Vf. citirt S. 62. 63. dreizehn dergl. Monographien über einzelne alte Philosophen, von Wyttenbachischen Schülern. Andere erschienen unter Ruhnkenius (S. 100). Schade, wenn nicht das Wesentliche daraus in eine Collection gebracht wird. Allerdings aber muſs, wie es die oben angeführte Aufgabe auch in diesem Fall vorschrieb, nicht blos der Gegenstand an sich zuvörderst aus den Quellen dargestellt und erklärt werden. Auch das Woher und Wodurch der Vergangenheit, das Wo und Wie des Jetzt, und das Wohin und Wozu der Folgezeit ist zugleich zu beleuchten. Soviel möglich sollten immer die Texte, auf welche alles ankommt, vorausgeschickt oder wörtlich eingeflochten werden. Denn die mei-

Digitized by Google

sten Fehlgriffe entstehen, weil die, welche ein gröfseres Ganzes bearbeiten wollen, die zerstreuten Traditionsquellen nicht leicht mit einem Mal im Überblick haben und gegen einander halten können.

Das erste Beispiel monographischer genauerer Untersuchung erwarteten wir von dem Vf. dort, wo Potamon als Vorgänger des Ammonius-Saccas zu beleuchten war, da die Preisaufgabe ausdrücklich die Vorgänger beleuchtet wünscht. Auch bei dem Vf. S. 43 wird wegen Potamon über die Ungewifsheit der Angabe seiner Zeit bei Suidas geklagt. Freilich werden schon bei Brucker T. II. S. 194—198 die verschiedensten Muthmafsungen darüber discutirt. Heumann erregte fast ganz unnöthige Zweifel, wie denn wohl Potamon vor und nach dem Augustus zu Alexandrien philosophirt haben könne, da August fast 50 Jahre regiert habe. Man gelangt aber dennoch auch bei Brucker nicht zu eigener Entscheidung, weil die Stelle aus Suidas nicht richtig und vollständig vorausgeschickt und sogar schon *μετ' αὐτοῦ* statt *μετ' αὐτὸν* in den Text hineingerückt wird.

Suidas sagt: *Ποταμων, αλεξανδρευς φιλοσοφος γεγονως πρὸ Αυγουστου και μετ' αὐτὸν εστιν αυτου εις τας Πλατωνος πολιτειας ὑπομνημα.* Nicht ganz gewifs ists hier, ob die Worte *και μετ αυτον* zu *γεγονως* oder zu *εστιν* zu ziehen sind, und ob *μετ αυτον post eum* auf Augustus oder auf Potamon selbst gehe. Der Sinn könnte seyn, dafs eine Schrift des Philosophen nach ihm, als seine Hinterlassenschaft, da sey. Aber auch der gewöhnlich angenommene wahrscheinlichere Sinn ist ohne bedeutende Schwierigkeit für die Chronologie Potamons. Augusts Regierung wird von der Schlacht bei Actium an gerechnet. Erst 4 Jahre später beehrte ihn der Senat mit der *αυγη* oder dem Titel der geheiligten Majestät. Aber auch von jenem Sieg an gerechnet lebte er nur noch 43 Jahre. Potamon kann also 25jährig zu Alexandrien als eklektischer Philosoph aufgetreten seyn und war dann doch bei Augusts Tod nur 68 Jahre alt.

Dieses Augustische Zeitalter war demnach der Anfang der eklektischen Methode zu philosophiren, und zwar ihrer ersten Epoche, indem Potamon erst nur aus den griechischen Systemen, das beschränkende Einseitige oder Individuelle weglassend, das Wesentliche als das Wahre auszulesen suchte.

Darüber giebt Diogenes Laertius im Proömium Nr. 21 eine inhaltsreiche Notiz. Schade nur, dafs die Erklärer sich dabei fast

Digitized by Google

allein mit dem Chronologischen und nicht mit dem Lehrinhalt beschäftigten. Diogenes Laert. kann, da er Antonins des Philosophen nicht erwähnt, nicht später, als unter Antoninus Pius, also ungefähr a. 140 geschrieben haben. Gar nicht unpassend war es dann, wenn er um diese Zeit schrieb: »Ferner aber vor Kurzem ist auch eine Eklektische Haeresis eingeführt worden (ετι δε προ ολιγου και εκλεκτικη τις αιρεσις εισηχθη ὑπο ποταμονος ..) von Potamon, dem Alexandriner, welcher aus jeder der Häresen das, was (ihm) gefallen hat, auswählte.« Diogenes hatte nächstzuvor über die Pyrrhonische Häresis gefragt, ob sie, da sie nicht »eine Hinneigung zu einer Reihenfolge von Dogmen« zeige, dennoch eine Häresis (eine wählende Lehrart) zu nennen sey? Eine neuere Methode zu philosophiren, als die eklektische Potamons, war seit Augusts Zeit nicht entstanden. Ein Jahrhundert konnte also, in dieser Beziehung auf sie, dem Laertier ein προ ολιγου seyn. (Auf jeden Fall wäre in der vorliegenden Preisschrift p. 44 statt au commencement du *troisieme* siecle zu lesen = du *deuxième*, wenn wir Grund fänden, gegen Suidas das Zeitalter Potamons weit vom Tode des Augustus zu entfernen.)

Eine neue äussere Schwierigkeit nämlich entstand den Erklärern, insofern nach Porphyrs Leben des Plotinus c. 9. p. IX und CII ed. Creuzer. ein Potamon mit Plotin in solchem Verhältnifs war, dafs der Philosoph Plotin auf ihn — man weifs nur nicht klar, worin? — »horchen« konnte. Der Zusammenhang ist: Viele vornehme Männer und Frauen vertrauten sterbend ihre Kinder dem Plotinus. Sein Haus ward deswegen voll von Knaben (παιδες) und Mädchen. Εν τουτοις δε ην και Ποταμων, οὐ της παιδευσεως φροντιζων πολλακις ἂν και μετὰ ποιοῦντος ἠκροάσατο. Plotin, so übersinnlich er dachte, habe doch, wie zu seiner wahren Ehre weiter erzählt ist, sogar die Rechnungen wegen des Vermögens dieser Kinder sich vorlegen lassen und auch die Genaigkeit dessen, was denselben (nach den Abrechnungen) verbleibe, beaufsichtigt. (Die Worte: των εκεινοις παραμενοντων και της ακριβειας επεμελειτο sind mit einander zu verbinden und παραμενοντα als Neutrum zu denken.)

Auf jeden Fall ist das Εν τουτοις nicht auf das entfernte ανδρες, sondern auf παιδες zu beziehen, und da der ganze Context (mit Recht) rühmen will, dafs der ins Überirdische strebende Philosoph dennoch um der anvertrauten Kinder willen für vieles niedrigere eine grofse Geduld bewiesen habe, so ist ohne Zweifel auch das, was er gegen den Knaben Potamon that, von einer

Digitized by Google

solchen Geduldsprobe zu deuten. Was aber ist es nun, was er für den ihm anvertrauten Potamon that?

Statt αν haben die Basler Ausgg. im Texte und ein Paar Codd. am Rande ἐν, welches als die schwerere Lesart erscheint. (ἂν mag, weil man das ἐν nicht deuten konnte, angenommen worden seyn.) Sollte demnach nicht zu übersetzen seyn: Unter diesen (Knaben) war auch ein Potamon, dessen Erziehung wohlbesorgend (Plotin) öfters Eines (von demselben), auch wenn er (der Knabe) es umarbeitete, aufmerksam angehört hat.« Gerühmt würde somit die Herablassung des Tiefdenkers, welcher aus Sorgfalt für den ihm anvertrauten Zögling sogar den nämlichen Aufsatz, = ἓν, wenn derselbe ihn verbessert hatte, (wieder vorgelesen) genau anhörte.

Dafs nun dieser Potamon ein anderer sey, als der Alexandriner, welcher vor Augusts Regierung, das ist, zwischen a. *ante* aer. Dionys. 24 und a. 14 *post* Chr. nat. zu Alexandrien die eklektische Methode zu philosophiren zeigte, ist ohne Schwierigkeit zuzugeben. Dem mit Plotin lebenden Porphyr war der junge Potamon so bekannt, dafs er ihn ohne Umschreibung nennt. (Die Vermuthung, einen im Kap. 13 p. CXII angeführten leichtsinnigen Polemon dafür zu setzen, scheint ohne Noth gewagt. Der Potamone gab es mehrere; auch circa a. 335 einen Confessor. Selbst die Conjectur, dafs statt μετα ποιουντος zu lesen wäre μετρα ποιουντος, scheint, soviel Respect die Ingeniosität Wyttenbachs fordert, bedenklich, da sogar sehr zweifelhaft bliebe, ob μετρα ποιειν Versemachen bedeute.) Die Preisschrift deutet nur auf diese chronologische Knoten, ohne sie, wie eine Monographie versuchen sollte, zu lösen.

Bei weitem das Wichtigere wäre es für die Preisaufgabe gewesen, genau zu bemerken, wie der Alexandriner Potamon eklektisirte und dadurch dem Ammonius Saccas vorarbeitete. Denn sehr merkwürdig ists, dafs der Laertier aus einer eigenen Schrift Potamons, στοιχειωσις (aphoristische Elementenlehre?) genannt, bestimmt angeben konnte, wie Pot. nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch philosophirte und durch Auswahl eine Vereinung verschiedener Vorgänger als möglich zu zeigen versuchte. Von seinem theoretischen Eklekticismus wird angegeben, dafs Potamon zwei κριτηρια (Beurtheilungsweisen) der Wahrheit, nämlich die Untersuchung ὑφ' οὑ und δι' οὗ nachgewiesen, auch als Principien (αρχας) die Materie und das Machende = das ἐξ οὐ und das ὑφ οὐ angenommen, und

Digitized by Google

zugleich das Machen, ποιησις, durch die Frage nach der Qualität, ποιῳ, von dem τοπος (viell. τυπος?) = ἐν ᾧ unterschieden habe. Wir sehen dadurch, dafs er eine Annäherung des Platonischen zum Aristotelischen im Auge hatte, was dem Ammonius Saccas von Hierokles bei Photius Nr. 231 (s. Preisschrift S. 118) noch bestimmter zugeschrieben wird.

Vernachlässigt aber wird gewöhnlich, auch das noch bedeutendere hervorzuheben, wie Potamon im Praktischen über dem streng Ethischen doch auch das Eudämonische nicht vergafs und lieber ein Combiniren als ein ausschliefsendes Opponiren darüber einleitete. »Das Ziel, auf welches hin alles gebracht werde, το τελος, ἐφ' ὁ παντα αναφερεται, sey, sagte schon Potamon, ein jeder Tugend gemäfs vollkommenes Leben = ζωην κατα πασαν αρετην τελειαν, (also das ächtsittliche), aber nicht ohne die auch äusseren der Natur gemäfsen Dinge, welche dem Leibe zugut kommen, ουκ ανευ των του σωματος κατα φυσιν αγαθων και των εκτος. (also nicht ohne das, was an der ἡδονη das Edle uns Naturgemäfse ist.)

Wir wissen demnach auf keinen Fall mit Hrn. Dehaut S. 45 zu klagen, dafs, was die Lehre des Eklektikers, Potamon, betreffe, nous nous arrêtons dans la plus grande incertitude. Wir sehen, dafs er im Theoretischen Wesentliches von Plato mit Aristoteles, im Praktischen das Stoische mit dem Epikuräischen im Guten zu vereinigen wählte. Ein Unglück war es, dafs man seit Cudworth und Mosheim soviel über den Ursprung des Plotinischen Neoplatonismus chronologisch skeptisirte und soviel Irriges über seinen turbirenden Einfluſs auf die Logoslehre der Christen behauptete, welche vielmehr ganz anderswo, nämlich schon im Logos Monogenes des platonisirenden Philo, präformirt war. Nicht erst die nichtchristlichen Neuplatoniker, sondern schon Philo (und wer weifs, welcher zuerst von seinen Vorgängern?) verwandelte sich die Platonische Kraft = Nus oder Logos, welche von allem Werdenden die Vorbilder, aber nur als Ideen, enthielt, in einen Prophorikos, d. i. in einen aus dem Urgott hervorgebrachten, für sich bestehenden, nach jenen Ideen schaffenden Logos, als einen zweiten Gott. Dieser jüdisch-theosophische Logos aus Alexandrien aber wurde dann, eine gute Zeitlang vor dem neuplaton. Eklekticismus Plotins, welcher nur vom Nus als Logos sprach, dadurch christlich, dafs der ungenannte Verfasser von dem Prolog des Johannesevangelium, von seinem ὁ λογος, als einem zu seiner Zeit genug bekannten, ohne Worterklärung sich

Digitized by Google

aussprechend, jenen durch Speculation entdeckten, dem Meimera di Jehovah ähnlichen Logos, als den Geist, in das Fleisch d. i. in den Leib, des Messias Jesus, versetzt dachte, und dadurch das jüdisch alexandrinische Philosephema seiner Zeit mit der palästinischen Messiasidee zu combiniren trachtete.

Wie viel reiner hätte sich aus dem Laertier das Wesentliche des auch um die geistig erregte Zeit der Geburt Christi begonnenen noch blos griechischen Eklekticismus erlernen lassen! wie nämlich Potamon den glücklichen Gedanken hatte, nicht etwa »nach Gefallen« Lehrmeinungen auszulesen, sondern im Theoretischen eine Vereinigung von Hyperphysik (ἐφ' οὐ) und Physik (ἐξ οὐ), im Praktischen reine Combination des Ethischen mit dem Eudämonistischen dadurch einzuleiten, dafs er die Einseitigkeiten und schroffen Gegensätze der viererlei Parthien wegliefs und dasjenige als das gemeinschaftlich Wahre beizubehalten das Beispiel gab, was mit einander, wenn man es nur ruhig überlegt, wohl verträglich und zugleich zu denken ist. Nicht im beliebigen Auslesen, sondern im Wegreinigen der nichtnöthigen Differenzen bestund der ächte Eklekticismus.

Herrn Dehaut können wir daher hier nicht beistimmen, wenn er Potamons Eklekticismus S. 46. 47. deswegen von dem weiterhin folgenden als den einzig wahren unterscheidet und die Nachfolger falsche Eklektiker nennt, weil er diese Benennung allen denen beilegt, die nicht ausschliefsend an Einen Philosophen sich hielten, sondern ein nach mehreren rationellen Doctrinen modificirtes System sich bildeten. Auch Potamon, sehen wir aus Diogenes, vereinigte platonische mit aristotelischen, stoische mit eudämonistischen Hauptsätzen und hielt sich an die sich einander nähernden Indifferenzpunkte lieber, als an allzu schroffe Entgegensetzung. Dagegen nehmen wir mit dem Verf. gerne an, dafs er diejenigen, welche mit ihrem Auswählen aus rationellen Systemen überdies auch manches aus Doctrinen aufnehmen, die sich als positiv geoffenbarte aussprachen, als Synkretisten betrachtet. Zu diesen gehörten sodann die jüdischen (wie Philo Alex.), die christlichen (wie Pantänus und Clemens Alex.), auch die christlich gnostischen, welche aber von der blos speculativen und nicht aus Revelation sich ableitenden Gnosis Anderer (wie Simon Magus, Dositheus, Menander) zu unterscheiden sind.

Die Neuplatoniker aber sind ohne Zweifel nur alsdann zu den Synkretisten zu rechnen, wenn sie parsische, indische,

Digitized by Google

jüdische und christliche Sätze nicht blos zur Vergleichung, sondern als göttlich mitgetheilt (revelirt) aufnahmen; was von Plotin schwerlich, von Celsus und Porphyrius gewifs nicht zu behaupten ist.

Von Potamon sagt S. 46, er habe vraisemblablement zahlreiche Zuhörer gehabt. Wer kann dies wissen, da ausser der Versicherung, dafs er viele Jahre hindurch lehrte, andere Notizen fehlen? Strabo, Ammonius, der Lehrer Plutarchs, Euphrates Alex. combinirten Hauptsätze verschiedener rationeller Systeme (S. 47. 48). Ob aber Potamon persönlich ihnen dazu Anlafs und Vorbild geworden sey, ist weder zu bejahen noch zu verneinen. Potamon, den August überlebend, konnte sehr wohl noch von demjenigen Ammonius benutzt worden seyn, welcher, wie Potamon selbst, sich an Plato und Aristoteles zugleich hielt und nach Nero's Befehl zu Athen lehrte. Dieser aber war nicht der Sakkas.

Jedoch! wir folgen dem Verf., ohne die Zeitlücke bis auf Sakkas ausfüllen zu können, zu diesem Hauptgegenstand der Preisaufgabe. Ammonius Saccas erscheint uns als der, welcher in seinen öffentlichen Unterhaltungen vornehmlich die griechischen Philosophien miteinander eklektisch zu versöhnen suchte, doch aber dadurch in diesem Eklekticismus eine zweite Epoche machte; weil er in Plotin und Andern wenigstens eine Aufmerksamkeit auf das orientalische, durch Annahme von Emanationen sich unterscheidende, persische und indische Philosophiren erweckte. Ob er aber daraus in seinen vertrauteren Besprechungen mit Plotin und einigen Wenigen, eigenthümliche Dogmen oder Probabilitäten (etwa vom Emanirtseyn des Νους aus dem Urgott, und der ψυχη aus dem Νους?) mit den griechischen Philosophemen combinirt, wenigstens zur Meditation vorgetragen habe, ist schwerlich mit dem Verf. zu bejahen. Dafs Saccas oder auch Plotin etwas deswegen, weil es äusserlich geoffenbart worden sey, aufgenommen und also synkretisirt habe, ist noch weniger nachzuweisen. Plotin glaubte wohl an das, was ihm innerlich hell wurde, als an höhere Ausstrahlungen, aber doch nicht als an etwas bestimmt und wie infallibel mitgetheiltes, sondern so, dafs er es unablässig durch Rationalisiren zu begründen suchte.

Auch von Ammonius Saccas rühmt zwar Hierokles (bei Photius Codex 214 u. 251) selbst mit Begeisterung, dafs derselbe sich über das, die Philosophie beschimpfende, Gegeneinanderstreiten der Platoniker, Aristoteliker und anderer Systematiker, welchem zu lieb man sogar Stellen, um sie dissonirender zu ma-

Digitized by Google

chen, verfälscht habe, mit wahrem Enthusiasmus erhob. Ουτος γαρ πρωτος ἐνθουσιάσας πρὸς τὸ τῆς φιλοσοφίας ἀληθινὸν, και τας των πολλων δοξας ὑπεριδων, τας πλειστον ονειδος φιλοσοφία προστριβομενας, εἶδε καλῶς τὰ ἑκατέρου, καὶ συνήγαγεν εἰς ἕνα καὶ τὸν αὐτὸν νοῦν, και αστασίαστον τὴν φιλοσοφίαν παρέδωκε πασι τοις αὐτου γνωριμοις, μαλιστα τοις αριστοις των αυτῳ συγγεγονοτων, Πλωτινῳ και Ωριγενει [non christiano] και τοις ἐξης απο τουτων. Auch nennt ihn Hierokles deswegen Θεοδιδακτος. Dennoch bezieht sich dies bewundernde Prädikat, ebenso wie bei Plotin, nicht etwa darauf, dafs er ein Glauben an irgend eine äusserlich überlieferte Infallibilität mit seiner philosophirenden Eklektik wie etwas Entscheidendes verbunden habe. Sie verglichen und benutzten, was auf dem Wege der Revelation volksthümlich und populär da war, zugleich mit dem Wissenschaftlichen, aber ohne dafs sie sich durch jenes oder dieses gebunden erachteten. Ein lebhaftes, überraschendes Entstehen ihrer Einsichten war solchen Männern allerdings ein Einwirken des Göttlichen, eine innere Inspiration, aber nicht wie etwas wörtlich mitgetheiltes, das dann buchstäblich als unfehlbare Geheimnifslehre fortzupflanzen gewesen wäre. Wir sehen vielmehr aus ihren Bearbeitungen, wie sie jene, als göttlich geschätzte, Gemüthsaufregungen durch Begriffentwickelung, Gründe und Schlüsse ins Klare zu bringen und das Ahnen des Wahren, (dieses Diviniren, in welchem man die göttliche Abkunft der Menschenseele zu erkennen liebte), erst in ein des Namens »Gottesbewufstseyn« würdiges Wissen zu erheben gewohnt waren.

Ammonius Saccas tritt demnach fast ganz in die Reihe der Eklektiker nach Potamons Weise, insofern auch von ihm Hierokles (bei Photius Cod. 251) berichten konnte, dafs er hauptsächlich die Übereinstimmung zwischen Plato und Aristoteles zu zeigen pflegte; was ja auch bei dem Potamon des Laertiers das Charakteristische ist. Nur der Enthusiasmus, mit welchem Saccas dachte und lehrend wirkte, scheint ihn am meisten von Potamon unterschieden und, weil er viel mehr Eindruck machte, auch veranlafst zu haben, dafs Hierokles, in der so eben gegebenen Stelle, von ihm als von dem Ersten spricht, welcher für das Wahre der Philosophie enthusiastisch gewesen sey. Der Erfinder des Eklekticismus, Potamon, wurde wahrscheinlich mehr als ruhiger Denker das, was er ward und wodurch er in seinen Nachahmern mehr im Stillen, bis auf den Mann hin wirkte, den, wenn die Tradition das Wort Saccophoros richtig deu-

Digitized by Google

tet, der innere Drang von dem Sackträgergeschäft, Korn zu schleppen, in die Schulen der Philosophen getrieben hat. Επὶ τούτου [die allzusehr ins Unbestimmte leitende Variante επι τουτων ist ganz unwahrscheinlich!] (zur Zeit des Commodus) Αμμωνιος ὁ επικλην Σακκᾶς τοὺς σάκκους καταλιπὼν, οἷς μετέφερε τοὺς πυρούς, τον φιλοσοφον ἠσπασατο βιον. Τουτῳ φοιτησαι φασι και ἡμετερον [christianum] Ωριγενην και Πλωτινον τουτονι, schreibt Theodoret in der Disput. VI. de Curatione graecar. affectionum. p. 869 ed. Schulz.

Die Regierungszeit des Commodus läuft von a. 180 bis zu Pertinax und Septimus Severus a. 193. Nach den genauen Angaben von Porphyr im Leben Plotins war dieser (geb. a. 205) vom J. 232 an, zur Zeit des Alexander Severus, eifriger Zuhörer des Saccas, welcher aber damals, wenn wir die Hälfte der Regierung des Commodus (=a. 186) als seinen Übertritt zur Philosophie annehmen, schon über sechs und vierzig Jahre lang diese Studien fortgesetzt hatte. Wahrscheinlich wird es daher, dafs, als Plotin nach zehn Jahren a. 242 ihn verliefs, um, mittels des Kriegszugs von K. Gordian gegen die Perser, seine Kenntnifs parsischer und indischer Lehren zu erweitern, Saccas, welcher dann schon nahe an den Siebzigen seyn mufste, Plotins Zurückkunft (im J. 244) nicht mehr erlebte. Wenigstens ist davon, dafs Plotin, ehe er dann nach Rom ging, den alten Lehrer noch einmal in Ägypten aufgesucht habe, von dem in dergleichen Notizen sorgfältigen Porphyr nicht angedeutet.

Auch die Preisschrift stimmt mit dieser biographischen Berechnung fast ganz überein.

Die wichtigere Frage aber ist: was und wie lehrte der enthusiasmirte Sakkas? christlich? oder antichristlich? oder vielmehr als ein die griechischen Philosophien eklektisch reinigender und vereinigender, aber auch die orientalische Erklärungsweise durch substanziirte Ausflüsse aus dem Einen Urgott, nicht ignorirender Wahrheitsforscher?

Sein Verhältnifs zur Christuslehre, wie mehrerer anderer Neuplatoniker, scheint mir oft gemifsdeutet zu werden.

Porphyrius in seinem dritten Buch gegen die Christen behauptete in einer durch Eusebius KG. 6, 19. geretteten Stelle: Ammonius, von christlichen Eltern erzogen, habe, da er das Nachdenken und die Philosophie erreichte, sogleich zu der gesetzmäfsigen Staatsreligion sich umgewendet. ευθυς πρὸς τὴν κατα νόμους πολιτείαν μετεβαλετο. Origenes dage-

Digitized by Google

gen, ein Hellene und in hellenischen Kenntnissen erzogen, habe sich in das barbarische (ungriechische) Wagnifs (τολμημα d. i. in die Christenlehre) hinausgeworfen. Er habe zwar Plato, Numenius u. dgl. m. sehr benutzt, sey auch des Ammonius Zuhörer geworden, da dieser in damaligen Zeiten die meiste Mittheilungsgabe in der Philosophie hatte, habe aber dennoch einen andern Lebensgang gemacht. Er habe sich selbst und die Lehrfertigkeit eigennützig behandelt. (ὡ δη, sc. τολμηματι, φερων αὐτον τε και την εν τοις λογοις ἐξιν ἑκαπηλευσε.)

Im direkten Gegensatz wider dieses behauptet Eusebius: Als Christenfeind habe Porphyr »offenbar gefälscht«. Denn Ammonius sey nicht aus der christlichen Theosebie in das Heidnische verfallen. εκ βιου του κατα την θεοσεβειαν επι τον ἑθνικον τοπον (τυπον?) ἐκπεσειν. Ihm sey vielmehr das reine und nichtabfällige der gottergebenen Philosophie = της ενθεου φιλοσοφιας, auch bis ans Lebensende geblieben, wie auch noch die Arbeiten des Mannes, der durch Schriften, die er hinterliefs, bei den meisten wohlgeachtet sey, bezeugen, wie denn der Aufsatz: περι της Μωυσεως και Ιησου συμφωνιας überschrieben, und welche andere bei den Freunden des Schönguten, φιλοκαλοις, gefunden würden.«

Hieronymus de Scriptorib. eccl. c. 63 nimmt dies, nach seiner rhetorisch vermehrenden Weise, aus Eusebius, dafs *Hammonius* vir disertus (?) et eruditus in Philosophia ... inter multa (?) ingenii sui monumenta *etiam de Consonantia Moysis et Jesu elegans opus* composuit, macht aber aus eigener Combination noch den Zusatz: et *Evangelicos Canones excogitavit*, quos postea secutus est Eusebius Caesariensis.

Herr Dehaut verwirft S. 78 die letztere Angabe des Alles wissenden Hieronymus, mit Recht. Die mechanische Zusammenstellung der parallelen Evangelientexte machte gewifs ein anderer Ammonius. — Aber sogar die ganze Behauptung, wie sie Hieron. aus Eusebius schöpfte, glaubt der Vf. durch zwei Gründe entfernen und dagegen annehmen zu müssen, dafs Sakkas aus einem Christen wieder Heide geworden sey. Hierin scheint er uns zu viel zu folgern.

Der eine Grund ist: Longin in einem Aufsatz an Marcellus, welchen Porphyr im Leben Plotins aufbewahrte (ed. Weiske. 1809 p. 176), rechnet den Ammonius und (den nichtchristlichen) Origenes, mit denen er viele Zeit zugebracht habe, zu den Philosophen, welche es für nützlich hielten, die Zuhörer zum Erfas-

Digitized by Google

sen dessen, was ihnen gefiel (ἀρεσκοντα = δογμάτα) blos mündlich zu fördern. — Folgt denn aber hieraus, das Sakkas gar nichts schrieb = n'a jamais rien écrit? Er, welcher den Plotin zur Vergleichung der orientalischen Philosopheme mit den griechischen veranlafste, konnte wohl zu Alexandrien, wo das Christenthum und Judenthum philosophisch betrieben wurde, eine Vergleichung Mose's mit Jesus in einem Nebenwerk versucht haben, wenn gleich gesagt ist, dafs er nicht, wie der Platoniker Euklides u. A. über seine Philosophie (!) Schriftliches hinterlassen habe. Longin war unter den Heiden geblieben. Dennoch kannte er Mose als οὐχ ὁ τυχὼν ἀνὴρ und bewunderte bekanntlich jenes: »Gott sprach, Es werde! und es ward« als sublim und gotteswürdig. Περι ὑψους. ed. Weiske. p. j 33. 276. Ist es nicht eben so wohlglaublich, dafs Sakkas, als ein Philosoph, welcher überallher, auch aus der orientalischen Richtung der Denker, das Wahre der Philosophie mit Begeisterung aufsuchte, nach diesem Zweck auch Mose und Jesus in Parallelen betrachtet habe? Longin sagt nicht, dafs er gar nichts schrieb, sondern nur, dafs er seine philosophischen Lehrmeinungen nicht schriftlich nachliefs. Zu Alexandria, wo längst Aristobul und Philo für den Hebraismus platonisirten, wo Pantänus und andere Christenlehrer sich mit den griechischen Philolophien nicht blos aus Schriften sondern auch durch Besuchung ihrer Lehrversammlungen bekannt machten, konnte ein enthusiasmirter Wahrheitsfreund Mose und Jesus nicht ignoriren. Sakkas suchte überall die Vereinigungspunkte; so auch die συμφωνια Μωυσεος και Ιησου, ohne weder Jude, noch Polytheiste, noch Christianer seyn zu wollen, als eklektischer Philosoph.

Den zweiten Grund dagegen findet der Vf. in Ammianus Marcell., welcher das Bruchion (d. h. den Stadttheil von Alexandria, wo auch das Museum war) ein diuturnum praestantium hominum domicilium nennt (B. 22. Kap. 16. p. 252) unde . . . et Sacas Ammonius, Plotini Magister. Sehr wahrscheinlich, wiewohl nirgends überliefert, ist es, dafs, wenn Ammonius das Christenthum vertheidigt und verbreitet hätte, er (S. 83) nicht mit einer vom Staat abhängigen Autorisation, im Museum zu lehren, begünstigt worden wäre. Allein wird nicht hierin eine übertreibende Voraussetzung in die ganze Frage eingeschoben? wie wenn man in der eigentlichen Verbindungsstadt der drei Welttheile, in dem von Alexanders kosmopolitischem Scharfblick und von der umfassenden Klugheit der ersten Ptolemäer zeugenden

Digitized by Google

Mittelpunkt des Orients und Occidents, in dem dort aufgehäuften, ebendadurch zur Eklektik hintreibenden Reichthum von Resten des Alterthums, um die Zeit der Antonine, nur die Wahl gehabt hätte, entweder als erklärter Heide oder als Christ zu leben? So ausschliefsend intolerant war das Heidenthum gewöhnlich nicht, und die christliche Hierarchie konnte es noch nicht seyn.

Meine mit der Stelle bei Eusebius wohl vereinbare Ansicht deswegen ist: Der unter Christen erzogene Sakkas gieng, sobald er das Selbstdenken und die Philosophie erreichte, mit Begeisterung, wie Hierokles rühmt, in das für die Philosophie rühmliche Bestreben über, die hellenischen Philosophien in ihren Hauptsätzen miteinander zu vereinigen. Darüber lehrte er mit solcher Kraft, dafs Plotin, als er 28jährig Andere ohne Befriedigung gehört hatte, sobald er bei Ammonius eingeführt war, seinem leitenden Freunde zurief: Diesen suchte ich! und nun eilf ganzer Jahre ihn benutzte. (Porphyr. Leben Plotins K. 3.) Folgt denn nun aber hieraus, dafs Sakkas Polytheist wurde? und dafs er gegen das Christenthum lehrte? Wie würden wir alsdann bei Euseb. KG. 6, 19. aus einem Briefe des Origenes erfahren, dafs dieser, da er schon als Christenlehrer Ruhm hatte, und daher von Häretikern und von Griechischgelehrten, besonders Philosophen besucht wurde, eben deswegen, um beides zu prüfen, den Philosophen, welcher am meisten Ansehen hatte, fleifsig gehört, dort aber schon den (nachmaligen Presbyter von Alexandrien) Heraklas als bereits fünfjährigen Zuhörer angetroffen habe, der sogar die Philosophenkleidung annahm und beibehielt. Hätte Sakkas das Heidnische als solches empfohlen, hätte er wider das Christenthum geeifert, wer würde diesen beiden christlichen Vorstehern es verziehen haben, dafs sie anhaltend seinen Lehrsaal besuchten?

Überhaupt ist es, wie zum Theil mein unvergefslicher, scharfsichtiger Lehrer, Prof. Roesler, zu Tübingen schon 1786 in seiner Diss. de Commentitiis Philosophiae Ammonianae fraudibus et noxis allgemeinhin gezeigt hat, ganz unhistorisch, dafs der Neoplatonismus an sich zum Kampf wider das Christenthum entstanden oder gebraucht war. Mosheim u. And. meinten, die alexandrinische Logologie nicht anders ableiten und dadurch wieder aus der Dogmatik wegreinigen zu können. Aber diese war schon im jüdischplatonisirenden Philo. Von Potamon, Ammonius, Plotinus ist eine beabsichtigte offene Feindseligkeit gegen Judenthum

Digitized by Google

und Christenthum nicht nachzuweisen. Suchten doch beide Letztere, oder wenigstens Plotinus gewifs auch aus den Revelationen Zoroasters Wahres, ohne sich daran, als an unfehlbare Offenbarungen, fesseln zu wollen. Dafs Celsus, Crescens, Porphyrius gegen das, was ihnen an der damaligen Darstellung der Christenlehre allzu abergläubig und rechthaberisch schien, bitter, verfolgend, sarkastisch waren, dies lag nicht im Geiste der conciliatorischen Eklektik; es ist vielmehr, wie so vieles in den Phänomenen der Wissenschaftlichkeit, als etwas nur aus dem persönlichen Charakter, nicht aus dem System entsprungenes zu erklären.

Sakkas war, seit er eklektisch philosophirte, Monotheist. Eusebius, der seine Worte zu wägen und zu wählen weifs, drückt sich auch sehr behutsam aus. Er sey bis zum Tod bei der ἔνθεος φιλοσοφια beharrt. Aus dem βιος κατα θεοσεβειαν sey er nicht in den ἐθνικος τροπος verfallen. Nach Porphyrius lebte er der Staatsreligion gemäfs. Genau genommen sagen beide, was nach der Natur seines Philosophirens nicht anders von ihm zu erwarten ist. Er stand als religiöser Selbstdenker, gerade als eklektischer Philosoph, wie er es war, zwischen dem Heidenthum und dem kirchlichen Christenthum, so dafs Christen und Nichtchristen von ihm eine »nicht gegen sich selbst aufrührerische« Philosophie hören konnten. Auch hindert uns dieses sein Beharren auf dem philosophischen Standpunkt nicht einmal (wie der Vf. S. 109 befürchtet) daran, manche Übereinstimmung des Sakkas mit Plotins aus den Enneaden erhellendes System als wahrscheinlich vorauszusetzen.

Porphyr freilich ist partheiisch genug, dafs er ihn gerne ganz zu sich herübergezogen hätte. Aber, dafs Sakkas sich wider das Christliche erklärt habe, wagt er doch nicht zu behaupten. Eusebius spricht hier nicht nur vorsichtiger, sondern zugleich wahrer.

Der Vf. ist mehr der Ansicht Porphyrs (S. 83), setzt aber ohne historischen Beweis exoterische Unterhaltungen voraus, in denen Sakkas nicht gegen das Christenthum gesprochen habe, wo also Herakles, der christliche Origenes u. a. ihm anhaltend hören konnten. Dagegen wermuthet er andere, widerchristliche esoterische συνουσιας. — Allerdings erfahren wir, dafs Sakkas namentlich den Plotin, Erennius und den nichtchristlichen Origenes auch vertaulich belehrt habe. Aber wie? War dies eine geheimere, esoterische Schule? Darf man denn wohl annehmen, dafs er dort wider das Christliche, dafs er also in einem

Digitized by Google

Gegensatz gegen das öffentlich und exoterisch Gesagte lehrte, da er doch kein Hinderniſs in seiner Zeit gehabt hätte, auch exoterisch gegen die vom Staat nicht legitimirte Christlichkeit sich zu erklären? Der Lehrer, welchem nirgends zweierlei Schulen zugeschrieben werden, konnte die vertraute und fähigere in einigen Vorträgen auch weiter führen. Aber, wenn er exoterisch so lehrte, daſs er auch Christen anzog, so hätte er doch gewiſs nicht — esoterisch wider sie zu kämpfen lehren können, ohne selbst bei den Vertrauteren gegen sich Argwohn und Widerwillen zu erregen. Überhaupt sagen, wie ich im später Folgenden noch klarer zeigen werde, die alten Stellen nicht, daſs Sakkas eine besondere esoterische Schule gehabt habe, wenn er gleich mit Einigen fähiger geachteten sich vertrauter besprochen haben mag.

Möchten wir nun, nach all diesem, nur genauer wissen oder durch den Verf. der Preisschrift lernen können: was hauptsächlich Sakkas mit Enthusiasmus (wie ein Göttlichbelehrter) und mit langem, vielem Beifall vorzutragen pflegte? Hierüber ist Herr Prof. Dehaut weit glücklicher. Er glaubte, aus Plotins Enneaden — in denen aber Ammonius S. nicht einmal genannt ist — recht viel, was derselbe gelehrt habe, S. 133—187 den Preisentscheidern vorhalten zu können.

Dazu gebraucht er drei Kriterien als Entdeckungsmittel. Zuerst sollen uns zwei bei Nemesius auf den Ammonius zurückgeführte Aussprüche den Weg bahnen, alles, was bei Plotin mit diesen Fragmenten übereinstimme, für Ammoniusisches Philosophem zu halten. [Da Plotin manches auch von Andern, manches aus sich selbst hat, diese Fragmente selbst aber nichts ganz eigenthümliches aufstellen, so wird uns schon diese Entdeckung der Philosophie *Ammonio*-Plotinienne sehr problematisch.]

Das zweite Kriterium nach S. 117 wäre: Alles, worin Plotins Enneaden mit andern Schülern des Sakkas übereinstimmen, ist bei Plotin selbst aus Ammonius. [Aber, nicht zu gedenken, daſs das Übereinstimmende doch auch andere Quellen haben kann, ist das Schlimmste dies, daſs wir von dergleichen Mitschülern bei Am. fast gar nichts haben. Von Olympius, der von Plotin abgieng, ist nichts übrig. In dem, was von Longin erhalten wurde, ist gar wenig, das wir mit Plotin als Philosophen vergleichen könnten. Der christliche Origenes hat ohnehin aus allen Philosophien geschöpft, nicht blos aus der Schule des Sakkas.]

Als drittes Kriterium wird S. 120 angegeben: Da nach Hie-

Digitized by Google

rokles bei Photius Ammon. vornehmlich Plato und Aristoteles zu vereinigen suchte, so ist alles bei Plotin, was diese Harmonie betrifft, Lehre des Ammonius. Dagegen müssen wir einwenden, dafs ja doch nicht alles, was der Sohn dem Vater ähnliches hat, gerade geerbt ist, und dafs überhaupt Plotin jene Harmonie zu zeigen, selten zum Zweck hat.

Das Sicherste bleibt, was wir bei Nemesius als Ammoniusisch angegeben finden. Aber wie wenig ist dies! Und das Charakteristische von Emanationen, welches die Preisschrift darin fand, müssen wir sehr Anstand nehmen, in dasselbe hineinzutragen.

Allerdings bewahrte Nemesius Emesinus *περι φυσεως ανθρωπου* (ed. Matthäi 1802) im K. 2. u. 3. zwei Stellen aus den Lehren des Ammonius, auf welche man auch, s. Fabricii Biblioth. gr. ed. Harles, schon früher hingewiesen wurde. Beide Stellen betreffen die wichtige Lehre, wie die Seele vom Leibe wesentlich verschieden und wie sie doch mit diesem als einwirkend aber dennoch nicht räumlich vereint sey. Die erste Allegation versichert, zu geben, was von Ammonius, dem Lehrer des Plotin und — von Numenius, dem Pythagoriker (!!) gesagt worden (*ειρημενα*) sey und gegen die, welche behaupten: der Leib sey die *ψυχη*, genügen werde. Die andere giebt an: die Frage, wie die Vereinung der Psyche und des Leibs geschehe, habe sich Ammonius, Plotins Lehrer, auf die dort folgende Weise aufgelöst (*επελυστο*).

Der Vf. giebt S. 128—146 das Griechische (welches auch, ohne den Nemesius als Quelle zu nennen, Gregor von Nyssa (Tome II. p. 91 u. 109 seiner Werke ed. Morell.) aufgenommen hat) und seine Übersetzung mit Erläuterungen. Zeigt diese Übersetzug gleich an mehrern Stellen, dafs, wie es der Verf. selbst bemerkt, die französische Sprache zu dergleichen Übertragungen philosophischer Subtilitäten nicht sehr geeignet ist, so machen wir hier doch darüber keine specielle Ausstellungen. Nur wo es die Hauptsache betrifft, nämlich die Behauptung der Preisschrift, dafs vermöge dieser zwei Stellen Ammonius, wie Plotin, eine Emanation der Menschenseelen aus einer allgemeinen Weltseele, ferner eine Emanation dieser Weltseele aus einer absoluten Intelligenz und dann drittens eine Emanation dieses Nus aus Gott, als dem höchsten Wesen selbst, angenommen habe, müssen wir uns dringende Einreden erlauben.

Die Preisschrift mochte, so wie andere neue Schriften aus der Geschichte der Philosophien von den Herren Matter und Cou-

Digitized by Google

sin, dadurch sehr überraschen und gefallen, dafs man mit einemmal einen recht grofsen Vorrath von Philosophemen mit alten Namen verbinden konnte, die, weil man nicht Werke von ihnen hat, indefs nur als mündliche Lehrer berühmt waren, von deren Lehrinhalt aber sich wenig angeben liefs. So stand indefs Ammonius Sakkas in der Philosophengeschichte. Durch die Preisschrift aber sollen wir uns überzeugen lassen, dafs alles Theosophische, was in Plotins Enneaden sich auf jene neuplatonische Trias bezieht, schon von Amm. Sakkas abstamme, und dafs wir überhaupt mit einem Mal von dem, was dieser Lehrer Plotins Eigenthümliches gehabt habe, recht vieles wissen könnten. Aber strenger untersuchend müssen wir leider uns doch wieder in ein weit dunkleres Nichtwissen über die Philosophie des Sakkas und auf beharrliches Unterscheiden zwischen ihm und dem Inhalt der uns jetzt, durch die mit so reichem kritischem und philologischem Apparat ausgestattete Creuzerische Ausgabe (Oxonii. I. II. III. vol. in 4.), viel zugänglicher und verständlicher gewordenen Plotinischen Enneaden zurückgewiesen erkennen. Denn in Wahrheit vermögen wir in den beiden an sich sehr interessanten Überlieferungen aus Ammonius Seelenlehre bei Nemesius — von der ihm zugetrauten Emanationslehre und Trias nichts zu sehen. Wir beobachten vielmehr eine Vereinigung aristotelischer Dialektik im Beweisführen, mit Platonischer Ideenlehre im Inhalt selbst, mit Bewunderung des philosphischen Scharfsinns des Eklektikers A. Sakkas, aber so, dafs er — uns wenigstens — in diesen beiden einzigen Reliquien seines Geistes nichts von Neigung zur orientalisch theosophischen Emanationshypothese merken läfst.

Die erste Stelle (S. 128) gibt fünf Argumente, dafs der Leib nicht auch die Psyche sey! Aber wie? Sie erscheinen ganz in der phantasielosesten dialektischen Gestalt. Auch der Inhalt ist nicht aus Ideen der Vernunft, noch weniger aus einer philosophisch speculirenden Phantasie (oder Möglichkeits-Vermuthung), vielmehr einzig aus Erfahrungen und Begriffen geschöpft; zum Beispiel, dafs der Leib aus unbestimmbar vielen Elementartheilchen bestehe, die nicht zusammengebracht werden und als ein Ganzes zusammengefafst bleiben könnten, wenn nicht durch ein nicht aus Theilen bestehendes Kraftwesen, die Seele.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Dehaut: Essai sur la vie et la doctrine d'Ammonius Saccas.

(Beschluſs.)

Dies Zusammenfassen und Halten der Körpertheile könne nämlich auch nicht, wie die Stoiker diese Erklärung versuchten, durch eine den Körpertheilchen selbst eigene, sich einwärts und auswärts dehnende Bewegung (τονικη κινησω εις το εσω και εις το εξω) geschehen; wodurch jene Alten schon eine Ahnung von vis attractiva und repulsiva aller Materie hatten. Denn diese Bewegung setze doch selbst wieder voraus eine alles zusammenbringende und zusammenhaltende Kraft, die dann abermals nicht selbst materiell, d. i. des Zusammenbringens bedürfend, seyn müſste u. s. w.

Alle die fünf Argumente enthalten nicht einmal etwas von Platonischen Ideen, noch viel weniger von orientalischen Emanationsphantasien. Die Seele ist vielmehr dem Ammonius und dem Numenius — von welchen beiden zugleich (!) die fünf Argumente abgeleitet sind — etwas durchaus nicht theilbares [all das viele ihr aufgenöthigte und vorgehaltene in Ein leibliches Ganze und zugleich in Ein geistiges Wissen und Wollen vereinigendes], das also auch von ihnen nicht als ein Ausfluſs (welcher doch ein Theil eines theilbaren Ganzen seyn müſste) gedacht seyn konnte. Ein Emaniren ist überhaupt eine Fiction der Phantasie, die nur so lange möglich scheinen kann, als man sich auch die Urkraft als ein theilbar bewegliches vorstellt; mag man es dann auch noch so fein materiell, wie Feuer, wie Licht, wie magnetische Ausflüsse u. dgl. vorauszusetzen versuchen.

Eine Nebenbemerkung dürfen wir sofort bei dem ersten Fragment, weil sie uns weiter leiten kann, nicht übergehen, daſs nämlich die kurz angegebenen fünf Beweise für Nichtleiblichkeit der Seele nicht dem Ammonius allein, sondern zugleich dem Pythagoriker Numenius zugeschrieben sind. Der Text gibt sie als τα παρα Αμμωνιου, τοῦ διδασκάλου Πλωτίνου, καὶ Νουμενίου τοῦ Πυθαγορικοῦ εἰρημένα. Wir wissen also nicht: ob sie alle als von Ammonius gesagt und durch Numenius, welcher bald als Pythagoriker, bald als Platoniker, immer aber als

Digitized by Google

ein damals mit Plotin in Rivalität stehender Philosoph vorkommt, nur aufbehalten waren? oder ob sie vielleicht zum Theil dem Numenius selbst angehörten? (Stammt vielleicht die Lösung des Einwurfs, dafs die Seele in drei Dimensionen, also wie eine Materie erscheine, von dem Pythagoriker?)

Über des Numenius Verhältnifs zu den Lehren des Amm. Sakkas und des Plotin gibt uns Porphyrius's Leben des Plotin bestimmte, hieher anwendbare Aufschlüsse. Nach Kap. 3 war Amelius, vorerst ein Platoniker als Schüler eines Lysimachus, von dem dritten Jahre an aber, seit Plotin zu Rom war (= seit a. 246) vier und zwanzig Jahre lang (also bis 269) im philosophischen Umgange mit Plotin, während dieser zehn Jahre lang dort blos mündlich über Philosophie conversirte (Synusien hatte) und alsdann erst auf Andringen der Freunde zum Theil an den Enneaden zu schreiben anfing. Amelius dagegen, welcher alle Zeitgenossen an Arbeitsamkeit übertraf, hatte nach Porphyr fast alles, was Numenius lehrte, geschrieben, gesammelt und meist auswendig gelernt; aus den Zusammenkünften aber [man mufs nach dem Zusammenhang an die *συνουσιαι* mit Plotin denken] machte er sich in jener langen Zeit hundert Bücher von Scholien, die er seinem Adoptivsohn schenkte. Diesen Amelius nun veranlafste (nach K. 17) Porphyrius auch, in drei Tagen einen Aufsatz über den Unterschied zwischen den Lehren des Numenius und des Plotin, zu entwerfen, weil »manche aus Hellas« ausstreuten, als ob Plotin blos die Lehren des Numenius sich zur Unterlage nehme (*ὑποβαλλεσθαι*).

Diese Notizen scheinen mir am besten die Quelle zu entdecken, aus welcher Nemesius Emesinus jene fünf Argumentationen, die er als *ειρημενα* des Ammonius und Numenius zugleich angiebt, geschöpft habe. Sie klingen an sich ganz wie zusammengedrängte Scholien, und von Amelius wissen wir durch Porphyr gewifs, dafs er sich, wie über die Lehren des Numenius, so auch über das, was er in 24 Jahren aus den Conversationen mit Plotin, in denen ohne Zweifel auch manche Ammoniusische Einsicht erwähnt wurde, gelernt hatte, solche Scholien verzeichnet und dann auch zu jener Vergleichungsschrift benutzt habe.

Wundern dagegen mufsten wir uns, dafs die Preisschrift bei Benutzung des ersten Fragments, welches ausdrücklich als *ειρημενα* des Ammonius nicht allein, sondern zugleich des Numenius angegeben ist, doch darüber, wie dieser hier mit Amm.

Digitized by Google

in Verbindung komme, kein Wort sagt und die doch von Beiden abgeleiteten Argumente blos auf Ammonius bezieht. Ganz ohne Grund ist es zugleich, dafs S. 124. 133. behauptet wird, a) Ammonius Sakkas habe eine esoterische Schule gehabt, und b) ebenderselbe habe dem Nichtchristen Origenes, dem Erennius und dem Plotin das Wort abgenommen, nichts von diesen seinen esoterischen Lehren bekannt zu machen. Richtig ist wohl, dafs nach Porphyr Erennius zuerst, und alsdann Origenes die Abrede gebrochen habe und so endlich auch Plotin davon abgegangen sey. Unbegründet ist c) des Vfs. Vermuthung, dafs durch ebendieses Erennius Entdeckung (nach S. 127) nun jenes Fragment, als etwas aus der esoterischen Schule des Sakkas, an den Aufbewahrer, Nemesius, gekommen sey. Denn vorerst ist eine solche besondere Schule jenes Eklektikers nicht nachzuweisen. (Ist ja doch nur von Drei Vertrauteren die Rede, die unter sich, ohne den Lehrer, sich zu einem Verschweigen eigenthümlicher Sätze des Sakkas vereinigten.) Und dann wäre doch nicht erklärt, wie dem Nemesius auch von Numenius einiges durch Erennius zugekommen sey.

Überhaupt wird, wer die fünf subtilen Argumentationen für die Immaterialität der Psyche erwägt, nichts darin, was für esoterisch geheim oder mystisch idealisch hätte gehalten werden können, entdecken. Was aber für die ganze Ansicht über Ammon. Sakkas und seine (eklektische) Lehrart bedeutender wird, ist dies, dafs die Stelle des Porphyrius, auf welche der ganze Unterschied, als ob Ammon. manches nur esoterisch gelehrt habe, gebaut wird, gar nichts von einer solchen ihm, dem Eklektiker beliebig gewesenen Abtheilung in zweierlei Schulen behauptet.

Porphyr sagt wörtlich nur Folgendes: »Da zwischen Erennius, Origenes und Plotinus (!) die Übereinkunft geworden war, nichts zu enthüllen von Ammonius's Lehrmeinungen, welche wohl ihnen in den Vorträgen (εν ταις ακροασεσι) weiter gereinigt worden waren (ανεκεκαθαρτο), so blieb auch Plotinus dabei (εμενε, oder wie Creuzer sehr wahrscheinlich vermuthet: ενεμενε), indem er zwar mit einigen, die herzukamen, (über Philosophie) conversirte, aber die Dogmen von Ammonius unausgesprochen bewahrte. [Das seltene Wort ανεκπυστα ist von πυω, εκπυω, = wie eine Pustel aufblusen, abzuleiten.] »Als aber Erennius zuerst die Übereinkunft überschritt, so folgte zwar Origenes dem Vorgange des Erennius, schrieb aber doch nichts, als die Schrift über die Dämonen

Digitized by Google

und — unter Galienus —: dafs der Basileus alleiniger Dichter sey *); Plotinus aber wirkte noch lange Zeit, ohne

*) Über diese Stelle in Porphyrs Leben des Plotinus K. 3, dafs Origenes, der nichtchristliche Mitschüler Plotins bei Ammon. Sakkas, nichts als ein συγγραμμα περι των δαιμονων geschrieben habe, και επι Γαλληνου· ὁτι μόνος ποιητὴς ὁ βασιλεύς, ist so vieles (s. die Creuzerische Annotation T. I. S. XCIII) vermuthet und nicht entschieden worden, dafs ich meine Vermuthung, wie sie aus Porphyr selbst entstand, auch mitzutheilen wage. Dafs der Philosoph, Origenes, den der Platonischen und Plotinischen Philosophie geneigten Kaiser (βασιλεύς) Galienus durch jenen Aufsatz als den alleinigen Poeten habe preisen wollen, möchte ich, nicht nur weil diese Schmeichelei allzu unphilosophisch wäre, sondern auch weil Porphyr nichts dagegen bemerkt, nicht für wahrscheinlich halten. Will man aber übersetzen: Nur der Schöpfer ist der Regent, so müfste im Griechischen vielmehr stehen: ὁτι βασιλευς ὁ ποιητης μονος. Denn die griechische Periodologie setzt in dergleichen Sätzen das Prädicat vor dem Subject. (Vgl. m. Comm. zu Joh. 4, 24.)

Mir fiel auf, wie wortreich Porphyr im 17. Kap. ausführt, dafs Er selbst eigentlich Βασιλευς, nämlich im Syrischen Malchus, heifse, und dafs deswegen Longinus ihn: Μαλχε! angeredet, Amelius aber an ihn geschrieben habe: Αμελιος Βασιλεῖ εὐ πραττειν. In der Gesellschaft bei Plotin hiefs demnach Porphyr, statt Malchus, oft ὁ Βασιλευς. Τον Μαλχον, sagt er S. LXVII, οὑτος, nämlich Amelius, εις τὸν Βασιλέα γραφει (= er schreibt den Malchus um, in den griechischen ὁ Βασιλευς.) Vgl. K. 21, wo auch Longinus ihn ὁ Βασιλευς nennt. Nun erzählt Porphyr ferner im Kap. 15 von sich selbst: Er habe an einer Geburtsfeier Platons einst in Plotins Gegenwart ein mystisch-enthusiastisches Gedicht über die heilige Vermählung (den ἱερος γαμος der Seele mit Gott, woraus auch der dogmatische Artikel de Unione mystica abzuleiten ist) vorgelesen, und da Einer über seinen *furor* poeticus = μαινεσθαι τον Πορφυριον, gespöttelt, habe vielmehr Plotin laut ausgesprochen: ἐδειξας ὁμου τὸν ποιητὴν, και τον φιλοσοφον και τον ἱεροφαντην. Dies geschah, da Porphyr zwischen 263 und 268 bei Plotin war, in Galiens Zeit επι Γαλληνου. Ist demnach nicht wahrscheinlich der Sinn jener dunkeln Überschrift dieser: Origenes habe wenig, doch in Galiens Zeit auch einen Aufsatz (scherzweise) geschrieben, mit dem Titel: Der Basileus (das ist, unser syrischer Freund, Malchus oder Porphyr) ist allein ein Poet! — Der Scherz sagt: Plotin hat ihn wie vor andern allen zum Dichter ausgerufen. — Gerade weil dies Scherz über ihn selbst war, giebt Porphyr keine weitere Erklärung, wie er, wenn die Sache sonst von Bedeutung gewesen wäre, wohl etwas hinzugefügt hätte.

Der unbestimmte Ausdruck επι Γαλληνου hat veranlafst, dafs Fabricius in der Chronologie des Lebens Plotins (S. XLVIII. Creuzerischer Ausg.) diese Schrift des Origenes ins zweite Jahr Ga-

Digitized by Google

irgend etwas zu schreiben — — [bis er sich vom ersten Jahre des Galienus an, weil die philosophischen Conversationen (συνουσιαι) oft gar zu bunt durcheinanderliefen, zu einigem Niederschreiben antreiben liefs, so dafs, da Porphyrius im zehnten Jahr Galiens mit ihm bekannt wurde, Plotin 21 Bücher von den 54, aus denen die sechs Enneaden bestehen, als seine Meditation geschrieben hatte und sie einigen Auserlesenen, unter andern auch dem Porphyr anvertraute.]

Aus dieser Notiz erhellt a) vorerst nicht, dafs der Lehrer Ammonius Sakkas selbst an der Übereinkunft der Dreien wegen Nichtverbreitung seiner gereinigteren Lehrsätze Antheil gehabt, also das Esoterische gewollt; noch weniger dafs er eine esoterische Schule gehegt habe. Wenn eine solche gewesen wäre, so hätten nicht die genannten Drei eine Verabredung zum Geheimhalten zu machen Anlafs gehabt, weil das Verschweigen Bedingung für alle Esoteriker gewesen wäre. b) ist nicht von besondern Belehrungen, sondern von den Vorträgen für die Zuhörer überhaupt, von Akroasen, die Rede. Der Eklektiker trug vor, wie die Natur der Sache es mit sich bringt, was die verschiedenen Hauptphilosophien, jede nach ihrem Standpunkt einseitig, annahmen. Er aber zeigte, was er von den Besonderheiten wegzulassen, also gleichsam wegzureinigen = zu αναιρεθαιρειν, fand, so dafs sie alsdann gerade im Universelleren und Nichtdifferirenden Eines wurden. Dieses gleichsam sublimirte, wodurch der Krieg der Hauptsysteme gegeneinander, das skandalöse στασιαζειν von Philosophie gegen Philosophie, ohne ein nur accordirendes Conciliiren (= ohne ein falsches juste-milieu) vielmehr durch ein Hervorheben des Bleibenden aus den angehängten Particularismen gehoben werden konnte, gab Am. in den Akroasen selbst, also nicht blos esoterisch. Jene Drei miteinander aber meinten eine Zeit-

---

liens, als Mitregenten von Valerian = a. 253 setzte. Damals würde sie wenigstens noch nicht als Schmeichelei auf den blos Mitregierenden entstanden seyn. Gallen war aber wirklicher Kaiser, so lange Porphyr bei Plotin war, also auch damals, da Plotin seinen so vertraut gewordenen ὁ Βασιλευς oder Malchus so feierlich als ächten mystischen Poeten proclamirt hatte, was dann Origenes wohl unter dem scherzhaften Titel, wie ein Elogium, weiter ausgeführt zu haben scheint. Judicium sit penes acutiores! Wohl uns, dafs das Heil der Welt von allen dergleichen dunklen Traditionen nicht abhängt.

Digitized by Google

lang, besser von dieser eigentlichen Frucht der Eklektik, von der Concentration des Gereinigten in ein Ganzes, keinen Gebrauch ins Allgemeine hin zu machen. Sie wollten das εκπνεσθαι, das erumpere in vulgus, noch mehr vermeiden. Sie müssen also eine Zeitlang die verschiedenen alten Systeme nur getrennt behandelt und lieber über einzelne Probleme Besprechungen (Conversationen) versucht haben. Erst als diese, aus denen sich Amelius Scholien machte und also mancherlei zu retten suchte, allzu abschweifend (voll von ατυξια und πολλη φαντασια) geworden waren, liefs sich Plotin bewegen, seine aus allem Überdachten ihm einleuchtenden Resultate folgerichtig, aber ohne dafs er der früheren getheilten Systeme leicht erwähnte, so niederzuschreiben, wie die freieren Besprechungen ihn dazu veranlafsten. Und dies ist auch die aus der ganzen Anlage der Enneaden ersichtliche Entstehungsart derselben. Plotin ordnet jedesmal über die in der Besprechung discutirten Fragen seine Beantwortung, wie sie ihm aus seinem Gedankensystem flofs, ohne dafs er dieses, als ein Ganzes, der Reihe nach darstellte.

Wieviel dann aber in diesen seinen, erst seit a. 251 begonnenen Aufzeichnungen ein gleichsam geerbtes Eigenthum des Am. Sakkas gewesen seyn möge, mit welchem Lehrer er seit 241 nicht mehr im Umgang gewesen war, ist, da er in den Enneaden auf ihn nie sich bezieht, sondern als Selbstdenker seine Sätze und Folgerungen nur aus sich herausspinnt, gewifs nicht so leicht und zuverlässig, wie der Haupttheil der Preisschrift es darstellt, zu entwickeln.

Auch das zweite (intricatere) Fragment bei Nemesius giebt hiezu keine sichere Grundlage. Zwar ist der Scharfsinn sehr bewundernswürdig, mit welchem Ammonius schon auf einer ganz besondern Art des Existirens der Geister, nämlich darauf bestand, dafs die Seele als ein denkendes Kraftwesen nur wirksam auf gewisse materielle Theile, nicht aber selbst wie an Ort und Raum gebunden gedacht werden solle. Sie sey nicht räumlich oder nach Dimensionen theilbar im Leibe, vielmehr in ihm überallhin als ein in sich bestehendes Eines und Ganzes auf nichtsinnliche Weise einwirkend, ενεργων. An sich also sey sie für uns nicht vorstellbar, sondern nur denkbar, aber bei weitem nicht blos wie ein Gedankending, vielmehr als gewifs wirklichseyend denkbar, weil sie offenbar einwirke, ohne dafs die Art dieser ihrer Energie etwas materielles, räumliches, theilbares, bemerken lasse. [Er schrieb ihr ein wirkendes

Digitized by Google

Seyn zu, aber nicht ein — *Da*seyn, oder *Dort*seyn! Eine sehr feine, für alles Denken geistiger Kraftwesen wichtige Unterscheidung!]

Amm. war demnach schon so weit in der philosophischen Anstrengung für reines (nichts von Gestalt und Vorstellbarkeit bedürfendes) Denken, dafs er das, was sich wissend und wollend als eine Wirklichkeit oder wirksame Kraft manifestirt, auch als ein an sich wirkliches zu denken vermochte, ohne dafs er die Charaktere der Materialität: Undurchdringlicheit oder Örtlichkeit (das Behaupten eines gewissen Orts und Raums) und Gestaltung, darauf übertragen zu müssen meinte. Er lehrt uns schon, wirkende Kräfte als selbstbestehend, als wirkliche Dinge an sich zu denken, ohne dafs wir mit ihrem Wirklichseyn ein Räumlichseyn verbinden müfsten. Das Wirken beweist die Wirklichkeit, das Seyn eines solchen Dings, das aber ohne Theilbarkeit, ohne Raum, existire. Viele blos aus Mifsverstand entspringenden Witze gegen Kants *νοουμενα* oder wirkliche Dinge an sich würde schon Sakkas weggewiesen haben.

Ebensowenig meinte er (wie doch sogar tief speculative Dogmatiker des 19ten Jahrhunderts darüber sich noch nicht erhoben), dafs das Denkbare alsdann ein blos denkbares, nur ein Gedankending sey. Ihm vielmehr ist sein *νοητὸν* zwar ein nicht vorstellbares, gestaltetes, räumliches, aber es ist ihm doch, weil es wirkt, als ein wirkliches denkbar, das heifst, als eine an sich bestehende Kraft, die wir um ihrer gleichförmigen Wirksamkeit willen als seyend anerkennen müssen, aber, weil wir nichts ohne Örtlichkeit sinnlich uns vorstellen können, nur als ein wirkliches Ding an sich durch Denken (*νοειν*) erfassen, dessen übrige unkörperliche Weise zu seyn aber wir nicht beschreiben können, weil sein Wirklichseyn uns (oder eigentlich: sich selbst) nur durch Wissen und Wollen, als unräumliche Kraftäusserungen, also als Wirkungen einer nichträumlichen, nichttheilbaren, nichtmateriellen, und doch gewifs wirksamen Wirklichkeit bekannt wird.

Wie wichtig dieser Tiefblick des alten Amm. Sakkas in das, was als wirklich nur denkbar (nicht vorstellbar) und dennoch, weil es anhaltend und gleichförmig wirkt, mit Gewifsheit als wirklichseyend denkbar ist, ja sogar als reinseyend gedacht werden müsse, auch für die Lehre oder Überzeugung von dem nichtsinnlichen, nichträumlichen Wirklichseyn eines höchsten oder vollkommen Geistes, also für die eigentliche Theologie sey, ist hier

Digitized by Google

nicht auszuführen, nur anzudeuten. Auch bedauern wir, den griechischen Text hier nicht wörtlich übersetzen und philosophisch commentiren zu können.

Aber nothwendig ists, das νοητον oder das als wirklich denkbare und doch nicht vorstellbare, nichträumliche Kraftwesen, wie Amm. es schon gefafst hatte, richtig zu verstehen, weil ohne dies freilich auch nicht verständlich wird, wie er bei Nemesius so richtig sagen konnte: die (denkende und wollende) Seele sey für den Leib nicht örtlich da, sondern nur durch ihr Verhalten zu demselben (εν σχεσει) oder, was ebendasselbe sagt, durch das Einwirken, ενεργειᾳ (Nur dieses Einwirken auf das Örtliche, den Leib, ist ihr von ihr selbst, d. i. von ihrem nichtvorstellbaren, aber doch gewissen Wirklichseyn, bekannt. So ist sie sich selbst als gewifs seyend, aber doch nur denkbar, nicht vorstellbar.

Ebendeswegen sagte dann nach dem Fragment II. Ammonius: die Seele (das Denkendwollende) ist nicht an einem Ort, d. i. nicht in einem sinnlichfühlbaren Raum. Sie, als ein νοητον (als eine nur denkbare, aber doch wirkliche Wirklichkeit) ist auch an einem τοπος νοητὸς = an einem nicht sinnlich vorstellbaren Ort. Um dies zu erklären sagt er: Wenn die Seele nicht in den Leib, wenn sie nur in sich selbst hineinwirkt, so ist sie — sich selbst der Ort. Sie ist in sich entweder als Verstand, im λογιζεσθαι, oder in sich als Vernunft, als νους, indem sie νοει. [Das νοειν des Griechen nämlich ist ihm nicht ein blofses Denken (ein Verstehen und Vergleichen der Begriffe). Nus ist (auch schon bei Anaxagoras) ein Denkvermögen mit innerer Thätigkeit oder Kraftbewegung, ein Denken mit Wollen oder mit Selbstbestimmungskraft, und vornehmlich ein Denken dessen, was seyn oder werden soll, also ein wollendes Denken der Ideen.)

Indem nun Amm. sagt: die Seele sey alsdann ἐν τῷ νῷ, wenn sie νοεῖ, so ist sein Sinn: Sie ist oder wirkt in sich selbst, als wollende Vernunft. Keineswegs aber ist sein Sinn: die Seele sey alsdann in jenem (ausser ihr zu denkenden) Νους, welcher nach Plotin aus dem, sogar über das Seyn erhabenen, höchsten Guten ausgegangen und aus welchem die Weltseele als das Dritte jener Trias emanirt sey. Dem Ammonius ist die Seele, wenn sie νοει, nur in sich selbst, in sich als einem νους, welchen er von dem λογιζεσθαι unterscheidet, wie auch wir das verständige Urtheilen, welches gleichsam ein Rechnen ist, von der Vernunft, als dem Seelenvermögen, Vollkommenes, Nothwendiges, Wahres,

Digitized by Google

Gutes, Schönes, als Ideen zu denken, wohl zu unterscheiden haben. Dieser νους der Seele selbst, in den sie als νοουσα sich wie an einen τοπος νοητος zurückzieht, ist dem Ammonius nach dem glücklicher Weise aufbewahrten zweiten Fragment nicht etwas ausser der Seelenkraft, wie bei Plotin, der aus dem höchsten Αγαθον emanirte Νους (des Schaffens).

Achten wir streng auf die subtile Denkbarkeit, wie sie Ammonius erfafst hatte, so ist vielmehr klar, dafs er als Vereiniger von Plato und Aristoteles an eine Emanation der Seele gar nicht dachte. In Wahrheit konnte er auch daran nicht denken, weil er die Seele nach ihrem im Wissen und Wollen sich zeigenden Wirken durchaus als nicht aus Theilen bestehend erkannte, ein jedes Emaniren aber ein Ausgehen eines Theils aus einem Theilbaren seyn müfste. Ihm aber ist die Seele durchaus nur untheilbar, in sich selbst hinein oder ausser sich in den Leib nur als das einfachste Ganze wirkend; so, wie alles Wissen und Wollen immer sich als ein Zusammenfassen des vielen Denkbaren in Eine und ebendieselbe, in Eine alles vergleichende, beurtheilende, entscheidende Kraft manifestirt. Alles Sinnliche, ja überhaupt alles Objective (Gegenständliche), ist Vielheit, alles Bewufstwerden aber ein Concentriren des Vielen in Eine dasselbe betrachtende Kraft, die sich eben dadurch als ein Durchaus-einfaches zeigt, da, wenn sie aus Theilen bestünde, das Viele in den verschiedenen Theilen zerstreut wäre und nicht mit einem Mal betrachtet und gewufst seyn würde. Er beschliefst die ganze subtile Erörterung kurz und gut mit dem Wink: Die Seele ist (für den Leib) das heifst, sie ist einwirkend *). [Sie selbst ist als ein nichträumliches denkbar, das in den Raum einwirke.]

Dem Ammonius Sakkas ein Ableiten der Seele aus Emanation zuzuschreiben, gibt uns demnach das II. Nemesiusische Fragment keinen Grund; vielmehr beweist es, dafs, wenn er in der so streng ausgesprochenen Einfachheit des eben deswegen nur denkbaren, nicht örtlich vorstellbaren Seelenwesens (wie wir nicht zu zweifeln haben) folgerichtig fortdachte, er nicht einmal die Emanationshypothese in sein System aufgenommen haben konnte, wenn

*) Auch dieses zweite Fragment klingt, ganz gleich dem ersten, wie Scholien. Auch dieses also scheint ein Überrest zu seyn aus den vielen Aufzeichnungen, welche sich der überfleifsige Amelius aus den Akroasen von Numenius und Plotinus (und mittelbar durch diesen von Ammonius) zusammengedrägt zu machen pflegte.

Digitized by Google

gleich ihm als Alexandriner die Neigung der Phantasie der Orientalen, sich das Seyn der Geister nicht als ewig, sondern als ein Werden durch Ausflüsse oder Ausscheidungen aus einem ewigen Allvater oder Allwesen zu erklären, da schon Philo sich die λογοι nebst ihrem πρωτοτοκος λογος so zu erklären gesucht hatte, nicht unbekannt seyn konnte.

Unser Resultat mufs demnach von dem der Preisschrift sehr abweichend sich aussprechen. Laut des II. Fragments bei Nemesius, und laut der bestimmten zweifachen Erklärung des Hierokles bei Photius (s. die Preisschrift selbst S. 118. 119) war des mit Begeisterung lehrenden Ammonius Sakkas Geschäft, noch bestimmter, als wir es oben bei Potamon bemerkten, auf die Vereinigung im Wesentlichen zwischen Plato und Aristoteles gerichtet = συμφωνον εν τοις επικαιριοις τε και αναγκαιοτατοις των δογματων Πλατωνος τε και Αριστοτελους την γνωμην αναφηναι und dadurch mit Vernunft-Enthusiasmus und wie ein Θεοδιδακτος die Schmach der innern στασις (= Zwietracht und Selbstzerstörung) von der Philosophie abzuwenden. [Fällt es unsern Lesern nicht auf, dafs unsre Zeit in Philosophie und Theologie auch eines Sakkas bedürfte?]

Dafs Hierokles bei dem Prädikat: Göttlichbelehrt, an etwas von orientalischer Mystik gedacht habe, liegt in beiden Stellen nicht. Ammon. Sakkas bleibt uns also, wenn wir nichts für ihn inconsequentes in ihn hineintragen, ein die griechischen Philosophien reinigender Eklektiker, τας των παλαιων ανδρων δοξας, sagt Hierokles, διακαθαρων και τοις εκατερωθεν (utrinque sc. apud Platonicos et Aristotelicos) αναφαινομενοις ληροις αποσκευασαμενος.

Dafs Plotin, nachdem er von a. 232—242 in seinem philosophischen Umgang gewesen war, auch Parsische, Zoroastrische Philosophie während Gordians Feldzug gegen die Perser a. 242—244 kennen lernen wollte, war seine Sache. Niemand weifs davon etwas, dafs Ammonius, wenn er gleich als Alexandriner gewifs auch darüber meditirte und discutirte, etwas wesentliches, vornehmlich die Emanations-Hypothese daher angenommen habe. Vielmehr starb dieser Lehrer Plotins wahrscheinlich vor dessen Zurückkunft, und Porphyr im 3. Kap. des Plotinischen Lebens sagt nur: der bei Ammonius anhaltend (10 Jahre lang in einem Alter vom 28sten bis zum 38sten Lebensjahre) verbliebene Plotin habe eine solche Fertigkeit in der Philosophie sich erworben, dafs er geeilt habe, auch von der bei den Persern gelehrten und

Digitized by Google

der bei den Indern zurechtgebrachten eine Erfahrung zu erhalten. πειραν λαβομενος.

Ob er, erst 10 Jahre alt später an den Enneaden schreibend, dorther die Trias des an sich Guten, des Nus und der allgemeinen Weltseele in einem eigentlichen Emanationsverhältnifs (wie Quelle und Ausflüsse) sich denkbar gemacht habe, oder ob das, was er davon sagt (vornehmlich adr. Gnosticos p. 199 T. I.) mehr nur bildlich zu verstehen sey, ist hier nicht weiter zu untersuchen. Auf jeden Fall war eine solche Trias dem Zoroastrischen Dualismus, welcher aus dem Abgrund anfangsloser Zeit oder Dauer (Zeruane Akerene) Böses und Gutes nebeneinanderseyn liefs, gar nicht ähnlich, auch ist gerade jener Aufsatz προς τους Γνωστικους gegen solche, die (etwa wie Marcion?) die Hervorbringung der Welt einer nichtguten Potenz zuschrieben.

Plotin macht, soviel wir sehen (ganz oder durch Bildlichkeit?) den Übergang zu der Vermischung von orientalischen Emanationsmeinungen mit griechischen, besonders Platonischen, Ideen. Davon aber etwas auf seinen Lehrer, Ammonius Sakkas, zurückzutragen, haben wir aus der Preisschrift, wie sonsther, nichts überzeugendes gefunden. Wir finden uns daher nur berechtigt, diesen als einen das Platonische mit dem Aristotelischen im Wesentlichen vereinigenden Eklektiker von den Neoplatonikern abzusondern, deren Eigenthümliches schon bei dem platonisirenden Philo darin besteht, dafs ihre Phantasie das, was Plato blos als Ideen in dem Urwesen dachte, in substanzielle Urbilder aller Dinge verwandelte, die sogar in besonder bestehende Intelligenzen (Logoi) hervortretend, entweder wie Zeugungen oder wie Ausflüsse, Persönlichkeit haben könnten.

Übrigens ist auf jeden Fall die urchristliche Trias der Taufformel weit genügender, als die Plotinische, welche vielen andern speculativen Versuchen, die Gottheit in blos theoretischen Beziehungen als eine Trias zu denken, ähnlich ist, indem sie nur auf Intelligenz, nur auf das Theoretische allein gerichtet, auch nur das wirksame und Leben gebende Intelligente erklären würde. In dem Urchristlichen dagegen ist obenan Gott der Vater von allem. Der in dem Fleisch Jesu Menschgewordene Geist ist das als Intelligenz wirksame Göttliche; als Lehrer und Regierer des Reiches Gottes unter den Menschen ist er deswegen der vorzüglichste von Gott gezeugte, der Messianische Sohn des Einen Gottes, welchen man bald, aber doch erst ausser Palästina, als den Λογος προφορικος, die durch schaffendes Wort und durch

Digitized by Google

Lehre wirkende Intelligenz zu denken versuchte. Was aber die theoretisirenden und dogmatisirenden Philosophen allzu gewöhnlich vergessen, das Moralischnöthige, das heiligthätige Wollen, das wird im Urchristlichen als Pneuma Hagion, als heilige auf Heiligung wirkende Gotteskraft, dem Gottandächtigen Glauben besonder und nachdrücklich vorgehalten. Und dies ist für die Menschheit das Wichtigste. Die ewige Vollkommenheit = Gott, manifestirt sich nicht blos zum lehrendregierenden Wissen, sondern hauptsächlich zum heiligwollenden Wirken. Welch ein Unglück, dafs, in geradem Gegensatz gegen dieses praktische Urchristliche das Theoretische, und sogar nur als eine das Unentbehrlichwesentliche mit so vielen Meinungsversuchen (Dogmen) vermischende Dogmatik, zur Hauptsache gemacht wird, die christliche Moral oder Willensverpflichtung aber all jenes endlose Theoretisiren erst zur Grundlage haben soll. Ebendeswegen lehrt und lebt man meistentheils nur in einer Umkehrung der wahren Sachordnung. Weil die Beschäftigung mit dem Meinen unendlich ist, hinkt das Überzeugen von vernünftiger und religiöser Moral kaum wie ein Appendix hintennach, die Durchführung auf alle Lebensverhältnisse aber *wird als* etwas, das sich von selbst verstünde, aber als Gewissenserregung allzu unbequem wäre, im Lehren und Erziehen fast ganz vermieden und vernachlässigt; ungeachtet jenes vermeintliche dogmatische Wissen fast mit jedem Tage ungewisser, wenigstens auf einen weit engeren Umfang und Gehalt beschränkt wird, während zum Wohl der Menschheit, besonders der cultivirteren, doch, im Gegensatz gegen den mit der Verständigkeit unvermeidlich steigenden Egoismus, nichts unentbehrlicher wäre, als eine von allem unstäten Dogmatisiren völlig unabhängige Erziehung zu selbstständigen, lebensthätigen Überzeugungen für Pflicht und Gottandächtigkeit.

Gewifs sehr erfreulich ist es, dafs in neuerer Zeit mehrere französisch schreibende Gelehrte im Darstellen der alterthümlichen Wissensbestrebungen (Philosophien) Gründlichkeit mit Anmuth und Klarheit zu verbinden sich bemühen und dadurch Nationalbeifall erworben haben. Auch der Vf. rechtfertigt sich darüber, und es verräth bei uns gewifs theils eine Beschränktheit im Philosophiren selbst, theils eine Mangelhaftigkeit in Ausbildung der Landessprache, wenn man das Philophischwahre anders nicht als in scholastischen Kunstwörtern und Barbarismen »objectiv und subjectiv machen zu können« sich beredet. Allerdings aber mufs

Digitized by Google

alsdann die gründliche Erforschung des Inhalts zuvor streng genommen und beendigt seyn, ehe an die gefälligere Darstellungsweise gedacht wird, damit nicht etwa manches für das Denken schwierigere deswegen wegbleibe oder umgestaltet werde, weil es sich nicht leicht genug in die allgemeinfaſsliche Darstellungsweise fügen möchte.

Der gelehrte und selbstforschende Verf. hat nach S. III der Vorrede im Sinn, bald noch zwei Memoiren, nämlich Über die Philosophie des Numenius, nach deren Einfluſs auf die Ecole Ammonio-Plotinienne, und Über Plotins Lehre nach deren Beziehungen auf den Lehrer, Ammonius Sakkas, zu veröffentlichen. Um so mehr fühlte Rec. sich aufgemuntert, in das Wesentliche dieser sehr ehrenwerthen Preisschrift einzugehen. Was der Vf. sich S. 131 wünschte: que *le savant Creuzer* fera bientôt paroitre *sa belle edition des Enneades*, à laquelle il travaille depuis plus de vingt ans et qui est attendue avec la plus vive impatience par tous ceux, qui s'occupent de l'Histoire de Philosophie, ist indeſs auf eine auch dem Rec. sehr willkommene Weise zur Erfüllung gekommen, so daſs der für das Denken schwierige Inhalt, von vielen andern ihn umgebenden Schwierigkeiten philologisch und litterärhistorisch befreit, vermittelst dieses reichen Apparats nun um so eher unmittelbar erreicht werden kann.

Wir machen nur noch eine Bemerkung. Der Verf. zieht S. 187 daraus, daſs Ammonius ein Sackträger (etwa wie Jakob Böhme ein Schuster?) gewesen sey und also nur den verdorbenen alexandrinischgriechischen Dialekt verstanden habe, die Folgerung: er habe Plato und Aristoteles nicht aus ihren Quellschriften, sondern nur etwa aus Philo und Numenius kennen lernen können! Diese Voraussetzung könnte auf ein künftiges Memoire über des Ammonius Lehre bedeutenden Einfluſs haben. Wahr ist es nun zwar, daſs ihn Theodoret in der oben angeführten Stelle für einen solchen *saccarius* hält, wie sie im Cod. Theodos. L. XIV. tit. n. de saccariis portus (nicht Urbis) Romae als legitimirte portefaix vorkommen und von Godofredus T. V. p. 291 gelehrt beleuchtet werden. Dennoch ist dieses auf Amm. überzutragen nicht so sicher, daſs darauf Schlüsse über seine Kenntnisse von Plato und Aristoteles gebaut werden dürften. Σακκοφοροι hieſsen auch solche, die sich (als Enkratiten, als Mönche, oder als sonst um Kleidung unbekümmerte) in Kleider, die man σακκους (cilicia) nannte, hüllten. s. Godofredi Note zu Cod. Theod. XVI. tit. 5.

Digitized by Google

(T. V. p. 135.) Vermuthlich trug Am. statt des pallium philosophicum einen solchen σαγχος, wie nach Epiphan. haer. 80, nr. 5. manche Massilianer (مصلّي Betbrüder) und andre um das Weltförmige unbekümmerte Enkratiten.

1. Mai 1837. *Dr. Paulus.*

Grundsätze des heutigen deutschen Staatsrechts. Systematisch entwickelt von Dr. Romeo Maurenbrecher, Prof. der Rechte an der Rhein. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn. Frankfurt a. M., Verlag von Franz Varrentrapp. 1837. 589 S. gr. 8.

Der Verf. erklärt sich über den Plan seines Werkes in der Vorrede so: »Der Verfasser hat in dem vorliegenden Werke das deutsche Staatsrecht in seinem wissenschaftlichen Zusammenhang darstellen, in seinen Grundlagen prüfen, von manchen Irrlehren reinigen, wenn man es so ausdrücken will, neu begründen wollen. Er durfte aus diesem Grunde nicht stehn bleiben bei der practischen Auslegung der gegenwärtig in Deutschland geltenden Rechtsquellen: er mufste vielmehr sowohl einestheils auf das geschichtliche öffentliche Recht Deutschlands zurückgehn, an welches das heutige zunächst, wenn auch nicht immer dem Geiste nach, sich anschliefst, als er anderntheils das philosophische Staatsrecht d. h. diejenigen Ansichten nicht ausser Betracht lassen durfte, welche über die öffentlichn Angelegenheiten im Staate a priori seither entwickelt worden sind. Man mufs nemlich diese Ansichten (»die allgemeinen Lehren des Staatsrechts«) kennen, wie der Verfasser sich überzeugt hat, um die Beziehungen unserer neuesten Gesetzgebung verstehn zu können, die davon bald mehr bald weniger sich zu eigen gemacht hat, und man mufs sie nicht blos kennen, wie sie vereinzelt und oft zerstückelt in Deutschland geschichtlich geworden sind: sondern sie sind aufzufassen in ihren ganzen, eigenen, innern Zusammenhang, wenn man nicht Gefahr laufen will, sie gar nicht oder sie falsch zu verstehn. In diesem Sinn mufs jeder deutsche Publicist Philosoph seyn: er mufs es seyn, weil seine Legislatoren Philosophen geworden sind: aber er darf es auch nur seyn, soweit diese es geworden sind oder künftig es noch werden dürften: denn selbst philosophiren wollen innerhalb des ihm gegebenen Staats d. h. das Positive ergänzen wollen aus den Eingebungen seines philosophischen Talentes oder seiner phi-

Digitized by Google

losophischen Schule. hiefse an die Stelle des Gesetzgebers sich setzen und Gesetze geben wollen, statt die gegebenen auszulegen.«

In Gemäfsheit dieses Planes hat der Vf. sein Werk in sechs Bücher eingetheilt, von deren Inhalte hier die Anzeige folgt: (Vorausgeschickt ist in 13 Paragraphen eine Einleitung, welche sich über die Gegenstände verbreitet, die auch in ähnlichen Werken in den Prolegomenen vorgetragen werden.) *Erstes Buch.* Allgemeine Lehren des Staatsrechts. (Allgemeines oder philosophisches Staatsrecht.) §. 14—61. — *Zweites Buch.* Staatsrecht des deutschen Reichs. §. 62—87. Unterabtheilung: Verfassungs-Regierungsrecht des deutschen Reichs. Dieselbe Unterabtheilung wiederholt sich auch in den folgenden drei Büchern. (Das ehemalige deutsche Territorialstaatsrecht hat der Vf. übergangen; vielleicht in der Erwägung, dafs es von dem heutigen weniger abweicht oder für dieses von geringerem Interesse ist. Auch hat der Verf. Einiges, was dem ehemaligen deutschen Landesstaatsrechte angehörte, im 5ten und 6ten Buche nachgeholt.) — *Drittes Buch.* Staatsrecht des Rheinbundes. §. 88—98. — *Viertes Buch.* Staatsrecht des deutschen Bundes. §. 99—123. — *Fünftes Buch.* Allgemeines deutsches Territorialstaatsrecht. §. 124—226. — *Sechstes Buch.* Heutiges deutsches Privatfürstenrecht. §. 227—249. (Unterabtheilung: Von dem Erbrechte nach Privatfürstenrecht. Von den übrigen Familienrechten nach PFR.) — Ein Anhang S. 487 ff. enthält: Die Zusammensetzung des deutschen Reichstages im Jahre 1792; die deutsche Bundesakte; die Wiener Schlufsakte; das Bundesgesetz vom 30. Okt. 1834. die Errichtung des Bundesschiedsgerichts betreffend; ein Verzeichnifs der heutigen Mediatisirten.

Es ergiebt sich aus dieser Inhaltsanzeige, dafs das Werk mehrere Wissenschaften umfafst, in dem Sinne, dafs es Lehren, welche man gewöhnlich in Schriften und in akademischen Vorträgen als verschriedenen Wissenschaften angehörend behandelt, zu einem Ganzen vereiniget. Ref., weit entfernt, diesen Plan fehlerhaft zu finden, mufs vielmehr demselben sowie der Ausführung seinen vollen Beifall ertheilen. Wenn es auch nothwendig seyn möchte, das in dem Weeke Vereinigte in akademischen Vorträgen wieder zu trennen, so wird es doch sowohl dem Zuhörer als dem Geschäftsmanne mehrfach nützen, aus diesem Werke eine lebendige Erkenntnifs von dem inneren Zusammen-

Digitized by Google

hange unter allen jenen Lehren nnd Wissenschaften zu schöpfen. Übrigens zeichnet sich das Werk auch durch die Klarheit der Darstellung und durch den Reichthum der darin gegebenen Citate vortheilhaft aus.

Zachariä d. ä.

Zur Beurtheilung des National-Wohlstandes, des Handels uad der Gewerbe im Königreich Hannover. Von G. W. Marcard. Mit Tabellen und zwei lithographirten Abbildungen. (Die eine giebt die vordere Ansicht des Gebäudes der höheren Gewerbeschule zu Hannover, die andere den Grundrifs von diesem Gebäude.) Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung, 1836. 130 *S. (ohne die Tabellen.)* 8.

Eine treffliche, eine musterhafte Schrift! Der Vf. hätte ihr ebensowohl den Titel: Nationalwirthschaftliche Statistik des K. Hannover, geben können. — Der ausgezeichnete Werth der Schrift besteht zuvörderst darin, dafs der Verf. den dermaligen Stand der Bevölkerung etc. im K. Hannover und in dessen einzelnen Theilen durchgängig nach amtlichen Nachrichten und in bestimmten Zahlen mit möglichster Genauigkeit angiebt. (In mehreren Stellen kommen zugleich statistische Nachrichten von der Ein- und Ausfuhr der Nachbarstaaten, insbesondere von der der freien Städte Hamburg und Bremen, vor.) Mit Recht nimmt der Verf. an, dafs eine jede specielle Statistik ihrem Grundcharakter nach eine Zahlenstatistik seyn müsse. Die Folgerungen, die sich aus den statistischen Zahlen ziehen lassen, gehören in eine andere Wissenschaft. (Doch hat der Verf. diese Folgerungen, was die Statistik des K. Hannover betrifft, keineswegs unberücksichtigt gelassen.) Eine specielle Statistik, deren Grundlage in Zahlen ausgedrückte Thatsachen sind, hat zugleich den unschätzbaren Werth, die Klagen über schlechte Zeiten etc. auf das richtige Mafs zurückzuführen. An Klagen dieser Art fehlt es nirgends, hat es niemals gefehlt, (mau lese nur die Landtagsakten der Vorzeit,) und wird es niemals fehlen. Aber man schliefse nicht von den Klagen Einzelner sofort auf den kläglichen Zustand der gesamten Bevölkerung eines Landes. Oft klagen diejenigen die Zeiten an, die sich selbst anklagen sollten. Wer in seinen Geschäften vorwärts kommt, schweigt, anstatt die Zeiten zu loben. Eine Zahlenstatistik kann allein über das Steigen oder Fallen des Wohlstandes eines Volkes im Ganzen genügenden Aufschlufs geben.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Marcard: Über den Nationalwohlstand im K. Hannover.

(Beschluſs.)

Sodann aber zeichnet sich die Schrift auch dadurch vortheilhaft aus, daſs in derselben überall die Grundsätze der neueren Volkswirthschaftslehre, die Grundsäte, welche der Freiheit des Grundeigenthums, der Gewerbe und des Handelsverkehrs das Wort sprechen, zur Beurtheilung der dargestellten Thatsachen angewendet, mit Umsicht und Mäſsigung angewendet werden. Zwar werden nicht alle mit den nationalwirthschaftlichen Grundsätzen, von welchen der Vf. ausgeht, einverstanden seyn. Aber auch diejenigen, welche in diesen Grundsätzen von dem Vf. abweichen, dürften in dieser Schrift, wenn sie anders der Gegenparthei nicht das Gehör versagen wollen, Veranlassung zur nochmaligen Prüfung ihrer Ansichten finden, z. B. der Ansicht, als ob ein Land verarmen könne, weil es viel einführe. (Womit kann es denn sonst die Waaren, die es einführt, bezahlen, als mit der Ausfuhr?) Einige Stellen der Schrift, jedoch nur wenige, enthalten sogar eine besondere Veranlassung oder Aufforderung zu einer weiteren Erörterung nationalwirthschaftlicher Fragen. So z. B. die Stelle S. 85: »Es ist schwer zu begreifen, wie bei einigen neuern Schriftstellern, welche sich in das Gebiet der Handelsverhältnisse Hannovers verirrt haben, die Meinung hat Eingang finden können, als werde das Land nur durch den Credit des englischen Handelsstandes und das Zehren an den Überbleibseln englischer Subsidien erhalten. Kaum ist jemals eine auffallendere und unbegründetere Ansicht geäussert worden. Es möchte wohl nicht nachzuweisen seyn, daſs englische Subsidien seit dem siebenjährigen Kriege im Inlande in beträchtlicher Maſse in Umlauf gekommen sind, jedenfalls können solche vorübergehende Geldzuflüsse nicht erheblich den Nationalwohlstand vermehren, der auf ganz andern Grundlagen beruht. Was aber das angebliche Creditgeben des englischen Handelsstandes anlangt, so kann dasselbe schon aus dem Grunde nicht Statt finden, weil wenige directe Beziehungen mit dem ersteren in Ansehung der Einfuhr von Waaren in das hiesige Land obwalten.«

Digitized by Google

Die Schrift erhält noch überdies ein besonderes Zeitinteresse dadurch, dafs man aus ihr die Gründe ohngefähr abnehmen kann, welche die k. hannoversche Regierung bisher abgehalten haben, dem preufsischen Mauthvereine beizutreten. Bedeutsam ist in dieser Beziehung das auf dem Titel stehende Motto: Felices sua si bona norint. Der Vf. hat zwar das Wort: Agricolae, nicht hinzugesetzt. Doch möchten sich Viele seiner Leser durch die Schrift veranlafst finden, die abgebrochene Stelle zu ergänzen.

Um den Inhalt der Schrift noch genauer zu bezeichnen, fügen wir die Überschriften einzelner Abschnitte und Tabellen hinzu: 1. Statistik der Bevölkerung und des Bodens; allgemeiner Überblick. 2. Landwirthschaftliche Verhältnisse. 3. Verhältnisse des Handels. 4. Schifffahrt. 5. Gewerbeim engeren Sinne. Tabellen: I. Summarische Übersicht des Königreichs nach Flächeninhalt, Einwohner- und Häuserzahl. II. Summarische Übersicht des cultivirten und des nichtcultivirten Flächengehalts des Königreichs. III. Summarische Übersicht des Garten-, Acker- u. Wiesenlandes, nach dem ermittelten Ertrage. IV. Summarische Nachweisung der Vertheilung des Grundeigenthums im Königreiche. V. Übersicht der seit 1800 bewerkstelligten Gemeinheitstheilungen und Verkoppelungen. VI. Übersicht des Viehbestandes in den Landdrostei-Bezirken Hannover und Aurich. VII. Übersicht der Fruchtpreise von 1777—1835. VIII. Nachweisung der aus den Grenzzoll-Registern der Jahre $18^{26}/_{27}$ bis $18^{32}/_{33}$ sich ergebenden Ein- und Ausfuhr, in Beziehung auf Gegenstände, welche zugleich Hauptartikel der Exportation des Königreichs sind. IX. Übersicht der in fremde Seehäfen eingelaufenen oder durchpassirten hannoverschen Schiffe, umfassend die Jahre 1822 bis 1835 einschliefsl. X. Übersicht des Bestandes an Seeschiffen in den Landdrosteibezirken Aurich und Stade, aus den Jahren 1826—1834. XI. Übersicht des Schifffahrtsverkehres in den Häfen und Landungsplätzen des Königreichs, in den Jahren 1824 bis 1835. XII. Summarisches Verzeichnifs der Gewerbetreibenden, und Verhältnifszahlen derselben.

Einen Auszug läfst die Schrift schwerlich, am wenigsten in diesen Blättern, zu. Doch folgen hier einige Stellen aus dem ersten Abschnitte, welche wir theils wegen der Vielseitigkeit ihres Interesses theils als Beispiele von dem Geiste und Charakter des Vortrages herausheben.

Die Volkszählung vom Jahre 1833 ergab für das Königreich Hannover 1,662,629 Einwohner mit Einschlufs des Militärs, bei

Digitized by Google

einem Flächeninhalte von 694⁷¹⁰/₁₀₀₀ geographischen Quadratmeilen, durchschnittlich, ohne letzteres, auf einer Quadratmeile 2365 Menschen. Von diesem mittleren Durchschnitte wich aber die Bevölkerung in den einzelnen Provinzen und Verwaltungsbezirken sehr bedeutend ab. Nur etwa ²/₃ jener Zahl ernährte, nach den Ermittelungen vom Jahre 1833, der meistens unergiebige Boden im Lüneburgschen Landdrostei-Bezirke, welchem gleichwohl einige erheblich bevölkerte Districte angehören, und nicht viel mehr als ⁴/₅ der Durchschnittszahl betrug die sehr ungleich vertheilte Bevölkerung im Landdrosteibezirke Stade. Beide Verwaltungsbezirke aber bilden die bedeutendste zusammenhängende Fläche und mit dem auf 36⅓ Quadratmeilen nur 49,816 Civileinwohner enthaltenden Herzogthume Aremberg-Meppen, die gröfsere Hälfte des Königreichs, welche demnach zu den schwach bevölkerten Gegenden Deutschlands gezählt werden mufs. Von der Gesammtbevölkerung lebten in den Städten: im Bezirke der Berghauptmannschaft ⁸³/₁₀₀, so dafs mithin nur ¹⁷/₁₀₀ für das Land verblieben; in den Landdrosteibezirken: Hildesheim ²³/₁₀₀, Aurich ¹⁹/₁₀₀, Hannover ¹⁵/₁₀₀, Lüneburg ¹³/₁₀₀, Osnabrück ¹⁰/₁₁₀, Stade ⁶/₁₀₀. Die Gesammtbevölkerung in den Städten betrug 260,005 Menschen, mehr als sechsmal so viel lebten mithin auf dem Lande, und werden die vielen Ackerstädtchen, wo Rivalität und Privilegien nahe belegener gröfserer Städte oder andere Verhältnisse das Gedeihen eines städtischen Lebens nur in sehr beschränkter Mafse gestatten, nicht mit zur Berechnung gezogen, so stellt sich die als eigentlich städtisch zu betrachtende Bevölkerung als noch viel geringer heraus. — Von 14,589,813 Calenberger Morgen, welche unter Zugrundelegung der oben angegebenen Zahl geographischer Quadratmeilen die gesammte Oberfläche des Königreichs ungefähr halten wird, bestehen 8,075,182 Morgen oder ⁵⁵/₁₀₀ in Ackerland, Gärten, Wiesen, privativen Weiden, Forsten und culturfähigem Forstgrunde; mithin sind auf Gemeinheiten, culturunfähige Blöfsen, Torfmoore, Seen, Flüsse, Sandschellen, Wege und andere regelmäfsiger Cultur entzogene Plätze, 6,514,631 Morgen oder ⁴⁵/₁₀₀ des ganzen Flächengehalts zu rechnen. Von dem gesammten cultivirten Areale mit Einschlufs der Forsten gehören den freien oder meierpflichtigen Grundeigenthümern in den Städten und auf dem Lande 63⁹/₁₀ Procent, den Lehn- und Allodial-Rittergutsbesitzern 6¹/₁₀ Proc., den Kirchen, Pfarren und Schulen 1⁹/₁₀ Proc., der Domänenhammer 17⁶/₁₀ Proc., den Kämmereien und Gemeinden 9⁹/₁₀ Proc.,

Digitized by Google

und der Klosterkammer $^{9}/_{10}$ Proc. Von der ganzen bestandenen und culturfähigen Forstgrundfläche (2,242,576 Cal. M.) kommen auf die Domanialforsten $53^{6}/_{10}$, auf die zu den adeligen Gütern gehörigen Forsten $7^{7}/_{10}$, auf die der Gemeinden $32^{4}/_{10}$, auf die der Kirchen und Klöster 2, und auf die der übrigen Grundbesitzer $4^{3}/_{10}$ Procent.

Zachariä d. ä.

Zur Genesis und Therapeutik der epidemischen Cholera und über deren Verhältnifs zum Morbus miliaris. Nach eigenen in Eger und München gesammelten Erfahrungen von August Siebert, med. Dr. Bamberg, bei J. C. Dresch. 1837. *VII und* 164 *S. gr.* 8.

Ein nicht nur mit vielem Geist, sondern auch im Geiste der Hippokratischen und Sydenham'schen Schule geschriebenes Buch, voll neuer Ansichten und praktisch wichtiger Blicke in die bisher so räthselhafte Natur der »furchtbaren Unbekannten«, die um so mehr die ernsteste Berücksichtigung verdienen, als der kühnfeurige Verfasser es nicht scheute, »der in wissenschaftlicher Hinsicht heifs ersehnten Tochter des Ganges ins Auge zu blicken«, — und auch wirklich in ihr tückisches Herz geschaut und darin gelesen zu haben scheint.

Referent, dem das Geschick — er hält es bei seinem unwissenschaftlichen Alters-Phlegma für ein gütiges Geschick — diese Autopsie der Asiatin versagt hat, der mithin auf die Kritikersrolle hier klüglich Verzicht leistet, beschränkt sich daher blos darauf, die originellsten Parthieen des interessanten Buches um so genauer hervorzuheben, je gröfsern Respect er theils für den genialen Blick des ihm im Übrigen unbekannten Verfassers, theils für den noch nicht aus Europa vertriebenen, stets zu wiederholten Einfällen — und wer weifs, ob nicht auch noch zu einem Besuche in unser Rheinland? — geneigten ostindischen Feind hegt; — zwei Gründe, welche die folgende einfache Relation und die dadurch beabsichtigte Leitung der Aufmerksamkeit auf die neue literärische Erscheinung hinlänglich rechtfertigen dürften.

Den Nutzen der bisher aufgestellten Theorieen über die Cholera für den Praktiker verneinend, indem letzterer, diesen Annahmen folgend, mit zwei Feinden — der Krankheit und der Hypothese — zu kämpfen habe, geht der Verf. von der Ansicht aus: dafs es nicht die gestörte und alienirte Function irgend eines

Digitized by Google

Organs von mittlerer Dignität seyn könne, welche als verantwortlich für die Krankheit zu erklären sey. Eine Leber, sagt er, kann Wochen lang in ihrer Function gehindert seyn, es werden sich vicarirende Thätigkeiten finden, und der Mensch wird nicht einige Stunden nach dem Beginne der Krankheit sterben. Der Gallenausfluss in den Darmkanal kann Wochenlang zurückgehalten werden, die Digestion wird sehr leiden etc., aber der Kranke wird nicht nach einigen Stunden sterben. In die Gedärme ausgeschwitzten Membranen, exanthematische Productionen, selbst mit deletärer Rückwirkung, können wohl den Tod — aber nicht binnen einigen Stunden bringen. Dies Alles ist zwar von grofser Bedeutung, aber immer nicht genügend, um sich den raschen Verfall aller organischen Functionen, den nach einigen Stunden, unter grofsen Leiden der Bewegungsnerven und Lähmung mit freiem Sensorium, erfolgenden Tod zu erklären. Nein! hier leidet ein Centralorgan der Bewegungsnerven, welches mit den vegetativen Nerven in inniger Verbindung steht, und zwar — das Rückenmark.

Der Verf. sendet nun seinen Betrachtungen über die Cholera erst eine meisterhafte Abhandlung über das Schleimfieber mit Friesel-Tendenz voran, als derjenigen höchst entwickelten Krankheitsform, welche als eine neue Krankheitsperiode mit dem Hereinbrechen der asiatischen Cholera zusammenfällt; indem jetzt neue Krankheitscharaktere auftauchten, die sich den gelindesten wie den heftigsten Formen aufdrückten, und die Verwandtschaft unter sich wie die Abhängigkeit von einem gröfsern Krankheitsgubernium ahnen liefsen. Es ist das Rheuma, welches dem Schleimfieber wie dem Friesel zum Grunde lag, und es ist die Cholera, welche die Akme dieser Krankheitsformen bildet.

Das sind die zwei Angel, auf denen des Verfs. Theorie von der Cholera sich stützt: das Rheuma in der höchsten Potenz, und das von demselben zuerst und vorzugsweise befallene Rückenmark.

Ungern nur übergeht Ref., um nicht zu weitläufig zu werden, die praktisch wichtigen Blicke über das Schleimfieber und den Friesel, welchem letztern der Vf. die Selbstständigkeit vindicirt, und eilt daher sogleich zum Hauptgegenstand.

Die Krankheitscharaktere selbst, noch mehr aber die anatomisch pathologischen Untersuchungen verrathen dem Verf., dafs der Cholera wie den rheumatisch-pituitösen Fiebern ein und dasselbe Agens, nur in verschiedenem Stärkegrade und mit beson-

Digitized by Google

derer Liebhaberei für gewisse Organe, zum Grunde liege; ja die dem Frieselschleimfieber und der Cholera gemeinsam zukommenden Charaktere sind so deutlich und so aufeinander gedrängt, dafs die Ansicht nimmer in Zweifel gezogen werden kann: die Cholera sey die Akme jener pituitösen Krankheiten, denen das Frieselrheuma zum Grunde liegt, und die im Verlaufe häufig Frieseltendenz und wirklichen Friesel als kritische Entfaltung zeigen. Es ist das Rheuma, welches in der Physiognomie der Cholera als ächter Familienzug zu erkennen ist.

Wenn ein von dem mächtigen Choleragifte Ergriffener, mit lividem Gesichte, mit breiten bräunlich-bleifarbenen Ringen um die tiefliegenden nach oben gerichteten Augen, mit Trostlosigkeit in dem von Todesschrecken verzerrten Gesichte, mit einer welken, bläulichen, kalten Zunge, mit einem Athem, der uns anweht wie der eiskalte Zugwind aus einer Gruft, mit tiefseufzender Respiration und krächzender Grabesstimme, mit den kalten, pulslosen, krallenförmig eingezogenen Extremitäten, mit vernichtetem egoistischem Princip daliegt, nichts wünschend, nichts hoffend; — dann sehen wir freilich keine dem pituitösen Fieber oder dem Friesel verwandte Krankheitscharaktere, sondern — *einen* verlornen Menschen. Wenn wir aber die Krankheit in ihren Abfällen, in ihren Nachkrankheiten an solchen Individuen, die nur gestreift sind, mit einem Worte, von unten hinauf betrachten, so schweigen die vielen chimärischen Erklärungen ihres Wesens, und sie wird faslicher.

Es ist die asiatische Cholera eine epidemisch-miasmatische Krankheit. Die zunächst vor unsern Augen liegenden Vorgänge streiten gegen die Annahme, dafs die Luft der Träger des Miasma's sey; es ist nämlich mit allen ihren Verbreitungsarten vollkommen vereinbar, dafs das Krankheitsmiasma, welches tellurischen Ursprungs ist, an die Erdrinde gebunden sey und auch auf diesem Wege sich weiter verbreite.

Diese Krankheit ist als eine Kern- oder Mutterkrankheit zu betrachten, welche sich die Herrschaft über den stationären Krankheitsgenius angeeignet hat; daher sie den übrigen untergeordneten Krankheiten ihre Charaktere aufprägt.

Sobald die Cholera eine Gegend befällt, ist ihr Hereinbrechen durchaus epidemisch-miasmatisch; allein es wird das Miasma im Individuum nicht zerstört; und somit kann bei starker Receptivität anderer Individuen das Miasma durch das Erstere

Digitized by Google

auf die Letztern sich weiter verbreiten, was mit dem Begriffe von Contagium zusammenfällt.

Dies Contagium haftet nicht an Gegenständen, sondern nur an einem erkrankten noch lebenden Individuum. Ein gesunder Mensch, welcher sich bei Cholerakranken aufhält, kann das Contagium nicht weiter schleppen; nur wenn er die Cholera im Leibe trägt, ist Verschleppung möglich.

Durch Verschleppung nach einem fremden Orte können einzelne Individuen mit besonderer Receptivität von der Cholera befallen werden; aber das Contagium erlischt dennoch alsbald, wenn es nicht durch epidemisch-miasmatische Verhältnisse wieder erzeugt wird; und zur Ausbildung einer wirklichen Epidemie gehört nothwendig der epidemisch-miasmatische Krankheitszug.

Die Cholera, im Unterschiede von einer rein epidemisch-contagiösen Krankheit, bricht plötzlich mit Macht und oft auf verschiedenen Punkten herein und erreicht in wenigen Tagen ihre Höhe.

Mit dem Tode wird auch das Contagium zerstört, und eine Leiche hat keine Ansteckungsfähigkeit, durch Section beigebrachte Wunden sind gutartig; auch ist keine Einimpfung der Cholera möglich.

Physiologische Charaktere.

Die Cholera ist durch einen Krankheitsstoff — das Rheuma in der höchsten Potenz — bedingt, der das Rückenmark befällt und dasselbe in einen Reizungszustand versetzt, welcher dem neuro-phlogistischen oder neuro-paralytischen Entzündungsprocesse vergleichbar ist.

Durch die innige Verbindung des Rückenmarks mit den vegetativen Nerven wird es der Darmkanal, welcher die Ausscheidung der Krankheitsmaterie und des pathischen Products übernimmt. Es ist die Schleimhautsecretion des Darms daher im Allgemeinen vermehrt und alienirt, und es entstehen überdies die den pituitösen Krankheiten eigenthümlichen Pseudoproductionen.

Durch die primitive bedeutende Erkrankung der genannten Centralnervengebilde werden sämmtliche Secretionsorgane, mit vorläufiger Ausnahme des Darmkanals, in den Zustand der Halblähmung und wirklichen Lähmung versetzt.

Da diesem Zustande vorzüglich jene Organe unterworfen sind, welchen die Oxydation des Blutes anheimfällt — die Leber und die Lungen —, so ist die nothwendige Folge: Mangel des

Digitized by Google

Gallenabsatzes aus dem Blute in die Leber, und Mangel der Blutentkohlung in den Lungen, mithin Vorhandenseyn von überkohltem Blute, Stagnation in den Venen, leere Arterien, Respirationsnoth und Cyanose.

Zeigt sich der Darmkanal thätig und geht er nicht zu Grund in seinen Bemühungen, das Pathische auszustofsen, so wird das Rückenmark und die vegetativen Nerven entlastet, und damit gewinnen die Secretionsorgane ihre freie Thätigkeit; und diese wird nun meist überschwenglich geübt; daher icterische Erscheinungen, vermehrte Urinsecretion, Brustcongestionen, Kopfcongestionen, und überhaupt sämmtliche Erscheinungen der Hyperreaction.

Das Sensorium bleibt so lange frei, bis es consensuell von dem Rückenmarke her befallen wird; wo das Gehirn dann genau denselben pathologischen Veränderungen, wie jenes, nur in geringerm Grade unterworfen wird.

Da die Bewegungs- und die vegetativen Nerven die befallenen Organe sind und deshalb Circulations- und Secretionsstockung — Zustand der Halblähmung — eintritt; so läfst sich auch der Mangel der reactiven Thätigkeit des Gesammtorganismus — des Fiebers erklären.

Indem bei den malignen Ursachen der Darmkanal zerstörende Stoffe zu entfernen hat und diese häufig nicht vollkommen entleert werden; so entsteht, zumal wenn durch reizende oder narcotische Behandlungsweise die Ausstofsung des Pathischen verhindert wurde, ein hinausgezogener Krankheitsprocefs, der entweder auf der Darmschleimhaut als eine sehr entwickelte *febris pituitosa* (Typhoid), oder durch Auswärtskehrung auf das antagonistische Organ — die äussere Haut — als Friesel verläuft.

Die veränderte Beschaffenheit des Blutes, des Urins, des Magen- und Darm-Secretes in den verschiedenen Perioden der Krankheit werden vom Verf. umständlich und auf die lehrreichste Weise beschrieben, wodurch seine Ansicht vom primitiven Leiden des Rückenmarkes in das hellste Licht gestellt wird. So z. B. wenn das Rückenmark entlastet wird und dann Leber und Lunge plötzlich wieder secerniren, die ausgeathmete Luft wärmer wird, der Puls sich erhebt, wird man wahrhaft überrascht durch die fast natürliche Beschaffenheit des aus der Vene gelassenen Blutes, welches früher dick, klebrig, schwarz war. Im Typhoide oder Friesel, wo das Krankheitsgift ins Blut übergetreten, nähert sich das letztere der Dissolution. — Hin-

Digitized by Google

sichtlich der Urinsecretion, so findet, wenn das Rückenmark im heftigsten Grade befallen, vollkommene Unterdrückung des Uropoetischen Systemes statt. Wird das Rückenmark etwas freier, so wird glänzend strohgelber oder auch ganz wasserheller Urin in kleinen Mengen gelassen. Es ist dieses keineswegs spastischer, sondern jener stofflose Harn, der bei allen acuten und chronischen Rückenmarkskrankheiten eine constante Erscheinung und für die Diagnostik sehr erleichternd ist. Wird die Urinsecretion vollkommen frei, so ereignet sich dieses nur entweder in der Reconvalescenz, oder aber auch in Nachkrankheiten, bei denen das Rückenmark ausserm Spiele ist.

Doch brechen wir hier ab, um einiges Wenige anzuführen von dem Vielen und Wichtigen, was der Verf. mittheilt über die

Anatomischen Charaktere.

Das Rückenmark befindet sich stets in einem leidenden Zustande, verschieden nach den Stadien und dem Wechsel der Krankheit. Bei den rasch und unter Krämpfen Verstorbenen ist die kranke Rückenmarksmasse körnig-sulzig; es ist vollkommene Gewebsveränderung, welche sich von dem relativ gesunden Rückenmarke abgränzt, wie ein weicher Eierdotter von dem gehärteten Weifsen. Bei nicht so rasch Verstorbenen (in 1 bis 3mal 24 Stunden) findet sich das Rückenmark meistens in seinem ganzen Verlaufe hart wie Kautschuk; bei Leichen, welche nach 4 bis 11 Tagen u. s. f. am Typhoid gestorben sind, justo weicher und ohne Veränderung des Gewebes; die Medulla ist aus der gefährlichen Periode — dem Cholerastadium — als ziemlich integra hervorgegangen, sie wurde entlastet, und der Krankheitsprocefs gehörte sodann dem Darmkanal, dem vegetativen Nervensystem und dem Blut an und wurde ächtes Schleimfieber.

Übergehen wir selbst das Wichtigste der Sectionserfunde in den übrigen verschiedenen Systemen des Organismus, und bemerken wir blos, hinsichtlich der mit den Ergebnissen der Section harmonirenden Rückenmarkserscheinungen bei lebenden Cholerakranken, dafs man zwar in Letztern Rückenmarksschmerz nur äusserst selten beobachten könne; dafs aber an vom Rückenmark entfernten Theilen und vom Rückenmarke herrührend, die Kranken fast immer ein spannendes, schmerzhaftes Gefühl klagen, welches vom Rücken her über beide Hypochondrien in die Herzgrube läuft, wo es am heftigsten wird.

Wie ursprüngliche Rückenmarksleiden, auch ohne Cholera-

Digitized by Google

natur, ähnliche Symptomen mit der Cholera haben und des Vfs. Meinung bekräftigen: dafs in der Cholera das Rückenmark der primitiv kranke Theil sey, bestätigt auf das auffallendste folgender von ihm erzählter merkwürdige Fall. Er hatte vor einigen Jahren eine Kranke, welche an äusserst heftigen, täglich mehrmal wiederkehrenden epileptischen Zufällen litt. Die Finger waren auch ausser dem Anfall krallenförmig gekrümmt und bläulich, ebenso die Hand einwärts gebogen, die untern Extremitäten gelähmt, die Zehen einwärts gebogen und blau; der rechte Fufs so nach Innen und Hinten gebeugt, dafs er die Gestalt eines Klumpfufses bekam; Mastdarm und Urinblase gelähmt; — Alles genau wie bei Choleraleichen. Die Krankheit rührte von Schlägen auf das Rückgrad her; es war chronische Entzündung des Rückenmarks, und nicht der geringste Schmerz desselben vorhanden; dagegen aber die Spannung über den Bauch herüber und der Druck in der Herzgrube unerträglich. Zwei grofse Moxen auf beiden Seiten der cauda equina abgebrannt und vonn 8 zu 8 Tagen dreimal wiederholt, stellten die Kranke wieder her.

Eilen wir, auf das wichtige Buch, worauf wir nur aufmerksam machen wollten, selbst verweisend, zu einigen Andeutungen die Heilmethode betreffend.

Behandlung.

Die Fingerzeige der Natur, d. h. die Wege, welche sie eingeschlagen haben will, sind viel deutlicher bei der Cholera, als bei vielen andern Krankheiten.

Nachdem der Vf. erst die Symptomatologie der drei Stadien oder Grade der Cholera (denn einerseits müssen sie nicht in einander übergehen und es kann nach jedem Genesung erfolgen, andrerseits kann die Krankheit mit Überspringung des ersten Stadiums gleich mit dem zweiten oder dritten beginnen, was man vorzüglich am Anfange einer Epidemie beobachtet) vorangeschickt; so stellt er folgende Grundsätze auf.

1) Man mufs das zur Ausscheidung von der Natur bestimmte Organ — den Darmkanal in seinen Bemühungen unterstützen, daher die Ausleerungen anfänglich nach Oben, alsdann nach Unten befördern;

2) die Secretion der Leber und den Gallenausflufs bethätigen, wodurch einerseits die Digestion eine normale Richtung bekömmt, andrerseits die Lungenblutoxydation durch die vorbereitende in der Leber freier wird;

Digitized by Google

3) die durch den fast ganz darniederliegenden kleinen Kreislauf entstandene Stagnation in den Venen zu heben suchen, worauf der kleine und grofse Kreislauf beginnt und eine Reaction möglich wird;

4) das schwer befallene Central-Nervengebilde, insonderheit das Rückenmark entlasten durch einen auf dieses Organ zunächst intensiv wirkenden Hautreiz;

5) die kritischen Bestrebungen der Natur, die sich einerseits durch enanthematische, andererseits durch exanthematische Tendenz aussprechen, durch einen allgemeinen peripherischen Hautreiz unterstützen;

6) die chemische Beschaffenheit des Blutes und der Säftemasse zu verbessern suchen, vorzüglich in dem den Cholerastadien folgenden Typhoid.

Die Krankheit ist im ersten Stadium häufig sehr leicht zu besiegen durch strenge Diät, gänzliches Vermeiden selbst des kleinsten Bissens consistenter Nahrung, die Bettwärme, leichten Thee, Transpiration, kleine Gaben Rheum, Ipecacuanha, bei dringenden Umständen bis zum Erbrechen und zu starken Schweifsen gereicht.

Zu den vorzüglichsten Requisiten des Heilapparates in Behandlung der eigentlichen Cholerastadien rechnet der Verf. das Emeticum, die Aderlässe, das Calomel mit oder ohne Rheum, die Moxa und die Waschungen mit erwärmter Kalilauge.

1) Das Emeticum, doch vorzüglich nur die Ipecacuanha, sollte, wo nur einigermafsen noch Zeit übrig ist, in seiner vollen Kraft bei jedem Cholerakranken in Anwendung gebracht werden. Es ist nicht selten, dafs nach dessen completer Wirkung (galligem Erbrechen, freier Respiration und Schweifs) selbst ein heftiger Choleraanfall rasch zum glücklichen Ausgang gebracht wird.

2) Die Aderlässe. Der Verf. versichert, dafs er die Blutentziehungen in der Münchner Choleraepidemie häufig Vortreffliches leisten sah. Würde man zur Ader lassen 1) um einer Entzündung zu begegnen, 2) um die Blutmasse überhaupt zu vermindern, oder 3) gar ein verderbtes, vergiftetes Cholerablut aus den Venen zu lassen, so seyen diese drei Gründe grundfalsch. Weil man aber nicht zur Ader lasse, weil der Puls elend und leer ist oder die Lebenskraft gesunken erscheint; so seyen diese Gründe noch unhaltbarer. — Die Verderben bringenden Momente

Digitized by Google

in der Cholera sind das Erkranken des Rückenmarkes und der Mangel der Blutentkohlung in den Abdominal- und Brustorganen mit stockender Circulation; und was die Moxa für das Rückenmark, was das Emeticum, Calomel und Rheum für die Circulation und Entkohlung in der Leber sind, das ist die Aderlässe für den (stockenden) kleinen Kreislauf in den Lungen. Je kälter der Hauch und die Extremitäten, je leerer der Puls und je gesunkener die Lebenskraft erscheint, desto mehr ist die Aderlässe angezeigt, freilich nur eine kleinere aber öfters wiederholte, des Tags 3 bis 5mal und von 4 bis 6 Unzen.

Sowie man aber eine günstige Reaction bemerkt mit freiem Kopfe und leichter, wenn auch beschleunigter, Respiration und warmer feuchter Haut; so lasse man sich durch die Frequenz des Pulses nicht verführen, eine Aderlässe zu machen, die nur störend auf die reactive Thätigkeit des Organismus, oder auf die Bestrebungen die Krankheit der Peripherie (durch Friesel) zuzuwenden, wirken würde.

3) Das Calomel wird hauptsächlich vom Vf. gerühmt. Dafs dasselbe, auch wenn der Kranke stirbt, stets erregend auf die Gallenbereitung wirke, beweisen offenbar die Cholera*sectionen*, bei welchen man genau unterscheiden kann, welche Leiche Calomel, und welche keins bekam; indem bei ersteren sich im Magen und Zwölffingerdarm immer Gallenspuren, bei letzteren dieselben aber niemals finden. — Bewirkt das Calomel, oft erst nach 2—3tägigem oder auch längerm Gebrauche, endlich gallige Stühle und damit meistens Salivation, so ist dies ein sicheres Zeichen der Genesung von der Cholera; denn ohne Wiederaufleben der Secretionsthätigkeit ist keine Heilung, aber auch keine Salivation möglich. — Wie vortrefflich die Ausleerungen und die Erregung der Gallensecretion sey, das beweisen die häufig günstigen Erfolge, welche man nach Anwendung derlei Mitteln sieht. Professor Wilhelm in München wählte zu demselben Zwecke grofse Gaben Ipecacuanha und Rheum, und man kann die Resultate seiner Behandlung zu den günstigsten zählen.

4) Die Moxa. Um ein Licht auf die bewundernswerthe Wirkung der Moxa (bei rheumatischer Metastase auf das Rückenmark) fallen zu lassen, erwähnt der Verf. folgenden Fall. Ein Mädchen von 10 Jahren wurde von rheumatischem Fieber mit Pneumonie befallen. Die Krankheit wandte sich alsbald dem gastrischen Apparate zu; dieser wurde wieder verlassen, ohne dafs Krisen eingetreten wären; dagegen stellten sich ziehende Schmer-

Digitized by Google

zen und Krämpfe der untern Extremitäten ein. Stuhl und Urin wurden sparsam und die untere Körperhälfte des Kindes lahm. Nachdem das Mädchen mehrere Wochen lang so gelegen, wurde der Vf. zur Behandlung gezogen. Das Kind hatte ein aufgedunsenes Gesicht, abgemagerte und vollkommen lahme untere Extremitäten, und bereits begann der Zustand sich auf die Urinblase und den Mastdarm zu erstrecken. Es wurden alsbald auf beiden Seiten der cauda equina zwei tüchtige Brenncylinder abgebrannt. Als man dieselben hinwegnahm, hob der Vf. das Kind am Arm auf, und siehe da! es stand fest im Bette aufrecht. An demselben Tage noch spielte und sprang das Kind mit seinen Geschwistern. — Dergleichen Fälle sah der Vf. aber schon viele, und er hat niemals die Moxa angewendet, ohne die auffallendsten und stets günstigsten Erfolge gesehen zu haben.

Er fragt nun: Welchem Arzte wird die Betrachtung des Rückenmarkkanals einer Choleraleiche, und in Erwägung der ungeheuern, mit gar nichts zu ersetzenden Wirkung der Moxa bei Rückenmarkskrankheiten sowohl acuter als chronischer und metastatischer, bei Entzündung, Erweichung, Eiterung und Wassererguſs, — welchem Arzte wird nicht die Moxa als ein souveränes Mittel in der exquisiten Cholera einfallen? denn die gelinderen Formen derselben heilt man auf gelindere Weise.

Dem Einwurfe, daſs es ein barbarisches Mittel sey, begegnet der Vf. mit der Erwiderung, daſs die Cholera wohl tausendmal barbarischer sey, und die Wirkung der Moxa auf das Rückenmark so zauberartig und plötzlich erfolge, daſs er nur Thränen des Dankes, aber niemals Klagen bei den Gebrannten bemerken konnte. Nach dem ganzen Buche des Verfs. zu schlieſsen, scheint es jedoch, daſs er in der Cholera selbst die Moxa noch nicht wirklich angewandt habe, sondern durch die Ergebnisse der Section belehrt, dieselbe erst in Vorschlag bringe, und das freilich mit vollem Rechte.

5) Nach Anwendung der Moxa fängt man sogleich die Waschungen mit stark erwärmter Auflösung des kaustischen Kali an, worüber, sowie über die Behandlung der aus der Cholera sich bildenden Krankheiten, nämlich 1) die Hyperreaction mit Kopferscheinungen, 2) die Cholera protracta mit fortdauernden Rückenmarksleiden, und 3) den Typhoid, — Ref. auf das treffliche Buch verweist.

F. Groos.

Digitized by Google

Della condizione d'Italia sotto il governo degli Imperatori Romani. Milano. Dalla tipografia Rivolta MDCCCXXXVI. Parte I. 140 S. Parte II. 268 S. in 8. (Von Herrn Garzetti in Trient.) Mit dem Motto aus Plinius Epp. II, 5: *„Haec ego sic accipi volo non tanquam assecutum esse me credam, sed tanquam assequi laborantem."*

Unter den besseren und gediegenen Erscheinungen der italienischen Literatur unserer Tage nimmt gewifs die vorliegende Schrift, die in Deutschland noch wenig bekannt, mit gröfserem Rechte als hundert andere Producte des Auslandes es doch zu werden verdient, eine ehrenvolle Stelle ein. Der nächste Gegenstand derselben ist, wie der Titel besagt, eine Schilderung der Lage Italiens unter den Römischen Kaisern; aber der Vf., indem er den Zustand Italiens in dieser Zeit zu schildern bemüht ist, entwirft uns dabei zugleich ein ziemlich vollständiges Bild der Art und Weise, wie Italien und überhaupt das römisch abendländische Reich von Augustus an bis auf Constantin den Grofsen und von da an weiter bis zum gänzlichen Zerfall desselben regiert wurde; wir erhalten eine Übersicht des ganzen Verwaltungs- und Regierungssystems, wie es sich in der bemerkten Methode nach und nach entwickelte und durch seine fehlerhafte Organisation, durch seine innern Mängel und Gebrechen den Zustand Italiens so wie der übrigen Provinzen immer mehr verschlimmerte, und so die Auflösung herbeiführte, deren Folge der Untergang dieses Reiches selber war. Wir erhalten also hier zugleich ein Bild des Verfalls des römischen Reichs, dargestellt von dem Standpunkt der Staatsverwaltung und des durch die mangelhafte Einrichtung derselben herbeigeführten traurigen Zustandes der Bewohner des Reichs. So wird diese Schrift, die uns einen klaren Überblick der Lage Roms und Italiens zunächst in allen innern Verhältnissen giebt, eine recht erwünschte und dankbare Gabe, zumal da des Verfs. bündige Darstellungsweise ihn von der Weitschweifigkeit, die man gewöhnlich an den Werken seiner Landsleute tadelt, ganz und gar entfernt hat, da er möglichst gedrängt, aber doch klar die Resultate seiner Forschung zusammenstellt, diese selbst aber nur auf die Stellen der Alten, die in den Noten am Schlusse jedes Bandes zusammengestellt sind, basirt hat. Die in Deutschland jetzt grassirende Methode, die nach selbstgeschaffenen Ansichten die Einrichtungen der alten Welt in ein dieser selbst fremdes System ummodelt, und damit sich den Anstrich einer philosophischen Behandlungsweise des Gegenstandes zu geben sucht, ist Gott sey Dank noch nicht, wie es scheint, über die Alpen

Digitized by Google

gedrungen; dem Vf. dieser Schrift ist sie wenigstens noch durchaus fremd geblieben; er verschont uns (und wir wissen ihm dafür Dank) mit geistreichen Hypothesen und Combinationen; aber er hat mit desto gröfserer Treue und Sorgfalt die Stellen der Alten zu einem Bilde zu vereinigen gewufst, das seiner Natur nach freilich nicht immer vollständig ausfallen konnte, das aber doch genügt, um uns den Charakter der römischen Staatsmaschine in der Kaiserzeit, sowie die Lage der durch sie regierten Unterthanen im wahren Lichte erkennen zu lassen. Zu diesem Zwecke sind sowohl die Schriften der alten Classiker als die Rechtsquellen sorgfältig benutzt; vielleicht hätten noch mehrere Züge aus den Kirchenvätern, namentlich aus den älteren Apologeten, oder selbst noch aus Ambrosius und Augustinus genommen werden können, obwohl wir auch theilweise Benutzung derselben, wie z. B. des Salvianus, Gregors des Grofsen u. A. hier antreffen; übrigens scheinen uns im Allgemeinen die Schriften der römischen Kirchenväter in dieser Hinsicht noch nicht so benutzt worden zu seyn, als sie es wohl verdienen möchten, wie sich Ref. bei einem aus andern Rücksichten unternommenen Studium derselben überzeugt zu haben glaubt; freilich mufs man sehr auf der Hut seyn, nicht allen Übertreibungen dieser Schriftsteller, die bisweilen in ihrem Interesse die Farben etwas stark auftragen, unbedingt und in vollem Grade Glauben zu schenken. Wichtige Zeugen für die Kenntnifs der inneren Lage des Reichs und seiner Bewohner werden sie immerhin bleiben; während andrerseits aus dem traurigen und beklagenswerthen Zustande der Bewohner Italiens, wie er durch die schlechte Staatsverwaltung mit hauptsächlich herbeigeführt wurde, manche Stellen jener Autoren, manche Klagen derselben wohl erklärlich werden. So wird es wohl begreiflich, wie das unter der christlichen Verwaltung so gedrückte Volk die alten Zeiten und die alten Götter zurückwünschen mochte, unter deren Schutz es einer besseren Zeit und glücklicherer Tage sich erfreut hatte. Die natürliche Veranlassung zu diesen allgemeinen Klagen und Wünschen, denen die ganze Kraft eines Augustinus (in dem berühmten Werke De civitate Dei), eines Orosius u. A. entgegentreten mufste, gab zunächst die allgemeine Bedrückung, unter der das Volk seufzte in Folge der schlechten Verwaltung des Staats und der durchaus verkehrten, dem Nationalwohlstande nachtheiligen Principien, welche in der Regierung befolgt wurden, auch abgesehen von äusseren Drangsalen, durch die Einfälle wilder und roher Nationen verursacht. Indem uns

Digitized by Google

der Vf. diese Seite darstellt, entwirft er uns ein Bild, das zwar getreu und wahr, doch im Ganzen, wenn wir auf die Lage der Bewohner Italiens in jener Zeit und unter jener Herrschaft einen Blick werfen, höchst trostlos und niederschlagend ist; er zeigt uns, wie das Volk in Folge dieser Einrichtungen immer mehr herabkommen und somit das Reich in sich zerfallen mufste, um eine leichte Beute kräftiger Nationen zu werden, die noch gewissermafsen im Naturstande befindlich, die Folgen einer alle Lebenskraft lähmenden Civilisation an sich nicht erfahren hatten. Dies ist im Ganzen genommen der Eindruck, den diese Darstellung auf uns gemacht hat, bei der wir, ausser der umfassenden Gelehrsamkeit und Belesenheit des Verfassers, auch seiner Unbefangenheit und strengen Unpartheilichkeit die verdiente Anerkennung zollen müssen; je weniger und je seltner er sich in allgemeine Betrachtungen einläfst und in schönen philanthropischen oder auch philosophisch gedrechselten Phrasen, wie sie jetzt beliebt sind, sich ausbreitet, desto mehr wird diese unbefangene Darlegung des Thatbestandes ohne weitere Reflexion als die, welche als nothwendige Folge aus diesen Factis hervorgeht, einen Jeden ansprechen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Tendenz und über den Inhalt der Schrift glauben wir noch Einiges speciell nachweisen zu müssen, um damit zugleich den Gang, den die Darstellung im Einzelnen verfolgt, wenigstens in ihren Hauptpunkten, einigermafsen erkennen zu lassen. Die nähere Einsicht mufs freilich dem besondern Studium, zu dem wir gern auffordern, überlassen bleiben.

Der erste Abschnitt des ersten Theils giebt als Einleitung einige allgemeine Bemerkungen über Italien, über die Natur des Landes und seiner Bewohner, ganz kurz, wie es die Bestimmung des Buchs erforderte; im zweiten Abschnitt kommt der Vf. dann auf die Ursachen der Entvölkerung Italiens von dem Anfang unserer Zeitrechnung an, im dritten auf die traurige Lage des Landes schon unter den ersten Kaisern und noch mehr nach dem zweiten Jahrhundert.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Garzetti: Della condizione d'Italia sotto il governo degli Imperatori Romani.

(Beschlufs.)

Der Verf. führt hier, besonders in dem ersten Abschnitte, den Satz durch, wie nach den verheerenden Bürgerkriegen das unter Augustus angewendete Mittel, die Bevölkerung des Landes und den Wohlstand desselben mittelst der Anlage der Militärcolonien, in welchen die gedienten Soldaten zur Belohnung der geleisteten Dienste mit den Ländereien der untergegangenen oder erniedrigten Bevölkerung gewissermafsen belohnt wurden und aus wilden Kriegern ruhige Ackerbauer werden sollten, wiederherzustellen, gerade den entgegengesetzten Erfolg hatte und auf den Zustand Italiens nur nachtheilig einwirken konnte, da dies gerade das entgegengesetzte Resultat von dem, was man erwartet hatte, hervorbrachte. Zu diesen auf die Bevölkerung und auf den Nationalwohlstand so nachtheilig einwirkenden Militärcolonien kamen nun noch die immer mehr überhandnehmenden Besitzungen einzelner Grofsen, die das Eigenthum der kleineren Besitzer nach und nach in sich verschlangen und ihre grofsen Ländereien nur durch Sclaven bearbeiten liefsen: ein Umstand, der, wie auch im Verfolg der Schrift mehrfach im Einzelnen nachgewiesen wird, auf die Cultur des Landes wie auf die Bevölkerung gleich nachtheilig wirkte; endlich ist hier noch weiter zu berücksichtigen der unruhige, wenig gesicherte Zustand im Innern, vor Allem aber das unzählige Bedrückungen jeder Art mit sich führende und alle freie Industrie, allen lebendigen Verkehr hemmende Steuer- und Finanzsystem der römischen Kaiser. Der Vf. dürfte nicht leicht in diesen Punkten Widerspruch erfahren können; ja wir glauben, dafs diese Ursachen eine weit gröfsere Entvölkerung Italiens und eine noch weit kläglichere Lage desselben schon viel früher, als es wirklich der Fall war, hätten herbeiführen müssen, wenn nicht das Einströmen so vieler Fremden nach Rom wie nach Italien aus andern Theilen des römischen Reichs der Bevölkerung nachgeholfen, den Mangel theilweise ersetzt, und durch die Reichthümer, die von allen Theilen der Erde den Kaisern

Digitized by Google

und den Grofsen Roms zuflossen, die Abnahme des Wohlstandes in Etwas ausgeglichen hätten; daher denn, als dieser Zufluſs schon vom vierten Jahrhundert an aufhörte oder doch nachliefs, der Verfall auch desto schneller eintrat. So war die Lage Italiens schon im fünften Jahrhundert so kläglich, so traurig, dafs sie kaum kläglicher gedacht werden kann; der Verf. knüpft daran S. 28 eine Bemerkung, die wir mitzutheilen uns veranlafst sehen: Wenn man an alle die Unglücksfälle denkt, welche Italien in den Jahrhunderten des Mittelalters und in den nachfolgenden betroffen haben, ohne dafs das Land in den traurigen Zustand herabsank, in dem wir es in den bemerkten Jahrhunderten der römischen Zeit antreffen, so könnte man sich wohl zu einem Zweifel an der Wahrheit mancher der hier aufgestellten Behauptungen veranlafst oder doch wenigstens sich gedrungen fühlen, die Ursachen davon aufzusuchen. Dieser Zweifel aber dürfte verschwinden, wenn man einen Blick auf die Beschaffenheit der kaiserlichen Regierung wirft, und dabei in Erwägung zieht, dafs Italien in diesen Zeiten weder die Industrie noch den Handel des Mittelalters besafs, dafs es ihm an Armen fehlte, um das Land zu bebauen, und dafs die Schwäche des Reichs so grofs war, *dafs man* selbst den Verkauf der Landesprodukte, aus deren Überfluſs mancher Vortheil hätte gezogen werden können, an die nahen, fremden Nationen, die im vierten und fünften Jahrhundert seine Gränzen umlagerten, verbot, u. s. w.

Um diese Behauptung nun im Einzelnen zu begründen und nachzuweisen, geht der Vf. mit dem nächsten, vierten Abschnitt in eine Darstellung des Ackerbaues, der Viehzucht, des Weinbaues, der Baumzucht (zunächst Ölbaumzucht) in dem alten Italien ein; wir erhalten hier ein aus den Nachrichten der Alten wohl zusammengefügtes Bild der ganzen Landwirthschaft Italiens, die sich zunächst über die bemerkten Gegenstände erstreckte, und lernen in den einzelnen mit vieler Sorgfalt hier gesammelten Details damit zugleich das ganze System der Landökonomie Italiens in seinen einzelnen Beziehungen und Verhältnissen auf das häusliche Leben näher kennen. Daran schliefst sich im fünften Abschnitt eine Betrachtung dessen, was wir die industrielle und commercielle Seite nennen und jetzt als eine Hauptquelle des Nationalwohlstandes zu betrachten gewohnt sind. So bedeutend nun auch der Ackerbau und die Viehzucht des alten Italiens war, so wenig Bedeutung hatte in der hier zunächst berücksichtigten Periode die Industrie und der Handel, allerdings zum grofsen

Digitized by Google

Nachtheile des Landes. Ein Grund davon liegt gewifs schon in der Verachtung, mit welcher der alte Römer in den Zeiten der Republik, schon von frühe an, alles das zu betrachten gewohnt war, was auf Handel und Industrie sich bezog, weshalb alle und jede Beschäftigung damit, jedes eigentliche Gewerbe, als eine entehrende, des Römers unwürdige und darum dem Sclaven zunächst zu überlassende Beschäftigung angesehen wurde, analog den Ansichten, die wir auch bei andern Völkern dorischen Stammes in Griechenland finden, nur dafs sie sich bei diesen kleinen Staaten nicht in dem Grade geltend machen oder so lange fortdauern konnten, als dies offenbar bei dem alten Rom und zwar noch in weit gröfserer Ausdehnung der Fall war. Indem der Römer, schreibt der Verf. S. 47, also sich des Handels, den er als eine des Freien nicht anständige Beschäftigung ansah, enthielt, und doch bemerken mufste, wie die industriösen Bewohner der Provinzen sich durch den Handel bereicherten, sah er bald den Handel als ein Mittel an, das Ärarium zu bereichern (d'impinguare l'erario) und so, statt den Handel zu begünstigen, suchte er vielmehr, durch ein falsches Princip der Staatsverwaltung geleitet, ihn zu erschweren mittelst Einrichtungen, die vielleicht gut, als Rom noch klein, ohne Industrie und selbst ein Gegenstand des Hasses aller nahen Nationen war, es nicht mehr seyn konnten, als Rom reich und die Herrin der Welt geworden war. Unter diese Hindernisse rechnet der Verf. insbesondere die verschiedenen deshalb eingeführten Zölle und Steuern, so wie die schon seit älteren Zeiten bestehenden Zünfte (collegia); er hat daher beiden eine nähere Erörterung gewidmet, und erinnert hier noch an einige andere, die Entwicklung einer freien Industrie und eines lebendigen Handels durchaus hemmenden Ursachen, unter denen er mit Recht auch die verschiedenen von den Kaisern angelegten Fabriken nennt (S. 59 ff.), die nicht blos für die Bedürfnisse des Hofes, der Armee u. s. w. arbeiteten, wie dies wohl noch heutigen Tags aus ökonomischen Rücksichten oder auch selbst um einen besondern Zweig der Industrie zu heben oder ihm einen Anstofs zu geben, geschieht, sondern auch als eigentliche Speculation zum Gewinn der Kaiser angelegt waren, und so natürlich, durch die Privilegien und Vorrechte, deren sie genossen, jede andere ähnliche Industrie in ihrem Keim ersticken mufsten. Der Verf. zeigt uns weiter, wie auch bei mancher Lebhaftigkeit des innern Verkehrs, doch der eigentliche Handel Italiens mit dem Auslande, selbst abgesehen von zahlreichen Beschrän-

Digitized by Google

kungen, Verboten, Steuern u. dgl. doch im Ganzen nur ein passiver war; was wohl so lange angieng, als Italien Mittelpunkt des gesammten Reiches war und in Rom die Schätze der Erde zusammenflossen, wodurch die Verarmung des Landes, die auf diese Weise nothwendig eintreten mufste, allerdings eine Zeitlang verhindert und der gänzliche Verfall Italiens hinausgeschoben wurde. Desto fühlbarer aber mufste diese Verarmung werden, als der Sitz der Kaiser nach dem Orient verlegt, als das Reich selbst in zwei Theile getheilt war und Rom kaum noch der Mittelpunkt des in sich zerfallenen abendländischen Reiches genannt werden konnte. Mit dem Orient aber war, wie der Vf. gut nachweist, der Handel immerhin nur passiv; Italien bezog von dorther eine Menge von Artikel, ohne auch nur irgend ein Product in den Orient abzusetzen. Wir wollen auch hier das Resultat der Untersuchung S. 75 mit den Worten des Vfs. mittheilen: Alle diese Umstände, welche den aktiven Handel mit den Barbaren Europa's hinderten, während der passive mit Asien fortdauerte, mufsten es den Provinzen unmöglich machen, die enormen Steuern, mit denen sie belastet waren, zu tragen, und es mag darin selbst ein Grund liegen, warum das Reich des Occidents um so viel eher als das des Orients zerfiel; denn welche grofsen Lasten Völker tragen können, die eine freie Industrie und einen freien Handel besitzen, das können uns selbst manche Republiken des Mittelalters beweisen. Aus diesem Grunde aber verarmten alle Provinzen, und am Ende auch Italien, das dem allgemeinen Verfall länger als andere Provinzen widerstehen konnte, weil es der Mittelpunkt aller Reichthümer der Welt früher geworden war. Es hielt sich aus dieser Ursache noch einige Zeit länger mitten in der allgemeinen Armuth, es hielt sich durch die Gunst seiner Kaiser; so wie aber diese, vergessend, dafs Italien Haupt und Herz des Reiches war, es in eine gleiche Lage mit den übrigen Provinzen brachten, mufste dieses Land in gleichem Grade die allgemeinen Übel fühlen und ebenfalls zuletzt in dem allgemeinen Schiffbruch untergehen.

Um diese traurige Lage Italiens von dem staatswirthschaftlichen Standpunkt aus uns noch deutlicher zu machen, geht der Vf. im sechsten Abschnitt in eine ausführlichere Erörterung des ganzen römischen Besteuerungssystems ein, d. h. er giebt uns nicht eine Theorie desselben, deren wir weiter auch nicht bedürfen; wohl aber eine genaue Darstellung der einzelnen seit Augustus Zeit bestehenden und in Umlauf gebrachten Besteuerungsweisen, wie sie sich im Laufe der Zeiten gestalteten, und auf

Digitized by Google

den Wohlstand des Landes einen immer nachtheiligeren Einfluſs ausüben muſsten. Dieser Einfluſs zeigt sich selbst darin, daſs man, wie im nächsten Abschnitt weiter entwickelt wird, um der allgemein herrschenden Baulust zu fröhnen, sogar die Werke früherer Zeit zerstörte oder absichtlich verfallen lieſs, um daraus Material für die Anlage neuer Bauten zu gewinnen, in welchem die Eitelkeit und Ehrliebe der Städte, wie der Gouverneurs der Provinzen sich gefiel, ohne daſs bei dem allgemeinen Nothstand die Mittel dazu vorhanden gewesen wären. Zwar verschweigt uns der Vf. (im achten Abschnitt) keineswegs die Unterstützungen, welche den armen Bewohnern Italiens von Seiten der Kaiser zuflossen; aber sie erstreckten sich leider nur über einen Zeitraum von zwei Jahrhunderten. Was der Verf. im neunten Abschnitt über die in Italien so beliebten Schauspiele und deren Fortdauer bis ins vierte und fünfte Jahrhundert betrifft, fanden wir neulich in einer lesenswerthen Abhandlung von Ch. Magnin: La Comédie au IV siècle, in der Revue des deux Mondes 1835. II. p. 683 ff. noch weiter ausgeführt. Unser Verf. muſste sich hier natürlich blos auf einige allgemeine Angaben, wie sie zur Vervollständigung seines Bildes und seiner Schilderung der Lage Italiens nöthig waren, beschränken. Wichtiger ist dann der zehnte Abschnitt, welcher die politische Lage Italiens zu seinem Gegenstande hat und zunächst nachweist, wie die Regierung der Städte, früher ziemlich frei und unabhängig, dies in der Kaiserperiode immer weniger wurde, und wie zuletzt durch das unmittelbare Eingreifen der Kaiser in alle Zweige der Municipalverwaltung und Gerechtigkeitspflege ganz Italien in die Lage einer kaiserlichen Provinz gebracht ward. Dieser Verlust der Unabhängigkeit der innern Verwaltung, schon bemerkbar unter den ersten Kaisern und in Zeiten der Ruhe und des Friedens, ward besonders fühlbar, seit das Kaiserthum die Beute einer Soldateska geworden war und der anarchisch-tyrannische Zustand des Reichs durch gewaltsame Maſsregeln jeden Rest einer freien Verfassung der einzelnen Städte zu vernichten wuſste. Diese Umwandlung Italiens in eine Reichsprovinz tritt schon im dritten Jahrhundert ein; und der Verf. ist deshalb insbesondere bemüht, nachzuweisen, wie eben durch die Neuerungen eines Diocletianus und nachher durch die des Constantinus Italien der Vorrechte, die es sich früher errungen hatte, beraubt, ein gleiches Loos mit den Provinzen, die ihm einst unterthan gewesen waren, theilte (ridotta all' umile ed infelice condizione delle provincie che già erano state sue suddite).

Digitized by Google

So weit reicht der erste Theil. Mit welcher rühmlichen Bescheidenheit der Verf. sich über seine Arbeit erklärt, mögen die Schlufsworte, die wir deshalb hier im Originaltexte beifügen, beurkunden: Chi scrisse il presente discorso ben sa quanto ancor manchi per esaurire la materia che ei prese a trattare; ma siccome il caso portò, che per l'angustia del tempo non se ne potesse offerire al publico se non un piccolo saggio; egli dall' accoglienza che a quanto si farà, si riserra di giudicare, se quanto ancora ne resta sia degno della publica luce o dell' oscurità in cui tanti anni si giacque.«

Der etwas später erschienene zweite Theil soll, als Vervollständigung des ersten, das ganze Regierungssystem, wie es sich in den drei ersten Jahrhunderten und insbesondere im vierten und fünften, gestaltete, darstellen und zugleich nachweisen, wie seit Diocletian bis zum Verfall des abendländischen Reichs in dieser Hinsicht die Lage Italiens beschaffen war. Die weiter zur gänzlichen Vervollständigung des Bildes nöthigen Seiten, wir meinen die Darstellung der Religion und der Literatur, sowie die politische Geschichte liegen ausser dem Kreise dieser Erörterung; wir wünschen, dafs der Vf., wozu er auch am Schlufs der Vorrede Hoffnung macht, auch diese Seiten in gleicher Weise verfolgen und darstellen möge.

Nach einer kurzen Einleitung über die Ausdehnung und Bevölkerung des römischen Reichs und die Regierung der Provinzen zur Zeit der Republik kommt der Vf. mit dem dritten Paragraph p. 8 ff. auf Augustus und dessen Verfahren in Gründung einer Monarchie mit Beibehaltung der republikanischen Formen, die freilich schon unter seinen nächsten Nachfolgern manche Veränderungen im Einzelnen erlitten hatten, so sehr auch im Ganzen das von Augustus eingeführte Regierungssystem bis auf Hadrian, die bemerkten Veränderungen abgerechnet, die nicht sowohl in der Verschiedenheit politischer Principien als in dem persönlichen Charakter des Regenten ihren Grund hatten, in Fortdauer blieb. Hadrian suchte dagegen Alles im Staate in eine gröfsere, unmittelbare Abhängigkeit von sich und seiner Person zu bringen und sich damit zum absoluten Herrscher Roms und des römischen Reichs aufzuwerfen; die Kaiser betrachteten sich von nun an nicht mehr als die ersten Bürger Roms, sondern als die Herren des Staates, sowie von Rom selbst. Möglich war diese Umwandlung, ja sie war natürlich, und die Folge der durch Augustus in der Verfassung Roms und in den inneren Einrichtungen vorge-

Digitized by Google

nommenen Änderungen, welche sämmtlich den Zweck und die Absicht erkennen lassen, an die Stelle republikanischer Einrichtungen nach und nach rein monarchische zu setzen, und in die Hände der Kaiser die höchste Gewalt und die unmittelbare Leitung und Regierung aller Staatsangelegenheiten zu bringen. Später, nach den Zeiten der Anarchie und eines höchst unruhigen, durch die Willkühr einer Soldateska, welche nach Belieben die Regenten Roms ein- und absetzte, herbeigeführten Zustandes, sehen wir zuerst unter Diocletian das Princip der absoluten Herrschaft in der Person des Monarchen, von dem Alles ausgeht, wieder in vollem Sinn hervortreten und geltend gemacht werden: was freilich auch am Ende das einzige Mittel war, die Ordnung herzustellen und einem unsichern, unruhigen und gefährdeten Zustande ein Ende zu machen, und so wird man es auch begreiflich finden, wie Diocletian diesen Schritt wagen, und nach dem Ausspruch eines spätern Autors (Eutrop. IX, 16.*) dem Staat statt der bisherigen Form der römischen Freiheit die einer absoluten Monarchie geben konnte. Was er nicht zu vollenden vermochte, geschah unter Constantin: »Restava che il suo governo di quattro divenisse governo d'un solo e governo in perpetuo monarchico; e questo si fece da Costantino, perchè secondo uno scrittore contemporaneo sotto di lui la republica cominciò a reggersi ad arbitrio d'un solo uomo.« So beschreibt nun der Vf. die unter Constantin dem Grofsen eingetretenen Veränderungen, die in der Anordnung der einzelnen Ämter, deren Besetzung und Verwaltung, in der Controle, in welche die einzelnen höheren wie niederen Beamten zu einander gestellt waren, das Bestreben zeigen, dem Reiche eine durchaus gleichförmige Verwaltung zu geben, die, Alles bis in seine einzelnsten Theile verfolgend, Alles zuletzt von dem Willen des Monarchen abhängig machte, und gegen Druck und Gewalt und Ungerechtigkeit nur in der sorgfältig gegliederten Staatsmaschine, in der sich gegenseitig zum Vortheil des Monarchen controlirenden Beamtenhierarchie, als deren wahren Schöpfer für alle folgenden Jahrhunderte Constantin erscheint, Gewähr und Schutz dem Einzelnen darbot. In diesem Sinne war auch der ganze den Kaiser umgebende Hofstaat, sowie das zu seinen Befehlen stehende Heer eingerichtet und geordnet. Der Vf. giebt uns ein, wenn auch der Natur der Sache

*) „qui imperio Romano primus regiae consuetudinis formam magis quam Romanae libertatis invexit etc. etc.“

Digitized by Google

nach wenig anziehendes, so doch lebendiges und klares Bild dieser durch Constantin geschaffenen Verwaltung und der durch ihn gemachten Organisation des Reichs und der Beamten; erschildert dann die Verwaltung der Provinzen wie die der Städte, und verbreitet sich hier über die Curialen, Decurionen u. s. w., ohne dafs irgend ein wesentlicher Punkt hier übergangen wäre; er durchgeht dann die verschiedenen Classen der Bevölkerung, und bespricht ihren Antheil an der inneren Verwaltung der Communen, sowie ihre meist sehr gedrückte Lage, der die kaiserlichen Verordnungen wenig aufzuhelfen vermochten. An diese Erörterung schliefsen sich dann weitere Betrachtungen über die durch eine verkehrte und auf den Nationalwohlstand nachtheilig einwirkende Verwaltung herbeigeführte Abnahme der Bevölkerung und der Landescultur, und über die Mittel, diesem abzuhelfen oder doch entgegenzuarbeiten. Bei dieser Gelegenheit kommt denn auch die Einführung des Colonats zur Sprache, wobei die in Deutschland erschienenen Schriften zu Rathe gezogen sind. Der Verf. bespricht alle diese und ähnliche Gegenstände in so weit, als dies zu seinem Hauptzweck, ein Bild der Lage und des Zustandes des Reichs und seiner ganzen Verwaltung zu geben, erforderlich ist. Die weiteren Erörterungen des Verfs. beziehen sich auf das Militär- und Finanzsystem, welches nach seinen einzelnen Zweigen und Abtheilungen, mit steter Rücksicht auf den Hauptzweck des Ganzen, dargestellt wird. Der Raum erlaubt uns nicht, weiter in das Einzelne dieser Erörterungen einzugehen, die durch den klaren, übersichtlichen Blick, den sie uns gewähren, gewifs auch diesseits der Alpen bekannter zu werden verdienen. Wir können daher den schon oben ausgesprochenen Wunsch nur wiederholen, dafs der Verf. zur Vervollständigung des Ganzen nun auch die noch fehlenden Seiten, die religiöse sowohl als die wissenschaftliche und literärische, mit gleicher Sorgfalt und Wahrheit darstellen möge.

Wir hatten diese Anzeige bereits niedergeschrieben, als uns eine weitere Fortsetzung der Forschungen des Verfs. zukam, mit der Aufschrift:

La Germania e suoi popoli sino all' anno dell' era volgare 180. *Milano dalla tipografia rivolta. -MDCCCXXXVI.* 77 *S. in gr.* 8.

An die Schilderung des Zustandes der römischen Herrschaft im vierten und fünften Jahrhundert, wie sie in den beiden ersten Abtheilungen vorliegt, schliefst sich allerdings nicht unpassend

Digitized by Google

hier eine Schilderung des Landes und des Volkes, das ein in sich schon so zerfallenes Reich zu zernichten und eine neue Gestaltung der Dinge, eine neue Welt, hervorzurufen vermochte. Auch diese Darstellung des alten Germaniens hält sich rein an die von Griechen und Römern überlieferten Nachrichten, mit Benutzung der Resultate neuerer Forschungen und ohne Aufstellung geistreicher Hypothesen, die das Dunkel, das über das alte Germanien zum Theil lastet, in ein helles Licht verwandeln sollen, das darum aber doch noch immer ein sehr trübes ist und bleiben wird. Wir müssen auch hier eine gewissenhafte Umsicht und eine durchaus gedrängte, alle Weitschweifigkeit und unnütze Ausführlichkeit vermeidende Darstellung anerkennen; ein sorgfältiges Quellenstudium zeigen die auf jeder Seite gegebenen Nachweisungen, hauptsächlich aus Tacitus, dann aus Cäsar, Ammianus u. A. Nach diesen und andern Quellen entwirft nun der Vf. zuvörderst eine Schilderung des Landes selbst, seiner Bewohner, der Sitten wie des Charakters derselben u. s. w.; er kommt bei dieser Gelegenheit auch auf die Religion der alten Germanen, und stellt hier S. 9—12 die Nachrichten der Griechen und Römer zusammen, wobei er von dem Satze ausgeht, dafs unsern Vorfahren ein fester Priesterstand gefehlt, der durch alle Stämme gleichmäfsig verbreitet, ein bestimmtes Religionssystem und einen fest geordneten Cultus geschaffen und erhalten hätte. Eben dieser Mangel, verbunden mit der Rohheit der germanischen Stämme, ihren öfteren Wanderungen und Zügen, wodurch sie leicht veranlafst wurden, die eigenen vaterländischen Religionsbegriffe und Ansichten aufzugeben, und die der fremden Nationen, unter denen sie sich niedergelassen, anzunehmen, erscheint in den Augen des Vfs. als der Hauptgrund, warum, ungeachtet aller Bemühungen der deutschen Gelehrten, von der alten Religion Germaniens zunächst doch nur das uns bekannt ist, was lange nach dem Erlöschen dieser Religion in der Edda gesammelt worden, wozu noch die wenigen und dunkeln Notizen hinzukommen, die Cäsar und Tacitus uns hinterlassen, beide die Götter der Germanen mit den Gottheiten Griechenlands und Roms verwechselnd.

Diese Schilderung des alten Germaniens reicht bis S. 27; dann folgt eine historische Übersicht der einzelnen Kriege Roms mit den germanischen Völkern, deren Aufzählung im Einzelnen mit Nachweisung ihrer ursprünglichen Sitze und Verzweigungen unter einander der Vf. absichtlich übergeht. Er schreibt darüber Folgendes: Perchè le notizie di qu' popoli che sulle prime ebbero

Digitized by Google

a guareggiare con Roma sono assai scarse ed oscure e allo scopo del presente discorso poco importano le intralciate quistioni sull' origine le sedi e le diramazioni delle antiche genti germaniche: non pare qui luogo di tesserne una storia distesa, ma solo una succinta narrazione delle guerre principali ch' esse sostennero o mossero fin verso la fine del secondo secolo dell' era volgare, *riservando ad altro luogo piu diffusa menzione de popoli* che ne' secoli sequenti furono causa più prossima della rovina dell' impero Romano.

So verbreitet sich nun der Verf. zuerst über das Zusammentreffen der Römer mit den Cimbern, dann über die Kriege des Cäsar, die Unternehmungen des Agrippa, des Drusus, des Tiberius u. s. w.; er schildert uns den unglücklichen Zug des Varus und die in Folge dessen veränderte Politik Roms in Absicht auf die Völker Germaniens und den Verkehr mit denselben; er geht dann über auf die innern Zwistigkeiten dieser Stämme, wodurch ihre Unternehmungen gegen das römische Reich allerdings aufgeschoben und zum Theil wenigstens verhindert wurden. Dafs hier der Aufstand der Bataver, Marobandes, die Marcomannen u. And. zur Sprache kömmt, brauchen wir wohl nicht noch besonders zu bemerken. Mit S. 52 kommt der Vf. auf die Sarmaten, die etwa zwei Jahrhunderte vor der gewöhnlichen Zeitrechnung über den Tanais zogen und die früher von den Scythen besetzten Landstriche einnahmen; wie dies geschehen, ist unbekant; ingleichen was aus den Scythen, welche durch die Sarmaten von der Donau und von dem Meere zurückgedrängt waren, geworden, und wie im Laufe von acht Jahrhunderten in den von Scythen und Sarmaten einst bewohnten Landstrichen mit einemmale die Slaven erscheinen. Der Vf. denkt sich die Sache so: Die Scythen zogen sich bei dem Vorrücken der Sarmaten in das heutige Rufsland und Polen mehr landeinwärts zurück und lebten hier ferne von den Stürmen, welche die Länder längs der Donau und alle Provinzen des abendländischen Reichs erschütterten. Inzwischen waren die Germanen von den Gestaden des gothischen und finnischen Meerbusens herabgezogen an die Donau; die Hunnen von Asien aus in Europa eingedrungen; die Sarmaten aber in den schweren und langwierigen Kämpfen, welche Germanen und Hunnen mit den Römern führten, überwunden, genöthigt zu den Scythen zu fliehen; bald darauf ward auch die Macht der Hunnen gebrochen, ihr Volk erlosch in Europa. In Folge dessen wälzten sich nun die Germanen über das römische Reich und

Digitized by Google

liefsen damit einen grofsen Theil des von ihnen bewohnten Landes, sowie die an der linken Seite der Donau gelegenen Striche, frei von Bewohnern. In diese Länder kehrten nun Scythen und Sarmaten zurück und erscheinen von nun an unter dem Namen der Slaven, die in der Folge nach und nach über ganz Deutschland rechts von der Elbe sich ausbreiteten, Preufsen, Polen, den gröfsten Theil des heutigen Rufslands u. s. w. besetzten.

Nach Beendigung dieser übersichtlichen Darstellung der Völker Germaniens und ihrer Kriege mit den Römern stellt der Vf. (S. 59) noch die Frage auf, wie es wohl diesen Völkern nach so vielen vergeblichen Angriffen auf die Gränzmarken des römischen Reichs, nach so vielen Niederlagen, die sie erlitten, doch zuletzt möglich geworden, die Provinzen des abendländischen Reichs zu überschwemmen und zu besetzen. Die Schwäche des Reichs, die schlechte Regierung und der daraus hervorgehende Druck, der auf den Bewohnern der Provinzen lastete und ihre Kraft lähmte, sey kein genügender Grund, wenn man auch noch so sehr an die unwiderstehliche Kraft und Wildheit der Germanen glaube, da sie nimmermehr einzeln und in vereinzelten, durch längere Zwischenräume unterbrochenen Angriffen so Etwas auszuführen vermocht hätten und nimmermehr Roms Macht in dem Grade zu schwächen oder zu überwinden im Stande gewesen wären. Der glückliche Ausgang aller dieser Unternehmungen gegen Rom und die römische Herrschaft ist vielmehr nach dem Verf. der Verbindung zuzuschreiben, wodurch die bisher vereinzelten Stämme zu Einem grofsen Ganzen vereinigt, eine weit gröfsere Kraft zu entwickeln vermocht, sowie der ausdauernden Festigkeit, mit welcher diese Völker ihre Unternehmungen ausgeführt. Dies giebt dann dem Verf. Veranlassung, noch weiter über diese Verbindungen, die in dieser Art bei andern Völkern sich nicht finden, über ihre Veranlassungen, ihre weiteren Ausdehnungen, ihre Folgen und Wirkungen sich auszusprechen, und in einem lesenswerthen Schlufsworte die Ergebnisse dieser Untersuchungen über die Völker, die das römische Reich zerstörten, sowie über die Art und Weise ihrer Kriegszüge zusammenzustellen.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Esame critico della questione intorno alla patria di S. Girolamo libri IV. Del padre Francesco Maria Appendini delle scuole pie. Zara. Dalla tipografia Battara. MDCCCXXXIII. 256 *S. in* 8.

Die Frage nach dem Vaterland des h. Hieronymus, schon früher Gegenstand lebhaften Streites unter den Gelehrten Italiens und Ungarns, soll, nachdem auch in den zunächst verflossenen Decennien durch mehrere eigene Schriften der Gegenstand von neuem wieder angeregt worden, in vorliegender Schrift durch eine umfassende, die verschiedenen Ansichten über diesen Punkt einer sorgfältigen Prüfung unterwerfende Erörterung, in der zugleich eine Menge anderer, mit der Hauptfrage mehr oder minder in Berührung stehende Gegenstände behandelt werden, zu einem Endresultat gebracht werden, das dem Lande Dalmatien die Ehre sichert, Vaterland des berühmten Kirchenlehrers gewesen zu seyn. Dafs die Untersuchung in möglichster Vollständigkeit geführt ist, könnte schon der blofse Umfang der Schrift und die Seitenzahl derselben zur Genüge zeigen; dafs sie aber auch mit Gründlichkeit und Genauigkeit geführt ist, wird nähere Einsicht bald lehren. Wir wollen, da die in Dalmatien gedruckte Schrift schwerlich in Deutschland sehr bekannt seyn dürfte — Ref. wenigstens, der sich gerade in der letzten Zeit speciell mit diesem Gegenstande beschäftigt hatte und in seiner eben unter der Presse befindlichen zweiten Abtheilung des Supplements der Röm. Lit. Gesch. nur ungenügende Angaben vorzulegen wufste, war sie eine eben so unbekannte als willkommene Erscheinung — die Hauptpunkte der Schrift, sowie die Ergebnisse der in ihr enthaltenen Prüfung in der Kürze unsern Lesern vorlegen, denen auch schwerlich die andern zu Venedig, Triest, Rom und Zara erschienenen Streitschriften in dieser Sache bekannt seyn dürften. Die letzten darunter sind wohl die beiden Schriften des Canonicus und Erzpriesters Capor: Della patria di S. Girolamo risposta etc. Rom. 1825. 8. und: Della patria di S. Girolamo seconda ed ultima risposta etc. Zara 1831. Zwei andere Schriften werden wir weiter unten noch anführen.

Den Ausgangspunkt der ganzen Untersuchung bildet die eigene Äusserung des Hieronymus (De vir. ill. 135.): »Hieronymus presbyter, patre Eusebio natus in oppido *Stridone*, quod a Gothis eversum Dalmatiae quondam Pannoniaeque confinium fuit.« Hier sucht nun der Verfasser zunächst aus sprachlichen wie aus andern Gründen zu erweisen, dafs Stridon in Dalmatien selbst noch gelegen und als diesem Lande zugehörig betrachtet

Digitized by Google

werden müsse, dafs es diesseits der Bebischen Gebirge (jetzt Dinara) an deren Fufs bei den Quellen des Flusses Titius oder Kerka gelegen und mit dem von Ptolemäus u. A. genannten *Sidrona* zusammenfalle, unter 43, 30 Grad Länge und 44, 30 Breite (vgl. p. 18), also entsprechend der Lage des neueren Strigovo oder in seiner mehr illyrischen Fassung *Strinaz* oder *Sdrinaz* (S. 22). Für diese Ansicht bringt der Vf. nicht blos manche andere Zeugnisse und Belege bei, sondern selbst die Autorität der Kirche, welche den Hieronymus als einen Dalmatier betrachtet; er zeigt uns, wie auf der Stätte des von Gothen zerstörten Stridon eine Kapelle dem h. Kirchenvater zu Ehren aufgerichtet ward, die aber später in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts von den Türken, die erst durch den Frieden von Passarowitz diese Landstrecken wieder zurückgaben, zerstört wurde: wie denn überhaupt damals Alles eine veränderte Gestalt erhielt und diesem Umstande wohl es auch zuzuschreiben ist, dafs kaum irgend ein Rest alter Zeit, irgend eine Ruine des alten Stridon vorhanden ist. Mit der Lage des Orts stimmt aber auch die Benennung überein, die in den verschiedenen Formen *Strido, Sidrona. Strigovo, Sdrinaz* u. s. w. immer auf denselben Begriff einer Mitte (mezzo, meditullium), eines in der Mitte zwischen zwei verschiedenen Landestheilen an der Gränze gelegenen Ortes hinweist. Dies hat der Verf. im vierten Cap. aus der Dalmatisch-Illyrischen Sprache, welche er für das alte Thracisch-Sarmatische hält, auf eine sehr befriedigende Weise nachgewiesen; im fünften sucht er die Gränzen des alten Dalmatiens, mit besonderer Rücksicht auf die oben angeführten, hier besonders zu beachtenden Worte des Hieronymus: „*quod — Dalmatiae quondam Pannoniaeque confinium fuit,*“ näher zu bestimmen, und unterscheidet deshalb ganz richtig die frühere engere Gränze, auf welche hier Hieronymus durch sein *quondam* sich bezieht, und die später durch Augustus erweiterte, welche über die Bebischen Berge, die vorher nordwärts die Gränze Dalmatiens bildeten und an deren Fufs Stridon lag, hinausgieng und, diese Gebirgskette in die Mitte nun nehmend, bis an die Sau sich erstreckte. In dem siebenten oder Schlufscapitel des ersten Buchs sucht dann der Verf. die Zeit der Zerstörung dieses (dalmatischen) Stridon und die Zeit des ersten Einfalls der Gothen in Italien zu bestimmen.

Die drei andern Bücher sind eigentlich polemischer Art, da sie eine ausführliche Widerlegung sowohl der Ansicht, welche das alte Stridon in Istrien sucht, als der andern, welche dasselbe

Digitized by Google

nach Ungarn bei dem heutigen Srinovar verlegt, bringen und in einer ausführlichen Deduction, in welcher der Gegenstand nach allen Seiten hin beleuchtet wird, das Irrige und Unhaltbaltbare dieser Behauptungen nachweisen.

Was den ersten Punkt betrifft, so äusserte sich schon Erasmus in der seiner Ausgabe vorgesetzten und noch immer lesenswerthen Vita Hieronymi tadelnd gegen das um seine Zeit hervortretende Bemühen, Stridon, die Vaterstadt des Hieronymus, in Istrien zu suchen; wenn man aber die grofse Zahl von Gelehrten und zum Theil namhaften Männern bedenkt, die dieser Ansicht im Ganzen, mit mehr oder minder Abweichungen in einzelnen Nebenpunkten, gehuldigt; wenn man bedenkt, dafs noch in diesem Jahrhundert in zwei, zu Venedig 1824 (»Della patria di S. Girolamo«) und Triest 1829 (»S. Girolamo dimonstrato evidentemente di patria Istriano«) erschienenen Schriften diese Ansicht vertheidigt worden ist, so wird man auch den gröfseren Umfang begreifen, der hier im Buch II. und III. der Widerlegung derselben gewidmet ist. Hernach wäre das alte Stridon in dem Territorium der jetzigen Stadt Capo d'Istria zu suchen, etwa dreifsig italische Meilen entfernt von der Arsa, welche nach der späteren, durch August, wie vorher schon bemerkt worden, gemachten Gränzbestimmung, die Gränze Dalmatiens bildete und 40 Meilen entfernt von der Gränze des alten Pannoniens, da, wo jetzt ein ärmliches, kleines Dorf, Sdregna, Sdrigna, oder vielmehr ein altes, mittelalterliches Castell liegt, welches die Geburtsstätte des Hieronymus seyn soll, ohne dafs jedoch diese mit allen andern Nachrichten und mit den angegebenen geographischen Bestimmungen in völligem Widerspruch stehende Behauptung durch vorfindlichen Ruinen oder Alterthümern irgend eine Bestätigung erhielte, da vielmehr die ganze Lage des Orts uns schon darauf hinweisen kann, hier keine alte Stadt oder deren Reste zu suchen. Da diese Ansicht hauptsächlich von Flavius Biondo, einem der angesehensten Schriftsteller Italiens im fünfzehnten Jahrhundert, ausgegangen ist; an den sich viele Gelehrte der nachfolgenden Jahrhunderte bis auf die Verfasser der beiden oben genannten Schriften anschlossen, so beginnt der Verf. im zweiten Cap. des zweiten Buchs p. 66 ff. damit, dafs er die Irrthümer dieses Mannes in seiner Beschreibung Istriens im Allgemeinen, sowie insbesondere in dem Versuche, das alte Stridon in dem genannten istrischen Dorfe wiederzufinden, nachweist; er geht dann auf die andern Vertheidiger dieser Ansicht über, die durch Verrückung

Digitized by Google

der wahren Gränzen des alten Dalmatiens den Mifsstand oder vielmehr den Widerspruch zu heben suchten, in den sie durch Annahme eines in Istrien gelegenen unbedeutenden Dorfes mit dem Zeugnifs des Hieronymus und andern Angaben der Alten verfallen waren, da wir vielmehr Stridon für eine bedeutende Stadt, und selbst für einen Bischoffssitz, und nicht für ein elendes Dorf oder Castell halten dürfen, Hieronymus aber offenbar von einer angesehenen Familie abstammte (vgl. Buch III. cap. VI. VII.), und in Rom, nicht aber, wie Einige behaupten wollen, in Aquileja, die Taufe erhielt (s. cap. VIII. IX.). Was für das dalmatische Küstenland Salona gewesen, das scheint für das Binnenland Stridon gewesen zu seyn (vgl. p. 147), das im Alterthum für den Handel und für den innern Verkehr die Bedeutung hatte, welche bis zum Schlufs des achtzehnten Jahrhunderts das weiter östlich, im jetzigen Bosnien gelegene Serajevo behauptete (vgl. S. 219).

Das vierte Buch beschäftigt sich mit Widerlegung derjenigen Ansicht, die das alte Stridon viel weiter nördlich an den Gränzen Croatiens, der Steiermark und Ungarn bei dem Zusammenflusse der Mur und Drau in dem durch diese beiden Flüsse gebildeten Inseldistrict (Tschaka tornia; Ref. verweist auf Büsching Erdbeschreibung II. p. 484) sucht, wo in einem angenehmen, durch Hügel, die mit Weinreben bepflanzt sind, gebildeten Thale unweit der Mur ein Ort Srinovar, Sdrinovar, Stridoga, Stridovo, Stridogo, Strigna u. s. w. genannt, liegt, der die Stelle des alten Stridon einnehmen soll: wodurch denn freilich die Gränzen des alten Dalmatiens gewaltig verrückt und bis zur Drau ausgedehnt werden, was den bestimmten Zeugnissen der Alten widerspricht, wornach selbst nach der Erweiterung Dalmatiens unter August dieses Land nur bis an das Ufer der Sau sich erstreckte, und diese Gränzen auch noch zwei Jahrhunderte lang nach dem Tode des Hieronymus, bis circa 600 unserer Zeitrechnung, fortbehielt. So würde dann das nach Hieronymus an der Gränze Dalmatiens gelegene Stridon etwa achtzig ital. Meilen weiter von dieser Gränze oder ungefähr hundert Meilen von der früheren Gränze zu suchen seyn! Und doch hat diese Ansicht namhafte Gelehrte zu Vertheidigern gefunden, die freilich dabei sich in mancherlei Widersprüche verwickeln mufsten, welche hier aufgedeckt und widerlegt werden. Wir glauben daher, dafs durch diese Schrift die Streitfrage über das Vaterland des Hieronymus zu dem Endresultat gebracht ist, das in solchen Gegenständen überhaupt nach Vorlage der Quellen zu gewinnen ist.

Digitized by Google

Der Vf. wenigstens hat Alles seinerseits aufgeboten, was zu diesem Ergebnifs führen kann, ohne dabei durch einseitige Vorliebe für sein dalmatisches Vaterland verleitet, die Stellen der Alten verkannt, oder durch irrige Deutung und Auffassung dieselben zu seinen Gunsten verdreht zu haben, da er überall mit Unbefangenheit und Gründlichkeit zu Werke gegangen ist, und nur mit Gründen die entgegengesetzten Ansichten bekämpft, dadurch aber auch wirklich widerlegt hat.

Chr. Bähr.

Die Recuperatio der Römer. Eine rechtshistorische Abhandlung von Dr. Carl Sell, Privatdocenten der Rechte in Giefsen. Braunschweig, bei Vieweg und Sohn. 1837.

So wichtig die Kenntnifs des älteren römischen Prozesses für das Verständnifs, selbst noch des Justinianischen Rechtes, ist, so grofs sind die Lücken, welche uns überall fühlbar werden. Erst aus der Zeit der sinkenden Republik, durch Cicero's Schriften, ist uns ein etwas festerer Gesichtspunkt eröffnet, aber Vieles war schon hier gegen seine ursprüngliche Bedeutung sehr verändert. Dafs, wo Römer zu Einfluss und Gewalt kamen, sie nach den Einrichtungen ihres Gerichtsverfahrens die Welt zu gestalten suchten, ist natürlich, aber Manches auch ging von Aussen wieder in die Ordnung der Dinge zu Rom selbst über. So scheint das judicium recuperatorum ursprünglich nicht für Verhältnisse der römischen Bürger unter sich bestimmt gewesen zu seyn, zuletzt aber in seiner freieren, aus dem jure gentium gebildeten, zur einfacheren Beendigung des Prozesses führenden Form von den Römern für sich selbst recipirt zu seyn. Daher kam es denn auch hauptsächlich in Beziehungen vor, wo der magistratus freiere Hand hatte, und jedenfalls nicht alte prozessualische Formen beobachtet werden mufsten. So unterschieden sich auch gewifs in den Sachen selbst das Centumviralgericht, der judex und arbiter, und die recuperatores.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

Sell: Die Recuperatio der Römer.

(Beschluſs.)

Nun ist aber die geschichtliche Entwickelung dieser Lehre eine der am wenigsten erkannten und zu erkennenden im römischen Alterthume, und alle Gelehrten wissen von den Recuperatores im Verhältniſs zum judex nur dieses oder jenes immerhin äusseres und zufällig erscheinendes Merkmal anzugeben, z. B. die meisten dahin, daſs das judicium oder arbitrium nur aus Einer Person gebildet worden sey, die recuperatio aber aus mehreren, wie z. B. dies ausser den von Sell angeführten Schriftstellern noch behauptet Puchta Institutionen S. 42 — aber das innere Verhältniſs des Ursprungs und Fortgangs des Instituts, und selbst der praktische Gebrauch desselben vor Aufhebung des alten ordo judicii sind bei dem gegenwärtigen Zustand der Quellen gehörig nicht darzustellen.

Herr Dr. Sell hat sehr fleiſsig angegeben, was Andere vor ihm vermuthet haben, und hat auch auf alle Beziehungen sich eingelassen, aus welchen einiges Licht kommen könnte. Er selbst sieht den Ursprung des Instituts in den alten völkerrechtlichen Verhältnissen, das judicium recuperatorum soll die Rechtssicherheit zwischen den Völkern praktisch machen, welche in ein bestimmtes juristisches Verhältniſs zu einander getreten waren, so, daſs sowohl Delicte der Angehörigen dieser Völker gegen einander wie anderes Unrecht durch den Anruf jener Gerichte gutgemacht worden wären. In ähnlicher Weise kommen auch im deutschen Mittelalter z. B. in der Schweizergeschichte allerlei Fälle vor, wo durch genommene Richter Streithändel nicht nur der Stände unter einander, sondern auch Einzelner gegen einen Stand entschieden und das gethane Unrecht ausgeglichen wurde. So lange es nicht möglich ist, eine Quelle aufzufinden, welche, indem sie von den Recuperatoren handelt, deren Verhältniſs nicht als etwas Bekanntes voraussetzt, kann man wohl von einer glücklichen Combination von Ideen, aber nicht von einer verlässigen Darstellung sprechen. Es wäre somit ungerecht, dem fleiſsigen Verfasser dieser Schrift etwas vorwerfen zu wollen, ausser daſs er manchmal zu weit von seinem Gegenstande abgeschweift ist, auf allgemeine Betrachtungen z. B. über die Bildung der Staaten sich eingelassen, und anderntheils manchmal specielle historische Fragen herbeigezogen, aber nur obenhin behandelt hat, wie z. B. über das dominium juris Quiritium u. s. w. Auch hat er offenbar die Citate über manche Dinge des römischen und griechischen Alterthums zur Ungebühr hervorgesucht, obgleich es immerhin

Digitized by Google

sehr löblich ist, dafs man in jungen Tagen auch ein specimen guter Vorbildung liefere. Vorzüglich interessant ist das aufgeworfene Capitel »von der Entwickelung und Fortbildung der Recuperatoren in rein römischen Rechtsstreitigkeiten«, weil von hier aus ihre Bedeutung im römischen Prozesse und ihr Verhältnifs zu dem judex und arbiter gefunden werden mufs. Allein der Vf. hat dieses Capitel weniger ausführlich behandelt, er beginnt mit einem unfruchtbaren Räsonnement über den römischen Volkscharakter, stellt sogar einen Vergleich mit dem griechischen an, und giebt ausserdem viel Allgemeines, während er besser das ganze System der römischen Actionen zu dem Zwecke geprüft hätte, ob nicht recuperatores hier und dort anwendbar waren oder aus guten Gründen schienen. Uns kömmt vor, als wenn ganz besonders in causis, wo der magistratus extra ordinem erkennen konnte, von diesem die Recuperatoren beigezogen worden seyen, weil dieser Prozefs so eine Art von unbestimmt summarischen Prozefs, ein Mittelding, bildete zwischen dem ordentlichen Verfahren coram judice nach Instruction und dem Verfahren extra ordinem, wo der Magistratus einen zweiten Act abschneiden wollte. In vielen Punkten, wo in der neueren Zeit sonderbare Meinungen aufgestellt sind, z. B. dafs der judex oder die Recuperatoren nur Richter des facti seyen, hat der Vf. das Rechte getroffen und das Ungesunde der gegentheiligen Darstellung hervorgehoben. Aber nicht können wir in demjenigen übereinstimmen, was der Vf. über den Gebrauch der Recuperatoren im römischen Criminalprozesse sagt, denn so wahr es ist, dafs hier Recuperatoren nicht vorkommen, so wenig ist die Sache so schwankend und mager, wie bei Herrn Sell, zu erklären, sondern der einzige und schlagende Grund ist, dafs Criminalsachen nur vom Volk oder Senat oder durch Volks- oder Senatscommissionen abgeurtheilt wurden, Recuperatoren aber so gut wie die judices einzelne Männer sind, welche das Vertrauen des Magistratus in ihre Individualität zum Prozesse ruft. Die Construction in dem Capitel »Von dem Verschwinden der Recuperatoren«, wo die Jahrhunderte aneinander gerückt sind, wie die Jahre, und wo das Eine genügt hätte, dafs das ganze alte Prozefssystem über den Haufen fiel, hat uns am wenigsten gefallen. — Wenn wir diese kurze Anzeige auf Verlangen eines verehrten Collegen in der Intention machen, den Verf. auf dem Wege des Fleifses anzueifern, so müssen wir ihn vor dem weiten Ausholen einerseits und andrerseits vor dem heutzutage herrschenden Systeme des Hin- und Herconjecturirens in den kleinen Details der Geschichte warnen. Die äussere Ausstattung des Buches ist ganz vorzüglich.

Rofshirt.

Digitized by Google

KURZE ANZEIGEN UND NACHRICHTEN

von einigen neuen Erscheinungen im historischen und in verwandten Fächern.

Von dem

Staatslexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften von Karl von Rotteck und Karl Welker

liegen fünf Lieferungen des dritten Bandes vor uns. Diese Lieferungen enthalten die Artikel von Breisgau bis Constitution. Das Werk ist zu bekannt und verbreitet, als dafs es einer ausführlichen Anzeige bedürfte; eine Kritik ist aber bei Büchern, welche dem Bedürfnifs eines bestimmten Publikums entsprechen sollen, gar nicht angebracht. Es wird daher genug seyn, hier zu bemerken, dafs das Werk rasch fortschreitet und dafs gröfstentheils nur bekannte Männer als Mitarbeiter erscheinen. Dafs mehrere Artikel vorkommen, welche man gerade in diesem Werke am wenigsten vermissen würde, läfst sich nicht vermeiden. Zu diesen Artikeln würden wir des Herrn von Theobald Beiträge, Citadelle und Congrevesche Raketen zählen. Die mehrsten Artikel in diesen fünf Lieferungen sind von den Herausgebern bearbeitet, doch finden wir unter den bekannteren Mitarbeitern auch Paulus und Mittermaier, welcher Letztere einige ausführliche Artikel, und zwar besonders solche, die man nothwendig gerade in diesem Werke aufsuchen mufs, geliefert hat. Die Verlagshandlung und die Herausgeber des Staatslexikons kündigen übrigens an, dafs sie das ganze nächstens erscheinende Dictionary of politics, political economy and statistics von Mac Culloch in ihr Werk aufnehmen wollen, und auch diejenigen Artikel desselben, welche ihre schon erschienenen Bände ergänzen können, in einem Supplementbande nachliefern.

Mit Vergnügen zeigt Ref. zugleich die Vollendung der

Badischen Landesgeschichte des Herrn Joseph Bader

an, deren erste Lieferungen er schon zu einer andern Zeit erwähnt hatte. Ref. hat schon bei der Anzeige der ersten Lieferungen bemerkt, dafs er es für sehr verdienstlich hält, die Landesgeschichte, oder auch überhaupt die Geschichte, auf die Weise, wie Herr Bader gethan hat, für das gröfsere Publikum zu bearbeiten, weil sie dadurch von ihrer Würde nichts verliert, und keiner, der hernach tiefer eindringen oder forschen will, auf einen falschen Weg geleitet wird. In eine Kritik eines gut geschriebenen, zur allgemeinen Belehrung über eine Specialgeschichte abgefafsten Buchs einzugehen, scheint dem Ref. ganz unpassend, da erst beim Gebrauch sich zeigen mufs, wo allenfalls noch ergänzt oder verbessert werden mufs. Einzelne Irrthümer scheinen

Digitized by Google

ihm in einem solchen Buche von keiner Bedeutung, wenn der Ton gut getroffen, der Faden gehalten, die Belehrung nach dem Bedürfnifs berechnet ist; denn man sucht in einem solchen Werke mehr die historische Belehrung als Notizen, die man in andern zum Nachschlagen bestimmten Werken leichter findet. Ref. wünscht dem Buche recht viele Ausgaben, und hofft, dafs diejenigen, die sich besonders mit der Badischen Landesgeschichte abgeben, dem Verf. Berichtigungen und Bemerkungen zukommen lassen, um das nützliche Buch zu vervollkommnen. Da das Buch nicht, wie das gewöhnlich unter uns geschieht, unter Protection, oder auf höhere Veranlassung, oder um Lügen und Schmeicheleien unter dem Namen von Geschichte zu verbreiten und sich dadurch zu empfehlen, fabrizirt worden, sondern vom Verfasser in einem unabhängigen Sinne geschrieben ist, so wäre es ungerecht, über manche Urtheile und Ansichten zu rechten, ohne den ganzen Zusammenhang ausführlich darzulegen, was hier nicht geschehen kann.

Johann de Witt und seine Zeit, von P. Simons, übersetzt von Ferd. Neumann. Erfurt, Otto. 1836. *Zweiter Theil.* 241 *S.*

Ref. kann nur wiederholen, was er bei der Anzeige des ersten Theils bemerkt hatte, dafs er weit eher begreift, wie ein Holländer ein solches Buch auf seine Kosten konnte drucken lassen, als wie ein deutscher Verleger eine deutsche Übersetzung für nützlich halten konnte. Da das Buch übrigens ganz unschädlich ist und manche einzelne Notizen enthält, die gut gebraucht werden können, so ist es ganz erfreulich, dafs dergleichen Bücher ihr Publikum haben müssen, weil ein Buchhändler sich darauf einläfst, sie zu drucken. Wer an solcher Nüchternheit Gefallen hat, würde etwas Tüchtigeres und Besseres gar nicht ansehen, es ist daher nützlich und nothwendig, dafs mehr Bücher für die Schlafenden geschrieben werden, als für die Wachenden.

Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der Religionen, sowie auf das Bedürfnifs der gebildeten Jugend beiderlei Geschlechts bearbeitet und bis auf das Jahr 1835 *fortgeführt von Ludwig Bauer, Professor am königl. Catharinenstifte. Stuttgart. Belser.*

Von dieser in Heften von 6 bis 9 Bogen erschienenen Weltgeschichte hat der Ref. zwei Bände von etwa 1200 Seiten vor sich, welche die Geschichte bis auf die Zeiten der Kreuzzüge enthalten, er gesteht aber aufrichtig, dafs er mit den Bedürfnissen und der Bildung der Classen, welche der oder die Verff. im Auge haben, viel zu wenig bekannt ist, als dafs er über dieses Buch und dessen Brauchbarkeit und Nutzen zu urtheilen wagen dürfte; unschädlich ist es auf jeden Fall. Übrigens scheint ihm der Anfang, oder die ersten Hefte, eine viel passendere Belehrung über allerlei, was aus der Urzeit berichtet wird, als der

Digitized by Google

zweite Band über das Mittelalter zu geben; aber die Verfasser des Buchs und dessen Käufer werden besser wissen, was ihnen nützlich ist, und wie sie belehren wollen und können oder auch wie sie belehrt seyn wollen, als Ref., der sich daher auch darauf beschränkt, die Erscheinung und den Fortgang der Hefte anzuzeigen.

Perikles als Staatsmann während der gefahrvollsten Zeit seines Wirkens, von Dr. J. A. Kutzen, Privatdocenten der Geschichte zu Breslau. Grimma. Gebhardt. 1834. 202 *S.* 8.

Das Buch enthält historische Betrachtungen des Verfs. über die Verwaltung des Perikles, gestützt auf ein Studium des Thucydides und anderer griechischer Schriftsteller. Der Vf. beweist Gewandtheit, Leichtigkeit und Belesenheit, das ist Alles, was man von einer Probeschrift erwarten darf. Er hat S. 112 u. fg. Beilagen eingerückt, welche für seine philologischen Studien Zeugnifs geben. Die Urtheile der Neuern über Perikles hätte der Vf. nicht abdrucken lassen sollen, weil jeder, welcher wissen will, was dieser und jener über eine Sache gesagt hat, gewifs auch die Bücher besitzt, die zum Nachschlagen nöthig sind. Eine Nachweisung der Seitenzahl der vielen angeführten Bücher wäre daher hinreichend gewesen.

Über moderne Literatur. In Briefen an eine Dame von Gotthard Oswald Marbach. Zweite Sendung. Börne, Heine. Leipzig 1836. *S.* 134 — *S.* 294.

Wie diese Schrift unter die Bücher gekommen ist, die man ihm zur Anzeige geschickt hat, weifs Ref. nicht, da er nicht Kritiken über Kritiken schreiben darf, von der Art moderner Literatur, von der hier die Rede ist, gar wenig weifs, und als alter Mann, der einer ganz andern Generation angehört, sich in die Streitigkeiten der neueren Generation um so weniger mischen mag, als er glaubt, dafs die jüngern Herren es dem Theile des Publikums, welcher allenfalls nach des Ref. Urtheil fragen oder eine Bedeutung darauf legen könnte, ungemein leicht machen, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Diese Art Schriften lassen sich ja alle in einer halben Stunde lesen. So wenig Ref. übrigens Börne's Heftigkeit, seine ganze Manier, seine einseitige Bitterkeit billigen kann, so sehr ihn neulich die Ausfälle des Verstorbenen auf Luther und die Reformation, deren Bedeutung er und Witzlinge seiner Gattung zu würdigen nicht im Stande sind, geärgert haben, so mufs er dennoch gestehen, dafs es ihm lächerlich scheint, mit jemand zu streiten, der sich nicht vertheidigen kann oder darf. Ob es klug war, Börne und Heine zu ächten und ihre Schriften zu verbieten, will Ref., da die Sache einmal von Leuten geschehen ist, die, wie es heifst, stets sehr besorgt um unser Seelenheil waren, nicht untersuchen, er hält es aber für ungerecht, mit ihnen zu disputiren, oder sie zu schimpfen, wenn

Digitized by Google

man gewifs ist, dafs sich niemand ihrer annehmen darf. Gestorben war wahrscheinlich Börne noch nicht, als dieses Buch gedruckt wurde. Übrigens wird Menzel fast eben so hart angegriffen als Börne. In den letzten Abschnitten ist die Rede von Hegels und Göthe's Pantheismus. Davon sollte man in dergleichen Schriften nach Ref. Meinung gar nicht reden, das gehört ganz allein für die esoterische Schule. Das, was man Pantheismus nennt, als poetische Idee oder Resultat tiefer Speculation, liegt ganz ausserhalb der Sphäre der eleganten Welt. Es behauptet in der Contemplation, Mystik und selbst in der Theologie einen so würdigen Platz, dafs sich, wie jeder weifs, sehr oft Calvin und Spinoza begegnen, oder Fichte und Jakob Böhm zusammentreffen, oder Bonaventura und Avicenna einig werden. Von der Speculation und aus der Tiefe an die Oberfläche von Pamphlets und Zeitungen für Damen gebracht wird die stärkende Nahrung der Denkenden und Weisen für die sich beim Thee Unterhaltenden tödtliches Gift.

Historische Schriften aus dem Nachlafs von Dr. *F. H. Gruutoff, Prof. und Bibliothekar in Lübeck. Lübeck* 1836. *1ter Th.* 388 *S. 2ter Th.* 430 *S. 3ter Th.* 456 *S. in* 8.

Den Inhalt dieser Bände bilden eine Anzahl Arbeiten, die entweder schon früher gedruckt, oder vorgelesen, oder als Vorlesungen vorgetragen, den Beifall eines engeren Kreises erhalten hatten, die Kritik hat ihr Recht daran verloren und die Überschriften der einzelnen Aufsätze deuten hinreichend an, was man findet und in welcher Form es gegeben ist; Ref. will sich also begnügen, die in den drei Bänden enthaltenen Aufsätze einzeln anzuführen. Die Herausgeber selbst haben übrigens in der Vorrede hinreichend angedeutet, dafs der eigentlich historische Werth dieser Schriften weniger bedeutend ist, als ihre Popularität, Leichtigkeit und auf nützliche Unterhaltung berechnete Form. Der erste Aufsatz des ersten Bandes handelt von den Besitzungen der Slaven im nördlichen Deutschland, freilich nicht gelehrt und forschend, sondern nur obenhin streifend und im Allgemeinen verweilend. Am Ende werden ganz summarisch aus den bekannten Büchern die Notizen über die Schicksale der Wenden bis zum Untergange ihres Reichs mitgetheilt, wie man sie in einer Vorlesung geben würde. Dann folgt ein Beitrag zur Geschichte Heinrichs des Ersten von Mecklenburg; dann drittens ein Aufsatz, der uns mehr als die beiden andern angezogen hat und eine dem Verfasser eigene Untersuchung enthält. Dieser Aufsatz ist überschrieben; Die Verlegung des Bischoffssitzes von Oldenburg nach Lübeck, eine historisch-chronologische Untersuchung. Dann folgt in einem etwas ausführlicheren Aufsatze die Nachweisung, wie Lübeck zum Besitze von Travemünde kam. Der fünfte Aufsatz: Wanderungen durch Lübecks Gassen im 14ten und 15ten Jahrhundert, mag den Lübeckern der Gesellschaft zur Beförde-

Digitized by Google

rung nützlicher Thätigkeit, denen er im Januar 1832 vorgelesen ward, sehr gut gefallen haben, die Herausgeber hätten ihn jedoch hier nicht wieder abdrucken lassen sollen, wenigstens nicht in der Form, die er hier hat. Von gröfserem Interesse und reicher an Notizen, die der Verf. zuerst ans Licht gezogen, sind die drei Aufsätze, die den Band beschliefsen: Über den Zustand und die Verfassung der Kirchen in Lübeck, sowohl vor als kurz nach der Zeit der Reformation, nebst zwei schätzbaren Originaldocumenten in plattdeutscher Sprache von 1530 und 1532. Dann über die ehemals in Lübeck bestandenen Vikarien, als Anhang dazu, die Stiftungsurkunde über die Bergenfahrer Vikarie zu St. Marien 1401. Endlich: Abhandlung über den Zustand der öffentlichen Unterrichtsanstalten in Lübeck vor der Reformation der Kirche. Als Anhang dazu, Bischoffs und Kapitels zu Lübeck Zusicherung wegen eines bei der Jakobikirche angelegten zur Schule gehörigen Gebäudes 1340. Den gröfsten Theil des zweiten Bandes S. 1—266 nehmen die vier Vorlesungen über die Lübecksche Reformationsgeschichte ein; die drei folgenden Aufsätze Nr. X. XI. XII. hätten, nachdem Lappenbergs Ausgabe des Sartorius erschienen ist, ganz wegbleiben müssen, das scheinen die Herausgeber in der Vorrede selbst andeuten zu wollen. Den Schlufs des Bandes machen die Erörterungen und Anfragen in Beziehung auf ein altes Privilegium, welches die Stadt Lübeck zur Anlegung einer Messe befugt. Dazu gehört als Anhang der Abdruck der von Dreyer gemachten Copie des Privilegiums Friedrichs II. zur Anlegung einer Messe in Lübeck, ertheilt 1236 im Lager bei Augsburg. Der ganze dritte Band von S. 1—316 handelt von Münzen und Münzgeschichte, wovon Ref. auch nicht das Geringste versteht. Die Herausgeber sagen, der verstorbene Verfasser habe diese Materie in acht Abschnitten vollständig erschöpfen wollen, er habe aber nur drei derselben ausgearbeitet. Von dem 18ten Aufsatz, über die älteste gedruckte Chronik der Stadt und des Bisthums Lübeck oder das Chronicon Slavicum in Lindenbergs Sammlung norddeutscher Geschichtschreiber, gestehen die Herausgeber selbst ein, dafs er sehr unvollkommen ist, und dafs er besser ganz weggeblieben wäre. Dasselbe gilt von den beiden letzten Stücken des dritten Bandes, die, wenn sie auch vielleicht mehr Leser finden sollten als alle andere Aufsäte dieser Sammlung, doch gewifs nicht in diese gehörten. Man hätte sie besonders herausgeben können. Der erste Aufsatz, oder vielmehr Zeitungsartikel, über Johann Ballhorn und Conrad von Höveln, füllt nur ein Paar Blätter, der zweite nimmt volle hundert Seiten ein. Dieser Aufsatz, Kriegsbegebenheiten in und um Leipzig im September und October 1813, so wenig er gerade in diese Sammlung gehört, enthält als Bericht eines Augenzeugen manches Unterhaltende; Belehrendes haben wir nicht darin gefunden, da der Verf. nur im Sinne der Menge redet und auf dem Standpunkte eines blofsen Zuschauers steht.

Digitized by Google

Wetzlarsche Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer, herausgegeben von Dr. Paul Wigand. Erstes Heft. Wetzlar 1836. 92 *S.*

Der Verf. verspricht die Fortsetzung dieses Werks in zwanglosen Heften zu sechs Bogen, vier Hefte sollen einen Band bilden. Ref. findet dieses erste Heft so nützlich und brauchbar, dafs er aufrichtig die Fortsetzung wünscht und hofft, da der Inhalt nicht nur unterhaltend und belehrend, sondern auch unmittelbar aus den Quellen geschöpft ist. Den gröfsten Raum in diesem Hefte nehmen die aus den Acten des Reichskammergerichts gezogenen Fälle über den letzten Kampf der sogenannten westphälischen Femgerichte mit den eigentlichen Reichsgerichten ein. Herr Dr. Wigand hat bekanntlich um 1825 in Hamm einen starken Octavband über das Femgericht Westphalens herausgegeben, Ref. glaubt daher seinen Lesern nützlich zu seyn, wenn er hier die beiden ersten Seiten des vor ihm liegenden Hefts abdrucken läfst, weil auf denselben das Resultat der mühsamen Studien der einzelnen Fälle ganz vortrefflich zusammengefafst, und eine recht deutliche Vorstellung gegeben wird, wie die Deutschen aus der Scylla der Fem in die Charybdis schreibender deutschrömischer Justiz gefallen sind. Der Verf. schreibt:

Bekanntlich waren zuerst die Freigerichte unmittelbare Landgerichte, die sich, während der Bildung der Territorialgewalt, bei den besondern Zuständen Westphalens als kaiserliche Gerichte über die unmittelbaren Freien des Landes erhalten hatten, und in dieser Beziehung noch kaiserliche Freigrafschaften im Gegensatz der an die Landesherren übergehenden Gografschaften bildeten. So wie hier bei der siegenden Gewalt der Landeshoheit ihr Gerichtsbezirk und ihre Competenz sich immer verengte, hatten sie dieselbe auf der andern Seite durch die angemafste Gewalt kaiserlicher Landgerichte und durch den sich bildenden Freischöffenbund, zur Handhabung strenger Rechtspflege in peinlichen Sachen, über ganz Deutschland extendirt, und sich zur furchtbarsten Macht emporgeboben, der erst durch kaiserliche Reformationen, Privilegien und Gegenbündnisse Schranken gesetzt wurden, die aber mit einer geänderten Verfassung, Bildung und Zeit, sowie mit einer neuen peinlichen Gesetzgebung, mit Constituirung eines höchsten Reichsgerichtshofes allmählig ganz weichen mufsten.

Hiegegen kämpften die Freigrafen seit dem fünfzehnten Jahrhundert mit immer schwächer werdenden Kräften, während man ihnen im Umfang ihres alten Landgerichtsbezirks (Freigrafschaft) dasjenige nirgend streitig machte, was sich in ihrer Competenz, der siegreichen Gewalt der landesherrlichen Gerichte gegenüber, herkömmlich erhalten und in die neue Zeit übertragen hatte.

Dafs für die Geschichte des letzten Auftretens dieses, mit Wuth vertheidigten Überbleibsels veralteter Zeit, dieses, aus dunkler anarchischer Epoche des Mittelalters herrührenden Instituts, sich in den Acten des Reichskammergerichts manches Be-

Digitized by Google

lehrende finden würde, habe ich bereits im Archiv für die Geschichte Westphalens (VI. S. 364) angedeutet und dort auch Einiges mitgetheilt.

Ich glaubte den Freunden der geschichtlichen Vorzeit aber einen Gefallen zu erzeigen, indem ich die trockne und schwierige Lectüre der alten Kammergerichts-Acten fortsetzte; und ich gebe hier noch einige Auszüge und Resultate als Beitrag zur Geschichte der Femgerichte.

1) Die Ansicht, dafs die Femgerichte gesetzlich, und von Kaiser und Reichswegen aufgehoben worden seyen, bedarf keiner Widerlegung. Wie man auch ihnen entgegenkämpfte, ihre Wirksamkeit überall bestritt und sie abzuschneiden wufste, so betrachtete sie doch das Kammergericht immerfort als bestehende, verfassungsmäfsig begründete Gerichte, und gab die Möglichkeit des Einschreitens ihrer Competenz noch zu. Da sie aber nie eigentliche Gerichte höherer Instanz gebildet hatten, und das Kammergericht jetzt für das Reich das neu constituirte Gericht der Berufung war, und da auf der andern Seite die neue Ordnung in der Gerichtsverfassung und Territorialregierung die Evocationen wegen verweigerter Rechtspflege, die im Mittelalter so häufig gewesen waren, nach und nach unmöglich machte, in den eignen Gerichtbezirken aber durch die Erhebung und Anwendung der landesherrlichen Gerichte, den Freigerichten fast gar kein Fall der Gewalt und Wirksamkeit übrig blieb, so hörten sie allmählig ganz auf, oder gingen mit den Überbleibseln veralteter Formen in blofse Rügegerichte über. 2) Das Reichskammergericht stellte sich natürlich gleich anfangs, als gesetzlicher, geordneter, kaiserlicher Gerichtshof, in welchem die neue Jurisprudenz bald Eingang fand, feindselig jenen Freigerichten gegenüber und widerstrebte ebenso ihren veralteten Formen, als ihrem Trotz und Festhalten an dem ererbten Herkommen.

Dafs Anfangs aber noch der Zustand dieses Gerichts höchst kläglich, seine Autorität sehr gering war, geht aus den Acten klar hervor. Zugleich kann man nicht ohne ein Lächeln bemerken, wie dieses schreibende Collegium sofort die Verschleppung, Langsamkeit und Weitläufigkeit gleichsam bei der Installation als Mitgabe erhalten zu haben scheint. Von allen hier mitgetheilten Sachen wurde keine einzige final entschieden. Das Recht ging in der Weitläufigkeit der Formen und in den juristischen Bedenklichkeiten unter. Nicht sowohl das Kammergericht vernichtete daher die Gewalt der Freigerichte, als die geänderte Zeit, die neue Verfassung, und die weitschweifigen Rechtsformen, die sowohl die Partheien als die Richter allmählig zahm und nachgiebig machten. 3) Die unvermeidlichen Zwischenzustände, die sich im Übergang aus der alten Zeit in die neue überall zu Tage legten, brachten freilich noch manche Verwirrung, Unsicherheit, Gewalt und Beschwerde hervor. Im Conflict der alten und neuen Gerichte ging Mancher rechtlos aus, und wir vernehmen auch hier manche Beschwerde über Ungerechtigkeit, Partheilichkeit und

Digitized by Google

Verzögerung der Justiz; bemerken zugleich eine Sehnsucht nach der alten, volksmäfsigen, schnellen Rechtspflege. Doch erkennen wir nicht minder in unsern Actenauszügen eigensinnige Rechthaber, Querulanten und unruhige Köpfe, denen die alte Achtserklärung der Feme ein freies Feld zu Gewaltthätigkeiten eröffnete, wobei sie aber bald mit dem Gesetz des ewigen Landfriedens in Conflict geriethen. Auf der andern Seite glaubten auch in einer ganz geänderten Zeit doch viele im Volk noch an die untrügliche Macht der Femgerichte, wie man an Wunderkuren und Zaubergeschichten glaubt. Sie waren noch eine Zeitlang ein gefürchtetes Institut, wie auch schon ihre Wirksamkeit ohne Erfolg blieb, und ihre Bannformeln nur hohle Worte waren.

Nach dieser Einleitung, die Ref. ausdrücklich vollständig abdrucken läfst, um die Verbreitung der Zeitschrift zu befördern und zu empfehlen, folgen von S. 4—47 die sehr passend und mit den Worten der Urkunden ganz kurz aus den Acten gezogenen vierzehn Rechtsfälle von 1511—1573, die wir besonders darum den Freunden der deutschen Geschichte, welche nicht Rechtsgelehrte sind, empfehlen, weil der Verf. sich die Mühe gegeben hat, mit Weglassung aller unwesentlichen Dinge aus den Acten nur die kurzen Stellen auszuheben, die wirklich bedeutend sind.

Den übrigen Theil dieses Hefts füllt eine Untersuchung über den Ursprung der Stadt Wetzlar S. 48—65. Dann folgen *einige* Auszüge aus den Necrologien und Heberollen des Sct. Marienstifts zu Wetzlar S. 65—78. Dann folgt S. 79—88 ein recht anziehendes Document, nämlich die Wisunge ubber das Landgericht zu Mechtelnhusen 1476, aus einer gleichzeitig geschriebenen Sammlung von Weisthümern, woraus Herr Dr. Wigand künftig noch interessante Dorfweisthümer mitzutheilen verspricht. Die letzten Blätter füllt eine antiquarische Untersuchung, ob der Thurm auf dem Kalsmunt römisch sey.

Über die

Materialien zu einer Geschichte der Landgüter Livlands, gesammelt von Heinrich von Hagemeister, russ. kais. Hofrathe, Ritter mehrer Orden, Erbherrn zu Alt-Drostenhof. Riga, Frantzens Buchhandlung. 1r *Theil.* 1836. 292 *S.*

weifs Ref. nichts zu sagen, da das Buch ein blos locales und allenfalls ein allgemeines staatswirthschaftliches Interesse hat; dagegen kann er nicht verbergen, dafs er mit Vergnügen bemerkt, wie lebhaft der Antheil ist, den der Adel der Ostseeprovinzen, trotz so vieler Hindernisse von Seiten Rufslands, an der deutschen Wissenschaft nimmt. Wie viel ist nicht dort für die Bekanntmachung historischer Urkunden und Chroniken geschehen! Unsere vorzüglichen Schriftsteller im belletristischen Fach finden dort besonders ihr Publikum, und wie wir am Beispiele des Vfs. und sehr vieler grofsen Güterbesitzer von Livland und Curland

Digitized by Google

und Esthland nachweisen könnten, sogar auf ihren Gütern suchen diese Herren Erholung und Beschäftigung in der Wissenschaft. Das können wir von dem Adel der eigentlich deutschen Provinzen nicht mit eben dem Rechte rühmen, wenn nämlich nicht von seichter Leserei, sondern von ernsten Studien die Rede ist. Wie werden aber auch die Leute gewöhnlich erzogen, oder vielmehr dressirt, worin und auf welche Weise werden sie unterrichtet! Welche Ansichten werden in unsern Ständeversammlungen als Weisheit gepriesen!!

Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte, von Karl Adolf Menzel, königl. preufs. Schul- u. Consistorialrath. Sechster Band. Die Zeiten des Kaiser Matthias und Ferdinand II. bis zur Schlacht auf dem weifsen Berge.

Auch unter dem Titel:

Geschichte des dreifsigjährigen Krieges in Deutschland. Erster Band. Breslau, Druck und Verlag von Grafs, Barth u. Comp. 1835. 502 S. 8.

Ref. will sich begnügen, weil ihm aufgetragen wird, dieses Buch anzuzeigen, blos zu bemerken, dafs es erschienen ist; er behält sich eine ausführliche Anzeige dieses und besonders des folgenden Bandes vor, weil er dem Herrn Gfrörer in Stuttgart versprochen hat, sobald eine Reihe sehr dringender Arbeiten beendigt seyn wird, eine ausführliche Anzeige von des Herrn Gfrörers neuestem ungemein schätzbaren Werk auszuarbeiten. Diese Anzeige will er dann mit einer Anzeige der neuesten Bände von Menzels Geschichte verbinden. Er sieht übrigens mit Bedauern, dafs auch Menzels Werk, mit einer furchtbaren Zahl von Bänden drohend, wie sehr viele ähnliche Bücher, unstreitig dazu beitragen wird, dafs unsere Landsleute, von lästiger Gründlichkeit und Ausführlichkeit ihrer tüchtigen und fähigen Schriftsteller geschreckt, zu den erbärmlichen Producten ihre Zuflucht nehmen, die wir jetzt in allen Händen sehen. Den Titel von Herrn Gfrörers Werk wollen wir hier sogleich als Notiz für die Leser der Jahrbücher beifügen:

Geschichte Gustav Adolphs, Königs von Schweden, und seiner Zeit; für Leser aus allen Ständen bearbeitet von Professor A. F. Gfrörer, Bibliothekar zu Stuttgart. Mit 7 Portraits, 3 Abbildungen und 1 Holzschnitt, nach Originalzeichnungen von Dr. Fellner und Andern. Stuttgart und Leipzig, bei Rieger & Comp. 1837. 1043 S. gr. 8.

Auch eine neue Arbeit eines unserer schätzbarsten Geschichtsforscher, des Prof. Aschbach zu Frankfurt a. M., kann Ref., durch anderweitige Geschäfte gehindert, nicht so ausführlich anzeigen, als die schätzbare Arbeit angezeigt zu werden verdient. Er will daher hier nur eine vorläufige Kunde von der Erscheinung des Buches geben, um zu einer andern Zeit ausführlicher auf das Einzelne des Inhalts eingehen zu können. Er erfährt mit

Digitized by Google

Vergnügen, dafs unter die deutschen Werke, welche, wie z. B. Pfisters Geschichte von Deutschland mit Unterstützung der französischen Regierung übersetzt werden, auch die trefflichen Forschungen Aschbachs über die Geschichte der Mauren in Spanien aufgenommen worden. Herr Aschbach hatte nämlich bekanntlich zuerst die Geschichte des westgothischen Reichs in Spanien gründlich und ausführlich behandelt, dann zwei Bände, Geschichte der Ommaijaden in Spanien, folgen lassen; im Jahre 1833 erschien der erste Band der Geschichte Spaniens und Portugalls zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden, und endlich in diesem Jahr die

Geschichte Spaniens und Portugalls zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden, von Dr. Joseph Aschbach, Prof. zu Frankfurt a. M. Zweiter Theil. Die Geschichte der Almohaden und der christlichen Pentarchie auf der pyrenäischen Halbinsel. Frankfurt a. M. 1837. 356 *S.* 8.

Ref. hatte gehofft, der Verf. würde die Spanische Geschichte wenigstens bis auf die Zeit der völligen Vertreibung der Mauren und bis auf die Eroberung von Granada herabführen; es scheint aber dazu wenig Aussicht, da er erfährt, dafs Herr Aschbach mit der Ausarbeitung einer sehr ausführlichen Geschichte der Regierung des Kaisers Siegmund beschäftigt ist, und aus den Frankfurter Archiven Vieles bisher Ungedruckte und Unbekannte gezogen hat und ans Licht bringen wird.

Aus Dänemark ist Ref. durch die Güte des Professors der deutschen Literatur in Soröe, den er vor vielen Jahren manchmal in Daubs Gesellschaft getroffen hatte, eine gelehrte Arbeit eines Dänen zugekommen, deren Titel er hier mittheilen will, theils weil damit vielleicht dem Verfasser und dem gütigen Übersender ein Gefallen geschieht, theils weil er sich freut, dafs ein so ungemein wichtiger Gegenstand aufs neue ganz ausführlich und aus den Quellen behandelt wird. Auf eine Beurtheilung darf er sich nicht einlassen, da er seinen beiden Collegen, die alle beide gerade in diesem Fache Meister sind, nicht ins Amt fallen darf, sondern es ihnen überlassen mufs, ob sie vielleicht das Buch genauer durchsehen und dem Publikum ihre Beurtheilung mittheilen wollen. Der Titel des Werks ist:

Caspari Frederici Wegener. D. De Aula Attalica. Litterarum artiumque fautrice libri sex. Vol. I. Havniae apud C. A. Reitzel. 1836. 293 *p.*

Ref. fühlt sich den Philologen, die dergleichen einzelne Materien gründlich und gelehrt, aber zugleich klar und ohne die unerträgliche Anmafsung, welche man an vielen derselben wahrnimmt, behandeln, um so mehr verbunden, als es unmöglich ist, in der allgemeinen Geschichte ohne dergleichen Vorarbeiten einen sichern Schritt zu thun. Es ist bei weitem leichter, dem

Digitized by Google

Publicum zu genügen, als sich selbst, und leichter einen Ruf und einen Ruhm zu erwerben, als ein wahres und sicheres Verdienst. Wie wichtig die Zeit und der Gegenstand, den der Vf. ausführlich und gelehrt behandelt, sowohl an und für sich als in Beziehung auf die Geschichte der Lagiden in Ägypten, auf die der Römer und in Rücksicht auf den spätern Zustand von Kleinasien ist, darf dem Publicum, für welches Herr Wegener schreibt, nicht erst gesagt werden.

Zum Beweise, dafs die von Perthes veranstaltete Sammlung der unter Ukerts und Heerens Leitung erscheinenden Staatsgeschichten rasch fortschreitet, bemerkt Ref., dafs

der zweite Band der Geschichte des österreichischen Kaiserstaats von Johann Grafen Mailáth

in diesem Jahre erschienen ist.

Der gründlich gelehrte, uneigennützige, unermüdlich arbeitsame und biedere Staatsarchivar von Luzern, Herr Ludwig Keller, hat dem Ref. schon vor längerer Zeit eine unter seiner Aufsicht gemachte Arbeit zugeschickt, die Ref. darum hier anzeigen will, weil er durch den Abdruck einer beigefügten gedruckten Erklärung des Herrn Keller beweisen kann, dafs man in Demokratien auf literarische Verdienste und auf einen uneigennützigen Eifer für Verbreitung und Beförderung der Literatur keinen bedeutenden Werth legt. Herr Keller verwaltete neben seinem Archivariat das Amt eines Bibliothekars mit grofser Uneigennützigkeit und mit einem rühmlichen Eifer, man hätte ihm daher zu Gute halten sollen, wenn er vielleicht auch etwas zu fest auf seine Meinung bestanden wäre, statt dessen veranlafste man ihn, seine Stelle niederzulegen, obgleich er allein durch grofse Ausdauer und Zeitaufopferung das nützliche Verzeichnifs der Cantonsbibliothek zu Stande gebracht hatte:

Bücherverzeichnifs der Cantons-Bibliothek in Luzern. 1r Band 397 Seiten. 2ter Bd. 475 S. 3ter Bd. 200 S. Luzern 1835 — 1836.

Man wird schon aus den Seitenzahlen sehen, dafs diese Bibliothek nicht unbedeutend ist. Das Verzeichnifs begreift auch die nicht gerade merkwürdigen Handschriften; es macht aber einer Stadt von 7 — 8000 Einwohnern nicht wenig Ehre, dafs sie in Besitz so reicher literarischer Hülfsmittel ist, die durch dies gedruckte Verzeichnifs erst recht brauchbar werden, weil jetzt der Freund der Literatur ganz sicher weifs, was er in seiner öffentlichen Bibliothek finden kann und was er sich selbst anschaffen mufs. Herr Keller giebt in einer dem ersten Theile vorgesetzten Einleitung die Geschichte der allmähligen Bildung dieser zuerst von den Jesuiten gegründeten, dann durch den Ankauf der Privatbibliothek des Grofsraths Anton Balthasar vermehrten

Digitized by Google

Sammlung. Durch die Bibliothek des Herrn Balthasar ward besonders für das Bedürfnifs des gröfsern Publicums gesorgt, welches jetzt wahrscheinlich nicht sehr bedauern wird, dafs die Bibliotheken der Franziskaner, der Kapuziner, der Cisterzienser, die man bekanntlich neben den Waldbrüdern u. s. w. noch immer im Canton Luzern findet, ihm nicht zugänglich sind. Der Streit mit dem Bibliothekar entstand übrigens gerade über den theologischen Theil dieses Verzeichnisses, besonders wegen der Andachtsbücher und ascetischen Schriften. Wir wollen, ohne uns eine Entscheidung anzumafsen, die gedruckte Erklärung des Herrn Staatsarchivars als einen Beitrag zur Geschichte literarischer Institute hier abdrucken lassen. Herr Keller erklärt sich unter dem 23sten Juli 1836 folgendermafsen:

Die Grundlage der Cantonsbibliothek bildet vorzüglich die ehemalige Jesuitenbibliothek, daher sie reich an der ältern Literatur der Theologie ist. Ohne dafs sich die Bibliothekscommission in die Abfassung und den von der Regierung angeordneten Druck des Catalogs einmischte, da das Reglement einfach sagte: »der Realcatalog solle gedruckt werden«, wurde bisher der ganze Catalog abgedruckt. Beim ascetischen Fache mischte sich die Commission auf einmal ein und meinte, man dürfe hier eine Ausnahme machen, es seyen auch gar zu viele. Es wurden zwei Mitglieder, Professoren der Theologie, an der Spitze Herr Professor Christopher Fuchs, beauftragt, eine Auswahl zu treffen. Schon gegen einen unvollständigen Abdruck in diesem einzelnen Fache machte ich meine Einwendungen, und noch vielmehr gegen eine solche Auswahl, wie sie vorliegt (bei unserm Exemplar finden wir die Blätter 417—470 mit der Censur, die allerdings sonderbar ist, beigelegt), die ohne Grundsätze, ohne die geringste Untersuchung des innern Gehalts, blos nach Lesung des Titels unternommen wurde und alle bibliographische Kritik mit Füfsen trat, und wo selbst Luzernerische Producte, die gewifs in einer öffentlichen Landesbibliothek Platz verdienen, gestrichen wurden. Ich wandte mich an die Regierung, die das Bibliothekreglement erlassen hatte, und verlangte eine Bestimmung, ob der Catalog vollständig oder mit Auswahl gedruckt werden sollte; diese wies die Sache an den Erziehungsrath, in welchem drei Mitglieder der Bibliothekscommission, und unter diesen Herr Fuchs selbst, sich befinden, und diese Behörde, die also ziemlich befangen war und zur Hälfte in eigner Sache richtete, genehmigte, ohne meine Frage zu erörtern oder bei der Regierung auf die nähere Bestimmung des Artikels anzutragen, und ohne auf die Erklärung von 13 Professoren und Lehrern und einigen der gebildetsten Geistlichen zu achten, welche den vollständigen Abdruck verlangten, um selbst das Beliebige auszuwählen, da sie den Herrn Fuchs nicht als competenten Richter in der Literatur anerkennen könnten, die Censur ihres Mitglieds. Ich verlangte meine Entlassung bei der Regierung, die nicht sogleich darauf einging, und man bewog mich, das gestellte Gesuch zurückzunehmen, was ich

Digitized by Google

auch that, mit der Erklärung verbunden, dafs ich wie bishin die Bibliothek nach den Regeln der Bibliothekswissenschaft verwalten werde, was man auch annahm, und so liefs ich das Fach denn gemäfs Reglement abdrucken. Nun aber klagte die Commission und der Erziehungsrath (was bei dessen Zusammensetzung begreiflich), ich hätte mich gegen sie opponirt und ihre Weisung ausser Acht gesetzt, könnte also, als mit der Commission in Opposition stehend, nicht mehr an der Stelle belassen werden; und die Regierung, ohne meinen Bericht hierüber zu verlangen, ohne zu vernehmen, worin diese Opposition bestehe, gab mir unter dem Vorwande wegen obwaltender Anstände mit der Commission die Entlassung, jedoch mit Verdankung meiner Dienstleistungen für die Bibliothek. Diese Entlassung aber wurde verzögert bis der Catalog vollendet war.

Über die Helvetier und ihr Verhältnifs zu einer älteren Bevölkerung der Schweiz, nebst einigen Worten über Völkerwanderungen und über die Sueven. Eine akademische Amtsrede von Friedrich Brömel, Prof. der Geschichte zu Basel. Basel 1836. 36 *S.*

Man wird in einer Rectoratsrede, vor einer gemischten Versammlung gehalten, keine neuen Entdeckungen und Bemerkungen, auf sechs und dreifsig Seiten keine gelehrten Untersuchungen, über die auf dem Titel bemerkten sehr wichtigen und sehr schwierigen Punkte suchen, aber Herr Brömel beweiset, dafs er seiner Sache mächtig ist, die neuesten Schriften darüber kennt, und sie leicht und klar vorzutragen im Stande ist. Dieses letztere wird man in einer Stadt, wie Basel ist, besonders von einem Professor der Geschichte fordern, die Rede hat daher in jeder Rücksicht ihrem Zwecke entsprochen.

Ein anderes Buch, welches Ref. schon über ein Jahr lang anzuzeigen versäumt hat, weil er es nicht wiederfinden konnte, wagt er nicht zu beurtheilen, da der Verf. seinen Gegenstand so gelehrt durchgeführt hat, dafs er ganze Bogen füllen müfste, wenn er mit ihm disputiren wollte. Ref. gesteht, dafs er von dem germanischen Erbadel und dessen Verhältnissen ganz andere Begriffe hat, als der, wie es scheint, in Preufsen und Sachsen sehr beliebte und begünstigte Verf., der mit freundlicher Rede hohen und niedern Adel, Erblichkeit der Lehn und das ganze Feudalwesen im alten Deutschland und sogar in Norwegen findet. Ref. ist allerdings überzeugt, dafs ein Unterschied der Geburt unter den alten Deutschen statt fand; aber von diesen bis zum Feudaladel ist ein unermefslicher Schritt. Ref. bedauert die Tendenz zum Rückschreiten, zur Entfernung vom Volke, die sich überall zeigt, und einmal gräfslichen Zwiespalt und grofse Verwirrung erzeugen wird, glaubt aber, dafs mit Widersprechen wenig ausgerichtet ist, und hält es um so mehr für Pflicht, Theorien und Darstellungen, mit denen er nicht übereinstimmt, zur öffentlichen

Digitized by Google

Kenntnifs zu bringen, je weniger er, im höhern Alter stehend, einer Ansicht huldigen kann, die ihm von jeher fremd war, so gern er zugiebt, dafs er, wenn man die Stimmen zählte, wahrscheinlich die Mehrheit nicht für sich haben würde. Wer diese Worte versteht, wird ihn daher gewifs entschuldigen, wenn er, um dem gütigen Verfasser Aufmerksamkeit mit Aufmerksamkeit zu erwiedern, das Buch blos anzeigt:

Über den germanischen Erbadel. Beitrag zur Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland von Dr. Christian Thierbach, königl. Professor und Oberlehrer am vereinigten Gymnasium zu Erfurt, Mitgliede der Akademie nützlicher Wissenschaften daselbst und Ritter des rothen Adlerordens. Gotha 1836. 132 *S.* 8.

Von der ins Englische übersetzten Chronik des Rabbi Joseph Ben Joshua, deren ersten Theil Ref. in diesen Blättern im vorigen Jahre ausführlich angezeigt hatte, ist ihm der zweite Theil zugekommen, und er bedauert sehr, dafs er nicht ausführlich die Nachrichten des gelehrten Juden durchgehen und die Ansichten desselben mit den christlichen der Katholiken und Protestanten des Zeitraums, der darin behandelt wird, vergleichen kann:

The Chronicles of Rabbi Joseph Ben Joshua Ben-Meir, The Sphardi. Translated from the Hebrew by C. H. Bialloblotzky. Vol. II. London, printed for the Oriental Translation Fund of Great Britain and Ireland, sold by A. J. Valpy M. A Red Lion Court Fleet-Street MDCCCXXXVI. 526 *p.* 8.

Dieser Band begreift die Zeitgeschichte des Verfassers 1517 — 1554, also die Geschichte der wichtigsten Periode des sechszehnten Jahrhunderts. Die Ansichten und Betrachtungen des Rabbi müfste man übrigens vorzüglich berücksichtigen, wenn man die Chronik gebrauchen wollte, denn die mehrsten seiner Erzählungen sind nicht zuverlässiger oder genauer, als das, was er von der Entdeckung von America erzählt. Er sagt nämlich, nachdem er vorher manches gar Sonderbare von den spanischen und portugiesischen Seefahrten und von dem Menschenhandel, den die Portugiesen damals trieben, vorgebracht hat, pag. 8: Und der Name des Mannes, der dies Land entdeckte, war Americo, und man nannte es nach seinem Namen America; aber Peru und Klobikanah waren erst die Namen dieses Landes, und die Spanier nannten es die neue Welt bis auf diesen Tag — — Und *sie* fanden, heifst es weiter, dort auch Söhne Enaks (Riesen), gleich der Höhe der Cedern war ihre Höhe, und sie brachten einige derselben in Ketten gefesselt nach Spanien, und die Spanier waren vor ihren Augen wie die Heuschrecken.

(*Der Beschluſs folgt.*)

Digitized by Google

Historische Literatur.

(Beschluſs.)

Ein sehr merkwürdiges Document für die jüdische Geschichte füllt in diesem Bande über vierzig Seiten und enthält manches Anziehende. Der Rabbi erzählt nämlich zuerst pag. 149: »Ein jüdischer Mann, dessen Name war David, kam aus einem entfernten Lande von Indien an den Hof des Königs von Portugall, und sprach zu ihm: Ich bin ein Hebräer, und fürchte den Herrn, Gott von Himmel, und mein Bruder, der König der Juden, sandte mich zu dir, o König, um Hülfe, und nun sey ein Helfer für uns und wir wollen in den Krieg ziehen gegen Soliman, und wollen das heilige Land aus seiner Hand nehmen.« Der König habe ihn begünstigt, er habe lange in Lissabon gewohnt, die zum Christenthum gezwungenen Juden hätten an ihn geglaubt, er sey hernach durch Spanien und Frankreich nach Italien gereiset, habe Fahnen machen lassen und habe unter diesen Fahnen alle seine Landsleute zum Zuge nach Palästina vereinigen wollen. Dann fährt Rabbi Joseph weiter unten fort: Und es ging eine Ruthe auf von Portugall, ein Zweig aus der Wurzel von Israel, welches zerstreut war seit den Zeiten zerstörender Taufe, des Name war Salomo Molcho, und als dieser sah den Mann David, rührte der Herr sein Herz, und er kehrte zurück zum Herrn, dem Gott seiner Väter, und er beschnitt das Fleisch seiner Vorhaut. Und er wuſste nichts vom Gesetze des Herrn und von der heiligen Schrift in diesen Tagen, und es begab sich, als er beschnitten war, daſs der Herr Salomon Weisheit gab und er wurde weiser als alle Menschen in gar kurzer Zeit, und viele verwunderten sich über ihn, und er ging nach Italien und mit kühnem Antlitz sprach er vor den Königen und verbarg sein Antlitz nicht vor ihnen. Und er ging in die Türkei und kehrte nach Rom zurück und sprach mit Clemens, der ihm Gnade widerfahren lieſs gegen den Wunsch aller derer, die in seinem Rath saſsen und Recht sprachen. Und er gab ihm einen geschriebenen Freibrief mit seinem Namen unterschrieben, daſs er wohnen dürfte wie es gefällig sey vor seinen Augen, und er benannte sich selbst mit dem Namen eines Israeliten, und er war weise in der Weisheit der Cabala und brachte hervor aus seinem Munde Worte der Gnade, die der Geist des Herrn in ihm sprach, und sein Wort war beständig auf seiner Zunge, und er schöpfte beständig aus dem tiefen Brunnen der Cabala treffliche Worte, und er schrieb sie auf Tafeln; aber diese habe ich noch nicht gesehen.

Digitized by Google

Dann wird gesagt, wie alle Welt ihn mit Räthseln versucht habe, wie er in Bologna gepredigt, wie er Alles gewufst und Viele gewonnen habe. Endlich heifst es: Und gar Manche kleideten sich in Neid gegen ihn; aber sie konnten kein Übles auf ihn bringen in Italien, denn er war beliebt vor den Augen der Edlen, und er vereinigte sich mit David und sie waren eins in jenen Tagen. Dann folgt von 152—189 das lange Schreiben Salomons an die Rabbiner, welches mit der Zuschrift beginnt:

Ihr grofsen Berge, ihr Säulen der Gefangenschaft, ihr, die ihr Wissenschaft kennt und Kenntnifs versteht, ihr, ein lieblich Gesicht vor den Augen dessen, der in der heiligen Wohnung verweilet, ihr, die ihr Macht habet zu stehen im Tempel des heiligen Königs, und die ihr eingebunden seyd im Bündlein der siebenzig Gesichter des Baumes des Lebens der Gerechten, zu seyn ein starker Wall und ein hohes Bollwerk rund um die zerstörte Stadt (Zion), dafs wir leben möchten um sie wieder erbaut zu sehen! Möchte viel Frieden seyn um den Thron des Königs Messias. Diese (die Rabbinen) sind die Saat von Gott gesegnet vom Himmel.

Der lange Brief enthält sonderbare Visionen, den tragischen Schlufs der Geschichte macht die Verbrennung des Propheten. Rabbi Joseph ist jedoch so verständig, dafs er seufzend eingesteht, er traue seinen Gläubensgenossen nicht ganz, wenn sie sagten, Salomon sey ganz unbeschädigt aus dem Feuer *hervor*gegangen und acht Tage nachher lebendig und gesund in seinem Hause gesehen worden. Der Rabbi macht es, wie die ehrlichen Theologen unter uns, er sagt: Der allmächtige Gott allein weifs es. Ich wünschte zu Gott, ich könnte mit Gewifsheit und Aufrichtigkeit in einem Buche schreiben, ob diese Worte wahr sind, oder nicht.

Die Beschreibung der Verbrennung und des von Salomon abgewiesenen Antrags der Bekehrung, welche ihm Carl V. thun liefs, beginnt unmittelbar hinter dem langen Schreiben, mit den folgenden Worten:

Und Salomo wollte mit dem Kaiser reden wegen des Glaubens, wie dieser recht gedeutet würde, und er wandelte seinen Weg, als der Kaiser in Regensburg war, und sprach mit ihm dorten. Das Herz des Kaisers ward aber verhärtet und er hörte ihn nicht von Seufzen und Angst, und er liefs einen Befehl ausgehen und man brachte Salomo ins Gefängnifs und seinen Freund Prinz David, und seine Leute und sie blieben darin viele Tage.

Dann wird er in Ketten und Banden mit nach Mantua geführt, dort wird er öffentlich verbrannt. Sonderbar ist hier, wie auch in unsern Tagen, dafs dieselbigen mächtigen Leute, welche irrige Meinungen verfolgen oder durch Schaaren offizieller oder gedungener Schreier niederschreien lassen, die privilegirten Lehrer, welche die Urheber des ihnen verhafsten Widerspruchs verbannen, einkerkern, verbrennen können und das auch niemals

Digitized by Google

unterlassen, so wenig Zutrauen in die Stärke ihrer eigenen Gründe setzen, und nichts mehr fürchten, als die Wirkung des Worts der Verfolgten und Verfluchten. Auch hier wird der arme Salomo geknebelt oder, wie Rabbi Joseph sagt, mit einem Gebifs in seinem Munde zum Tode geführt.

David kam davon, denn es heifst pag. 191: und es ward niemand übrig gelassen bei dieser Vernichtung, als der edle Rubenite, Salomo's Freund, und sie setzten eine Wache über ihn. Der Kaiser zog nach Bologna und sie nahmen den Rubeniten mit ihm in einem Wagen mit Fesseln gebunden und nahmen ihn mit nach Spanien, und er wohnte dort viele Tage und starb im Hause des Gefängnisses.

Man wird aus dem Angeführten schon schliefsen können, dafs sich über Zustand und Schicksale der unglücklichen, überall verfolgten Juden des 16ten Jahrhunderts, besonders über ihre Verhältnisse in Portugall, Spanien und Italien, viel aus diesem Buche lernen läfst.

In dem Augenblick, als er diese Blätter geschrieben hatte, erhielt Ref. von seinem Freunde, dem Prof. Hitzig zu Zürich, eine gelehrte Abhandlung, deren Erscheinung er anzeigen will, weil Herr Prof. Hitzig darin über einige für die ganze christliche Zeitrechnung sehr wichtige Punkte ganz neue Resultate herausgebracht hat. Ref. wagt jedoch nicht, dem gelehrten Orientalisten und Forscher in seinen Untersuchungen zu folgen, oder mit ihm in chronologische Einzelnheiten einzugehen, da er, wenn er der Resultate bedurft hat, immer einer oder der andern Auctorität gefolgt ist, ohne selbständige Prüfungen anzustellen; er begnügt sich daher mit einer blofsen Anzeige. Der Titel der Schrift ist:

Ostern und Pfingsten. Zur Zeitbestimmung im Alten und Neuen Testament. Sendschreiben an Dr. Ludwig Ideler, königl. preufs. Astronom, ordentl. Professor an der Universität zu Berlin, Mitglied der preufs. Akademie der Wissenschaften u. s. w. Heidelberg. Winter. 1837. 44 *S.* 8.

Ref. will, um die Leser der Jahrbücher auf die Veranlassung und auf das Resultat der gelehrten Arbeit des Herrn Prof. Hitzig aufmerksam zu machen, zwei Stellen hier abdrucken lassen. Was die Veranlassung angeht, so schreibt Herr Hitzig S. 3:

Der Entschlufs zu diesem Schriftchen wurde gefafst, noch bevor die Synode des Cantons Zürich die Feier des Ostermontags aufzuheben decretirt hatte, statt dessen, wie ich sehe, freilich der Ostermontag vielmehr abzuschaffen seyn wird. Auch dafs Ostern und Pfingsten heranrücken, ist nicht die Veranlassung, aus welcher, sondern nur die Gelegenheit, bei der ich schreibe. Der nächste Anlafs ist ein ganz geringfügiger, der mich aber besonders berührte. Während des Sommersemesters 1836 entwickelte ich in Vorlesungen über die Offenbarung Johannis

Digitized by Google

auch meine Meinung über die Zahl 666, wie Herr Domkandidat K...., der gerade damals hospitirte, sich erinnern wird, und nun finde ich im neuesten Hefte einer neuen Berliner Zeitschrift dieselbe Ansicht von Benary als die Seinige aufgestellt. Ohne Zweifel hat dieser scharfsichtige Gelehrte selbständig sich des Gedankens bemächtigt, ohne Zweifel ist jene Ansicht seine Meinung; ebenso gewifs bleibt sie auch die Meinige. Und wenn ich eine meiner Ansichten gedruckt von Berlin empfing, so kommt es mir gar leicht zu Sinne, meine Meinung über das und jenes hinwiederum gedruckt nach Berlin zu senden. Und selbst den ganz unwahrscheinlichen Fall gesetzt, jener reisende Theologe hätte aus meinen Vorlesungen nach dem Ausdrucke des seligen Daub eine Weinprobe für andere holen wollen, so schadet es vielleicht nichts, wenn ich durch die That meine Geneigtheit beweise, selber auch unverlangt solche an Gerechte wie an Ungerechte abzugeben.

Die andere Stelle geht Pfingsten an, sie lautet S. 39: Ich beschränke mich auf eine theilweise Beleuchtung des sogenannten ersten christlichen Pfingstfestes. Sie fürchten vielleicht, ich werde Sie mit meiner Meinung über die Gaben der Sprachen unterhalten wollen; allein seyn Sie unbesorgt! Ich habe, da doch jeder meint, über diese Sache schreiben zu müssen, meine Ansicht davon bereits sonstwo im Stillen niedergelegt, und werde um so weniger den Mifsgriff thun, Sie mit einer die Chronologie gar nicht berührenden Untersuchung zu langweilen. Wohl aber habe ich Lust zu beweisen, dafs am ersten Pfingstfeste nach Jesu Auferstehung jene Gabe der Sprachen gar nicht ertheilt worden sey, sondern die Ausgiefsung des Geistes um einige Zeit früher erfolgte, so dafs der Grund der Feier des Pfingstfestes für die Christenheit hinwegfällt. Diesen Beweis zu führen ist dem Anschein nach ungemein schwer, in der That aber etwas sehr leichtes.

Schlosser.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Die poetische Literatur der Araber vor und unmittelbar nach Mohammed. Eine historisch-kritische Skizze von Dr. Gustav Weil, Privatdocenten der orientalischen Sprachen an der Universität zu Heidelberg. Verlag der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart u. Tübingen. 92 S. 8.

Der Verfasser erklärt in der Vorrede, dieses Werkchen sey im Wesentlichen nichts anderes als seine im letzten Winter gehaltene, nunmehr ausführlicher bearbeitete Probevorlesung über die ihm von der hochlöblichen philosophischen Facultät zur Beantwortung aufgestellte Frage: »Wie war die arabische Poesie vor Mohammed beschaffen, und welchen Einfluss übte der Pro-

Digitized by Google

phet auf dieselbe?« Es versteht sich daher von selbst, dafs er dieses Thema, an das sich eigentlich die ganze Geschichte der arabischen Poesie anschliefst, keineswegs zu erschöpfen gedachte. Er wollte nur den Charakter der vor- und nachislamitischen Poesie in bestimmten Umrissen zeichnen, und die wahren Gründe ihrer Blüthe wie ihres Verfalls, besonders den mittelbaren und unmittelbaren Antheil, den Mohammed an letzterem hatte, genau angeben. Der Verf. widerlegt zuerst die Meinung derer, welche den Grund des Sinkens der Dichtkunst unter den muselmännischen Arabern in den immerwährenden Kriegen, welche die Stiftung des Islamismus nach sich zog, finden wollen, indem er zeigt, dafs gerade die ältesten und vortrefflichsten heidnischen Dichter, Muhalhal, Schanfara, Antar u. a. m. auch zugleich die thätigsten Feldherren und gefürchtetsten Ritter ihrer Zeit waren, und nicht minder als ihre islamitischen Söhne den gröfsten Theil ihres Lebens auf dem Schlachtfelde zubrachten. Dies führte den Vf. zur Auseinandersetzung der Hauptelemente der vorislamitischen Poesie sowie zur Aufzählung der verschiedenen Umstände, die glücklich zusammenwirkten, um sie bis zur Erscheinung Mohammeds auf eine hohe Stufe der Entwicklung zu bringen und den Dichtern das höchste Ansehen und den gröfsten Einfluss auf den Geist des Volks zuzusichern. Sodann verwirft der Vf. die in Europa fast allgemein verbreitete Ansicht: es habe Mohammed den reinen Geschmack der Araber verdorben, weil er den Koran, der nicht viel poetischen Werth hat, als Muster der reinsten Poesie aufgestellt, indem er beweist, dafs Mohammed sich nie für einen Dichter ausgab, dafs auch seine eifrigsten Anhänger ihn nicht als einen solchen verehrten. Nachdem er dann die wahre Ursache des allmähligen Sinkens der arabischen Poesie angibt, führt er auch von diesen immer matter werdenden Gedichten jeder Gattung, so wie er es früher bei den kräftigen vorislamitischen Erzeugnissen gethan, einige Beispiele an. Ref. gibt hier noch den Schlufs des Werkchens, weil er in wenigen Worten das Resultat seiner Betrachtungen ausspricht: »Die arabische Poesie vor Mohammed trug alle jene Naivetät des reinen Naturlauts, der überall als entscheidendes Merkmal der Volkspoesie gelten mufs, an sich. Drei Arme schickte der kräftig sprudelnde Quell der arabischen Wüste aus, und die herrlichsten Blüthen sprofsten an ihrem Gestade: der zerstörende Giefsbach des Kriegs, der berauschende Strom der Liebe und der frischlabende Flufs der Gastfreundschaft. Mit der Erscheinung Mohammeds wurde alle persönliche Neigung für eine Religion, alle individuelle Thatkraft für das Gottesreich auf Erden verwendet. Nicht durch Mohammed selbst, wenigstens nicht unmittelbar, sank die arabische Poesie. Dies war eine Folge der politischen und religiösen Centralisation; der gegebenen Dogmen nicht minder, als der überhand nehmenden wissenschaftlichen und abstrakten Bestrebungen. Und wieder waren es drei Arten, in die sich die arabische Poesie spaltete: die Religionspoesie

Digitized by Google

mit ihrer Demuth und Selbstverläugnung, die Hofpoesie mit ihrer kriechenden Lobpreisung und dem Bombast ihrer Hyperbeln, und die Schulpoesie mit ihren angelernten Künsten und ihrer dürren Lehrweise.

Ref. kündet hier auch vorläufig die alsbald erscheinende erste Lieferung seiner Übersetzung der 1001 Nacht an, der er dann später einen besondern Artikel widmen wird. Hier werde nur vorläufig bemerkt, dafs einige Belletristen sich ohne Grund über den Titel des Werks ärgern, welcher lautet: 1001 Nacht, zum erstenmale treu aus dem arabischen Urtexte ins Deutsche übersetzt u. s. w. Herr Habicht gesteht selbst wohl in seiner Vorrede zum 14. Bändchen der in Breslau erschienenen Übersetzung, dafs er nur die letzten 118 Nächte selbst aus der tunesischen Handschrift übersetzt habe, während die übrigen 882 N. — wahrscheinlich von seinen beiden Mitarbeitern Fr. von der Hagen und Karl Schall — wie sich jeder der französischen Sprache kundige Leser überzeugen kann, nur aus dem Französischen nach Galland Caussin und Gautier übersetzt worden sind. Wie sehr aber diese Franzosen, namentlich Erstgenannter, alles modernisirt und ganz willkührlich in ein gallisches Gewand eingekleidet haben, ist schon von Freiherrn de Sacy und vielen andern Orientalisten so oft bedauert worden, dafs Ref. keinen Augenblick zweifeln konnte, dafs eine treue Übersetzung aus dem Arabischen der sämmtlichen 1001 Nacht jedem Freunde der morgenländischen Literatur willkommen seyn müfsten.

Lettres sur l'histoire des arabes avant l'islamisme par Fulgence Fresnel. Paris. Theophile Barroit père et Benjamin Duprat. 114 *p. gr.* 8.

Wenn die Geschichte des letzten heidnischen Jahrhunderts der Araber, über die gröfstentheils nur abgerissene Fragmente hie und da einiges Licht werfen, schon deshalb sehr wichtig ist, weil sie nicht geringen Aufschlufs über die fast mährchenhaft schnellen Eroberungen ihrer muselmännischen Söhne gibt, so ist sie auf der andern Seite zum Verständnifs der meisten Dichter aus jenem goldnen Zeitalter der Poesie nicht minder unentbehrlich. Nur wer die hohen kriegerischen Tugenden und die ungeheure Thatkraft der zerstreuten Wüstenbewohner kennt, kann begreifen, wie diese, sobald ihre zersplitterten lange nur gegen sich selbst gewendeten Kräfte durch das Band der Religion vereinigt und gegen äussere Feinde gerichtet werden, in weniger als einem halben Jahrhundert drei Welttheilen Gesetze geben. Eben so kann auch der beste orientalische Philolog, mit allen grammatikalischen und lexikalischen Kenntnissen und Hülfsmitteln ausgestattet, nur dann in den wahren Geist jener erhabenen Poesie eindringen, ja oft sogar, weil die meisten poetischen Erzeugnisse jener Zeit nur Gelegenheitsgedichte waren, nur dann ihren wahren Sinn errathen, wenn er die Sitten und Gebräuche der dama-

Digitized by Google

ligen Beduinen im Allgemeinen und das Leben und die Thaten der heroischen Dichter im Einzelnen genau kennt. Orientalisten sowohl als Geschichtsforschern mufs daher Herrn Fresnels Werkchen, das über die denkwürdigsten Waffenthaten der ausgezeichnetsten Feldherren und Dichter vor der Erscheinung Mohammeds Auskunft ertheilt, höchst willkommen seyn. Der Verfasser des Werks, aus dem Herr Fresnel einen ersten Auszug gibt, ist der berühmte Philolog und Dichter aus Cordova, Abu Omar Ahmad Sohn Muhammads Ibn Abd rabbihi, der im Jahre 246 der Hedjra geboren ward und ein Alter von 82 Jahren erreichte. Sein in 25 Bücher eingetheiltes Werk führt den Titel: Alikd Alfarid (die einzige Perle). Dieses Werkchen verdient um so mehr Vertrauen, als Herr Fresnel in seiner Einleitung gesteht, er habe Alles unter der Leitung eines der berühmtesten Maschaïch in Kahira, desselben, bei dem auch Ref. einen mehrjährigen Unterricht genofs, übersetzt. Aber der gelehrte Verfasser, der seine Arbeit einem Freunde in Paris mit einem als Einleitung dienenden Briefe zusendete — weshalb sie unter dem Namen »Briefe über die Geschichte der Araber« erschien, begnügte sich nicht mit einer einfachen Übersetzung seines Textes, sondern er schmückte sie auch noch mit höchst interessanten Noten und Erörterungen aus, die eben so belehrend als unterhaltend sind und gelegenheitlich auch manches Licht über den jetzigen politischen, moralischen und literarischen Zustand Egyptens werfen. Jeder Freund der Geschichte und Literatur des Orients mufs daher sehnlich wünschen, dafs der Verf. seinem Vorhaben, das ganze Werk des Ibn Abd Rabbihi zu übersetzen, das wohl Stoff zu einem paar Hundert solcher Briefe geben wird, treu bleiben und die erwünschte Ruhe, an der es jetzt in Egypten, wo die Pest wieder einheimisch geworden zu seyn scheint, so oft fehlt, finden möge, um es mit Hülfe seines Lehrers glücklich ausführen zu können. Die Übersetzung des Verfassers dürfte wohl als Muster für Alles, was aus dem Arabischen in europäische Sprachen übertragen wird, aufgestellt werden, da sie mit der gewissenhaftesten Treue einen sehr blühenden, eleganten Styl verbindet, den man längst schon in Frankreich mit Recht an Herrn Fresnel bewundert. Nur solche Leistungen, die aber freilich nicht von Jedem gefordert werden können, vermögen es, eine allgemeine heifse Liebe zum Studium der orientalischen Literatur zu wecken, während sie doch auch zu gleicher Zeit den scrupulösesten Philologen befriedigen. Der einzige Verwurf, den man allenfalls dem Vf. machen könnte, — und Ref. verschweigt ihn nicht, damit man ihn nicht für die Mängel seines Freundes und ehemaligen Studien- und Leidensgefährten blind glaube, — wäre der, dafs Manches, was in diesem Werkchen als etwas Neues gegeben wird, schon längst durch de Sacy und Andere in Europa bekannt ist. So die Erzählung des Kriegs von Basus, (wo jedoch noch in einer Note auf de Sacy's Mémoire hingewiesen wird), eine lange Anmerkung über

Digitized by Google

die Arab Alaraba und Mustaaraba, Mehreres über die Messe von Okazh, über das Verschieben der heiligen Monate u. s. w. Doch wird jeder billige Kritiker ihm das gerne verzeihen, wenn er bedenkt, dafs Herr Fresnel erst, seitdem er im Oriente lebt, sich ausschliefslich mit der arabischen Geschichte beschäftigt und es ihm dort unmöglich war, mit dem, was auf diesem Felde schon in Europa geschehen war, vertraut zu werden. Übrigens ist das Bekannte selbs auf eine so geistreiche und originelle Weise aufgefafst und dargestellt und mit so vielem Unbekannten vermischt, dafs man es bedauern müfste, wenn Herr Fresnel es vermieden hätte, alles nicht mehr ganz Neue zu berühren. So sagt er z. B. wo er von der Messe von Okazh spricht: »Mais comment concevoir que des hommes dont les plaies etaient toujours saignantes, qui avaient toujours des vengeances à exercer, des vengeances à redouter, pussent à une époque fixe imposer silence à leurs haines, au point de s'asseoir tranquillement auprès d'un ennemi mortel? Comment le brave qui redemandait le sang d'un père, d'un frère ou d'un fils, selon la phraséologie du désert et de la bible, qui depuis longtems peut être poursuivait en vain le meurtrier, pouvait il le recontrer, l'aborder pacifiquement à Ouqazh, et faire assaut de cadences et de rimes avec celui dont la seule présence l'accusait d'impuissance ou de lâcheté, avec celui qu'il devait tuer, sous peine d'infamie, après l'expiration de la trêve? Enfin comment pouvait il écouter un panégyrique où l'on célebrait *la gloire* acquise à ses dépens, et soutenir le feu de mille regards et faire bonne contenance? Est ce que les arabes n'avaient plus de sang dans les veines pendant la durée de la foire?

Ces questions si embarrassantes, et que mes lecteurs peut être, de quelque pénétration que la nature les ait doués, regarderont comme insolubles, — ces questions furent résolues dans le paganisme arabe de la manière la plus simple et la plus elégante.

A la foire d'Oukazh les preux etoient masqués.

Nachdem er nun Vieles über die Beschaffenheit der Helme, Panzer und Masken oder Schleier der Beduinen sagt, kehrt er zur Messe mit folgenden Worten zurück: »Ce fut dans ce congrès des poëtes aarabes (et presque tous les guerriers etaient poëtes à l'epoque dont je m'occupe) que s'opera la fusion des dialectes de l'Arabie en une langue magique, la langue du Hidjâz, dont Mahomet se servit pour bouleverser le monde; car le triomphe de Mahomet n'est autre chose que le triomphe de la parole. En mettant la foire d'Ouqazh au ban de l'islamisme, Mahomet anéantit le parlement de l'Arabie, et frappa au coeur cette société unique de tribus, qui à travers les guerres les plus acharnées, n'oubliaient jamais leur commune origine, et venaient tous les ans au rendez-vous national pour y gouter les joies exquises du suffrage universel. Depuis lors les traditions appelées *riwâyât* furent remplacées par la tradition nommée *hadîth*, qui se rapporte à un seul homme, Mahomet.

Digitized by Google

Herr Fresnel hat mit diesem Briefe über die denkwürdigen Tage (ayyam) der Araber auch eine zweite Auflage seiner Übersetzung von Schanfaras Lamiat Aladjam verbunden, die schon vor einigen Jahren zuerst in der Revue de Paris, sodann im Journal asiatique erschienen ist. Er hatte nämlich inzwischen noch ein Manuscript mit einem Commentar gefunden, aus dem ihm über den Sinn einiger Verse ein neues Licht aufgegangen. Bekanntlich hat de Sacy in seinen beiden Auflagen der Chrestomathie dieses unübertreffliche Gedicht herausgegeben, übersetzt und erläutert, sowie auch das Erheblichste von Schanfara's Leben hinzugesetzt, so dafs es überflüssig wäre hier mehr darüber zu sagen. Man erwartet gewifs nicht vom Ref., dafs er hier bei von einander abweichenden Stellen sich für den einen oder den andern Übersetzer ausspreche, oder gar über einzelne Verse noch seine eigne dritte Ansicht mittheile; dies kann nicht in einer Recension geschehen. Auch Herrn Fresnels Methode, das Arabische mit französischen Buchstaben zu schreiben, ist gut und einfach. Auch er weifs, wie Ref., nur von *a*, *ou* und *i*, auch er drückt Buchstabe 4 durch *th* und B. 17 durch *zh* aus. Um B. 21 und 22 zu unterscheiden, schreibt er für erstern ein *q* und für letztern ein *k*. Ref. hofft bald einen zweiten Brief anzeigen zu können, und verspricht dann über den Inhalt des Textes selbst etwas ausführlicher zu seyn.

Dr. G. Weil.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Manuel de l'histoire de la litérature Grecque, abrégé de l'ouvrage de Schoell, refondu en partie et complété par J. E G. Roulez, doct. en philosophie et lettres et en droit, professeur d'archéologie et d'antiquités Romaines à l'université de Gand. Bruxelles. A la libraire classique d'Alexandre de Mat, rue de la batterie nr. 21. *MDCCCXXXVII. XIV und* 436 *S. in gr.* 8.

Der Mangel eines brauchbaren Compendiums bei Vorträgen über die Geschichte der griechischen Literatur mag wohl die erste Veranlassung zur Entstehung dieses Handbuchs gegeben haben, das wir keineswegs als einen blofsen Auszug aus dem gröfseren Werke von Schöll, das allerdings die Grundlage bildet, zu betrachten haben, da es in der That gar manche, freilich ihm nur zum Vortheil gereichende, Veränderungen unter den Händen seines gelehrten Bearbeiters erlitten und so eine in Manchem wesentlich verschiedene Gestalt von dem genannten gröfseren Werke, das ja auch unter uns durch eine deutsche Bearbeitung bekannter geworden ist, erhalten hat. Wenn daher auch die Anordnung des Stoffs, die Eintheilungsweise desselben nach sechs Perioden u. a. der Art beibehalten worden, so ist doch im Ein-

Digitized by Google

zelnen gar Manches verändert oder vielmehr verbessert worden, zumal da der Charakter eines Handbuchs in so manchen Fällen nicht ein allgemeines Hin- oder Herreden oder eine längere und ausführlichere Erörterung verschiedener und entgegengesetzter Ansichten verstattete, sondern ein bestimmt und entschieden ausgesprochenes Urtheil verlangte. Und gerade in diesen meist schwierigen Fällen wird man alle Ursache haben, mit des Vfs. Behandlungsweise, mit seinen Urtheilen und Ansichten zufrieden zu seyn, da sich auch hier die Gründlichkeit und Gediegenheit, die wir auch mehrfach an andern Leistungen des Herrn Prof. Roulez anzuerkennen Gelegenheit fanden, seine umfassende Kenntnifs der classischen Literatur und insbesondere aller der besseren Leistungen der neueren Zeit, bewährt findet. Was er S. III seiner Vorrede in dieser Hinsicht bemerkt: »En abrégeant Schöll, je ne me suis pas toujours astreint à le reproduire servilement. Loin de là j'ai quelquefois interverti l'ordre qu'il suit et refondu entièrement plusieurs passages. Le plus souvent, lorsque cet auteur entre dans l'exposition d'une controverse sans adopter d'avis, le cadre de mon livre m'a forcé naturellement à trancher net en faveur de l'opinion qui me paraissait la plus vraisemblable. J'ai aussi rectifié bon nombre de points d'après mes propres lectures et mis à profit les additions et corrections de l'auteur et des traducteurs etc. etc.« — das haben wir vielfach bestätigt gefunden, und behalten uns vor, Einiges der Art nachher anzuführen.

Herr Roulez hat sich insbesondere dadurch ein Verdienst erworben, dafs er aufs sorgfältigste die bei Schöll mangelhafte Literatur überall nachgetragen und ergänzt hat, wobei ihm seine genaue Kenntnifs aller der in Deutschland erschienenen Schriften nicht leicht irgend eine Ausgabe von Bedeutung, nur irgend eine Abhandlung über einzelne Schriftsteller übersehen liefs, wie z. B. S. 216 der von Wagenfeld vorgebrachte (angebliche) Sanchuniathon nach der französischen Bearbeitung von Le Bas. 1836. Paris. hier nicht fehlt. Bei einer neuen Auflage, die dem nützlichen Buche nicht fehlen wird, kann unter Anführung des nun erschienenen griechischen Textes der Betrug (denn dafür sieht Ref. mit Andern, jetzt nach Bekanntwerdung des griechischen Textes, das Ganze unzweifelhaft an) nicht wohl unerwähnt gelassen werden. In Bezug auf diese reichlicher mitgetheilten literärischen Notizen äussert sich der Verf. S. III des Vorworts folgendermafsen: »Quant à la partie bibliographique, je me suis borné à en faire un choix relativement aux auteurs qui ont été publiés souvent; cependant pour ceux-là même j'ai donné une grande extension à l'indication des publications des trente dernières années. Mon but en cela a été de faire connaître dans ce pays les nombreux travaux de la philologie allemande, et de suppléer en partie à l'absence chez nous de livres spéciaux sur la bibliographie de la literature ancienne, tels que l'Allemagne en possède dans les ouvrages de Krebs, de Schweigger, etc.«, wo-

Digitized by Google

mit wir noch die Schlufsworte der Vorrede verbinden: — je n'ai pas negligé de me tenir au courant des publications faites jusqu'à ce jour et d'en consigner les résultats dans mon livre, pour autant qu'ils m'étaient connus.« So schreibt der Vf. im November 1836, da sein schon im April 1835 zum Druck völlig ausgearbeitetes Manuscript durch unvorhergesehene Umstände liegen blieb und erst nach mehr als anderthalb Jahren dem Druck übergeben werden konnte; welche Zwischenzeit von dem Verf. benutzt wurde, um alle inzwischen erschienenen Schriften nachzutragen und so seinem Handbuch möglichste Vollständigkeit von dieser Seite zu geben. Wir müssen dies um so mehr mit Dank anerkennen, wenn wir überhaupt an die Absicht des Verfs. denken, zunächst mit diesem Handbuch in seinem jetzt ruhiger gewordenen Vaterlande, bei einer durchweg vorherrschenden Richtung zu materiellen und industriellen Interessen, ein die classischen Studien und deren gründliche Bildung förderndes Hülfsmittel zu liefern und damit selbst Eifer und Sinn für diese Studien zu wecken und zu unterhalten.

Nach einer kurzen Einleitung, die über den Begriff und Umfang der Geschichte der griechischen Literatur, ihre Eintheilungsweise nach Perioden u. dgl. sich verbreitet und die verschiedenen dazu vorhandenen Hülfsmittel in möglichster Vollständigkeit aufführt, eilt der Verf. kurz über die erste Periode hinweg, und verweilt bei den hier vorkommenden Fragen über die Urzeit Griechenlands, über dessen älteste Bevölkerung und deren Abkunft oder Ursprung (bekanntlich die Lieblingsthemata unsrer Zeit in Deutschland) nur so weit, als es unumgänglich nöthig war, ohne in neuen Vermuthungen oder Combinationen sich zu gefallen oder überhaupt auch nur die schwierige und dunkle Frage entscheiden zu wollen, die sich auch nach unserm Ermessen, nach den vorliegenden Datis, wenn man nicht Vermuthungen und Einfälle statt historischer Wahrheit geben will, schwerlich je mit Bestimmtheit wird entscheiden lassen. Er spricht von den Pelasgern wie von den Hellenen, und gedenkt auch der Kolonien, welche zwischen dem 20. und 16. Jahrhundert vor Christi Geburt durch Danaus und Cecrops und Kadmus eingeführt worden; wenn er dann hinzusetzt: »l'opinion la plus générale les fait venir de l'Egypte ou de la Phénicie; il n'est pas invraisemblable cependant qu'elles soient sorties de la Thrace, antique berceau des populations européennes«, so ist dies allerdings die Ansicht mehrerer namhaften Gelehrten Deutschlands, die aber Ref. nicht zu der seinigen machen kann, wie er unlängst in diesen Jahrbb. Nr. 28. 29. dargethan hat.

Auch bei der zweiten Periode der griechischen Literatur, die nach Schöll von 1184—594 reicht und mithin den Troischen und Homerischen Cyclus befafst, hat sich der Vf. und mit Recht kürzer gefafst, indessen bei Homer selbst doch das Wesentlichste von dem angegeben, was in einem solchen Werke zunächst in

Digitized by Google

Bezug auf die Frage nach dem Verfasser oder vielmehr nach dem Ursprung der unter Homer's Namen auf uns gekommenen Dichtungen, der Ilias und Odysse, anzugeben war. Die Hauptpunkte des darüber geführten Streits werden angeführt; und wie nach den in neuester Zeit in Deutschland und Frankreich geführten, Herrn Roulez keineswegs unbekannt gebliebenen Untersuchungen wohl zu erwarten war, der Verf. erklärt sich zuletzt gegen die Wolfische Ansicht, und für diejenige, welche uns als die schon im griechischen Alterthum vorherrschende und von den Alexandrinischen Gelehrten im Ganzen angenommene erscheint, von der aber abzugehen für uns um so weniger Grund vorhanden seyn dürfte, als wir zweitausend Jahre später der grofsen Hülfsmittel, deren sich das Alexandrinische Zeitalter noch erfreute, zur genaueren Untersuchung des Gegenstandes, beraubt, schwerlich uns einbilden dürfen, über die Resultate der Alexandrinischen Forschung noch weiter hinausgehen zu können, da wo aller Boden unsicher wird und bei dem Mangel einer sicheren und festen Grundlage Alles auf bloſse Vermuthung sich beschränken muſs.

Mit der dritten Periode, d. i. von der Zeit Solons an, wird der Boden sicherer, und der Verf. führt uns nun nach den von Schöll gemachten Ein- und Abtheilungen die einzelnen Schriftsteller auf, wobei er sich möglichst kurz und bestimmt zu fassen suchte, da der gewaltige Umfang der Materie ihm kaum *mehr* erlaubte, als bei jedem Schriftsteller einige Hauptpunkte, die als wesentlich und nothwendig nicht übergangen werden konnten, hervorzuheben und in den Noten möglichst vollständige Angaben der Ausgaben und anderer Schriften zu liefern. Ref. muſs die Leser hier auf das Buch selbst verweisen, wenn sie dasselbe in seinen Einzelheiten näher kennen lernen und sein oben im Allgemeinen ausgesprochenes Urtheil bewährt finden wollen; er will nur als Probe auf einige Hauptschriftsteller, deren Darstellung zum Theil besondereu Schwierigkeiten unterliegt, verweisen. Man vergleiche z. B. das, was über Herodot S. 81 ff. gesagt ist, insbesondere die Schluſsworte (S. 82), welche über die Kritik und über das, was wir die fides dieses Autors nennen, sich folgendermafsen aussprechen: »Hérodote raconte toujours avec simplicité et exercitude, non seulement les faits dont il a pu par lui même reconnaître la verité, mais aussi ceux qui lui ont été communiqués dans ses voyages. Souvent il s'abstient d'émettre son opinion; quelquefois il exprime seulement ses doutes. C'est donc à tort qu'on lui a donné l'epithète d'historien fabuleux, qu'il ne mérite nullement. Des voyageurs modernes ont confirmé un grand nombre de récits considérés anciennement comme mensongers, ou ont fait connaître les causes qui ont pu induire cet écrivain en erreur; et c'est ainsi que les fables mêmes, que son histoire renferme, sont un témoignage de son amour pour la verité.« So wird auch das, was über Plato und dessen Schriften S. 122 ff.

Digitized by Google

oder was über Aristoteles S. 170 ff. bemerkt wird, nicht minder befriedigen. Bei Plato hat sich insbesondere der Vf. auch über die verschiedenen Versuche, Platons Dialogen nach bestimmten Classen oder nach einem bestimmten System zu ordnen, ausgesprochen, theils kürzer und bestimmter, als dies in Schöll's gröfserem Werke der Fall ist, theils aber auch mit einigen Erweiterungen und Zusätzen, wie dies bei einer näheren Einsicht und Vergleichung beider Werke bald sich herausstellt. Über Schleiermachers Eintheilung der Platonischen Dialoge nach drei Classen urtheilt der Verf. S. 125 Folgendes: »Cette division marquée au coin de la profondeur et de la perspicacité, n'est pourtant pas satisfaisante; en effet elle suppose, chose tout à fait invraisemblable, que le fondateur de l'Académie, quand il commença à écrire, avait déjà son système formé et arrêté dans sa tête et qu'il s'était tracé dès ce moment le plan qu'il suivrait en l'exposant et en le developpant successivement dans ses écrits.« Es folgt dann die Beurtheilung der Socher'schen Ansicht, und dann die Stallbaumsche, welcher der Verf. mit vollem Rechte, nach unserer Überzeugung, den Vorzug giebt. Über Ast's Zweifel an der Ächtheit so mancher, zum Theil der vorzüglicheren Dialoge Platon's urtheilt er S. 126 folgendermafsen: »Ast, qui a poussé le scepticisme le plus loin de tous, n'en reconnaît que quatorze comme sortis de la plume de ce grand ecrivain. Cette assertion du reste n'a rien qui étonne, si l'on fait attention qu'elle est le résultat d'un examen auquel il a procédé d'après une idée fixe, en exigeant d'une suite d'ouvrages, écrits dans une espace de quarante ans environ, même verve, mêmes vues, même erudition et même perfection. Mais pour peu que l'on veuille faire la part des circonstances extérieures, de l'accroissement et du déclin du talent on sera amené à porter au double à peu près, ce nombre de quatorze dialogues de Platon.«

Wir wollen diese absichtlich bei zwei der wichtigsten Autoren ausgewählten Proben nicht weiter fortsetzen; auch hat sich der Verf. bei minder wichtigen Autoren kürzer gefafst, wie z. B. selbst bei den sogenannten moralischen Schriften Plutarch's (S. 259), während über die Lebensbeschreibungen S. 217 etwas ausführlicher geredet wird. S. 223 hält der Vf. den Älianus, der die Variae Historiae geschrieben, für verschieden von dem Verfasser oder Sammler der Thiergeschichten; die neuesten Untersuchungen von Jacobs in den Prolegomenen seiner Ausgabe haben das Gegentheil ziemlich wahrscheinlich gemacht und die frühere Annahme Eines und desselben Verfassers beider Werke in so weit bestätigt, als überhaupt in solchen Dingen Sicherheit und Gewifsheit sich erlangen läfst. Anderes übergehen wir, und schliefsen mit dem Wunsche, das nützliche Buch in dem Kreise, für den es bestimmt ist, immer mehr verbreitet zu sehen; dem Herrn Verf. aber möge die gerechte und wohlverdiente Anerkennung nicht ausbleiben.

Digitized by Google

Meletematum de historia Homeri fasc. II. P. IV. De memoria Homeri antiquissima Commentatio Cap. I. et II. (Solemnia natalicia — Friderici VI die XXVIII mens. Januarii et anni MDCCCXXXVII — rite celebranda Acad. Kiliens. rector et senatus indicant per Gr. Guil. Nitzschium, eloq. et litt. antiqq. prof. etc.) Kiliae, ex officina Christ. Frid. Mohr. 39 S. in gr. 4.

Dieses Heft giebt die nächste Fortsetzung der in Nr. 29 dieser Jahrbb. besprochenen Untersuchungen des Herrn Prof. Nitzsch über das Alterthum der Homerischen Gedichte und die geschichtliche Nachweisung desselben von den ältesten Zeiten an. Denn der Vf. gedenkt die äussere, historische Beweisführung nach allen Seiten hin zu vollenden, ehe er sich an die inneren Gründe für die Existenz eines Homeros und für die Autorschaft der Ilias und Odyssee wendet. In diesem Sinne bemerkt Herr Prof. Nitzch ganz richtig, wie ersprieſslich für die Beantwortung der ganzen Frage es seyn dürfte, wenn wir im Stande wären, nachzuweisen, wie, in welcher Weise und durch welche Mittel Homer's Dichtungen in Griechenland sich so sehr verbreitet haben und zu so grofsem Ansehen gelangt sind. Aber leider wird dies, bei dem Mangel aller näheren Zeugnisse kaum in befriedigender Weise je geschehen können; nur so viel geht aus den noch vorhandenen und vorliegenden Zeugnissen mit Sicherheit hervor, daſs die Homerischen Gedichte frühzeitig schon bei den dorischen Griechen und sonst bekannt geworden und auch zu Ansehen und Ehre gelangt sind, wie wir denn frühe schon eine allgemeine Kenntniſs der Ilias und Odyssee vorfinden, und aus den, wenngleich spärlich vorliegenden Zeugnissen den häufigen und allgemeinen Gebrauch dieser Gedichte ersehen können. Arctinus von Milet, Stasinus von Cypern hatten in Homer die nächste Veranlassung und das Muster zu ihren eigenen, diesem nachgebildeten Dichtungen gefunden; sie mochten Manches aus Homer entnommen und weiter ausgeführt haben; und so treten uns auch bei den ältesten lyrischen Dichtern, z. B. bei Alcman und Hipponax, wie selbst aus den geringen Bruchstücken ihrer Poesien erkennbar ist, die Spuren Homerischer Dichtung überall hervor und geben Zeugniſs von der allgemeinen Verbreitung und Kunde derselben. Darum versucht der Verf. vor Allem eine sorgfältige, kritische Zusammenstellung und Prüfung aller aus dem Alterthum in dieser Beziehung auf uns gekommenen Nachrichten und Andeutungen zu geben, und so erhalten wir in diesem Hefte eine doppelte, zum Theil durch neuere Untersuchungen über Entstehung und Charakter der Homerischen wie der cyclischen Poesie hervorgerufene Erörterung, deren Ergebnisse wir in der Kürze unsern Lesern vorlegen wollen.

Der erste Abschnitt: »Dubitatio de epopoeiis, quas aetas antiquior Homero praeter Iliadem et Odysseam attribuisse videatur.« beschäftigt sich mit der Frage nach den Gedichten, welche

Digitized by Google

das Alterthum, ausser der Ilias und Odyssee dem Homer im Alterthum zuschrieb. Wenn man in unsern Tagen den Namen Homeros zur Benennung einer ganzen Dichterclasse oder eines ganzen Zeitraums gemacht und damit ihm alle Individualität zu entziehen versucht hat, und dann in diese Periode und auf diese Dichtgattung Alles wirft, was die Sage bald allgemein, bald nur theilweise und in wenig bestimmten, oft widersprechenden Angaben mit dem Namen Homeros nur einigermafsen bezeichnet hat, so können wir uns eben so wenig wie Herr Nitzsch mit dieser Ansicht befreunden, und müssen vielmehr dem Letztern entschieden beitreten, wenn er den Dichter in seiner auf historische Zeugnisse gestützte Persönlichkeit uns erhalten wissen will, wenn er ihn nicht als allgemeine Benennung einer ganzen Zeitperiode in dieser gleichsam verschwimmen und untergehen läfst, wohl aber zu der Anerkennung des Satzes bereit ist, dafs auf den anerkannten Dichter der Ilias und Odyssee gar Manches im Laufe der Zeit bei der wenig festen, wenig sichern Sage übertragen, zur Verherrlichung, zu Ehr und Preis seines in aller Hellenen Mund hoch gefeierten Namens. (Quare ii soli habent quod cum fide sequantur, qui notas illas ac nomina animadvertentes Homeri vocabulum non progrediente tempore expilatum sed Iliadis et Odysseae poetam ab omnibus creditum fama atque opinione parum certa uberius exornatum narrant.« S. 8. 9.) So durchgeht nun der Vf. prüfend die einzelnen, ausser der Ilias und Odyssee, theilweise dem Homer beigelegten, von Andern aber und mit mehr Zuverlässigkeit andern Dichtern, die nach seinem Vorbild in seiner Weise und wo möglich auch in seinem Geiste Gegenstände verwandten oder ähnlichen Inhalts aus dem trojanischen Sagenkreise besangen, zugeschriebenen epischen Poesien, und zeigt eben im Einzelnen, wie unbestimmt, unsicher und ungewifs hier Homer's angebliche Autorschaft ist, die anerkannt und übereinstimmend immer nur auf diese beiden Gedichte sich beschränkt, nie aber in solch allgemeiner Übereinstimmung von einem dritten Gedicht nachgewiesen werden kann (vgl. S. 22). So wird auf diesem Wege das sichere Resultat gewonnen, dafs alle die andern in jenen Sagenkreis fallenden Poesien, die Thebais, die Epigonen, die lyrischen Gedichte, die kleine Ilias, die Nosten u. a. jedenfalls von dem Namen Homer's, der ihnen mit Unrecht aus den oben bemerkten Veranlassungen theilweise beigelegt worden, auszuscheiden sind.

Der andere Abschnitt mit der Aufschrift: »Accuratius quaeritur de caussis favoris publici quo Homerus inter populares floruit.« S. 25 ff. sucht zunächst auszumitteln, wodurch denn die Homerischen Gedichte in frühem Alterthum zu so hohem Ansehen gelangt seyen, und ob sie dieses Ansehen, diesen allgemeinen Beifall ihrem Inhalt, also den darin erwähnten Nachrichten und Angaben, oder vielmehr der Form und Darstellung, der poetischen Ausführung, zu verdanken haben. Dafs in dem Inhalt der

Digitized by Google

Sage ein nicht zu übersehendes Moment liegt, kann nimmermehr geleugnet werden, nur darf ihm nicht eine zu grofse Ausdehnung gegeben werden, da allerdings in der Kunst des Dichters, also in der Fassung und Darstellung seiner Poesie, ein weit wichtigeres und einflufsreicheres Moment, wodurch das grofse Ansehen und die Bedeutung Homers so sehr gestiegen, gesucht werden mufs. Dies ist im Ganzen das Resultat der Untersuchungen des Verfassers; wir wollen es mit den eigenen Worten desselben, S. 28 u. 29, wo es sich unter mehrern andern, in Bezug auf Fassung und Inhalt der Homerischen Dichtungen wichtigen Sätzen aufgeführt findet, beifügen:

»Ex iis, quae posuimus, efficitur vel necessarium esse, ut *in rerum traditarum memoria magnam vim fuisse* fateamur ad insignandas in publicam gratiam Iliadem et Odysseam. Hae eo ipso, quod rerum Trojanarum monumenta fuerunt, omnes non dico Titanomachias, Theseides, Danaides et Phoronides, sed Heracleas et Thebaides gratia vere populari longe superarunt. Verum enim quum eaedem ea quoque carmina invicta laude post se reliquerint, quibus ab argumento ex parte tantumdem commendationis accedebat, *multo plurimum in poetae arte et humanitate situm fuerit necesse est.*« Wir verbinden damit, indem wir uns auch hier mit der Angabe des Resultats begnügen, der eigenen Einsicht in die gründliche Untersuchung des Vfs. das Weitere überlassend, noch eine Stelle am Schlusse des Ganzen S. 38: »Manifestum est, Iliadem et Odysseam cetera carmina, etiam ea quae de Fabula Trojana essent, non tam eo vicisse, quod memoriam belli Trojani uberiorem majoremque antiquarum rerum copiam haberent quam sua praestantia et virtute. Haec demum effecit, ut civitates, quarum in bello Trojano opera aut exigua aut nulla fuerat, sese per diasceuen i. e. interpolationem corruptionemque monumento expetitissimo inferrent. Praeterea quicunque non orationis et imitationis virtutibus, sed rebus traditis illam vim singularem et admirabilem placendi tribueret, is merito ab ipsius Homeri judicio dissidere argueretur. Quaecunque enim in ipsis ejus carminibus de cantu et cantoribus leguntur, omnia sic comparata sunt, ut artis id opus haberi intelligamus, quae non omnibus aut multis certe, sed paucis suppetat quibus Musa dederit; quum vero cantorum facultas accuratius describatur, semper artem potius laudari quam res exhibitas.«

Der nächste Abschnitt wird die Verhältnisse der dorischen Griechen zu den Homerischen Dichtungen näher beleuchten. (»Homerum inter Dorienses versantem illustremus«)

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google